

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band  
auf das Jahr 1819.



# Göttingische gelehrte Anzeigen

volume: 1819

by unknown author

Göttingen; 1819

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)





Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 1. May 1819.

Kopenhagen.

*Icones plantarum sponte nascentium in regno Daniae etc. ad illustr. opus, Florae Dani- cae nomine inscriptum. Editae a J. W. Hornemann, Prof. Botan. etc. Vol. IX. continens fasciculos XXV -- XXVII. seu tab. 1441-- 1620. 1818. Fol.*

Zur Freude aller Pflanzenforscher hat dieses vortreffliche Werk einen ununterbrochenen Fortgang; keine politischen Stürme, keine Unglücksfälle und Wunden des Landes, dem es seine Entstehung verdankt, vermochten es zu unterbrechen. Möge es denn, unter glücklichen Auspicien begonnen, oft unter trüben Umständen fortgesetzt, wieder glücklich enden und seinen Herausgebern, so wie der Nation und dem Fürsten, dem es an- gehört, Zuwachs an Beyfall und Ruhm geben! Vorliegender Band stehet seinen älteren Brüdern an Schönheit und Treue der Darstellung keinesweges nach: da indessen der Mangel an sichtbar

£ (3)

blühenden Gewächsen immer größer wird, so trifft die Reihe der Darstellung nun vornehmlich die cryptogamischen, deren die Polarländer, die Meere und Wälder von Dänemark noch immer eine große Ernte geben. In den beiden ersten Heften dieses Bandes sind mehrere Tafeln noch unter Bahl's Augen gezeichnet und gestochen; das dritte ist ganz die Besorgung des gegenwärtigen Herausgebers, Hrn. Prof. Hornemann. Bey allen Vorzügen indessen, wodurch dieses Werk unter den Floren Europäischer Länder unstreitig die erste Stelle einnimmt, halten wir dafür, daß es in manchen Stücken einer größern Vollkommenheit fähig gewesen wäre. Dahin gehört z. B. die zu oft fehlende Zergliederung der Blüth- und Fruchtheile, die doch für die genauere Kenntniß der Gattung, und selbst der Art, in unsern Tagen so unerlässlich ist. Ferner lassen die microscopischen Darstellungen der Moospersistome, der Lichenenfrüchte, der Wasseralgae, noch viel zu wünschen übrig; was hier sehr in die Augen fällt, wenn man sie mit den vortheilhaften und wahrhaften Darstellungen von Schmidel, Hedwig, Hooker und andern in Vergleichung bringt. Auch die Einrichtung des Textes ist nicht ganz zu loben; einerseits enthält er zuweilen Synonyme, wo es nur ein's Namens bedurfte, die Pflanze zu bezeichnen; andererseits gibt er von manchen neuen Arten bloße Diagnosen, von einigen neuen Gattungen die bloßen Namen, ohne daß durch die Abbildung diesem Mangel zu Hülfe gekommen wäre. Endlich auch haben in die Benennung mancher Gewächse sich Irrthümer eingeschlichen, worüber eine genauere Angabe des Inhalts, nebst hinzugefügten wenigen Bemerkungen das Nähere ergeben wird.

Heft XXV. 1813. Taf. 1441. *Eriophorum triquetrum* Schrad. 1442. E. *angustifolium*

Roth. 1443. *Trichodium caninum* Schr. 1444. *Poa trivialis* L. 1445. *Festuca bromoides* L. Vahl hat auf dieser Tafel 3 Staubfäden zeichnen lassen; der Verf. beobachtete mit Schrader nur einen. 1446. *Bromus lecalinus* L. 1447. *Triticum caninum* Schr. (Die Wurzel wird hier subrepens genannt: dieser Ausdruck ist zu unbestimmt. Sie ist wirklich fibrosa, nur sendet sie zuweilen kurze Stolonen aus und wenn sie tiefer im Erdboden vergraben, so geben die unteren Stengelknoten Wurzelchen von sich) 1448. *Dipsacus pilosus* L. 1449. *Potamogeton coloratum*: fol. inferior. ovato-lanceolatis, superioribus ovatis petiolatis coloratis. An var. *P. heterophylli*? In Fionia Vahl et Hoffmann-Bang. 1450. *Pot. fluitans* Roth. (Wir finden zwischen beiden keinen Unterschied, als den der Größe, 1450 nehmlich ist größer; beide aber sind *P. rufescens* Cham. (*P. ferratum* Auct. *P. annulatum* Bell. *P. fluitans* E. Bot.) *P. fluitans* Roth. ist etwas anderes und hat folia nantantia, wie *P. natans*; noch mehr ist *P. heterophyllum* verschieden. 1451. *Pot. pusillum* L. 1452. *Hyoscyamus niger* L. (Capsula operculata ist nicht gut dargestellt). 1453. *Viola canina* L. (Hievon ist unseres Bedünkens *Viola montana* t. 1329 in keinem wesentlichen Stücke verschieden). 1454. *Oenanthe pimpinelloides* L. (Ist *Oen. peucedonifolia* L. oder vielmehr *Oen. gymnorhiza* Brign.) 1455. *Allium Scorodoprasum* L. (Es wird angemerkt, daß das auf Taf. 290 abgebildete *A. Scorodoprasum* das *A. arenarium* sey; wir sehen keinen Unterschied). 1456. *Allium oleraceum* L. (Die Blätter sehen in der Zeichnung platt aus, da sie rund seyn sollten). 1457. *Sedum acre* L. (Es fehlt in der Bergliederung das *Nectarium*). 1458. *Rosa villosa* L. 1459. *Ranunculus Philonotis* L. 1460.

*Draba aurea* Vahl: caule simplici; fol. integerrimis, inferioribus obovatis, superioribus lanceolatis; flor. racemosis. E. Groenlandia. 1461. *Alyssum incanum* L. ("Inventum a Botanices cultor diligens etc." das kann doch kein Druckfehler seyn). 1462. *Cardamine hastulata* E. Bot. J. E. Smith hatte späterhin diese Pflanze wieder mit *Arabis hispida* verbunden: hier ist sie abermahls getrennt. Wir stimmen für die Bereinigung; auch *Cardam. faroensis* t. 1392 halten wir nicht verschieden). 1463. *Lathyrus tuberosus* L. (vortreflich abgebildet). 1464. *Vicia dumetorum* L. 1465. *Carex cyperoides* L. häufig in einem ausgetrockneten Teiche bey Fredericksborg auf Seeland. 1466. *Carex digitata* L. 1467. *Betula alba* L. 1468. *Corylus Avellana* L. 1469. *Equisetum Telmateia* E. Die ästigen Stengel tragen die Aeste, was bey dieser Art ungewöhnlich ist. 1470. *Pohlia elongata* H. 1471. a. *Meesia dealbata* Sw. b. *Meesia uliginosa* H. 1472. a. *Spiloma tumidulum* a. Ach. (Ist *Coniolumma coccineum* Floerk. *Coniocarpon cinnabarinum* Dc.) b. *Lecidea Ehrhartiana*  $\beta$ . *polytropa* Ach. 1473. a. *Lecidea parasema* s. *punctata* Ach. b. *Lec. sanguinaria* A. 1474. *Gyrophora hyperborea* A. (Die Abbildung ist nicht die beste.) 1475. *Collema Burgeffi* Ach. 1476. *Fucus Brodiaei* Turn. (Grenzt zu nahe an *F. membranifolius* Gord.) 1477. *Fuc. Bangii* (Ist *F. laceratus* Turn.) 1478. *Fuc. pinnatifidus* Gmel. 1479. *Fuc. scorpioides*: caule tereti ramoso, ramis alternis ramosissimis apice inflexis Fl. Dan. t. 887? Tuberculi in apice ramuli aucti an fructus? Ad littora Fioniae et Jutlandiae. (Es lautet was von dieser Alge gesagt wird, die im Habitus mit *Fuc. confervoides* L. übereinkommt, aber dickere Aeste hat).

1480. a. *Ulva compressa* L. b. *U. filiformis* Hudf. (Scheint nur zärtere Abänderung von *U. compressa*). 1481 — 84. Ceramien und Conferven, meist aus der See. 1485. *Conferva chthonoplastes* Mert. filis continuis simplicibus inarticulatis intricatis capillaceis viscidis, granulis linearibus confertis subparallelis. Bildet an einer Stelle, wo der Strand durch Ebbe und Fluth abwechselnd überschwemmt und wieder trocken wird, unter Einmischung von Sande, wagerechte Lagen, deren der Entdecker, Hr. Hofmann-Bang, zuweilen über 20 zählte. (Ist *conferva rutilans* Roth. Catal. III. 179 und vielleicht ein thierisches Product). 1486. a. *Conf. mutabilis* Roth. (Vauchers Abbildung ist weit vorzüglicher) b. *Conf. pennata* Hudf. 1487. a. *Conf. flocculosa* Roth. b. *Conf. littoralis* L. 1488. a. *Rivularia dura* Roth. (Die Verfestigung des inneren Baues ist sehr unvollkommen). b. *Riv. endiviaefolia* Roth. (Hier fehlt die microscopische Darstellung vom inneren Bau ganz). 1489. *Ulva furfuracea* Mert. frondibus cespitose aggregatis adscendentibus membranaceis ovato subrotundis sinuoso lobatis margine inflexis. In Fioria ad lapides. Hollmann Bang. 1490 — 1500 stellen größere und kleinere Schwämme vor.

Heft XXVI. 1816. Taf. 1501. *Zostera marina* L. *Z. angustifolia*. (Ist die kleinere Abart, welche gemeinlich am Meerbusen, überhaupt in eingeschlossnen Massen von Seewasser vorkommt. Es fehlt Vergliederung der Blüthe und Frucht). 1502. *Eriophorum capitatum* Host. Aus Norwegen und Grönland. 1503. *Schoenus ferrugineus* L. 1504. *Surpus rufus* Schrad. (Die unterste Bractea ist nicht immer so kurz, als hier vorgestellt) 1505. *Agrostis algida* Wahlenb. Nun auch von Wernsfiold auf Grönland gesun-

den. 1506 *Sesleria caerulea* Hoff. (vortreffliche Abbildung). 1507. *Avena flavescens* L. 1508. *Holcus alpinus* Sw. Aus Grönland. 1509. *Galium uliginosum* L. (Die bey dieser Art sehr großen Blumen sind hier im Verhältniß der Blätter viel zu klein abgebildet; auch die reife Frucht fehlt). 1510. *Tillaea aquatica* L. 1511. *Primula egalikensis*: cor lacin. semibifidis, fol. ovatis petiolatis glabris integerrimis. Von Wormskiohd "ad Hiblik, sinus Egaliko, Groenlandiae" gefunden. (Lehmanns Abbildung [Monogr. Prim. t. 7. f. 3] hat mit der gegenwärtigen eine allzugroße Ähnlichkeit). 1512. *Campanula uniflora* L. Aus Grönland. 1513. *Lactepitium latifolium* L. 1514. *Sium repens* L. 1515. *Utricularia amplexifolia* L. Auf Grönland. 1516. *Vaccinium pubescens*: pedunc. unifloris; fol. ovatis ovalibusque mucronatis integerrimis pubescentibus; pedunc. bracteatis; fruct. carne rubra. Wormskiohd fand diese Pflanze auf Grönland, von wo sie auch Gieseke mitbrachte. (Der Herausg. fragt: an *V. uliginosi* var. *alpina*? Dieses ist in der That wahrscheinlich, denn außer der Pubescenz der Blätter und dem rothen Fleische der Frucht, welches bey *V. uliginosum* bekanntlich grünlich-weiß ist, bemerkt man keinen Unterschied). 1517. *Saxifraga tridactylites* L. 1518. *Arenaria Giesekei*: glanduloso-hispida, fol. lineari-lanceolatis rigidis trinerviis, pedunc. longissimis unifloris, petalis calyce minoribus. Accedit ad *A. lanceolatam* All. sed pedunc. longissimis et petalis brevibus valde diversa. Ad Sukkertappen Groenlandiae. Gieseke. 1519. *Coptis trifolia* Salisb. (*Helleborus* Linn.) *Anemone Groenlandica* Fl. Dan. t. 366. (Es waren Zweifel entstanden, ob die von Willdenow vereinigten Pflanzen, *Helleborus trifolius* L. und *Ane-*

mone Groenlandica Fl. Dan. auch zusammengesetzten, Hier zeigt sich, daß dieses wirklich der Fall sey. Es sind 5 — 8 gestielte vielmächtige Kapseln, und 3 — 5 zungenförmige Nectarien vorhanden; aber eben wegen dieser Veränderlichkeit der Zahl zweifeln wir, daß die Gattung *Coptis* bestehen könne). 1520. *Alyssum arcticum* Wormsk. caul. suffruticosis, fol. radicalibus obovato-spathulatis integerrimis tomentosis, silic. orbiculatis inflatis. Ad coloniam Omenak Groenlandiae. Gieseke. (Eine ausgezeichnete Art, deren Habitus, wie von *A. saxatile*. Es fehlt leider! Zergliederung der Blumen). 1521. *Lotus uliginosus* Schk. (So aufgerichtet, wie hier vorgestellt, ist der Stengel doch selten). 1522. *Picris hieracioides* L. 1523. *Apargia Taraxaci* W. (Der Habitus etwas fremd; es fehlt wiederum Analyse der Theile). 1524. *Arnica angustifolia* Vahl.: fol. lanceolatis acuminatis ciliatis, caulibus unifloris. E Groenlandia (Ist *Daronicum* Linn. Fl. Lapp. 305 und zeichnet sich allerdings vor der gewöhnlichen Form der *arn. montana* aus). 1525. *Malaxis monophyllos* Sw. aus Norwegen. 1526. *Carex muricata* L. (Darstellung der Frucht ist sehr unvollkommen, gleichwie bey der folgenden Art). 1527. *Car. praecox*, Jacq. 1528. *Car. Wormskioldiana*: spica simplici dioica, stigmatibus tribus, fructibus ovalibus subrostratis hispidis, culmo superne foliisque planis scabris. In subalpinis Montis Mallenefield Groenlandiae. Wormskiold. 1529. *Carex Bellardi* All. Von Island, Norwegen und Grönland. 1530. *Car. subspathacea* Wormsk. spica masculina, femina geminis remotis pedunculatis erectis oblongo-linearibus bractea subinvolucratibus, stigmatibus tribus, fructibus obovatis, ore brevissimo integro, squama ovata obtusa lon-



gioribus. In litore arenoso ad Nigeflek, fi-  
 nus Quanneisk, Groenlandiae. Wormskiold.  
 Maxime affinis *C. salinae* Wahlenb. quae  
 vero sigmatibus duobus gaudet. 1531—36.  
 Laubmoose aus mehreren Gattungen, wobey im  
 Allgemeinen zu erinnern, daß das Peisium  
 mancmahl gar nicht, zuweilen unvollkommner,  
 oder auch abenteuerlich und übertrieben vorge-  
 stellt sey. 1537—41. Flechten mit Achariusschen  
 Namen, ohne Vergrößerung des innern Frucht-  
 haus, was doch zum Verständniß der Gattungen  
 des Acharius so nothwendig ist. 1542. *Fucus*  
*Agarum* Gmel. Aus Grönland. 1543. *F. sub-*  
*fulcus* Turn. 1544. a. *F. rotundus* Gmel.  
 b. Fructificirender Zweig von *F. lumbricalis*  
 Gm. 1545. *Conferva fibrillola* Dillw. (Wir  
 können uns schwer überzeugen, daß die pinfel-  
 förmigen Fäden am Ende der Aestchen ein inte-  
 grirender Theil dieser Art seyen und nicht viel-  
 mehr eine andere parasitische, Conserve.) 1546.  
*Ceramium tuberculatum* Roth. (Ist wie wir  
 glauben, nicht die Rothsche Art, sondern ein  
*Batrachosperm. moniliforme* aus Seewasser).  
 1547. *Conferva Wormskioldi* Mert. filis pre-  
 catoriis. E. Groenlandia. Wormskiold. (Ist,  
 nach unserer Meinung, etwas Thierisches. "pre-  
 catoriis," für "moniliformibus," ist unlatei-  
 nisch). 1548. a. *Conf. moniliformis* Muell.  
 (Auch vielleicht thierischen Ursprungs.) b. *Conf.*  
*ericetorum* Roth. 1549. a. *Conferva majus-*  
*cula* Dillw. (Gehört zu *Bauchers Oscillatoria*,  
 so wie die folgende Form.) b. *Conf. limosa*  
 Dillw. 1550—60 stellen Schwämme der Gat-  
 tungen *Agaricus*, *Boletus*, *Peziza* u. s. w. dar.  
 Heft XXVII. 1818. Taf. 1561. *Veronica scu-*  
*tellata* V. pilosa Vahl. Enum V. *Parmularia*  
 Poir. Turp. 1562. *Schoenus fuscus* L. (vortreff-  
 lich dargestellt). 1563. *Scirpus triqueter* L.

(Ist die Form mit sitzenden knäulfförmig zusammengedrängten Aehren). 1564. *Panicum Crus Galli* L. (Ist die Abart mit Grannen oder *Panicum Crus Galli*  $\beta$ . Schrad.) 1565. *Alopecurus ovatus*: culmo ascendente, panicula spicata ovata, glumis calycinis lanatis acutis. E Groenlandia boreali Gieseke. (Ist mit *Alopecurus alpinus* Smith. Brit. III. 1386 nahe verwandt, scheint aber verschieden, wosern gegenwärtige Abbildung richtig, valvulis basi non connatis, arista duplo longiori). 1566. *Aira glauca* S. 1567. *Centunculus simplex* Horn. caule simplici uni f. bifloro, fol. ovatis basi angustatis. In arenosis uliginosis prope Grenaae Jutlandiae. (Ist ohne Zweifel, wie der Herausgeber auch selber vermuthet, bloße Abart von *C. minimus* L.) 1568. *Myosotis deflexa* Wahlb. Auf den Inseln bey Christiania vom verstorbenen Prof. C. Smith gefunden und hier vortreflich abgebildet.) 1569. *Symphytum officinale* L. (Ist die Abart mit rothen Blumen; die mit weiß: gelben ist auf Taf. 664 vorgestellt.) 1570. *Anagallis caerulea* Schreb. 1571. *Beta maritima* L. 1572. *Anechthum graveolens* L. "Inter segetes Amagriae." (Ist doch wohl nur als verwildert zu betrachten). 1573. *Alisma natans* L. (Es fehlen die Radicalblätter, welche linienförmig und ungestielt sind. Vergl. Roth. Germ. II. P. I. 429.) 1574. *Epilobium palustre* L. 1575. *Acer Pseudoplatanus* L. 1576. *Polygonum Hydropiper* L. 1577. *Spergula saginoides* L. 1578. *Potentilla Egedii* Wormsk. caule brevissimo subramoso, fol. pinnatis glabris, foliol. ovalibus pinnatifido-incisis, pedunc. unifloris folio longioribus Eged. Perlustr. Groenl. Tab. 1. fig. inf. intermedia. Circa Holsteinborg Groenlandiae. Gieseke. Habitu accedit ad *P. anserinam*, sed tenerior et valde diversa fol. glabris viridibus,

non-interrupte pinnatis, flor. majoribus etc. (An dieser Verschiedenheit erlauben wir uns einen leisen Zweifel zu äußern: in der Abbildung zeigt eines der Blätter offenbar den Anfang von fol. interrupte-pinnatis und Wahlberg (Fl. Lappon. 146) bemerkt, daß *P. anserina* in Norland und Finnmarken fast nur "foliis nudis" vorkomme). 1579. *Comarum fragarioides* Roth. (vortreffliche Abbildung). 1580. *Papaver Rhoëas* L. 1581. *Origanum vulgare* L. (Es fehlt die Abbildung der fruchttragenden Aehre, worauf sich der character genericus hauptsächlich gründet, Bekanntlich ist Orig. vulg. t. 638 die *mentha hirsuta* Sm.) 1582. *Sinapis nigra* L. 1583. *Bunias Cakile* s. Vahl *Cakile aegyptiaca* Willd. Am Seestrande auf Zütland und den Färöern. (Der Herausgeber bemerkt, daß es gewiß bloßer Abart von *Cakile maritima* W. sey. Wir haben diese Art auch aus Nord-America vor uns, mit der Bemerkung des Einsenders, daß Bigelow, vermuthlich in der Florula Bostoniensis, sie *Bunias edentula* nenne). 1584. *Ononis hircina* Jacq. 1585. *Artemisia Groenlandica*: a. fol. sericeis, inferior. pinnatis, pinnis 3 — 5 partitis, superior. et floralibus subulatis, caule subramoso, flor. subpedunculatis globosis. E Groenlandia. (Hat große Verwandtschaft mit *A. spicata* W. Es fehlt die Darstellung des Fruchtbodens, welcher Theil in dieser Gattung so wichtig ist). 1586. *Lemna trifulca* L. 1587. *L. minor* L. 1588. *L. gibba* L. 1589. *L. polyrhiza* L. (Letztere ist ohne Blüthe, die drey erstgenannten Arten aber mit solcher vorgestellt: die Darstellung aber ist sehr unvollkommen und steht z. B. denen von Micheli weit nach; auch fehlt, wir wissen nicht warum, das bekannte Nüsschen am Ende der Wurzelfasern, welches wir nie vermisten). 1590. *Carex ustulata* W. Aus

Norwegen und Grönland. 1591. *Aspidium cristatum* Sw. (character generis et ordinis ist unvollkommen). 1592. *Fucus ligulatus* Lightf. 1593. *Fuc. plocamium* Gmel. 1594. a. *Thorea Lehmanni* Horn. (Ist *Batracholpermum hispidum* Dc. das also auch in Norden vorkömmt.) b. *Scytosiphon tomentosus*. So nennt Hr. Lyngbye in einem "tentamine Algologiae mox evulgande" eine See-Alge, welche er so definiert: S. fronde tereti filiformi tubulosa vage ramosa; ramis ramulisque remotis, fibris geniculatis dense obfessis. (Ist der vorigen sehr verwandt und es hätte bemerkt werden sollen, worin der specifische, geschweige der generische, Unterschied liege). 1595. a. *Conferva foeniculacea* Hudf. b. *Conf. paradoxa* Roth. (Auch diese beiden Algen werden zur Gattung *Scytosiphon* gerechnet). 1596. a. *Conferva frigida* Dillw. *Ceramium Dillwynii* Roth. b. *Conf. pedicellata* Dillw. *Ceramium* Lynb. (Daß die runden Körper bey der letztern wirkliche Kapseln seyen, dünkt uns noch zweifelhaft). 1597. *Hydrodictyon utriculatum* Roth. 1598. a. *Conferva pectinalis* Muell. *Diatoma pectinale* Agardh. b. *Diatoma arcuatum* Lyngb. (Ist gewiß von a. nicht verschieden. 1599. a. *Oscillatoria zostricola* Lyngb. (Auch hier bekennen wir nichts Ausgezeichnetes von verwandten z. B. *Conferva confervicola* Dillw. zu sehen). b. *Oscillatoria muralis* Ag. 1600. *Sphacelaria reticulata* Lyngb. (Ein sonderbares Seeproduct, vielleicht eher dem Thierreiche angehörig). 1601. *Bangia viridis* Lyngb. (Scheint ein halbzerstörter Zustand einer andern Conserve). b. *Bangia crispa* Lyngb. (Ist *Conf. atropurpurea* Roth Catal. III. 208. t. 6. die im jüngeren Alter grün vorkömmt. Die Gattung *Bangia* wird charakterisirt durch "fila granulata, intus continua." 1602.

a. *Scytonema Hoffmanni* Ag. Syn. (zu unvollkommen abgebildet und characterisirt.) b. *Scytonema Myochnous* Ag. *Conferva* Dillw. (Die Gattung ist mit Unrecht von *Oscillatoria* abgerissen.) 1603. *Bryopsis Lyngbyi* Horn. (Eine sonderbare Seealge, vielleicht mit mehreren Rechte den Zoophyten beizugesellen). 1604. *Batrachospermum Myosurus* Ducluz. (*Tremella* Lyngb.) Aus einem Algenbache von den Farbern. 1605 bis 20. Schwämme aus den Gattungen *Aecidium*, *Agaricus*, *Meralius*, *Boletus*, *Thelaeophora* und *Peziza*.

### Göttingen.

Von Wardenhoef und Ruprecht: *De locupletiorum ecclesiarum bonis, num annui eorum fructus, quibus illae haud utantur, ad augenda stipendia eorum, qui munere ecclesiastico vel adeo in alia ecclesia fungantur, ex aequo ac justo adhiberi possint — libellum — conscripsit Theopb. Chriß. Breiger, Superintendentens.* 1818. 20 S. 4.

In dieser Schrift, durch welche Hr. Superintendent Breiger in Dransfeld, einem benachbarten Prediger, Hrn. Apel in Bühren zu seinem 50jährigen Amtsjubelfeste Glück wünscht, wird behauptet, nicht nur, daß reichere Kirchen, welche ihre Einkünfte zur Erhaltung und Reparatur des Gebäudes nicht brauchen und noch eine Reihe von Jahren hindurch nicht brauchen werden und überhaupt mehr Einkünfte als Ausgaben haben, das Uebrige eher zur Erhöhung der Besoldung ihrer Prediger, als zur beständigen Vermehrung des Vermögens der Kirche und für die Armen verwenden sollten, sondern auch daß es billig und gerecht sey, die überflüssigen Einkünfte der Kirchen, deren Prediger schon hinreichend bedacht ist, zur Verbesserung des Gehalts von Pre-

digern bey andern ganz armen Kirchen anzuwenden. Das Erste wollen wir nicht bestreiten und der Verf. brauchte auch, um seine Behauptung zu unterstützen, nicht Böhmen u. a. anzugreifen, welche die Güter einer Kirche *patrimonium parochianorum* oder *bona universitatis* nennen, denn darin liegt nicht das Recht, diese Güter willkürlich zu verwenden, (*in usum saum vel profanum convertendi p. 10*) es kann vielmehr in eben diesem Verwaltungsrechte nach Befinden der Umstände die Pflicht liegen, die Lage des Predigers aus den Kircheneinkünften zu verbessern. Ebenso wenig brauchte er seiner Meinung zu lieb zu behaupten, daß wenn das Kirchengut *patrimonium pauperum* genannt wird, unter diesen fast durchaus die Cleriker, und daß, wenn in den ältesten Kirchen der dritte Theil des Kirchenguts den Armen zukam, darunter nur die täglich einkommenden und ausgetheilten Oblationen, nicht aber die zu beständigem Gebrauche geschenkten Güter zu verstehen seyen, welches sich auch aus der Geschichte nicht darthun läßt. Immer bleibt es gewiß, daß ein Theil des Kirchenguts für den Clerus bestimmt war und zu seiner hinreichenden und anständigen Unterhaltung dienen sollte, und, wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß die Armen der Gemeinde Ansprüche auf das Gut derselben haben, so folgt doch nicht, daß diese Ansprüche überall statt finden und sich auf Alles, was von den nothwendigen und bisher-gewöhnlichen Ausgaben übrig bleibt, beziehen. Seine zweyte Behauptung modificirt und begründet der Verf. auf folgende Art. Wenn eine wohlhabende Kirche ihr Ueberflüssiges für die Verbesserung der Lage eines Predigers an einer andern Kirche verwendet, so geschieht dadurch niemand Unrecht. Es wird dabey angenommen, daß wirklich ein Ueberfluß da sey, daß das Kirchengebäude sich in

einem Zustande befinde, wo in einer Reihe von Jahren keine bedeutende Ausgaben zur Reparatur und Ausschmückung desselben erforderlich seyn werden, daß der Parochus hinreichenden Unterhalt habe, daß nicht alle jährlich überbleibende Einkünfte an andere Kirchen jährlich abgegeben werden, sondern daß so viel zurückbehalten werde, als zu unvermutheten Ausgaben und zu einiger Vermehrung des Kirchenguts erforderlich ist. Es wird auch nicht für ungerecht gehalten, daß alle Kirchen eines Landes beytragen, damit Eine ganz arme Kirche ihren Tempel oder ein Pfarrhaus wieder herstellen könne, daß mehrere Kirchen die Kosten eines fremden Processes wegen kirchlicher Angelegenheiten tragen, daß eine Kirche der andern Geld ohne Zinsen oder zu geringern als den gewöhnlichen Zinsen darleihe. Vielmehr ist alles dieß sehr oft geschehen. *Quidni igitur, quod de parva pecuniae summa rectissime imperatur, de majore aequo jure praecipari possit?* Die Stifter haben überhaupt zu frommen Zwecken gegeben und nur gewollt, daß die von ihnen gestifteten Kirchen das, was zum Gottesdienste und zum Unterhalt der Prediger erfordert wird, besitzen, nicht aber, daß sie Schätze aufhäufen. Unter den Römischcatholischen kann der Bischof, unter den Protestanten der evangelische Landesfürst Kirchengüter verkaufen, wenn es nur aus einer gerechten Ursache und nach einer vorgeschriebenen Form geschieht. Die christliche Liebe selbst fordert zu dieser Art von Gütergemeinschaft unter den Kirchen, die nur Eine Kirche Christi ausmachen, auf. Uebrigens würde zur gerechten Ausführung dieser Anstalt erforderlich seyn, daß unter der Leitung des Consistoriums jeder reichen Kirche geboten würde, wie viel sie jährlich von ihren Einkünften, die sie selbst nicht bedarf, in das gemeinschaftliche

Merarium zu liefern habe, aus welchem alsdann den gar zu gering besoldeten Predigern nach der Entscheidung der obersten Richter, so viel zugelegt würde, als sie bedürfen oder als gegeben werden kann. Wir haben der Anzeige dieser kleinen Schrift schon mehr Raum geöhnt, als wir sonst in diesen Blättern solchen Schriften zugestehen dürfen. Eine Prüfung der angeführten Vorschläge, welchen wir nicht beytreten können, würde noch weit mehr erfordern, und es war dabei vornehmlich unsere Absicht, sie bekannter zu machen, als sie durch solche Gelegenheitschriften zu werden pflegen, und andere am gehörigen Orte zur Prüfung derselben zu veranlassen.

### Breslau.

Bey May und Comp.: J r m i n, seine Säule, seine Straße und sein Wagen. Einleitung zu Vorlesungen über altdeutsche und altnordische Wörterlehre, durch Dr. F r i e d r i c h H e i n r. v o n d e r H a g e n, Prof. der Deutschen Sprache und Literatur an der Universität zu Breslau u. s. w. 1817. 68 Seiten in Octav.

Ueber den Jemin, den Gott der alten heidnischen Sachsen, dessen Säule Carl der Große zerstören ließ, hat man schon längst mythologische und historische Aufschlüsse zu geben gesucht, die aber noch zu keinem Resultate geführt haben. Der einzige Weg, der weiter in diesem Felde führen kann, ist allerdings derjenige, den der Verf. dieser Einladungsschrift betreten hat. Die meisten Nachrichten, die wir von einer eigentlich Deutschen Mythologie haben, müssen enger, als bisher geschehen, an die Scandinavische nach der Edda angeknüpft werden, vorausgesetzt nämlich, daß die Echtheit der in der Edda enthaltenen altnordischen Mythologie, wenigstens in der Hauptsache, sich nicht bezweifeln läßt. Auch was sich in Deutschen Namen



und Volksfagen von dem erloschenen Heidenthum erhalten hat, oder erhalten zu haben scheint, kommt hier in Betracht, und muß mit den nordischen Namen und Sagen verglichen werden. Denn auf welchem Wege auch jene Mythologie nach Deutschland und dem Norden gekommen seyn mag; im Norden mußte sie sich schon deswegen länger und lebendiger im Andenken erhalten, weil sie dort weit später dem Christenthume Platz machte. Aber labyrinthisch wird auch dieser von Hrn. v. der Hagen betretene Weg, wenn man da, wo historisch begründete Muthmactungen nicht ausreichen, zu der Etymologie seine Zuflucht nimmt, die schon so Manchen bethört hat. Die Grenzen der Anzeige einer academischen Einladungsschrift erlauben uns nicht, die Menge von Muthmactungen, die der Verf. auf diesen 60 Seiten zusammengepreßt, meistens als Behauptungen ausgesprochen, und mit mannichfaltiger Gelehrsamkeit ausgeschmückt hat, hier zu mustern. Dieß sieht man deutlich, daß der Irmin ein Sächsischer Landesgott und mit dem nordischen Thor nahe verwandt, wo nicht dieselbe mythische Person ist, und daß man vermuthlich die Idee, die diesem Mythos zum Grunde lag, auch auf historische Personen übertrug, wie es überall der Fall gewesen zu seyn scheint, wo wir ähnliche Religionen antreffen. Ob nun aber dieser Irmin, den schon Andre mit Hermann identificirt haben, auch einerley mit dem nordischen Erich ist, und ob die Mythen, Sagen und Namen, die der Verf. weiter zusammenstellt, wirklich so zusammenhängen, wie er sie vorzüglich durch etymologische Combinationen verbunden hat, darüber muß man sich mit der gelehrten Einladungsschrift selbst besprechen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 5. May 1819.

Paris.

المختار من تاريخ حلب

Selecta ex historia Halebi, e Codice Arabico Bibliothecae Regiae Parisiensis edidit, latine vertit et annotationibus illustravit G. W. Freytag, D. Ph. Lutetiae Parisiorum e typographia regia. 1819. LVI S. Vorrede, 54 S. Arabischer Text und 174 S. Lateinische Uebersetzung, Anmerkungen und Register.

Ehrenvoller hätte der Verf. sein öffentliches Lehramt der morgenländischen Sprachen auf der Universität zu Bonn nicht antreten können, als durch die Herausgabe der vor uns liegenden Schrift geschehen ist. Der Recensent, welcher eine Reihe von Jahren über Zeuge des schweren Kampfes war, welchen der Verf., ein geborner Lüneburger, mit den Schwierigkeiten zu bestehen hatte, die seinem Eifer für das Studium der morgenländischen Litteratur im Wege waren, freut sich in der Seele, daß die so seltene, unerschütterliche Beharrlichkeit in der Verfolgung eines

U (3)

einmahl gefaßten litterarischen Plans endlich doch mit einem mehr als dreyjährigen Aufenthalt bey der Manuscriptenreichen Königl. Bibliothek zu Paris unter der Protection des edeln Cillestre de Sacy und mit einer Professur zu Bonn belohnt worden ist.

Diese Selecta ex historia Halebi enthalten einen Abschnitt aus Kemaleddin's Geschichte von Aleppo, vom Jahre 16 — 330 der Arabischen Zeitrechnung (Chr. 638 — 941). Die Vorzüge, welche Kemaleddin als Geschichtschreiber vor einem großen Theil seiner Arabischen Zeitgenossen voraus hat, sind aus dem Gebrauch, den Wilken und Michaud in ihren historischen Werken über die Kreuzzüge von ihm gemacht haben, bereits bekannt und wir wiederholen sie nicht aus der Vorrede des Verfassers, die aus dem Werke selbst alles sammelt, was zu seiner nähern Characterisierung gehört, und seinen Gebrauch als Geschichtsquelle sichert. Unsere Anzeige hat sich an einen kleinen Abschnitt desselben zu halten und muß sich auf einen allgemeinen Begriff von der neuen Bereicherung unsrer historischen Litteratur durch diese Schrift und auf die Art einschränken, in welcher ihr Herausgeber dem künftigen Gebrauch des neuen historischen Stoffes vorgearbeitet hat. Entschieden ist aus den früher bekannt gewordenen Proben, daß Kemaleddin in den Zeiten der Kreuzzüge classisch ist: ob aber auch in den frühern Jahrhunderten des Islam, welche dieses hier zum erstenmahl gedruckte Fragment umfaßt, hätte man in der Vorrede etwas genauer erörtert lesen mögen, weil davon die Wichtigkeit desselben abhängt. Und Stoff genug zu dieser Beleuchtung hat der Verf. selbst zerstreut in den Anmerkungen zu seinem Autor niedergelegt. Gleich von Anfang an erweitert sich die Geschichte von Aleppo zu einer Geschichte von Syrien. Und

welche wichtige Provinz war Syrien in den ersten Jahrhunderten des Chalifats! und nach ihrem Abfluß, von was für wichtigen Begebenheiten der Schauplatz! Hier erhoben sich (878 Chr.) die Tuluniden, welche die schon früher im Osten begonnenen Trennungen vom Chalifat im Westen fortsetzten, um es nach und nach ganz zu zerkümmern. Hier stand Karmath, der neue Prophet (890 Chr.), auf, dessen Lehre und Anhang das Chalifat im Innersten erschütterten; zunächst also Syrien durch den Kampf mit den Tuluniden, denen die Karmathen es endlich abnahmen, um es wieder (904 Chr.) an den Chalifen zu verlieren. Doch auch dieser erneuerte Besitz des Chalifats war von keiner Dauer: an die Stelle der Tuluniden traten (935 Chr.) die Ischididen u. s. w. Diese Reihe von Umkehrungen beschreibt dieses Fragment, und wer da weiß, welche große Dunkelheiten noch auf der Geschichte der Dynastien ruhen, der wird begierig nach dieser neuen Quelle greifen und sich über den Hergang vieler Dinge besser, als aus den bisherigen Schriftstellern, unterrichtet sehen. Die Darstellung derselben ist von Fabeln und Uebertreibungen weit freyer und reicher an innern Wahrscheinlichkeitsmomenten als bey andern Arabischen Schriftstellern, die mit ihr größtentheils in den Anmerkungen verglichen sind. Kemaleddin bleibt auch in den frühern Jahrhunderten des Islam seinem Character treu: er erzählt genau; er gibt Aufschlüsse über Umstände, die andre übergehen; er forscht nach Ursachen und Folgen; bey Verschiedenheiten seiner Gewährsmänner gibt er ihre verschiedene Erzählungen an, und dann die Ursache, warum er dem einen den Vorzug vor der andern einräume, oder über die Verschiedenheiten nicht entscheide: Kurz, Kemaleddin ist auch in der Geschichte der frühern Jahrhunderte in seiner Art critisch.

Was nun Herr Prof. Freytag dem künftigen Gebrauch des interessanten Fragments vorgearbeitet hat, ist genau, gelehrt und dankenswerth. Der Text ist mit großer Sorgfalt gedruckt, bis auf einige Stellen, wo wahrscheinlich der Setzer Ausgelassenes am falschen Orte eingerückt hat; das Arabische ist mit einer Lateinischen Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen begleitet. An der Uebersetzung vermissen wir nur zuweilen eine Eigenschaft, durchgängige Deutlichkeit. Niemand wird ihrem Urheber absprechen können, daß er den Text vollkommen richtig verstanden habe; aber was im Arabischen Texte los an einander hängt, das hat der Verf. in künstlich verwickelte Lateinische Perioden gebracht, welches der Deutlichkeit und schnellen Auffassung des Sinns des Schriftstellers nachtheilig geworden ist. Wie dunkel ist es, wenn es gleich im Anfang der Uebersetzung heißt: *Kinnesrini autem Hadhiri, quod post bellum Alfilad dictum, inter eos gestum, quum pars eorum duos montes teneret, habitaverant, incolarum aliqui, quum Abu-Ohbaida contra eos profectus esset, Muhammedis fidem professi sunt, majore eorum parte sub tributū solvendi conditione pacem impetrante, quippe qui haud multo post, paucis solummodo exceptis, Muhammedanorum religionem acceperunt.* Den Sinn erkennt man erst, wenn man den Arabischen Text nachsieht: *وكان حاضر*

ففسرين قديما نزلوه بعد حرب الفسان  
التي كانت بينهم حين نزل الحبشيين من  
نزل منهم فلما ورن أبو عبيدة عليهم اسلم  
بعضهم وصولح كثير منهم علي الجزيرة ثم  
اسلموا بعد ذلك ببيسيسير الا من شد منهم

und überzeugt sich dann leicht, daß auch der Verf. die Stelle richtig in dem Sinn genommen habe: „Zu Kinnesrin gehörte auch ein Dorf (Hadhir Kinnesrin), in welchem sich die Einwohner von Kinnesrin vor alten Zeiten, nach dem Krieg Alfisad, niedergelassen hatten. Der Krieg war zwischen ihnen und den Einwohnern des Dorfs zu der Zeit entstanden, da einige von ihnen die beiden Berge, (bey Kinnesrin) in Besitz nehmen wollten.“ (Es war also der Fall, wie zu Aleppo; bey einem Streit mit den Einwohnern des Dorfs, das zu dem Stadtgebiet von Aleppo gehörte (denn das ist حاضر, wenn es zum Namen einer Stadt gesetzt wird), — bey jenem Streit wurden die Einwohner des Dorfs bey Aleppo vertrieben, und das Dorf wieder von Aleppo aus mit Einwohnern besetzt). „Als nun Abu Obeida sie besetzt hatte, so nahmen einige den Islam an; noch mehreren von ihnen wurde der Frieden gegen Tribut verwilliget“ (denn die moslemischen Heere ließen die Besiegten immer zwischen Islam und Tribut wählen). „Kurz darauf aber nahmen sie bis auf wenige den Islam an.“

Die Hauptsache ist die Erläuterung, die mit einer seltenen Belesenheit in den wichtigsten Handschriften und oft mit voller Hand, wie sie nur in der Nähe und bey dem freyen Gebrauch einer an Arabischen Handschriften reichen Bibliothek möglich war, gegeben ist. Nur selten vermißt man bey einem dunkeln Ausdruck eine erläuternde Note, wie z. B., um bey der oben ausgeschriebenen Stelle stehen zu bleiben, bey dem Krieg Alfisad, wo aber wahrscheinlich (was bey solchen Specialgeschichten nicht zu verwundern ist) selbst die gebrauchten Handschriften

den Verf. verlassen haben; zuweilen fiel wohl auch dem Verf. nicht bey, daß sich mancher feiner Leser nach einer Erläuterung umsehen würde, weil er selbst keine bedurfte, wie wohl der Fall bey einer kurz vorhergehenden Stelle war, wo erzählt wird, daß zu Kinnesrin, kurz nach der Eroberung der Stadt von Abu Obeidah, eine Moschee gebaut worden, zubenamt الغضائري, wobey nichts steht als templum tunc temporis Alghadhjeri appellatum, ohne Erklärung des Namens; es ist aber wohl die reich begabte Moschee von der reichen Foundation, mit welcher sie (im ersten Eifer für den Islam) dotirt worden. — Wenn hie und da (doch nur selten) so eine nothwendige Erläuterung übergangen ist, so hat dagegen der Verf. desto häufiger Gelegenheit genommen, historische, geographische und antiquarische Gegenstände, aus dem reichen Vorrath seiner handschriftlichen Sammlungen ins Licht zu stellen, die man nicht von ihm fordern konnte, und nicht gerade sein Autor nothwendig machte, nach Art der Gelehrten, die im Ueberfluß leben und mehr vorrätzig haben, als sie gerade jedesmahl brauchen: lauter freiwillige Zugaben, die man, besonders, wenn sie aus Handschriften genommen sind, mit Dank anzunehmen hat. So wäre also das Einzelne mit großer Genauigkeit erläutert. Denen, die einst diese Vorarbeit des Verf. für die Geschichte brauchen, ist es von ihm überlassen worden, den Blick über das Ganze zu werfen, und daraus die allgemeinen historischen Resultate zu ziehen. Tiefer ins Einzelne zu gehen, liegt außer den Grenzen, die diesen Blättern gezogen sind. Ein genaues Register über die vorkommenden eigenthümlichen Namen beschließt dieses gelehrte

Buch, und wird seinen Gebrauch sehr erleichtern.

### Göttingen.

Vey Vandenhoeck und Ruprecht: Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien in zwey Theilen. Von Dr. Carl Friedrich Stäudlin. Erster Theil. XXXII und 479 S. 8.

Der Verfasser ist zuerst durch seinen Aufenthalt in England und nachher durch seine unmittelbare Vernehmung in die Deutschen Staaten des Königs, wo sich ihm auf der Universität Göttingen der schönste literarische Reichthum für seinen Zweck eröffnete, in das tiefere Studium der äußerst interessanten Kirchengeschichte von Großbritannien eingeleitet worden. Darin liegt die erste Veranlassung zu diesem Werke. Es kam aber noch die Betrachtung hinzu, daß wir, wie hier in der Vorrede gezeigt ist, überall noch keine allgemeine, bis auf unser Zeitalter fortgesetzte Kirchengeschichte von Großbritannien, nämlich von England, Schottland und Irland zugleich, haben. Diesem Mangel wollte der Verf. abhelfen, übrigens keine ausführliche, tief ins Einzelne gehende Erzählung liefern, wozu eine lange Reihe von Bänden erfordert worden wäre, sondern eine Auswahl der wichtigeren und ausgemachtsten Thatsachen treffen und das Ganze in einem Umfange von zwey mäßigen Bänden begreifen. Man wird aber dennoch hier vereint finden, was man in keinem anderen Werke beysammen findet. Alle Schriften, am meisten die in Großbritannien selbst herausgekommenen, welche einzelne Theile dieses Gegenstandes betreffen, und die nur aufgefunden werden konnten, sind hier



benutzt worden. Daher ist auch manches anders bestimmt und dargestellt, als in Deutschen Geschichtsbüchern, welche sich auch über die Britische Kirchenhistorie verbreiten, und daher kommt hier auch Manches, was in diesen gänzlich fehlt, vor. Aber auch die Früchte und Resultate von den Forschungen ausländischer, besonders Deutscher Historiker, sind hier für die Britische Kirchengeschichte benutzt. Die Geschichte der theologischen und religiösen Literatur ist, jedoch mit Auswahl, gleichfalls aufgenommen. Ausgeschlossen aber ist absichtlich die Geschichte der Kirche in den Britischen Besitzungen in Asien, America, Africa und Südindien, ausgenommen, was auch in diesem Stücke den Britischen Geist characterisirt und mit dem Hauptzwecke des Werks in Verbindung stand. Die literarischen Quellen und Hülfsmittel sind reichlich in den Anmerkungen nachgewiesen, jedoch so, daß auch hier auf den Raum, den sich der Verf. vorgeschrieben hatte, Rücksicht genommen wurde. Die Auswahl, Anordnung und Verbindung der Begebenheiten ist so getroffen, wie es die Idee einer Kirchengeschichte, die Natur des vorhandenen historischen Stoffes und der Wunsch, eine klare, einfache, gehaltene und mit kurzen Reflexionen begleitete Darstellung zu geben, mit sich brachte. Dieser erste Theil geht bis zum Anfange der Herrschaft der Stuarts, der zweyte wird die Geschichte bis in das gegenwärtige Zeitalter fortführen und in dem bevorstehenden Sommer erscheinen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 6. May 1819.

Berlin.

Bey G. Reimer: Wigalois, der Ritter mit dem Rade, getihtet von Wirnt von Gravenberch, heraus gegeben von Geo. Frieder. Benecke. Erster Druck. 1819. Vorbericht LXIV S. Wigalois. S. 1. . . 429. Anmerkungen und Wörterbuch S. 431 . . . 768 in Octav.

Der Wigalois gehörte zu den Lieblingsdichtungen, mit denen man sich im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Ritter ergötzte, wie denn auch unter den noch übrigen Handschriften desselben eine der vorzüglichsten diejenige ist, die im Kloster Amelungsborn für Herzog Albrecht von Braunschweig geschrieben wurde. Ohne Zweifel würde daher das Gedicht auch in unserer Zeit schon früher gedruckt worden seyn, wenn nicht gerade die bessern Handschriften desselben bis jetzt gänzlich unbekannt gewesen wären. Der

Z (3)

Verfasser desselben ist ein Fränkischer Ritter, Wirnt von Gravenberch, und die Zeit, in der es gedichtet wurde, fällt in den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts. Als Dichter ist Wirnt der treueste Widerschein seines ältern Zeitgenossen und Landsmannes, Hartmann's von Owe; und ein besseres Muster hätte er sich wahrhaftig nicht wählen können. Der Zwein und der Wigalois gleichen sich wie ein paar Zwillingebrüder. — Die nächste, obgleich nicht unmittelbare, Quelle des Wigalois, so wie aller Rittergedichte des dreyzehnten Jahrhunderts, ist ohne Zweifel die Erzählung eines Französischen Trouverre; aber Wirnt so gut als andere Deutsche Sänger jener poetischen Zeit, ist nichts weniger als Uebersetzer; er ist Dichter. Ob das Französische Gedicht noch vorhanden ist, oder nicht, muß fürs erste dahin gestellt bleiben; aber ein Englisches, aus dem Französischen geschöpftes Gedicht, Lybeaus disconus (le beau desconu), das schon Chaucer anführt, und dessen Plan und Inhalt Percy bekannt machte, wurde von Ritson aus einer Cottonschen Handschrift heraus gegeben; und ein Spanisches Gedicht, das mit dem Englischen gleichen Ursprung hat, wurde von einem Frere Claude Platin in Französische Prosa übersetzt, und mehrere Male gedruckt. In Deutschland war Wirnts Sprache allmählich unverständlich geworden, und deßhalb ließ sich ein Ungenannter bewegen, im J. 1472 'die History, die der Erwidig von Grauenberg geschrieben, und in die Reimen gar hübschlichen fürbracht, vngereimdt zu schreiben.' Von dieser Uebertragung erschienen nicht nur im 16ten Jahrhunderte mehrere Abdrücke, sondern sie wurde auch in das Dänische und Isländische übersetzt. Endlich widerfuhr noch gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts unserm Wigalois eine Ehre sonder Gleichen: ein

gewisser Josef von Wizenhausen erneuerte ihn in Jüdisch-Deutschen Reimen, und auch diese 'Maase' wurde mehrmahls gedruckt. (Umständlichere Auskunft über diese Geschichte des Gedichtes gibt der Vorbericht.) — Unzweifelhaft ist es übrigens, daß auch der Französische Trouverre den Stoff der Sage nicht erfunden hat; Ihre erste Entstehung muß auf dem Boden gesucht werden, dem die Hauptpersonen angehören, in Wales oder in Bretagne; und alle früheren Erzählungen des Mittelalters, deren Mittelpunkt Artus ist, müssen von Walischen Barden ausgegangen seyn. Den Schauplatz einer Begebenheit in ferne Zeiten und Gegenden zu verlegen, einen Fremden zum Helden des Liedes zu machen, das war von jeher und allenthalben nur üppige Künsteley eines spätern Zeitalters. Der Grieche so gut wie der Hindu, der Perser so gut wie der Germane, sang seinem Volke Helden seines Stammes, und nur der Britte konnte sich angeregt fühlen, auf seinen Artus allen den Glanz zu häufen, der den Sagen seines Volkes entströmte, und an dem das Auge seines Volkes gläubig und stolz sich weidete. Britisch — nicht Nordisch, und noch weniger Morgenländisch — ist die Mythologie dieser Gedichte, Brittisch sind die Feen, die Riesen, die zauberten Brunnen; Brittisch die ursprünglichen Namen, die freylich nicht selten von dem spätern Trouverre für das Ohr seiner Landsleute umgetauscht wurden. Auf Brittische Lieder berufen sich, als auf vollgültige Gewähr, die Trouverre in jedem Gedichte dieses Kreises; Britten waren die nächsten Nachbarn der Normanen in Frankreich sowohl als in England. Mögen jene Brittischen Lieder alle von Wales ausgegangen oder zum Theil auch in Bretagne entstanden seyn, mögen sie durch Schrift oder münd-

liche Ueberlieferung fortgepflanzt worden seyn, mögen sie untergegangen oder noch zu finden seyn: genug, es gab eine Zeit, in der sie vorhanden waren; und ein künftiger Forscher, in dem sich die vollständige Kenntniß der Nordfranzösischen Poesie des Mittelalters mit der Kenntniß der alten Britischen Sprache vereint, wird diese Wahrheit über jeden Einwurf und Zweifel erheben, wenn anders eine Wahrheit, die in der Natur der Sache liegt, und von der Geschichte jedes Volkes ausgesprochen wird, noch einer besondern Bestätigung bedarf.'

Der gegenwärtige Abdruck des Gedichtes gründet sich auf eine jetzt dem Hrn. Reg. Ass. von Grootte zu Eöln gehörende Handschrift, die nicht viel jünger seyn kann, als das Gedicht selbst, aus der aber leider zehn Quartblätter verloren sind; diese Lücke wurde vermittelst der bereits erwähnten Handschrift ausgefüllt, die sich in der Bibliothek der Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde zu Leiden befindet. Diesen alten und vortrefflichen Handschriften ist es zu verdanken, daß der Wigalois sogleich in seiner ursprünglichen Echtheit und Vollständigkeit erscheint, und in dieser Hinsicht ein glücklicheres Schicksal hat, als alle Altdeutschen Werke, die bisher gedruckt worden sind. Ausführliche Nachricht von diesen so wie den übrigen Handschriften, die der Herausgeber gebraucht hat, erteilt der Vorbericht, dem auch ein aus einer Heidelberger Handschrift abgedrucktes Gedicht Conrads von Wirzburg, das auf unsern Wirnt Bezug hat, angehängt ist.

Um jeden aufmerksamen Leser in den Stand zu setzen, das Gedicht mit vollkommenem Verständnisse und im Geiste der alten Zeit zu lesen, sind *Anmerkungen* und ein *Wörterbuch* beygefügt, die zu bequemerm Gebrauche auch besonders ge-

bunden werden können, und daher mit einem eigenen Titel versehen sind. Da es keinen Zweifel leidet, daß dem Deutschen die Sprache und die Literatur seines Vaterlandes näher liegt als irgend eine andere alter oder neuer Völker; da einzig und allein die Denkmahle früherer Zeit uns eine lebendige Anschauung dieser Zeit gewähren, und uns deutliche Begriffe von dem Fortschritte oder Rückschritte der geistigen Bildung unseres Volkes geben können; da das wirklich Vortreffliche unserer alten Poesie, das im dreizehnten Jahrhunderte so selten war als in irgend einem andern, erkannt zu werden verdient, aber nur dann erkannt, und aus Ueberzeugung geschätzt werden kann, wenn es klar verstanden wird: so hat der Verfasser alles gethan, was in seinen Kräften stand, dieses klare Verstehen zu befördern, und dadurch den, der hören kann und hören will, vor stumpfsinniger Oberflächlichkeit und alberner Marktschreyerey zu bewahren, die, während sie sich selbst dem Spotte preis gibt, der guten Sache den empfindlichsten Schaden zufügt. Schütze mich nur, hat unser Deutsches Alterthum bald Ursache zu sagen, vor meinen Freunden; gegen meine Feinde will ich mich wohl selbst behaupten. — So wenig sich übrigens der Verfasser bey der Ausarbeitung dieses Wörterbuches auf den Wigalois ausschließlich beschränken konnte, eben so wenig ist auch der Gebrauch desselben bloß auf dieses Gedicht beschränkt, und es leidet keinen Zweifel, daß es auch bey andern Altdeutschen Dichtern von gutem Nutzen seyn werde. Einige Winke über die Ausarbeitung eines allgemeinen Wörterbuches der Altdeutschen Sprache finden sich am Ende des Vorberichtes. — Gewidmet ist diese Arbeit 'Jacob Grimm, dem Gründer der Deutschen Grammatik,' zugleich aber S. XXXIV

bemerkt, daß Grimms vortreffliches Werk für den Bigalois nicht benützt werden konnte, da die Erscheinung beider Bücher völlig gleichzeitig ist.

### Venedig.

Hier hat<sup>2</sup> Mvisopoli gedruckt: *Saggio di un esame critico, per ristituire ad Emilio Probo il libro de vita excellentium imperatorum creduto comunemente di Cornelio Nepote*, di Guglielmo Federico Rinck, Badese, 1818. 87 S. In Octav.

Der Verf. tritt hier gegen die jetzt herrschende Meinung auf, daß Cornelius Nepos der Urheber der Biographien von Miltiades bis Hannibal sey, und gibt dieß Werkchen als einen Vorläufer eines ähnlichen kritischen allgemeineren Werks, welches in Lateinischer Sprache erscheinen soll. Es ist in vier Sectionen abgetheilt. In der ersten bemüht er sich, zu zeigen, daß alle Traditionen, 34 Codices, Citationen und die ältesten Ausgaben, den Nemilius Probus als Urheber dieser 22 Biographien angeben. Der Verf. stützt sich auch auf die bekannten Lateinischen, in den ältesten Manuscripten enthaltenen, und an den Kaiser Theodosius I. (gegen das Jahr 400 nach Chr. Geb.) gerichteten Zueignungsverse, worin Nemilius Probus, den H. Rinck für den *praefectus praetorio* nach *Ausonii epist. 16* hält, als Verfasser angegeben wird. Im zweyten Abschnitte beseitigt er das, was dieser Tradition entgegen zu seyn scheint: in der dritten bemüht er sich zu zeigen, daß die verschiedenen Meinungen sich nicht wohl vereinigen lassen, und führt im 21. S. seine eigne Meinung an, daß der wahre Verfasser Probus diese seine 22 Biographien eher

dem Cornelius Nepos untergeschoben habe, wie auch wohl von andern bekannt sey, als daß er ein Werk desselben sich zugeeignet, welches keiner je gethan habe. Je natürlicher dieser Gedanke dem H. Rind erscheint, — und welche Hypothese, so unnatürlich sie auch sonst ist, erscheint dem Urheber nicht höchstnatürlich? — desto nothwendiger ist sie ihm, nachdem er die Unrichtigkeit der übrigen Meinungen dargethan zu haben meint. Endlich vergleicht er die untergeschobene Werk mit dem Cornelius Nepos, und zeigt, daß die historische Wahrheit sowohl als der Stil, die in diesen Biographien sich zeigen, des Cornelius Nepos ganz unwürdig, aber einem Gelehrten aus dem vierten Jahrhunderte sehr angemessen sey. Der Verfasser dieser Schrift zeigt sich als einen mit seinem Gegenstande wohl bekannten Gelehrten, und verdient Beyfall, daß er eine Sache wieder zur Sprache bringt, welche dieser Untersuchung würdig war, und wobey die Wahrheit gewiß gewinnen wird, wenn diese Forschung noch weiter geht, denn jetzt fehlt noch viel daran, daß die Hypothese den allgemeinen Beyfall erhalten möchte, den H. Rind für so natürlich ja nothwendig erklärt. *Datur tertium!* Dieß hätte der Verf. um so eher erwägen sollen, da in Dionys. Lambinus, Janus Gerhards und Bossius Darstellungen Winke vorkommen, die wohl dahin führen, den wahrscheinlichen Zusammenhang, das eigentliche *punctum saliens* zu finden. Gegen die Meinung des Verf. streiten ja offenbar die angeführten Lateinischen, nicht sonderlich gerathenen Verse, deren Ende so lautet: *corpore in hoc manus est genitoris (oder gar genetricis) avique meaeque Felices Dominum quae meruere manus.* Damit läßt sich der Anfang vereinigen: *Vade liber noster u. s. w.,* worin sich Probus



nach der prahlerischen Sitte seiner Zeit als den *auctorem libri* nennt. Wenn gleich in diesen Biographien Verstöße gegen die Geschichte und gegen die Latinität vorkommen, die Hr. Rink nachzuweisen nicht vergessen hat, so folgt daraus noch lange nicht, daß deshalb nicht Cornelius Nepos, sondern ein unbekannter Mann aus dem Theodosischen Zeitalter der Urheber sey. Cornelius Nepos konnte sich ja auch irren, oder unrechte Quellen benutzen, und seine Latinität konnte hier und da ein wenig nach Verona schmecken, wie die des Livius bekanntlich dem Pollio manches aus Padua an sich zu haben schien. Wahrscheinlicher ist dagegen die Hypothese, daß diese Biographien zu einem größern bekannten Werke des Cornelius Nepos *de illustribus viris* gehörten, welches der heil. Hieronymus sich bekanntlich zum Muster wählte. Aus diesem Werke nahm, wie es scheint, Aemilius Probus als ein Sotius, der selbst abschrieb und abschreiben ließ, diese Biographien, und gab sie mit jenen Lateinischen Distichen als Zueignung an den Kaiser als ein eigenes Werk heraus, mit der Vorrede des Cornelius an den Atticus. Daher kam es ohne Zweifel, daß in den *Misc.* des Cornelius als Auctors nicht gedacht wird. Probus mochte den Forderungen seines Zeitgeistes, der nicht voluminöse Werke, nur Auszüge liebte, nachgebend diese 24 Biographien für hinreichend halten. Vielleicht gehört hieher der Schluß eines Manuscripts, der nach Dionys. Lambins Angabe so lautete: *Completum est opus Aemilii Probi, Cornelii Nepotis.* Daß übrigens zu Theodosius Zeit keiner, nach dem uns bekannten damaligen Geschmack und nach dem zu urtheilen, was die besten Köpfe jener Zeit schrieben, im Stande gewesen sey, ein solches Werk und in solcher Sprache zu verfertigen, als diese wirklich schönen Biographien, darüber ist bisher bey Sachverständigen nur Eine Stimme gewesen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1819.

Montpellier.

Essai sur les Anomalies de la Variole et de la Vaccine, avec l'Histoire analytique de l'Epidémie éruptive qui a régné à Montpellier en 1816, par M. F. Bérard, Professeur particulier de Médecine-pratique etc., et par M. de Lavit. Dr. de la Fac. de Montpellier, 1818. 287 C. in Octav.

Die Epidemie, welche 1816 zu Montpellier herrschte, schien von einem so anomalistischen Character, daß sie sowohl unter den Aerzten als dem Volke widersprechende Meinungen und schwer zu tilgende Vorurtheile gegen die Impfung der Schutzblattern veranlaßte, wobey zu wundern war, daß bis jetzt keiner der dortigen Aerzte sich bemühte, das Wahre von der Sache darzustellen. Die bescheidenen jungen Verfasser beklagen sich sogar, daß sie von ihrem Collegen bey ihren Untersuchungen nicht gehörig unterstützt, bey diesem schwierigen Geschäfte, alles lediglich allein besorgen mußten. Nach der Meinung der Verf. hätten die meisten Schriftsteller gleichsam absicht-

Y (3)

sich die wahre Schwierigkeit unberührt gelassen quand ils avaient comparé la Varicelle la plus évidente avec la variole la plus régulière, tandis qu'il failloit rapprocher et distinguer la variole anormale de la varicelle prolongée. Die Verf. fordern deshalb ihre Collegen zu bedächtlichen Erklärungen, selbst wenn solche gegen sie ausfallen sollten, auf, um neue Untersuchungen zu veranlassen, und rühmen indessen Hrn. Broussonnet's und D. Goussin's Unterstützung. Chap. 1. Histoire générale de l'Epidemie. Das Jahr 1815 und der Winter 1816 zeichneten sich zu Montpellier durch äußerste Trockne aus. Der Winter erstreckte sich über den Frühling bis in den Sommer hinaus, so daß es 1816 eigentlich keinen Sommer gab. Zu diesen physischen kamen nun auch noch moralische durch die politischen Umstände verursachte Anomalien. Im März nämlich 1815 zeigten sich unter den Kindern die ersten Anzeigen von Ausschlägen. Hr. Bourquenod beobachtete die wahren Pocken an zwey nicht vaccinirten Kindern und Wasserblättern (la variole faulle) an einem vaccinirten Kinde. Sie waren jedoch so mild, daß, hätten sie nicht auch bald einige schon vaccinirte Kinder ergriffen, sie unbeachtet geblieben wären. Nun aber ward man aufmerksam, und der Unglauben an die Wirkung der Schutzblättern schien schadenfroh. Die Verf. schildern unbefangen ohne Einmischung eigener Urtheile, den Gang der Epidemie, welcher im Allgemeinen folgender war: Nach einem ziemlich lebhaften Fieber von 2 bis 4 Tagen, mit Bangigkeit, Uebelkeiten, Erbrechen, mehr oder minderer Betäubung und Leidschmerzen, bedeckte sich der Körper des Kindes mit kleinen rosenfarbnen rundlichen, etwas erhabenen Flecken, meistens zuerst im Gesichte, mitunter auch zugleich auf der Brust. Gewöhnlich

minderte sich mit diesem 3 bis 4 Tage währenden Auschlage das Fieber. Auf dem Gesichte waren diese Blattern klein, spizig und ohne Nabbel, an den Gliedmaßen dagegen größer, auch gewöhnlich nur nicht immer, hoch und nablich. Das Eiterungsfieber zeigte sich zwischen dem 6ten und 8ten Tage. Oft war es ganz leicht und bloß durch Durst, Hitze, Leibesverstopfung, und Halsweh sich verrathend. Die Blattern (boutons) waren mit einem rothen Hofe umgeben, füllten sich mit einer milchigen, nie die Kennzeichen wahren Eiters annehmenden Flüssigkeit, vertrockneten gewöhnlich ohne irgend ein Fieber zwischen dem 4ten bis 12ten Tage und glichen alsdann wahren Warzen (Verrues), welche sehr spät abfielen, eine Vertiefung und zuletzt eine Narbe auf der Stelle zurückließen. Das Kind war, in den meisten Fällen, kaum eigentlich krank, nur am Ende zeigten sich einige Zufälle von Gastricität und Unreinigkeiten im Unterleibe. So verhielt sich die Krankheit in den zwey ersten Monaten. Darauf aber nahm sie zwey verschiedene in vielen Fällen miteinander vermischte Gestalten an. In der einen Gestalt erschien sie im Allgemeinen weit gelinder, nur etwa 6 bis 7 Tage dauernd, als in der andern, 6 bis 14 Tage anhaltenden. An vaccinirten Personen zeigten sich vorzüglich die éruptions fugitives et anomales, welche etwa 3 bis 4 Tage währten. Das besondere war die gänzliche Abwesenheit des den Pocken sonst eigenthümlichen specifischen Geruchs, sogar selbst in den Fällen unwidersprechlich wahrer Pocken (varioles). Bis in den Junius bleibt die Epidemie gutartig, so daß man zweifelte, ob die herrschende Krankheit auch wirklich die Pocken, oder nur die Wasserblattern (varicelles) wären. Ein leichtes Brechmittel, nach den Umständen um den Ausbruch zu befördern, war fast

Alles was man dagegen anwendete. Allein mit dem Monath Julius fing sich die Krankheit sehr zu verschlimmern an. Es erschien häufiger, unregelmäßiger Ausschlag, dessen Blättern wirklich brandig wurden. Diese Blättern nun, an und für sich selbst, nicht sowohl das sie begleitende Fieber, waren hiebey das eigentlich Gefährliche. Der Tod erfolgte langsam, weil der Brand (gangrène) mehr örtlich als allgemein schien. Einem Mädchen ging ein Auge in den Brand über, in einem andern gefellte sich zum Brande Auflösung des Bluts. Dieser gangränöse Character, welchen nun die Krankheit angenommen hatte, ließ sich durch Nichts aufhalten, man mochte Peruvische Rinde, und Schwefelsäure noch so früh dagegen anwenden. Auch gegen die zweyte Complication, die Würmer nämlich, ließ sich wenig ausrichten. Die Krankheit blieb unregelmäßig und die Eiterung unvollkommen, die Blättern füllten sich nie mit wahren Eiter, sondern mit Serum, auch spürte man einen besondern, von dem gangränösen sehr verschiedenen Geruch. Die Genesung verzog sich in die Länge mit Traurigkeit, Hautblässe, beschwerlichem Husten und Abmagerung. Gegen den September und December 1816 verlor sich endlich die allmählich milder gewordene Epidemie gänzlich.

Chap. 2. Determination générale du caractère des éruptions de notre épidémie, et de leur division en petites véroles vraies et en petites véroles fausses. Die Verf. bemerken, daß sie absichtlich ihre Epidemie mit keinem besondern Namen vordrin bezeichnet hätten, um dem Geiste des Lesers desto mehrere Freyheit in der Beurtheilung zu lassen, weil man bey der Bestimmung der Natur irgend einer Epidemie nie vorsichtig genug seyn könne. Gegen das Ende der Epidemie wären sie freylich in ihrer Meinung

ganz entschieden gewesen. Es hätten nämlich zwey Ausschlagskrankheiten zu gleicher Zeit regiert, nämlich die Wasserblattern (*la varicelle* ou *petite vérole volante*) und die eigentlichen Pocken (*la variole*). Die Wasserblattern zeigten sich besonders am Anfange und am Ende der Epidemie, zwischen welche sich die Pocken zwar einschlichen, doch als selbst anomal jenen untergeordnet blieben, bis sie die Oberhand gewannen, sich in ihrer wahren Gestalt zeigten, und endlich mit einem gangränösen Zustande und einer *dia-thesis verminosa* complicirten: nous avons eu une double épidémie de varioles légitimes et de varicelles et que celles-ci se sont montrées principalement dans le debut. Diese beiden Ausschlagskrankheiten bildeten eine Art monströse pathologique, an welchem sich die primitiven Züge schwer erkennen ließen. Chap. 3. Des irrégularités de nos varioles légitimes, histoire d'épidémies analogues. Die eigentlichen Pocken waren wesentlich anomale, ihr Gang war zu schnell, das Eiterungsfieber fehlte, die Pocken füllten sich nicht mit wahrem Eiter, sondern nur mit faulem Serum, und vertrockneten zu Warzen. Fast nie nahm man den, sonst den Pocken eigenthümlichen, specifischen Pockengeruch wahr. Wie nun ein Weilschen auch ohne Geruch ein Weilschen bliebe, so seyen auch die Pocken une espèce de variole sans odeur gewesen, zu Mead's *variola crystallina* gehörend. Die gemeine Unterscheidung in *variole discrete* und *confluente* möchten die Verfasser lieber in *variole anomale* und *regulière* umgeändert wissen (worin man ihnen wohl nicht beystimmen kann), Rödder und Wagler hätten 1761 hier zu Göttingen eine ähnliche Epidemie beobachtet, so auch Hurham zu Plymouth, Fouquet 1771 zu Montpellier, 1740 zu Paris und zu Tarascone in der Provence.

Die Verf. erwähnen bey dieser Gelegenheit der variolae line variolis, der Eydenham'schen fièvres varioliques, der Hurham'schen variole locale, und der Einimpfungen H. Chrestiens an sich selbst, deren eine anschlag. Chap. 4. Observations de Varioles anormales et irregulières. Enthält das Tagebuch von acht Krankengeschichten, in welchen sich die eigentlichen Pocken nicht verkennen ließen. Die Verf. bemühten sich de remédier au vice de la suppuration, ohne aber etwas sonderliches auszurichten. Chap. 5. De la fausse petite Vérole; de ses diverses espèces, observations particulières qui constatent leur existence. Détermination de la valeur des caractères, que l'on a donnés pour la distinguer de la petite vérole. Selbst nach Gandyer's, Odiers, Chrestiens und Valentins Gesändnissen, sey es nicht so leicht als Hurham behauptet, die Pocken von den Wasserblattern zu unterscheiden, welche Wasserblattern man daher auch nur zu oft höchst irrig für recidive Pocken ansah und ausgab. Die Verf. nehmen mit den Engländern zwey Species von Wasserblattern (varicelles) an; nämlich 1. pustule de poulet, die chicken-pox der Engländer und 2. pustule de cochon, swine pox d. E. Valentin will in America noch eine dritte (hier gar nicht näher bezeichnete) Species bemerkt haben. Da nun nach der Verf. Meinung, weder Jenner noch Odier diejenigen Species der Wasserblattern, welche sich mehr als jede andere den wahren Pocken nähert, genau genug schilderten, so bemühten sie sich diese Lücke auszufüllen, denn sie sahen die varicelles den Pocken so sehr ähnlich, daß sich selbst die geübtesten Practiker zu Montpellier täuschten, besonders weil die Pocken eben so unregelmäßig als die Wasserblattern erschienen. 1. Fall: Varicelle avec fièvre d'éruption, qui a duré quatre jours,

avec boutons de forme variolique et suppuration franche aus Giliberts Monographie de Pemphigus 1818. 2. Varicelle avec boutons suppurans, environnés d'une gréole et se des- sechant en partie comme dans la petite vérole verruqueuse. 3. und 4. Varicelle avec forte de fièvre de suppuration. 5. 6. 7. Varicelle avec fièvre très-intense et confluence des boutons de la face aus Desoteux, Fothergill und Fréteau; in diesem siebenten Falle währte das Fieber zwölf Tage lang. Seite 147 heißt es: Il se- rait contraire au fait et dangereux même pour les intérêts de la vaccine de nier toute obser- vation de véritable recidive nämlich der wahren Pocken. 8. Fall aus Darcet, Varicelle avec fièvre d'invasion intense, avec retour de la fièvre le 4 jour et suppuration jusqu'au 13 de l'éruption. Nicht nach einem einzigen, sondern nach mehreren Unterscheidungszeichen dürfe man über variola und varicella entscheiden. Denn 1. weder die Heftigkeit und Dauer des Aus- bruchfiebers noch 2 das Erscheinen der Blattern zuerst im Gesichte, 3. noch die Form der Blat- tern bestimmen für sich allein die wahren Pocken, sondern die Blattern der Varicella sind 4. auch größer als der Pocken, 5. verlaufen aber schneller, 6. sind von keinem Eiterungsfieber begleitet, 7. ei- tern auch nicht, und 8. brauchen längstens 4 bis 5 Tage zum Trocknen, die Pocken dagegen an acht Tage; 9. die trocknen Pocken bilden wahre Cru- sten und Narben. Die Wasserblattern fallen zu- sammen, bersten, und fallen als Schuppchen ab; 10. die Pocken haben einen regelmäßigen Gang la Varicelle va par sauts par bonds, und kommt auch wohl wieder. La variole est preservative d'elle même, Varicelle hingegen schützt weder gegen die Pocken noch gegen die Schutzblattern. Die Pocken sind eine gefährliche, tödtende Krank-



heit, ob es gleich auch eine Varicelle gangreneuse gäbe. Chap. 6. Conjectures sur l'identité d'origine de la Varicelle et de la Variole. Die Verf. behaupten S. 192 Quoi qu'il en soit, l'inoculation du virus variolique semble donner naissance à la Varicelle. Chap. 7. Des rapports de notre épidémie avec les vaccinés. Des varicelles anomales et de récidives de petites véroles légitimes, qui ont eu lieu chez nos vaccinés. Untersuchte man die Fälle, womit den Schutzblättern Geimpfte an wahren Pocken litten, so ergebe es sich, daß jene Schutzblätternimpfung nachlässig verrichtet worden, folglich auch nicht für befriedigend und schützend gelten konnte, weil kein einziges von denjenigen Kindern, welche durch sorgfältige Aerzte geimpft worden waren, Pocken bekamen. Eilf Fälle werden erzählt, in welchen mit den Schutzblättern Geimpfte nachgehends mehr oder weniger an Wasserblättern litten. Die Verfasser citiren aus dem unzuverlässigen de Haën und Ploucquet, ohne alle weitere Critik, Beyspiele von Personen, die zweymahl an Pocken gelitten haben sollen. In dem aLeereinzigen Falle, wo nach den Schutzblättern wahre Pocken von dem einen der Hrn. Verf. selbst Tag für Tag nebst andern Aerzten zugleich beobachtet wurden, bleibt noch die große Frage übrig, ob auch die geimpften Schutzblättern echt waren; wenigstens scheint der Verf. sich für deren Echtheit keineswegs zu verbürgen. Christoph Ludwig Hofmanns Meisterwerke über die Pocken, welche wegen der bloß aus der Natur selbst mit der meisthaftesten Genauigkeit geschöpften Schilderungen nicht genug empfohlen werden können, leider aber selbst von Deutschen Aerzten nicht gehörig verstanden und verdientermaßen geschätzt werden, scheinen auch den lehrbegierigen Verfassern unbekannt geblieben zu seyn.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 8. May 1819.

Greifswald.

In Comm. bey Mauritius: Gutalagh, das ist der Insel Gothland-altes Rechtsbuch. In der Ursprache und einer wieder aufgefundenen Altheutschen Uebersetzung herausgegeben, mit einer Neudeutschen Uebersetzung nebst Anmerkungen versehen von Dr. Carl Schildener, Prof. der Rechte zu Greifswald. XLVIII und 274 S. in Quart. 1818.

Durch die Besorgung und Ausstattung dieses auf Kosten der academischen Casse zu Greifswald geschehenen Wiederabdrucks des Gothländischen Gesetzbuchs macht sich Hr. Prof. Schildener um das Studium des Altnordischen Rechts sehr verdient. Die frühere und einzige Hadorphische Ausgabe (Stoch. 1687. Fol.) gehört, wenigstens in Deutschland, unter die Seltenheiten und nichts beweiset deutlicher die gänzliche Vernachlässigung des historischen Rechtsstudiums in Schweden selbst, als daß seit dem achtzehnten Jahrhundert niemand an neue, critische Abdrücke der in so mannichfacher Beziehung die Aufmerksamkeit

3 (3)

keit reizenden Altschwedischen und Altgothischen Rechtsbücher die Hand gelegt hat. Wir hoffen, daß vorliegender Anfang, gemacht auf einer Deutschen, zwar noch nicht lange aus der nähern Verbindung mit Schweden getretenen Universität und von einem durch längeren Aufenthalt in Schweden dazu angeregten Gelehrten Nachahmung in Upsala und Lund finden wird. Prof. Holmbergson zu Lund soll seit 1812 das Westgothische Rechtsbuch in academischen Gelegenheitschriften critisch wieder abzudrucken begonnen haben, wovon uns inzwischen noch nichts zu Gesicht gekommen ist.

Der große Werth dieser Gesetzbücher gründet sich nicht auf ein sehr hoch zurückgehendes urkundliches Alter (sie sind erst seit dem 12. 13. und 14. Jahrhundert schriftlich aufgenommen worden) sondern auf ihr inneres Gepräge. Sie weisen unverkennbar auf uralte, lange Zeiten hindurch unverkümmert festgehaltene Sitten und Gebräuche des Deutschen Volksstammes hin und führen zu überraschenden Vergleichen mit den fünf und sechs Jahrhunderte früher schriftlich aufgezeichneten Germanischen Rechten. In dem Gothländischen Gesetz möchten sich vorzugsweise solche Spuren wahrnehmen lassen, und dieß wird durch die Abgesondertheit der Insel begreiflich, welche zwar allmählich unter die Botmäßigkeit des Schwedischen Reichs kam, lange Zeit aber in dem loseren Verband ihre angestammten Rechte und Gewohnheiten behalten durfte. Das Gleichmachungsprincip entwickelt sich allenthalben früh unter den Herrschern, aber die Natur hat gewisse Landstriche durch ihre örtliche Lage dagegen lange geschützt, z. B. Friesland oder die Schweiz.

Hr. Pr. Schildener glaubt, S. XXVI und man wird ihm leicht beistimmen, daß dieses Gutaslag bald nach der Einführung des Christen-

thums im elften Jahrh. abgefaßt seyn könne, Die Rechte der Kirche und überhaupt alle Neuerungen, die den älteren Heidnischen Gebräuchen entgegenstehen, z. B. die Beaufstigung der Weiber in der Erbfolge, die Hemmung der alten Blutrache ic. sind hervorgehoben; dagegen werden andere urdeutsche und gewiß lebendig fortgeltende Rechtsgebräuche kurz und beiläufig erwähnt. Das Rechtsbuch enthält also weniger den ganzen Umfang der damals gültigen, größtentheils ungeschriebenen Gesetze, als die Darstellung der mit dem Christenthum nöthig gewordenen Modificationen. Ein Gesichtspunct, der auch auf die Altgermanischen Gesetze anwendbar ist, und erklärt, warum das Recht der Kirche und Priesterschaft so wie was aus der veränderten Staatsverfassung folgt, umständlich auseinandergesetzt zu werden pflegt, die Erörterung der nothwendigsten privatrechtlichen Verhältnisse aber kurz abgethan oder als etwas Vorausgesetztes und Un aufgehobenes gar nicht berührt wird. Aus einer andern Ursache, nämlich wegen steter Veränderlichkeit des Geldes und Geldeswerthes, sehen wir auch in der alten Gesetzgebung eine vorzügliche Sorgfalt auf die Abschnitte, worin die einzelnen Geldbußen bis ins Kleinste angefezt werden müssen, verwendet. Das Gothländische Gesetz verordnet über die Bußen für Todtschlag, Verwundung und fleischliche Verbrechen genauer, als eins der übrigen Altnordischen Rechtsbücher, was mit für sein höheres, inneres Alter sprechen dürfte; noch feiner zergliedert die Altfriesische, Angelsächsische und Fränkische Gesetzgebung. Eigenthümliche Wendungen finden sich allenthalben, z. B. die bekannte, Altgermanische Ausmittelung der Buße für abgehauene Knochen nach dem Tönen derselben auf einem Becken (hier 19, 16) wird noch anderweit dadurch bestimmt (19, 17), daß

3 (3)

der Knochen an einen ellenlangen Faden gebunden über einen fünf Ellen hohen Gegenstand geschwungen werden soll. Dieser Fall, als einen schwerern Knochen voraussetzend, läßt zwey Marken, jener des bloßen Lönens nur eine.

Mit der Form des wieder abgedruckten Textes würde eine strenge Critik nicht überall zufrieden seyn, eine billige aber ohnedem nicht die Genauigkeit erwarten, welche wir in Dänemark auf die Ausgabe Altnordischer Denkmähler verwendet sehen. Hr. Pr. Schildener scheint sich mit dem Studium der Altnordischen Sprache nur beiläufig beschäftigt zu haben, vorzugsweise mit der Altschwedischen. Nun weiß man aber, daß die hauptsächlichsten Quellen der letzteren, nämlich gerade die alten Rechtsbücher Schwedens und Gothlands mangelhaft bearbeitet worden sind. Es gebrach also theils an critischen Mustern, theils erforderte die nicht zu verkennende Eigenthümlichkeit der Gothländischen Mundart alle Behutsamkeit, damit nichts von ihr verwischt und etwa nach den freylich nur gering abweichenden Formen der übrigen Nordischen Sprachen geregelt würde. Ohnedem ist nur eine einzige Hs. des Guta-lag in Stockholm vorhanden und nach ihr hat schon Hadorph abgedruckt; gut gewesen wäre, wenn der neue Herausgeber den Hadorphischen Text, dem er lediglich folgt, vorher mit der Hs. verglichen, oder hätte vergleichen lassen. Gesezt aber auch, daß Hadorph überall richtig gelesen und getreu abdrucken lassen, so wäre doch wohl eins und das andere critisch zu verbessern gewesen. Die Interpunction ist überall unvollständig und oft fehlerhaft, z. B. 22, 29 gehört ein Punct hinter magandi, 26, 4 hinter half marc; 33, 5 hinter soydin a; 21, 1 das Comma hinter Sir zu löschen und erst nach huer zu setzen, eben so Seite 84, 3. 3 hinter ier, nicht

hinter briaudi. Große Buchstaben hätten gänzlich gemieden, oder insgemein durchgeführt werden sollen; so wie hier stehen sie öfters am unrechten Ort. Noch unangenehmer fällt das Schwanken in der Rechtschreibung derselben Wörter auf; es heißt z. B. ir und ier; iru und ieru; aig und aighu; vittr und witr; lit und liet; dytrir, dydrir und dydir (S. 36); semplic, semplic und semplic etc. Wirkliche falsche Lesarten sind uns an folgenden Stellen aufgestoßen: Cap. 1 sege man byglu (st. byglu) und os sei (st. or sei) — 2, 9 ambatun (st. ambatun) — 3, 4 ist thaua fehlerhaft, vermuthlich than a zu lesen — 3, 6 l. gangnir (st. gagnir) — 3, 7 alt quert laifa, alles ruhig bleiben (st. quert aif) — 6, 2 avitr (inrepatus) — 6, 3 lerdair-mann firi hier — ebend. ovitr (inrepatus) — ebend. sac a halfa thann sum — 6, 4 burdi — 7, 1 thairra (st. thairar) — 8, 6 et (st. eth) — 9, 1 manna (st. mauna) — 11, 1 far vaitr (st. vaicr) — 13, 3 fran (st. fran) — annat veg skogs — 13, 10 at fyrsta sinni — 14, 2 en han ai vil — 14, 9 mid barni (st. barin) — 16, 5 bundnan (st. butnan) — 19, 17 hauga (st. huaga) vergl. 26, 4. 34, 9. 41, 3 — 19, 27 barns fadir (nicht barns-fadir) — 19, 32 ir sundr — 19, 38 hoyrir (st. hoyr ir) 19, 30. Die Lesart: en verdr. oyra lyt, byt iha bytir kann so nicht richtig seyn, man streiche byt weg. — 21, 5 l. fleirin oder flairin (st. fiarni) 22, 24 bedir (st. bedr) nud iem ner sum (st. sin) — 22, 25 l. tha (st. ha) — 22, 38 hinter dem ersten takin die Worte: mid gutniskr madr inni takin ganz zu tilgen — 25, 6. l. cuna — 25, 4 lengr dvelir (st. legr svelir) — 31, 2 tha aig — 32, 3 bicrin (st. bicrint) — 32, 12 ta-fast — 32, 13 lag-giertan (st. laggier tan) — 32, 14 gard (st. gadr) — 38, 13 eda aign 38, 23 frammarla — 46, 2 lastir (st. laistir)

Ö. 91, 5 hafi fyrigiert — 91, 6 engit car (st. engti car) Vergl. 67 engti ginmäli (st. engit — 107, 7 bort (st. bott) — 108, 14 sumt (st. sumt) — 109, 6 sykia (st. syki a) 110, 12 thann (st. thanu) — 111, 4 brenna (st. brenan) — 111, 6 legdi so (st. legtilo) — 112, 14 riad oder auch ried (st. raid) vergl. 107, 5 — 113, 19 bragdi (st. bragdy) — 113, letzte Zeile ai (st. au) — 114, 6 aigin (st. aigir) — 115, 8 liggia (st. liggie) — thaim (st. thain) Manches ähnliche dürfte uns beym Durchlesen entgangen seyn.

Die vom Herausgeber beigelegte Deutsche Uebersetzung ist nicht nach dem Gotthländischen Original, sondern zwar mit Rücksicht darauf, so wie auf Hadorphs Neuschwedische Version, hauptsächlich auf den Grund einer Altdeutschen, hier mit abgedruckten, gearbeitet worden. Ein Verfahren, das doch nicht recht gebilligt werden kann, und offenbar dem strengeren Studium des Urtextes nachtheilig geworden ist. Dieser enthält verschiedene Schwierigkeiten, die weder der Altdeutsche Uebersetzer noch Hadorph zu lösen verstanden und selbst der fleißige Zhrer nur zum Theil beseitigt hat. Wir wollen eins und das andere ausheben, weil doch zehn gewöhnliche Leser dieses Gesetzbuchs nicht den mindesten Anstoß daran nehmen werden. 2, 2 gridcuna ist eine im Haus, grancuna eine in der Nähe wohnende Frau; der Begriff von Helferin liegt nicht im Wort. — 8, 7 das Wort hurvina ist unverständlich, vielleicht hur-vitna (Isl. hvervetna) ubiquè. 11, 1 yxar hambr malleus lecuris, Arthammer genauer als Beils Dehr. — 17, 2 wenn frembra foti so viel als pede anteriore und manni nerar: viro propius heißt, so liegt das in der Altdeutschen Uebersetzung ausgedruckte lu cht (link) nicht im Text, es müßte denn etwas fehlen. — 18, 3 den im Menordis

sehen Recht so häufigen Ausdruck *mid vada* gibt Hr. Sch zwar hier richtig, aber allgemein zu bestimmt durch: unbeabsichtigter Weise *vadi* (malc. Gen. *vada*; Isl. *vodi*, Gen. *voda*; Schwed. *wåde*, Gen. *wåda*) heißt *casus fortuitus, periculum*. Vermuthlich stammt das Wort selbst von dem Zeitwort *vada*, Deutsch: *waten*, d. h. *ire, vadere*. Die verwandten Wörter Gefahr und *periculum* leiden, wie man sieht, eine ähnliche Herleitung. *Vadi* steht dem *vili* (*dolus*) entgegen und kann außer dem *casus* auch einen gewissen Grad der *culpa* einschließen, wiewohl die Begriffe des Röm. Rechts nicht scharf verglichen werden dürfen. Der Herausg. macht hierüber Note 152 mehrere gute Bemerkungen. Gewöhnlich heißt es sonst; *mid vada oc ei mid vilia* (von ungefähr und ohne Absicht) — 19, 8 *luca-hagg*) wird hier und 19, 49, 59 gut durch trocken Schlag gegeben und S. 202 aus *luka* (schließen) erklärt, im Gegensatz zu dem Schlag, welcher öffnet (verwundet). Die Ableitung von *luka* (*vola manus*) paßt nicht, und würde auch *luku-hagg* erfordern. — 19, 17 wäre Ihres Uebersetzung richtig und *huai-fi-bein os verticis*, so müßte statt des folgenden *huer* im Neutr. stehen *huert*. Sollte nicht *huer* so viel wie *quis, aliquis* und *huai-fi* der Conj. von *huai-fa*, Isl. *Veifa* (*vibrare*) seyn? *si quis vibret (jaciatur)*. Das folgende *ri* (*Walle*) ist sonst nicht bekannt und daher dunkel, — 19, 26 *ut af hafdi* heißt sicher; aus dem Haupt, vergl. 19, 37. 19, 40. — 19, 45 *thunci* oder *thunki* (denn *thunka* ist Gen. Dat und Acc.) Isl. *thocki* bedeutet *favor, benevolentia* und Hiörn Haldorson erklärt *thockabót* durch *gratificatio*. Vergl. Gu-lathings L. Landsleigobelfr Kap. 17. — 19, 51 zu *loyski* vergl. das Altfriesische *leelke*.



Afegabuch S. 192. 210. — 20, 66 *lueuer-dari* ist stärker als weniger, wie denn im Altdeutschen Text richtig *unwertlicher* steht; Isl. *svivirda*, *dedecus*. — 20, 69 *gangas* die reciproke Form und bedeutet: *perire*, vergehen, untergehen, vergl. 21, 12, 15, 18, 19. Oder wäre *ganga* hier so viel als: *erben*, wie auch *lucce-tere* und *nachfolgen* dasselbe sagt? Vergl. den Ausdruck *Gan-gerbe* in den Dänischen Gesetzen. — 20, 70 *en fiarar ier* ist der Singul. lar. — 21, 15 l. *laup* statt *laud*, wie auch aus der Altd. Uebersetzung zu sehen, welche *lauf* hat. — 22, 25. Die Construction des Hülfswords *cann* mit dem Infin. darf nicht durch unser heutiges *kann* übertragen werden, sondern durch: *sollte es* oder durch das einfache Verbum z. B. *cann bieras* (50, 1) sollte es sich zutragen, *cann verda* (42, 1) wird *falla can* (30, 9) fällt und so häufig im ganzen Text. — 23, 34 *mid cunu emloyptri* (lies: *einloyptri*), d. h. *coelibe*. Im Isl. *ein-hleypr*, *coelebs*, d. h. *alleinlaufend*, *gehend*. — 26, 6 *thair thet gripr sinu o haid verdi* ist ganz unverständlich, vermuthlich *i. th. g. sum ohailt verdi*, ein Griff, der erwünscht sey. — 29, 7 *lomplic* erklärt Ihre *col. 508* durch *placitum*. Obgleich dieses Wort 61. 62. 70. 71, 3. in derselben Weise vorkommt; scheint es sehr bedenklich. Sollte vielleicht *Semthyckt* (Isl. *lam-thyckt*) zu lesen seyen? — 31, 2 was heißt hier *taulautir*? — 49, 1 *knattan-bot* richtiger wohl *knattar-bot* wird nach der Altdeutschen Uebersetzung *Echandenbuße* übersetzt, und steht auch in den andern Altschwed. Gesetzen für die Bestrafung eines geringeren Diebstahls. *Snatta* scheint so viel als unser: *mausen*, *gripsen*. Auf Isl. ist *Snati* ein *Bettler*. — 52 *kiledi* steht hier und 58 für *Vieh*, der Ausdruck kommt aber sonst gar nicht

vor. Im Angelsächf. heißt *kalād* ein Viehstall, was aber kaum paßt, eben so wenig das Dän. *fälled* Gemeinviehweide. Sollte *fiöldi* zu lesen seyn? *fiöldi* bedeutet Vielheit, Menge, und dieses könnte für Heerde, Haufen von Vieh stehen. — 62. *gerse mi* wird mit der Altdeutschen Version für das bestimmte Speisewaare genommen. Sonst bedeutet es allgemein Kostbarkeit, *opes*, und sollte *garrum gersemum* hier nicht heißen: *rebus mobilibus*, das Geld (*oyrar*) abgerechnet? Die Wortbedeutung von *gerse mi* scheint Vorrath, was zusammengethan ist (von *gera*, *parare* und *lam*) 66. *byrllu-fulc* etwas specielleres, als das bloße Dienstvolk, im Altdeutschen auch: *volk in der arne* (Ernte). Zur Erläuterung gereicht 67 *byrgia led*, die Saattergen, d. h. einärnten, *byrllu fulc* steht also für *byrgslu-fulc*. — 70. *scasl* heißt sonst im Altnordischen ganz etwas anderes als Obst. — 75. Die Worte *thot ir oc gamal retr* (das ist auch altes Recht) fehlen in der Uebersetzung. — 73, 6 *magum oc wagniclum*, den Verwandten und Führern des (Traut-)Wagens. Man schreibe letzteres Wort *wagn-iclum*, weil es von *wagn* (*currus*) und *aka* (*vehere*) her stammt. *ökull*, (*ykul*, *icl*) ist so viel als: *auriga*. Daher war auch 27, 1 *wagn-icla ferdir* durch: Fahrten der Wagenkutscher zu geben. — Seite 91, 1 *til femta bantz* (bis zum fünften Band? im Stall) *bantz* ist der Gen. von *band*. 91, 2 *utan talfala* (Troddeln) Engl. *talfels*. — 106, 1 *elius* scheint allerdings so viel wie *ó-liös*, unerleuchtet, dunkel, wie man aus S. 2 siehet; als Feuer auf die Insel gebracht wurde, versank sie nicht mehr. Sollte vielleicht zu lesen seyn: *at natum sanc oc daghum war uppi*? — 107, 8 statt *elpti* etwa *epti*, *ekti*, von *alla*, *valere*, Vergl. II 4, 2 *epla*. — 107,

12 *vm ny oc nidar*, eine alte, poetische Formel, für: nun und immerdar; *ny oc nid* in *Vafthrudnismal* 25; es verdient nachgelesen zu werden, was im gloss. *eddae lām. I. p. 633. 34* darüber beigebracht wird. Der König, welcher den Einwanderern das Gesuch bewilligte, dachte nicht, daß es mitten im Monat (zwischen Neu- und Vollmond) wäre. Die Uebersetzung "daß es nicht einen Monat lang währen würde" trifft das nicht recht. — 108, 15 lese man: *troða a hult oc a hauga, wi oc stafgarda*, glaubten an Gehölze und Hügel, an heilige Orter (Isl. V. e) und Stabhöfe (umzäunte, umstappte heidnische Tempel.) — 109, 3 hinter *hann* gehört ein Colon, die Uebersetzung der Worte *mik witin ir nu falgastan oc fallastan* ist ganz verfehlt. Die beiden letzten, dem Sinn nach etwas dunklen Wörter sind klare Acc. Masc. Es heißt vermuthlich: mich wißt ihr nun den ruhigsten und furchtsamsten, d. h. wißt, daß ich ein stiller, blöder Mann bin. *Falgr* scheint so viel als felig (bey Ihre). — 109, 9 lese man: *lamulaida*. — 112, 14 *thann riad* (nicht *raid*) *schep giera*, er ließ ein Schiff ausrüsten (nicht: diese richteten). —

Die sagenmäßige Erzählung S. 106 ff. wird den Freunden der Altnordischen Mythologie willkommen seyn, sie enthält mehrere merkwürdige Züge. Die vermuthlich von Hardorff verfaßten Kapitelrubriken (in Neuschwedischer Sprache) hätten nicht mit aufgenommen werden sollen. Daß der Altschwedische Text im ganzen Gesetzbuch nicht ohne Aufschlüsse für die Nordische Grammatik sey, brauchen wir kaum zu erinnern, wenn in dessen der Herausgeber S. XXVII eine Annäherung an die ältere Gothische Sprache des *Ulphi-las* finden will, so beruht das auf dem in Schweden häufigen Irrthum, daß ihr Gothisches und

Gothländisches mit dem Altgothischen eigends verwandt sey — Die im Jahr 1401 (zur Zeit als der Deutsche Orden im Besitz der Insel war) gefertigte Altdeutsche Uebersetzung hat den Abdruck völlig verdient und bietet nicht nur für den meistens richtig getroffenen Sinn des Originals, sondern auch an sich selbst, als historisches Denkmahl der damahligen Deutschen Mundart, mancherley erläuterndes. Wir dürfen der Kürze halben nicht darauf eingehen. Die Sprache ist zwar Hochdeutsch, doch mit einfließenden Niederdeutschen Tönen und Wörtern. — Hr. Prof. Sch. hat in der Einleitung eine allgemeinere Uebersicht der gesammten Altschwedischen Gesetzgebung vorangestellt und S. 118 — 268 fleißig gearbeitete Anmerkungen zur Wort- und Sachklärung geliefert. Freylich würde er sich kürzer und bestimmter haben fassen können, wenn das Studium des Nordischen Rechts größere Fortschritte unter uns gemacht hätte. Ein genaues Wörterbuch zu dem Gothländischen Text wäre erwünscht gewesen, lag jedoch außerhalb dem Gesichtskreis der gegenwärtigen Ausgabe.

#### Greifswald.

Alte und neue Irrthümer der Rechtsgelehrten. Eine Reihe von Abhandlungen von Dr. F. C. Gesterding. Greifswald, bey Ernst Mauritius. 1818. 8. S. VIII, 468.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlungen, auch sonst schon durch schriftstellerische Arbeiten bekannt, ist einer von denjenigen Juristen, welche die Rechtswissenschaft nicht bloß zur gelehrten Unterhaltung, sondern als Wissenschaft für die Anwendung treiben; was Recensent ihm gar nicht übel nimmt, da er wohl weiß, daß mit Entbehrlichkeit derselben im Leben das Interesse

des Publicums sich sehr bald anderen leichteren und für Dichteingeweihte gewiß auch interessanteren, Wissenschaften zuwenden würde. Unser Auctor erinnert an Schriftsteller von Wis und Laune, wie Leyser und Hommel; wenn er diese beiden auch nicht erreicht, am wenigsten durch das häufige Apostrophiren Römischer und heutiger Juristen. So ist es auch nur eine Anspielung, wenn der Verf. Faber's bekanntem Buche *de erroribus pragmaticorum* den Titel des seinigen: alte und neue Irrthümer der Juristen abborgt, ohne daß sonst der Inhalt besonders an Polemik erinnert. Von den 13 Abhandlungen die Rubriken herzusetzen, ist dem Recensenten allzulanzweilig; statt dessen hin und wieder Einiges von den Materialien.

In der Abhandlung Nr. 2 sucht der Verfasser auszuführen, die Besizerwerbung fordere körperliche Berührung, nur mit Ausnahme der Traditionsfälle. Neues kommt gar nicht vor, und so ist schon alles beantwortet durch von Savigny in der dritten Ausgabe des Besizes S. 14 u. 18. Nur wird aufmerksam gemacht auf Westphal's Rechtliche Abhandlung von der Uebergabe und der Belehnung. 1779. S. 4. fg., worin ziemlich übereinstimmend mit der von Savignyschen Schrift das Princip von der Nothwendigkeit der körperlichen Berührung und der darauf gebauten Unterscheidung eines wahren und fingirten Besizes, unter Beybringung einiger recht guten Bemerkungen, bestimmt und ausführlich verworfen wird. Freylich ist in der spätern Schrift Westphal's über die Arten der Sachen u. s. w. S. 134 auf die frühere Abhandlung nur verwiesen, ohne von deren besseren Einsichten weitere Anwendung zu machen; indessen mag das früher besser Gedachte und Gesagte immerhin benützt werden, dem Andenken eines von den jetzigen Ei-

vilisten ziemlich verächtlich behandelten Mannes einmahl wieder etwas Gutes nachzurühmen. An Westphal's Behandlungsart des Römischen Rechts trug die falsche Richtung der ungeschichtlichen Zeit die mehrste Schuld; drückt sie ja noch so manchen besseren Kopf unter den Lebenden von den ersten Jahren der Bildung her.

Die Abhandlung Nr. 3 erörtert die Frage: ob der Betrug den Uebergang des Eigenthums verhindere, und der Betrogene eine Klage gegen einen Dritten habe? Freylich macht der Betrug das Geschäft nichtig; es wird aber richtig bemerkt, daß die Eigenthumsübertragung durch Tradition nicht durchaus Gültigkeit des Geschäfts erfordere, wovon man durch die jetzt so sehr hervorgehobene *justa causa praecedens* so leicht das Gegentheil zu glauben verleitet wird; nur auf den *animus domini transferendi* kommt es an, und dieser wird durch den *dolus* nicht ausgeschlossen, eben so wenig, wie durch manche Arten der Läsion und des Irrthums, welche das Geschäft selbst gewiß entkräften. Durch diese Bemerkung wird die Controverse mehr ins rechte Licht gestellt und die Entscheidung näher gebracht, als durch dasjenige, was zuletzt in den Heideberg'schen Rechtsgutachten I, 7 über die Frage vorgekommen ist.

Die Abhandlung Nr. 5 beschäftigt sich mit einigen proceßrechtlichen Gegenständen; zuerst mit dem eigentlichen Anfange des Rechtsstreits. Nach dem älteren Römischen Rechte war der Anfang die *litiscontestatio*; darauf beziehen auch alle älteren Stellen die Folgen des erhobenen Rechtsstreits. Nach dem neueren Römischen Rechte hörte alle *ordinatio judicii* und damit alle wahre *Litiscontestatio* auf, und nun nennt sowohl das Römische als das Canonische Recht die Ladung, oder auch das Insinuationsdecret der Klage als den Anfang des Processes. Die Neuern

schwanken ohne alles feste Princip zwischen der Ladung und der jetzt sogenannten Litiscontestation, d. h. der Antwort des Beklagten auf die Klage. Der Verfasser macht nun den Anwalt der letzten gegen den früheren Termin. Recensent ist gerade umgekehrt der Meinung, daß der geschichtliche Gang der Lehre auf die Ladung führe; auch scheint ihm der frühere Anfang der Folgen zu Gunsten des Klägers höchst natürlich, da sich der Beklagte dem richtig eingeleiteten Prozesse nicht entziehen kann, als bloß durch Aufgebung des Widerstandes, diese aber doch dem Kläger dieselben Rechte geben muß, als dessen Fortsetzung. Nur diejenigen Wirkungen des Rechtsstreits, welche noch von der Art der Erklärung des Beklagten abhängen, z. B. Verlust der nicht vorgeschützten Einreden, Prorogation der Gerichtsbarkeit u. s. w. sind an die Einlassung des Beklagten geknüpft. Ferner beschäftigt sich die Abhandlung mit der processhindernden Natur der peremptorischen Einreden. Bekanntlich verwirft das *c. 1. de litis cont. in 6to* die processhindernde Natur, ausgenommen in Rücksicht der *exceptio rei iudicatae, transactae et finitae*. Richtig wird hier diese Ausnahme auf einen geendigten Rechtsstreit, nicht auf ein bloß erloschenes Rechtsverhältniß bezogen, und als wahrscheinlicher Grund angegeben; daß Niemand zweymahl zu der nämlichen Leistung angehalten werden könne, mithin auch nicht einen schon einmahl durchgeführten und geendigten Rechtsstreit durch abermalige Einlassung aufs Neue aufzunehmen; ein Grund, aus welchem allerdings eine verschiedene rechtliche Wirkung der Einrede des geendigten Rechtsstreits und anderer peremptorischen Einreden hervorgeht. Gleichwohl hat der Gerichtsgebrauch

bey vorhandener Liquidität die proceßhindernde Natur allen peremptorischen Einreden, wenn auch nicht aus streng rechtlichen, doch aus Gründen der Proceßpolitik zugestanden. Wenn nun die vorliegende Abhandlung sich auch gegen die Rathsamkeit erhebt, und den Schaden für größer hält, als den Nutzen, so läßt sich dieß nur in dem Falle zugeben, wenn wegen vorgeschügter Replikten auf Einlassung erlaunt werden muß; ein solcher Fall ist aber gewiß der ungewöhnliche und als die Ausnahme anzusehen.

Nach der Abhandlung Nr. 7 soll in der Zusendung der Connossemente noch keine Eigenthumsübertragung der Waaren liegen und dazu wirklicher Empfang gehören. Dem Römischen Rechte ist dieß vollkommen gemäß; allein der auf schnellen Verkehr und Umsatz berechnete Gang des Handels kann nicht auf Ankunft der Waaren warten und erfordert schon früher die Möglichkeit durch Verfügung über das Connossement über die Waaren selbst zu verfügen und darauf ein gewisses Recht zu erteilen. Daher die entgegengesetzte allgemeine Handelsusage, gegen welche eine Argumentation aus dem auf ganz andere Verhältnisse berechneten Römischen Rechte gewiß unpassend erscheint. Der Rec. würde den Verf. auf eine Menge Schriftsteller, besonders auf Büsch, verweisen, wenn nicht diese schon in dem Buche selbst als abweichend genannt wären.

Die umfassendste Abhandlung ist die Nr. 10, welche alles, was sich im Corpus juris über Pertinenzen zerstreuet findet, unter passende Rubriken zusammenstellt, und dadurch gewiß manchem Leser einen angenehmen Dienst erweist. Der Verf. zeigt hier, daß er das Röm. Recht auch in solchen Theilen zu erklären weiß, bey welchen es auf etwas mehr, als bloß juristische Kenntniß ankommt.

Schon in dem Vorworte macht der Verf. von der Bemerkung, daß Faber, indem er die Irrthümer



Anderer enthüllen und berichtigen wollte, oft selbst irrte, ja allein der eigentlich Irrende war, die Anwendung auf sich; und am Schlusse hat er nichts dagegen, wenn die Recensenten auf seine Kosten ihren Wisz üben wollen; was bey diesem Schriftsteller gewis nicht ein bloßes Spiel mit verstecktem Dünkel oder Eitelkeit ist. Der bloße Wisz ist am wenigsten gefährlich; aber daß auch nicht eine gründliche litterarische Critik dem Verf. den Stab breche, dafür ist von ihm in dem Buche gesorgt.

Schweppe.

### Stockholm.

Gedruckt bey J. N. Lindh. Berättelse om Sala Silfververk. På Sala Bergslags Anmodan författad af J. H. af Forslles, Berg-hauptman. 1818. 58 Seiten in Quersolio, mit einer Charta und fünf Grubentrissen.

Es ist angenehm durch diese Schrift eine neue, genaue, aus den besten Quellen geschöpfte, von einem Sachverständigen verfasste Nachricht über das alte, mit abwechselndem Glücke betriebene, mehr in geologischer als in technischer Hinsicht merkwürdige Blei- und Silberbergwerk von Sala in Schweden zu erhalten. Sie enthält in der ersten Abtheilung die Geschichte des Werks; in der zweyten einen Bericht über die Beschaffenheiten und den Betrieb desselben. Angehängt ist eine Sammlung von Actenstücken zum Belege dieser Nachrichten, nebst einer bis zum Jahre 1400 hinan reichenden Uebersicht der dortigen Silberproduction. Die von dem Verfasser gezeichnete Charta des Erzfeldes ist eben so lehrreich, wie die beygefügte Folge von Grund- und Profiltrissen der Grubengebäude.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 10. May 1819.

Paris.

Bey Deterville 1818: Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV. — — — précédé de nouveaux Mémoires de Dangeau. — Par Pierre Eduard Lémontey. VIII und 484 S. gr. 8.

Seit länger als zehn Jahren schon arbeitet der Verfasser, kein junger Mann mehr, an einer, wie er verspricht, unparteyischen Geschichte der beiden letzten Regierungen seines Vaterlandes; unter Ludwig XV. und XVI. nämlich. Sehr viel kam da gleich im Beginn darauf an, bestimmt auszumitteln, in was für einem Zustande Ludwig XIV. seinem Nachfolger das Reich hinterlassen. Hier aber fand sich, daß eine Geschichte dieses Königs, die dem unbefangnen Leser Gnüge leisten könnte, noch gar nicht vorhanden sey, und z. B. Voltaire's so bewundertes Siecle de Louis XIV. in Hinsicht auf Geist und Darstellungskunst zwar immer ein Meisterstück bleiben werde, die Verdienste Ludwigs um Kunst und Wissenschaft aber viel zu hoch anschlage, in andern Fächern desto

N (4)

unvollständiger wäre, absichtlich so Manches in ein räthselhaftes Hellsdunkel stelle, und Ludwig den Administrateur, als von welcher Seite derselbe vorzüglich geglänzt, nirgend fest genug im Auge behalten habe. Hr. L. blieb also nichts anders übrig, als in den öffentlichen Verhandlungen jener Zeit, so wie in den Denkschriften ihrer Beobachter, genauer als bisher von Andern gesehen, sich selber umzusehen, um daraus erklären zu können, durch was für Mittel es dem Alleinherrscher gelang, Lehr-, Nähr- und Richterstand an das eiserne Joch seiner Willkür zu schmieden; denn obgleich Frankreich eine sogenannte Constitution eigentlich niemahls gehabt, wären aus den Zeiten des Feudalwesens und der Decretalen doch der Verschanzungen noch genug übrig gewesen, die man erst hätte untergraben oder erstürmen müssen. Ehe jedoch diese Unterjochungsmethode — obwohl eben nicht in folgerechter Ordnung — von ihm entwickelt wird, gehen umständliche Betrachtungen über den Geist der Nation voran; wo denn die sogleich in's Auge fallenden Schwächen freylich nicht verschwiegen, durch so viele Tugenden aber und Vorzüge wieder ersetzt werden, daß jene so gut als völlig verschwinden. Unter die ganz unerläßlichen Bedingungen die ein Franz. Geschichtschreiber in diesem Augenblick sich muß gefallen lassen, will er anders von seinen Landsleuten gelesen seyn, gehört auch die, sie für unüberwindlich zu erklären. Diesem Axiom fügt sich Hr. L. denn gleichfalls, und sagt in einer Note, wo auf die Jahre 1814 und 15 die Rede fällt, daß wenn Frankreich sich für partie belligérante gehalten hätte, jàmsis la frontière n'eut été violée! Was mögen das also für Heere gewesen seyn, wogegen unsre Befreyer bis in die Hauptstadt des Reichs hinein zu kämpfen fanden?

Was nun den Hauptgegenstand seines Essays betrifft, die Untersuchung nämlich, wie es Ludwig XVI., — dem Richelieu doch schon tüchtig vorgearbeitet hatte — gelang, mitten unter einer so geistreichen und unbeflegbaren Nation jedes andre Verhältniß zu zerstören, und sich allein als den Spiritus rector des ungeheuern Staatskörpers, ja als Stellvertreter der Gottheit selbst geltend zu machen, so läßt, was uns darüber hier erzählt wird, sich zwar ganz angenehm lesen; denn der Vortrag des witzigen Verfassers ist auch überaus lebhaft, bilder- und blumenreich; für neu aber kann das wenigste davon gelten, und ein paar Duzend nicht immer sicher beurkundeter Anekdöthen machen es auch noch nicht dazu. Hundert Schriftsteller des In- und Auslandes haben über die Machtstrieche dieses Königs und seine Eingriffe in die Rechte der Gesellschaft ihre Federn stumpf geschrieben, und in dem heillosen Orakelspruche: L'état, c'est moi! hinterließ er selbst schon den Hauptschlüssel zu seinem Verfahren. Wie bekannt, hat ein neuerer, eben so übermüthiger Egoist, sich gleichfalls keines andern bedient, wie Jener erst die Nation durch Glanz und glückliche Kriege berauscht, und mit ihr sodann gemacht, was ihm einfiel: sehr treffend daher, was ein seiner gewesener Hof- und Großparasiten, Mr. le Comte de Fontanes, nunmehr Pair de France, unlängst vor erlauchter Versammlung ihm öffentlich nachzurühmen gar kein Bedenken trug: daß Niemand nämlich es wagen würde, diesem außerordentlichen Manne la Science du pouvoir abzuspochen! — Da Herr L., was ihm auch eben nicht zu verargen. den Schimmer gar nicht vergessen kann, der in Hinsicht auf Kunst, Literatur und Kriegsrühm Ludwigs Zeitraum doch wirklich umgibt, in anderm Betracht aber seine Regierung wieder durch so viele Flecken,

Mißgriffe und Gewaltthätigkeiten entstellt wird, die eben so wenig zu läugnen sind, weiß er sich nicht anders zu helfen, als sie zu einem Januskopfe zu machen, wo der Beobachter an der Vorder- oder Hinterseite nach Belieben verweilen könne. Bis ins Jahr 1680 soll von Colbert und andern trefflichen Staatsdienern unterstützt Alles nach Wunsch gegangen seyn und die kühnsten Erwartungen übertroffen haben; seit dieser Zeit aber, und besonders seit Colberts Tode, und der frühzeitigen, wohl selbst verschuldeten Hinfälligkeit des Königs, sey der Rückschritt von Jahr zu Jahr merklicher geworden; jedoch nicht ohne Zwischenräume, wo die Größe der Nation und der eberne Wille ihres Gebieters noch helle Funken über Europa geprüht hätten! Was seine Verwaltungskunst anlangt, von der Hr. L. so viel Besens macht, kann man gern zugestehn; daß Colbert und andre Staatsmänner in mehrere Zweige des Staatshaushalts und der Betriebsamkeit eine Ordnung einzuführen anfangen, die bereits schöne Früchte trug, und auch im Auslande nicht unbenutzt blieb; was half der so erfreuliche Beginn aber, da die zweyte und größere Hälfte seiner Regierung desto abschreckender ausfiel, und allmächtig gewordene Minister, das Volk drückende Intendanten, feile Rechtspflege, an Allem nagende Finanziers, hab- und rachsüchtige Jesuiten u. s. w. die Geschichte dieses langen Zeitraums zu einer der widerlichstn Leserey, die es geben kann, machen!

Auch in vorliegendem Versuche, als der die Rückseite der Medaille keinesweges unbeachtet läßt, würde diese Geschichte um nichts erträglicher geworden seyn, hätte der Verfasser sich nicht darauf verstanden, durch allerhand anziehende Nebendinge und Nebensichten den Leser festzuhalten; hauptsächlich aber dadurch, daß er keine

Gelegenheit unbenutzt läßt, der unerschütterlichen Geistesüberlegenheit seiner Nation Weibrauch zu streuen; alles in einem so sentenziösen Vortrage, wie der jetzige Pariser Geschmack ihn nur wünschen kann, und von welchem einige Probböhen mitzutheilen uns nur der Mangel an Raum hindert. Ohne Zweifel ist es eben diese Verherrlichung des Französischen Namens, denn bisher war Hr. L. durch bloß auf Wiß Anspruch machende Erzeugnisse seiner Feder bekannt, die ihm bey Ersaz des Abbé Morellet in der Académie Française unter 32 Wählern nicht weniger als 21 Stimmen unlängst verschafft hat; eine in den Jahrbüchern dieser Gesellschaft nur selten sich findende Mehrheit; noch aber von der übertroffen, die gerade hundert Jahre früher bey Aufnahme des wackern Abbé du Bos statt fand, als welcher die Stimmen aller 24 damaligen Wähler davon trug! — Angehängt finden sich dem Essai noch ein paar nicht unerhebliche Pièces justificatives; die Geschichte nämlich eines abscheulichen Justizmordes, verübt an der Person eines wohlhabenden Franz. Edelmanns de Fargues, der in den Fronde-Unruhen sich an Ludwig XIV. und seiner Mutter versündigt gehabt, in der Amnestie jedoch namentlich eingeschlossen gewesen, und dennoch 20 Jahre nachher erst unter den nichtigsten Vorwänden ihrer Rachsucht war aufgeopfert, gehängt, sein Vermögen aber dem Präsident Lamignon, welche Schande für diesen! geschenkt worden. Nur ein paar solcher Gewaltstrieche noch, wären fürwahr hinreichend gewesen, den sogenannten großen König zum verabscheuungswürdigsten Tyrannen zu stempeln! — Sodann ein umständlicher Aufsatz über die Versuche Ludwigs XIV. sich oder seinen Sohn zum Kaiser oder König von Deutschland wählen zu lassen: schon deshalb mit Dank anzunehmen, weil die

Französischen Geschichtschreiber, und das aus leicht begreiflichen Gründen über diese Versuche sehr flüchtig wegeilen, oder ihrer wohl gar nicht erwähnen. Wenn der ehrgeizige König hierbey eben nicht in seiner Glorie erscheint, so kommen die Fürsten Deutschlands deßhalb auch nicht besser weg; und daß solche insgesamt sich beslechen lassen, hinterdrein ihn aber doch betrogen, ist noch das weniger Schlimme dessen dieser neue Tacitus sie bezüchtigt; worüber denn die Historiker unsers Vaterlands, wenn sie es anders der Mühe werth finden, ihn zu recht weisen mögen! auch darüber, daß er so Manches, wie man zu sagen pflegt, bey den Haaren herbeiziehet, um durch hämische Glossen über regierende Häuser, mit denen Französische Politik etwa unzufrieden ist, sein patriotisches Muthchen kühlen zu können.

Was von Ludwig XIV. und seiner Regierungskunst uns erzählt wird, fällt von S. 315 an nur die kleinere Hälfte des Bandes. Voran gehen ihr an die tausend neuer aus den handschriftlichen Mémoires des Marquis de Dangeau gezogener Artikel. Dieser Franzos, ein äußerst gewandter Hofmann, auch glücklicher Spieler, stand bey Ludwig XIV. sehr in Gnaden, und auch bey den Schöngeistern damahliger Zeit überaus wohl angeschrieben. Sein lauges Leben hindurch, und bis über den Tod des Königs hinaus, warf er benach täglich, was bey Hofe vorfiel, in kurzen Sätzen auf's Papier; jedoch ohne sich jemahls das geringste zu erlauben, was einer Critik auch nur von weitem ähnlich gesehn hätte. Daß auf diese Weise eine Anzahl von Ereignissen sich aufgezeichnet finden mußten, die für die Nachwelt ganz ohne Werth sind, ergibt sich von selbst; aber auch auf manche, obgleich ganz nackend hingeworfne, Thatsache stößt man, die dem sinnigen Geschichtschreiber auch ohne nähern Wink Stoff genug zum Denken darbietet. Unbenutzt war dieser Handschriftenberg bisher keinesweges geblieben; denn z. B. schon Henault, La Beaumelle und Voltaire selbst

hatten ihn nicht ohne Ausbeute durchwühlt; obgleich letzter, wie ihm nur allzu gewöhnlich, nicht unterließ, den Werth dieser Fundgrube weit tiefer als billig war herabzuwürdigen. Ganz indeß oder zum Theil hatte man diese Memoires noch niemahls abgedruckt, bis vor ein paar Jahren, die nicht zu ermüdende Frau von Genlis einen davon gemachten Abregé endlich unter die Presse schickte. Dieser Auszug aber, versteht sich nach vorläufiger Verbeugung gegen seine Verfasserin, hat Hr. L. nicht befriedigt, und zur Rechtfertigung seines Urtheils ihn bewogen, beynah ein Tausend Stellen, wie schon erwähnt, noch auszuheben, die von Frau de Genlis waren verschmährt worden. Wirklich finden darunter sich mehr als eine, die in der Diatribe über Ludwica XIV. ihm trefflich zu statten gekommen, und wenn man unter dem Uebrigen auch auf vieles stößt, was uns Ausländern noch immer völlig gehalten scheint, bleibt zu erwarten, daß er auch diesem einige Lichtfunken zu entlocken wissen werde. Einen Vorzug erhält die von ihm benutzte Abschrift der Dangeau'schen Memoires durch den Umstand, daß ein ungenannter, gleichfalls bey Hofe angestellter Zeitgenosß des Marquis, dem besonders Familieneinfluß wohl bekannt gewesen, sie zum Theil mit sehr bitteren Anmerkungen bespickt hat; worunter manche doch bedeutenden Aufschluß gewähren. Frau von Maintenon und ihre nächsten Umgebungen erscheinen hier in sehr ungünstigem Lichte, von welchem sie wieder zu befreien Frau von Genlis, die neueste und wärmste Bewundererin dieser Dame, versuchen mag! Auch einem Schock in dem Abregé der erstern sich verändert gefundener Stellen hat Hr. L. ihre ursprüngliche Beschaffenheit wieder verschafft. Nach so vielem erhaltenen Beyfall wird dieser vermuthlich nicht lange mehr anstehen, mit dem größern historischen Werke, wozu vorliegendes nur als ein *morceau servant d'introduc-*



tion à une histoire critique de la France depuis la mort de Louis XIV gelten soll, sein Publicum zu erfreuen.

## Weimar.

Festgedichte bey allerhöchster Anwesenheit Ihrer Majestät der Kaiserinn Mutter Maria Feodorowna in Weimar. 1818. 8.

Festgedichte anzuzeigen, fehlt es unsern Blättern der Regel nach an Raum. Zu einer Ausnahme von dieser Regel halten wir uns berechtigt durch die festliche Veranlassung zur Entsehung der vor uns liegenden Gedichte und durch den erfreulichen Beweis, den sie uns von der dauernden Thätigkeit der Phantasie des Mannes geben, der vor nun beynabe schon fünfzig Jahren durch die Originalität seines kräftigen Geistes der Deutschen Poesie eine ganz neue Richtung gab. Kein anderer Dichter würde so sinnreich und mit so feinem Kunstverstande der Aufforderung Genüge geleistet haben, durch eine allegorisch-dramatische Composition in der Form eines Maskenzugs dem Auge und dem Verstande die glänzenden Erscheinungen zu vergegenwärtigen, die in der neueren Deutschen Litteratur von Weimar ausgingen. Daß hier, wo Wieland, Herder und Schiller characterisirt werden, der große Dichter, der ihr Andenken feyert, sich selbst nicht übergehen durfte, auch wenn er gewollt hätte, liegt in der Natur der Sache. Möge er noch lange auch unter den Lebendigen sich des Platzes erfreuen, den ihm die Nachwelt, nicht weniger dankbar als sein Zeitalter, zuerkennen wird!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 13. May 1819.

Bremen und Leer.

Vey Heyse und Mäcken: Der Deutsche Handelskanal oder die schiffbare Verbindung der Deutschen Meere, Flüsse und Handels-Staaten, nach Ältern und neuern Vorschlägen, das nützlichste und würdigste Denkmahl für Deutschlands wieder erlungene Freiheit. Von dem Hannoverschen Bauinspector D. Reinhold und dem Professor J. Olmanns. 1817. 8. 288 S.

Große Weltbegebenheiten, heißt es in der Einleitung, sind jederzeit durch Denkmähler verewigt worden, die entweder in der Dankbarkeit der Völker gegen ihre Fürsten und Helden, oder in dem Wohlwollen dieser gegen jene begründet waren, und zur Absicht hatten, den durch Krieg und Anstrengung erschöpften Unterthanen wieder aufzuhelfen. Beispiele aus der alten Geschichte geben Alexander, Trajan, Augustus ff., aus dem mittlern Zeitalter Carl der Große, und aus dem neuern Peter, Friedrich, Maria Theresia, und

B (4)

Joseph, welche nach blutigen Kriegen lieber durch öffentliche Anlagen und Anstalten den Wohlstand ihrer Völker empor zu bringen suchten, als sich, wie neuerlichst Frankreich, eitle Ehrensäulen von erobertem Erz und Stein errichten zu lassen. Deutschlands Wiederbefreyung von schmachvollen Ketten ist unstreitig eine der größten Thaten, welche uns die Geschichte aufzählt, und welche das ehrenvollste Denkmahl, das eine schnelle und dauernde Beförderung des Wohlstandes und Glücks der Staaten und Unterthanen herbeyführt, so sehr verdient, als bedarf. Ein solches ist der vorgeschlagene Handels = Canal, worunter die Verf. eine schiffbare Vereinigung aller Flüsse Deutschlands unter sich und mit den nächsten Seen und Meeren verstehen, die mit den Handelsplätzen, Hauptstädten und Festungen in jedem Staate communicire, in den Zeiten des Seekrieges gegen Capereyen schütze, (dies erinnert an den Franz. Kaiser, welcher auch die Seehandlung durch innere Canalfahrt glaubte ersetzen zu können. Besser ist es ohne Zweifel, die Völkerrechte wechselseitig zu respectiren und keine Seeräuber zu dulden; und wie treuvereinte Kräfte jede ungerechte Uebermacht in gesetzmäßige Schranken zurückweisen können, hat die Erfahrung in den neuesten Weltbegebenheiten gewiesen;) die jederzeit, wenn die Flüsse fahrbar, auch für die Flußschiffe des Rheins, der Elbe, Weser, Oder ff. passable sey, und die Circulation aller Handelsgüter erleichtere und belebe. Daß Handlung und erleichterter Umsatz der Producte die Völker rege und thätig, begütert und glücklich mache, die Cultur des Bodens, Künste und Geschicklichkeiten befördere, suchen die Verf. durch Beyspiele darzuthun; so wie auch, daß schiffbare Flüsse und Canäle diesen Umsatz der Producte sehr vielmehr begünstigen, als die besten Kunststraßen, weil in

vielen Fällen in den meisten Ländern die Landfracht viermahl theurer sey, als die Wasserfracht auf Flüssen und Canälen. Dem Einwurfe, daß vielleicht erhöhte Zölle und Transitgebühren an den vielen Grenzen der verschiedenen Territorien, denen mit Schiffen nicht auszuweichen ist, die aber, wenn sie unmäßig sind, mit Fuhrwerken nicht selten umgangen werden, die Vortheile der Schiffsfracht wieder vernichten möchten, bezugnen die Verf. durch die Hoffnung auf allgemeine, milde Handelsgesetze für Deutschland, welche sie in der Einheit, dem Ansehen, der Macht und Weisheit, der hohen Bundesversammlung bearünden. Jeder kleine Zwischenstaat wird nicht mehr befugt seyn dürfen, heißt es, durch physische und politische Sperren der Handelsstraßen zu Wasser und zu Lande, so wie durch willkürliche Aufhebung von Abgaben mittelst Zoll- und Transitgebühren in einem hohen Maße den Handelswohlstand seiner Nachbarn zu beschränken und zu untergraben, sondern wird den Beschlüssen der Mehrheit beitreten, die nur das Wohl des Ganzen ohne den Ruin des Einzelnen beabsichtigt.

Die Verf. handeln hierauf im ersten Abschnitt von dem Lauf und der Situation der Deutschen Flüsse, Maas, Mosel, Rhein, Lippe, Ems, Weser, Elbe, Saale, Oder, Weichsel, Donau, ic. und wie durch Verbindungen derselben, insbesondere der Donau auf der einen Seite mit dem Rhein und der Elbe, auf der andern mit dem Adriatischen Meere, der Deutsche Handelscanal mit vier Meeren, dem schwarzen Meer, dem Adriatischen Meer, der Nord- und Ostsee, an vielen Puncten oder Seehäfen und Seestädten, Gemeinschaft erhalte. Die physische Möglichkeit dieser Verbindungen begründen sie theils in der Lage der Flußgebiete gegen einander nach der Analogie derer, die wirklich ausgeführt sind, theils

auf die Urtheile berühmter Hydroteceten, wobey es doch zuweilen an gründlicher Prüfung und Evidenz fehlt. So z. B. möchten wir die Möglichkeit einer offenen schiffbaren Verbindung zwischen der Donau und dem Main (Seite 33 ff.), welche vielleicht von allen die wichtigste ist, und über den Rücken von Deutschland sich erstrecken muß, nicht einmahl für wahrseynlich, viel weniger für gewiß halten. Die Verf. machen die Möglichkeit dieser Verbindung zum Postulatum, welches man eingestehen soll, weil das Gegentheil nicht erwiesen ist; auch geben sie (S. 36) dafür eine Bürgschaft an, welche beim Mangel gründlicher Untersuchung uns weniger werth ist, als ihre eigne. — Ferner von Verbindung zwischen Rhein und Ems, zwischen dieser und der Weser; und zwischen Weser und Elbe an mehreren Punkten; endlich die bereits bestehende schiffbare Gemeinschaft zwischen der Elbe, Havel, Spree, Oder und Weichsel. Mitunter werden auch mehrere auswärtig ausgeführte schiffbare Canäle aus Horgewe und andern Schriftstellern in Erinnerung gebracht, vorzüglich sind hier aus J. G. Braumüllers Abhandlung, welche den Titel hat: der wichtigste Canal in Europa durch eine Vereinigung des schwarzen Meeres mit der Ostsee und Nordsee vermittelst der Weichsel und des Dniepers, erneuert vorgeschlagen (Berlin, 1815); über 70 theils ausgeführte, theils projectirte Canäle aufgezählt. Im 2ten Abschnitt handeln die Verf. von den commercieellen Flußgebieten Deutscher Flüsse: das ist, sie zeigen die natürlichen und künstlichen Producte als Gegenstände des Handels an, welche die Länder, Provinzen, Handelsstädte, Residenzstädte und Festungen, die von den Hauptflüssen, ihren Nebenflüssen und Verbindungsanälen, berührt werden, zur Ausfuhr liefern oder zur Einfuhr bedürfen. Und man

muß gestehen, daß die angeführten Handelsartikel sehr zahlreich sind. Deutschlands gesegneter Boden heißt es S. 203 sein Nationalfleiß, sein Erfindungsgeist, seine öffentlichen Anstalten und der gediegene Character der Nation, machen es mit zu einer der bedeutendsten Handelsnationen des festen Landes von Europa, an deren Erhaltung und Emporkommen den auswärtigen Nationen, die ihrer nicht entbehren können, alles gelegen seyn muß. — Von den Kosten des Handelscanals und wie sie aufzubringen. Die Kosten können nicht für unübersteiglich geachtet werden, weil sie auf mehrere Staaten, und mehrere Jahre vertheilt, auch selbst im Fortgange der Unternehmung durch Vermehrung und Aufblühen des Handelsverkehrs immer mehr erleichtert werden; und weil das Geld nicht außer Landes geht, sondern in jedem Staate bis in die geringste Classe der Tagelöhner nur in Umlauf gesetzt wird. Rec. möchte noch hinzufügen, daß überhaupt die Vermehrung nützlicher Arbeiten im Innern, den Fürsten und Völkern allezeit Gewinn bringen, hingegen solche Bauten und Anlagen, die nur auf Ornamentation und Luxus abzwecken, nichts einbringen und stets zu unterhalten kosten, oft drückenden Mangel und Armuth herbeiführen mögen. Die Aufbringung der Gelder könne geschehen (S. 221) entweder durch unmittelbare Vorschüsse aus den Staatscassen, Banken ff., oder durch Anleihen sowohl in Form einer vom Staate gesicherten Lotterie, als gegen billige Verzinsung von Städten, Gesellschaftscassen oder reichen Individuen, oder endlich durch Actien gegen Uebertragung der Canaleinkünfte. Das Beste ist hier wohl, durch Exempel zu unterrichten, wie bey verschiedenen ausgeführten Deutschen Canälen die Gelder aufgebracht worden, wovon auch S. 231 ein Beyspiel angeführt wird. — Man sieht, daß

die Verf. ziemlich alles wesentlich zur Sache gehörige bedacht haben. Auch ist ihr Vortrag gehaltvoll und dem Gegenstande angemessen, nur nicht sehr methodisch geordnet, weil sie wahrscheinlich mit Eile gearbeitet, und den Stoff ergriffen haben, wie er sich ihnen unter den Händen darbot. Bey einer sorgfältigeren Prüfung möchten sie eins und anderes verbessert, oder als zu kleinlich oder nicht zubehörig, gar nicht aufgenommen haben. Dieß Büchlein dürfte übrigens an Interesse und Zweckmäßigkeit noch sehr gewonnen haben durch eine beygefügte Fluß-Charte, worin die schiffbaren Flüsse, so wie die schon bestehenden nebst projectirten Verbindungen derselben, mit verschiedenen Farben anschaulich wären gemacht worden. Wenn überdieß die projectirten Canallinien mit den S. 26 erwähnten Regenten- und Helden-Namen, die auch bey unsern spätesten Nachkommen in dankbarem Andenken bleiben müssen, bezeichnet würden, so gäbe solche Charte ein Bild des beabsichtigten Denkmahls. — Die reine und warme Vaterlandsliebe, welche die Verf. in ihren vereinten Ansichten und Entwürfen befeelt hat, läßt uns wünschen und hoffen, daß ihre Ideen hie und da Eingang finden, und über kurz oder lang zur Ausführung reifen mögen.

#### Heidelberg und London.

Ven Mohr und Winter, und bey Longman u. a.: *Observationum criticarum in auctores veteres graecos atque latinos specimen quadruplex. Amplissimo Philosopherum ordini in Academia Georgia Augusta pro concessis sibi summis in philosophia honoribus debitum exhibuit Carol. Aug. Ludov. Feder. 1818. S. XXII und 125. in 8.*

Mit sehr vielem Vergnügen zeigen wir diese Probe-schrift eines jungen Gelehrten an, der uns auch als Sohn eines vormahligen so ausgezeichnet nützlichen Lehrers auf unsrer Universität und noch jetzt bekannt-

lich zu Hannover so unermüdeten Beförderers alles Guten, Wahren und Schönen, lieb und werth ist. Er lehrt jetzt mit Nutzen in Heidelberg. Ohne auf diese Verhältnisse bey der Anzeige obgedachter kritischer Bemerkungen, oder auf die an sich rühmliche Bescheidenheit, die sich in seiner wohlgeschriebenen Zueignung an seinen würdigen Vater und in der Vorrede ausspricht, im geringsten Rücksicht zu nehmen, brauchen wir nur die Probefchrift selbst von sich zeugen zu lassen, und jeder fachverständige Leser wird sich des ehrenvollsten Eintritts dieses Humanisten in die Republik der Gelehrten, gewiß mit uns erfreuen, und nach diesem Gesichte die Hoffnung fassen, daß die künftigen Früchte seiner Studien immer trefflicher ausfallen werden, besonders wenn die zu große Bescheidenheit, die leicht in ein unfruchtbares Mistrauen auf eigene Kräfte ausartet, gemindert wird. Des Feilens, wie überhaupt des Guten kann man bekanntlich bisweilen auch zu viel thun. Er nennt seine Arbeit ein *Specimen quadruplex*, weil es vier Verbesserungsvorschläge in Aeschylus Suppl. 922 nach Schlegel's Ausz., Xenophons Hellenicis 1, 2, 13, Valerius Flaccus Argonaut. 8, 286, und Tacitus Annal. 11, 23 enthält, an welche sich gelegentlich, wie es bey solchen Bemerkungen hergebracht ist, noch andre Vorschläge und Erörterungen anschließen. Diese vier Stellen sind allerdings schwierig. Im Aeschylus schlägt er in den Versen vor, anstatt: *ἔλξιν κοίχ' ὑμᾶς ἀποσπάσας κόμης, Ἐπει' οὐκ ἀκούεις ὄξυ τῶν ἐμῶν λόγων* zu lesen — *ἀκούειν ἤξιον* (voluitis) ε λ. Die Misc. geben: *ακούξω*, oder *ξω*, auch *έξυτων*. Aus Gründen, die der Verf. geschickt geltend macht, findet er die Schüßische, und die darnach gebildete Porson'sche Lesart nicht statthaft, und gibt seinem Vorschlage durch Hülfe der Paläographie, der Sprache und des Zusammenhangs sehr viele Wahrscheinlichkeit, bis S. 40. Xenophon erzählt, daß Thrasylus einen Vetter des Alcibiades gefangen



genommen und (κατέλευσεν) gesteinigt habe. Die Stelle ist längst für verdorben anerkannt worden, wie der Verf. nicht unbemerkt läßt: Thrasylus war ja des ältern Alcibiades Freund. Sehr gefällig ist die Verbesserung κατηλέησεν, erbarmte sich seiner. Bey dieser Gelegenheit verbessert er Parthen. p. 18. cap. 32 κατέλειψεν in κατεκλήθησαν, worüber jedoch Basts epist. crit. p. 218 ed. lat. zu vergleichen seyn wird. Von S. 70 – 84 wird die schwierige Stelle des Valerius Flaccus, eine *crux criticorum*, in nähere Betrachtung gezogen. Die Verse heißen: *Dixerat, itaque orans iterum ventosque virosque Perque ratis supplex vox remigis illa magistris.* Hier schlägt der Verf. vor: *Perque ratis supplet regis vox illa magistris.* Der Sinn ist: Absyrtus Stimme durchdringt alle Schiffe (*per cunctas rates eundo*) und vertritt die Stelle der Steuermänner. Es ist schade, daß der Verf., wie er selbst gesteht, nur die Analogie der Redensart *supplet magistris* für *vicem magistrorum*, nachweisen kann. Der Kühnheit des Valerius ist dieser Gebrauch übrigens sehr angemessen, und die Verbesserung in so fern allen andern vorzuziehen: gleichwohl *adhuc sub iudice lis est.* Der letzte Theil betrifft Tacitus Annal. 12, 23 S. 598 ed. Oberlin. Der Verf. schlägt hier vor: *Recentia haec. Quidam memoria eorum moveretur, qui Capitolio et aede romana manentibus seniorum caedem per scelus edidissent! Fruerentur sane vocabulo civitatis: (at) insignia patrum, decora magistratum ne vulgarent.* Auch hier thut der Verf. alles was ihm Sprache an. Critik empfehlen, um diesen Vorschlag zu unterstützen. Wenn gleich der Verf. hier und da zu ausführlich ist, wie er selbst gesteht, und wenn er gleich vielleicht dieser Ausführlichkeit wegen dem leichtern Fluß der Sprache Abbruch thut, so ist dagegen nicht zu vergessen, daß eine Probeschrift etwas anders gestattet seyn müsse, als eine andre, und daß der Verf. eine gründliche Gelehrsamkeit, und so viel Fleiß mit *Et artem verecint* gezeigt habe, die zu trefflichen Hoffnungen berechtigen.

Rpf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 15. May 1819.

Stuttgart und Tübingen.

Bey Cotta: Die Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen durch Joseph von Hammer. 1818. 341 S. 8.

Die merkwürdige Erscheinung einer Gesellschaft oder eines Ordens, der ohne eigentliche politische Macht, ohne Kriegsheere, nur durch ein künstlich organisirtes System von Mordmord sich den mächtigsten Fürsten Asiens furchtbar machte und, mehrmahls mit Waffen angegriffen, über 150 Jahre behauptete, verdiente allerdings von einem Gelehrten, dem die reichhaltigern Orientalischen Quellen zu Gebote standen, vollständiger ins Licht gesetzt zu werden, als bisher meist nach den Nachrichten der Abendländer geschehen war. H. Hofr. v. Hammer hatte dazu vor vielen den Beruf. Er war, laut der Dedicat<sup>o</sup>n, von seinem Freunde Joh. v. Müller zur Forschung der Geschichten des Orients ermahnt und begeistert, ist von Berufs wegen mit der Geschichte und Beschreibung des Orients bekannt, und fand sich im Besitz der besten bisher ungebrauchten Quellen,

E (4)

die vorn verzeichnet sind, worunter man nur ein Hauptwerk das *Gjihan Kuschai* des *Gjovaini* vermist. Unter solchen Umständen läßt sich von einem Manne von des Verf. Geist und Gewandtheit etwas vorzügliches erwarten. Die Geschichte ist in 7 Bücher getheilt. 1 B. Einleitung, von *Mohammed* dem Stifter des *Islam* und den Lehren desselben, mit wenigen aber festen Zügen; dann von den Secten in die der *Islam* sich theilte, besonders den *Schiiten*. Eine Secte der *Istern*, die *Ismaeliten*, wurden in *Africa* und *Aegypten* herrschend, und aus ihnen gingen die *Assassinen* hervor. Die *Ismaeliten* oder *Fatemiten* legten in *Kahira* eine geheime Schule oder Loge an, *Darol Hikmet*, Haus der Weisheit genannt, worin ihre geheime Lehre in 7 Graden mitgetheilt, und die *Dai's* oder Glaubensprediger und *Thronwerber* gebildet wurden, die durch ganz *Asien* sich verbreiteten, um zur Anerkennung des Vorrechts der *Fatemiten* vor den *Abbasiden* einzuladen. II. B. Gründung des Ordens der *Assassinen* und Regierung des ersten Großmeister *Hassan Sabbah*. Dieser, ein kühner, hochfahrender Geist, in *Nithalur* von einem *Sonnitischen* Lehrer gebildet, ließ sich von den *Ismaeliten* anwerben und beschloß, nach mancherley misslungenen Versuchen an Höfen sein Glück zu machen, es selbst zu gründen. Unter dem Schein eines *Thronwerbers* der *Fatemiten* warb er für sich selbst, und stiftete, nachdem er *Heg.* 453 (1090) sich der Festung *Alamut* bey *Kaswin* durch List bemächtigt hatte, einen politisch-religiösen Staat oder Orden, dessen Geist und Einrichtung der Verf. S. 84 fg. ausführlich beschreibt. *Hassans* Maxime war, durch *Neuchelmord* seiner Gegner zu herrschen und durch den Dolch seiner *Fedawi's* (*Geweihten*) das zu ersetzen, was ihm an Macht abging. Da Fürsten und Befehlshaber gegen diese

gefährliche Secte Schwert und Bannfluch brauchten, so entstand eine fürchterliche Zeit des Blutvergießens und Mordens. Die Bruderkriege der Seigjuken gaben dem Hassan Gelegenheit, seine Macht zu befestigen, und mehrere feste Burgen einzunehmen. Auch in Syrien setzten sich die Assassinen fest, wo sie aber sehr verfolgt wurden. Hassan starb nach 35jähriger Regierung, und da er seine eignen Söhne getödtet hatte, so folgten ihm sein Dai und Feldherr Kia Būsürgomid. II. Buch. Regierung des Kia Būsürg. und seines Sohnes Mohammed. Beyde regierten im Geist ihres Vorgängers. Viele Fürsten, selbst Chalifen fielen durch den Dolch. Da in dieser Zeit mehrere neue Dynastien in Asien aufstanden, so gibt der Verf. hier eine Uebersicht der damaligen Fürsten und Regenten, und verweilt am ausführlichsten bey dem Atabek Nureddin. IV. Buch. Regierung Hassans II. eines unklugen ausschweifenden Fürsten, der die geheime Lehre des Ordens öffentlich bekannt machte, sich selbst für den erwarteten Imam erklärte, und die Befreyung von den Geboten des Islam erklärte. Daher Unglaube und Sittenlosigkeit unter dem Volk. Sein Nachfolger Mohammed II. trat in seine Fußtapfen. Saladin, der die Fatemiten des Chalifats entsetzt hatte, erfuhr wiederholt die Angriffe der Assassinen, und konnte sich nur durch einen Vertrag mit ihnen sichern. In dieser Zeit suchte Raschideddin Sinan, Großprior zu Masiat in Syrien, von dessen Schriften noch Ueberbleibsel sind, sich selbst als göttlichen Gesandten geltend zu machen, und schickte einen Gesandten an den K. v. Jerusalem, der aber von den Templern ermordet ward. Bald darauf fiel der Markgraf Conrad von Montferat durch Meuchler, die, wie der Verf. S. 201 fg. ausführt, vom K. Richard gedungen waren. (Barhebräus sagt jedoch, man habe nachher er-

fahren, daß Sinan sie geschickt hatte.) Erst hier wird S. 211 fg. die Beschreibung der künstlichen Anlagen nachgeholt, durch welche die jungen Afassinen abgerichtet und begeistert wurden, und die Ableitung des Namens von Haschische angedeutet (der Verf. übersetzt dieß durch Hyoscyamus, wofür man den Beweis vermißt.) V. B. Hassan III. stellte den Islam wieder her, und ward von dem Chalifen und mehreren Fürsten anerkannt. Doch zweifelt der Verf. an der Aufrichtigkeit seiner Verehrung. Hier findet man interessante Nachrichten von den Persischen Gebirgsfürsten in Kujan, Kostendar, Chabarestan und Masanderan, die ihr Geschlecht aus der ältesten Zeit des Perserreichs ableiteten. Schade nur, daß der Verf. seine Quellen nicht genauer angibt. J. B. bey dem noch vorhanden seyn sollenden Grabmahl der Söhne Feriduns S. 231. — Alaeddin Mohammed kam als neunjähriger Knabe zur Regierung, ein schwacher aber grausamer Fürst, der bald durch einen Meuchler hingerichtet ward; die meisten dieser Regenten starben eines gewaltsamen Todes. VI. B. Kokeneddin, der letzte, ward von den Mogolen unter Hulagu 1256 zur Unterwürfigkeit aufgefordert, und ergab sich ohne Widerstand. Seine Burgen, mehr als hundert, wurden von den Mogolen zerstört, und die Ismaeliten vertilgt. Er selbst ward auf dem Rückwege von dem Großchan, vermuthlich auf dessen Befehl, getödtet. Daß der berühmte Astronom Nasireddin von Thus, den der Verf. als Verräther darstellt, durch treulose Rathschläge diese Catastrophe befördert habe, scheint doch aus der Erzählung nicht deutlich hervorzugehen. Widerstand gegen eine so überlegene Macht ließ sich doch nicht anrathen. Es war zu wünschen, daß der Verf. auch hier seine Gewährsmänner anführte, und wie viel diese ausfagen. Nach der Uebergabe der Festung Alamut verbrannte

der berühmte Athal Mulk Djowaini die Bibliothek der Ismaeliten nebst den Instrumenten, zum großen Verlust der Geschichte. VII. B. Eroberung von Bagdad, gänzlicher Sturz der Assassinen, auch in Syrien, und Ueberbleibsel derselben. Die Geschichte der Belagerung und Eroberung von Bagdad, dem 600jährigen Sitz des Chalifats und Mittelpunkt des Islam, gehörte zwar nicht in eine Geschichte der Assassinen; allein sie hängt der Zeit nach damit zusammen, und da sie sich zu einer schönen historischen Darstellung eignete, so scheint dieß der Verf. eingeladen zu haben ein Gegenstück zu Gibbons Eroberung von Constantinopel zu geben. In dem Syrischen Gebirge hielten sich die Ismaeliten noch 14 Jahre lang, bis sie sich dem Aegyptischen Sultan Dibars unterwarfen. Die Secte dauerte aber stets insgeheim fort, besonders in Ruhestan, wohin 70 J. später unter Abusaid Sunnitische Glaubensprediger geschickt wurden. In Masfat gab es noch Muechelmörder, die sich für Geld verdingten, und von Fürsten gebraucht wurden. Noch jetzt sind Ismaeliten in Syrien und Persien, doch bloß als religiöse Secte. Gelegentlich redet der Verf. noch S. 330 fg. von andern Syrischen Secten, Mossairi's, Motawelis, Druifen, Jesidi's, und von den Bacchanalien in Rom und deren Unterdrückung. Aehnliche Strenge der Regierungen hätte die Gesellschaft der Assassinen in ihrem Entstehen ersticken können. Der B. schließt mit der Versicherung, daß er bey Schreibung dieser Geschichte zweyerley sich zum Ziel gesetzt habe, erstens lebendige Darstellung des Einflusses geheimer Gesellschaften unter schwachen Regierungen, und des abscheulichen Misbrauchs der Religion zu Ehrgeiz und Herrschsucht. Zweitens lebendige Ansicht der wichtigen ungebrauchten Schätze für die Geschichte, die die reiche orientalische Literatur noch verschließt. — In dieser Hinsicht ist die Arbeit des B. vorzüglich schätzbar. Nicht nur sind in ihr eine Menge historischer und geographischer Nachrichten, die bisher unbekannt waren, zu Tage geför-

dert, z. B. über die Lehre und Grade der Karmathiten, Ismaeliten und Assassinen, sondern diese auch zu einem Ganzen verarbeitet, das in lebendiger Darstellung und hinreißender Sprache, durchweht mit Betrachtungen, Sentenzen, Parallelen, Digressionen, als ein historisches Kunstwerk betrachtet werden kann. Die Sprache ist bis auf einige Kleinigkeiten rein und edel; denn eine mit Gold bestreute Witte (S. 188) und unbedächtlich (S. 204) für unbedenklich, sind vielleicht Druckfehler, deren viele vorkommen. Die Inzuchten (116) und "mit weißem Zwirn ausgehete Feinheit des Schreibens" (206) hätten wir weggewünscht. Nur die Schreibart ist für Geschichte häufig zu rhetorisch und sogar poetisch, und es scheint, daß das Studium Persischer und Türkischer Dichter und Schönschreiber auf den Stil des Verf. starken Einfluß gehabt habe. So heißt es S. 190. Er nahm nicht wie gewöhnlich von der zweygespaltenen Zunge der Feder zur Zunge des zweygeschliffenen Dolchs, sondern zu der noch verderblicher leckenden Zunge des Feuers seine Zuflucht; und als die Mogolen bey Bagdad des Nachts die Dämme des Tigers durchstachen S. 295: Finster rollten die Fluthen einher, auf den finstern Fluthen ruhte die finstere Nacht, von der Muthlosigkeit des Heeres noch mehr verfinstert. Vergl. S. 11 das Lob des Koran, den der V. als unerreichtes Meisterstück Arabischer Poesie schildert. S. 76. 146 u. Da der V. keine historische Vorarbeit, sondern eine Geschichte liefern wollte, so kann man freylich nicht von ihm sorgfältige Untersuchung des einzelnen erwarten; aber bedauern muß man doch, daß er seine Quellen so sparsam, oder nur mit einem Worte anführt, ohne je die Worte derselben beyzubringen, so daß man oft nicht weiß, was dem Gewährsmann oder dem darstellenden Geschichtschreiber gehört; ferner daß erläuternde Anmerkungen ganz fehlen, die bey einem solchen Werke um so mehr erforderlich waren, da der V. oft von den bisher bekannten Nachrichten abweicht. z. B. die Ermordung des

Schemsol Moluf zu Damask, der hier (130) unter die Opfer der Assassinen gerechnet wird, legt Abulfeda (III 458) der Mutter desselben bey, und der Chalif Raschid (136) ward nach ihm 2 J. nach seiner Absetzung als Privatmann von seinen eigenen Leuten getödtet. Nach S. 239 besetzte kein Mord die Regierung Gelaleddins. Allein da dieser nach dem W. selbst noch Heg. 610 regierte, und 577 zur Regierung gekommen war; so würde in diese Zeit die Ermordung des Guriden Schahaboddin durch die Ismaeliten fallen (Abulf. IV 214.) Doch die Zeitrechnung ist hier offenbar unrichtig, wenn es S. 218 heißt, daß Geladdin, 552 (1157) geboren, im 25. Jahre Fürst geworden sey, also 577 (1181), und 12 Jahre regierte, bis 589 (1193) Nach S. 218 mußte er seit 607 regiert haben; auch Deguignes rechnet von 606 — 1617. Daß der berühmte Karmath von dem gebrochenen Schriftzug dieses Namens sich nannte (S. 45) ist eben so unverständlich als unwahrscheinlich Die Schriftsteller geben andre Ableitungen des Namens an. Alamut übersetzt der W. der solche Namenübertragung zu lieben scheint vergl. S. 155 Veyernest (S. 78) es hieß aber ursprünglich Alramut, welches im Dialect von Dilém vom Falken gezeigt bedeutete, Abulf. III. 330. Die Zahlbedeutung von الامون, die das Jahr der Besignung 483 bezeichnete, trifft nicht zu; die Buchstaben geben nur 477, oder, wenn man ein S einschieben wollte, 482. Die Gesellschaft der Assassinen wird als ein Orden dargestellt S. 86 fg. und die getadelt, die sie als eine Dynastie auführen. Da aber nirgends von einem Convent oder Capitel eine Spur sich zeigt, da der Scheich, der Alte vom Berge, als Stellvertreter des unsichtbaren Imams, alles ist und unumschränkt gebietet, da er die äußere Religion nach Belieben abschafft oder wieder herstellt, da die Würde erblich ward und der Scheich über eine Menge Unterthanen gebot; so waren jene Schriftsteller wohl nicht zu tadeln. Es war ein Sectenhaupt mit weltlicher Macht, ein geistlicher Fürst, wie die Chali-



fen, deren Gegenfaß er war. Das Ordensmäßige trifft nur auf die ersten Zeiten zu, und die Benennungen, die der Verf. den Stufen gibt, Großmeister, Großprior, Meister, Gesellen &c. entsprechen nicht genau dem Dai (Werber), Keff (Helfer) u. s. w. Wenn die geheimen Sendungen der Fatemiten als eine Lehre der Sitten- und Gottlosigkeit geschildert werden S. 83. 132 so scheint dieß der historischen Unparteilichkeit kaum gemäß. Ihr Zweck war politisch, ein wirkliches oder vermeintes Recht auf die Herrschaft geltend zu machen, und den Glauben an die Rechtmäßigkeit der Abbassidenherrschaft zu untergraben. Einem Sunniten mußte das allerdings als Gottlosigkeit erscheinen. Die sittlich verderblichen Lehren kamen nur, wie der Verf. selbst bemerkt, in den höchsten Graden vor. Hier fällt besonders auf (S. 55), daß im 6. Grade gezeigt worden seyn soll, daß alle positive und religiöse Gesetzgebung der allgemeinen philosophischen untergeordnet seyn müsse. "Die Lehren des Plato, Aristoteles und Pythagoras wurden als Belege und Vernunftbeweise als geltend angeführt." Sagt Makrisi, aus dem der Verf. schöpfte, das wirklich? Der Stifter der Assassinen war anderer Meinung. Er verbot (nach Scharekani Abulf. III. 424) dem Volke die Beschäftigung mit Wissenschaften, und den Vornehmern das Lesen der Alten, was vom Verf. nicht angemerkt ist. Was den ersten vom Verf. angedeuteten politischen Zweck dieser Geschichte betrifft, so gesteht, Rec., daß, so loblich dieser an sich ist, es ihm doch bedenklich scheint, eine Geschichte für einen speciellen Zweck zu schreiben, weil der Schriftsteller, zumahl bey lebhafter Einbildungskraft, leicht Gefahr läuft, die Facta seinem Zweck unterzuordnen, und das sine ira et studio zu übersehen. So findet der V., daß die Templer, die doch keine geheime Gesellschaft waren, in ihrer Einrichtung, ihrer geheimen Lehre, selbst in der weißen Kleidung und rothen Kreuzen, mit den Assassinen, die auch weiß mit rothen Binden oder Mützen trugen, eine auffallende, wohl nicht zufällige Aehnlichkeit hatten (S. 87. 123. 337.) Aber die Regel der Tempelherren, also auch die Kleidung, war vom h. Bernhard, und der Papst fügte das rothe Kreuz hinzu, dergleichen schon die ersten Kreuzfahrer trugen. Hatten diese es auch von den Assassinen? Die Ismaeliten sind die Illuminaten des Orients, und das Vaterland der Freymaurer findet sich in Aegypten in dem Hause der Wissenschaft für die Ismaeliten zu Kahirra, aus deren Schooße die Assassinen hervorgingen. Die merkwürdige Stelle, vielleicht von localer Beziehung, muß man im Buche selbst S. 337 fg. nachlesen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 15. May 1819.

Göttingen.

Bey Joh. Friedr. Röwer: Reise durch Scandinavien, in den Jahren 1806 und 1807, von Joh. Fr. Ludw. Hausmann. Fünfter Theil. 1818. IV und 436 Seiten in Octav. Mit einer Titel vignette und acht Kupfertafeln.

Dieser Theil der Nordischen Reise unseres H. Professors Hausmann, mit welchem das Werk geschlossen ist, enthält in drey Abschnitten Nachrichten über Falun in Schweden; Bemerkungen über eine Reise von Falun nach Årås in Norwegen; und endlich den Bericht über die Rückreise von Falun nach Helsingborg. Der Inhalt betrifft, gleich dem des vierten Theils, hauptsächlich mineralogische, geologische und technologische, zumahl Berg- und Hüttenmännische Gegenstände. Wir dürfen uns hier nur die Mittheilung einer gedrängten Uebersicht des Hauptinhaltes erlauben.

XXII. Falun. Seite 1 — 178. Zuerst allgemeine Bemerkungen über diese alte und wegen des großen Bergbaues in ihrer Nähe, mit Recht be-

D (4)

rühmte Stadt: Nachrichten über ihre Lage, ihre innere Beschaffenheit, ihre Bewohner. Bergmännische Gewerbe sind zu Falun die vorherrschenden. Ihr Betrieb, so wie die Verwaltung der benachbarten Bergwerke, versammelt dort einen Kreis wissenschaftlich gebildeter Männer, unter denen der ehrwürdige Veteran, J. Gottlieb Sahn, durch sein Wissen und seine Talente besonders hervorglänzt. Der Verfasser, der bey demselben die gütigste Aufnahme fand und von ihm die mannichfaltigsten Belehrungen erhielt, erlaubt sich eine Schilderung von seinem Leben und Wirken, begleitet von Bemerkungen über seine Sammlungen und von Nachrichten über einige seiner neueren Entdeckungen und Erfindungen. Darauf theilt der Prof. Hausmann mineralogische und geologische Bemerkungen über die Gegend von Falun mit, in welcher, so wie in dem größten Theile von Schweden, Gneus die allgemeinste Gebirgsart ist, welche die große Erzablagerung in der Nähe der Stadt beherbergt und auf dieser so wie auf Granitgängen, welche in demselben aufsetzen, eine große Mannichfaltigkeit merkwürdiger Fossilien enthält. Die Anzahl der zu Falun bekannten wurde von dem Prof. Hausmann durch die Entdeckung des Pehnitens in mehreren bis dahin unbekanntem Crystallisationen, vermehrt. Ausführlich beschreibt derselbe den merkwürdigen und besonders durch neuere Untersuchungen des Hrn. Berzelius berühmt gewordenen Granitgang von Finbo, auf welchem eine große Reihe seltner Mineralkörper vorkommt, unter denen vorzüglich der sogenannte Pyrophysalith, Smaragd, Kieselspath, Gadolinit, Tantalit, Zirkon und die neuerlich entdeckten Fossilien, Yttrococerit, Orthit und verschiedene flusssäure Ceriumsalze, Aufmerksamkeit verdienen. Hiernächst wendet sich

der Verf. zur näheren Betrachtung der größten geologischen Merkwürdigkeit der Gegend von Falun, zur colossalen Erzlagerstätte, welche seit undenklichen Zeiten einen ausgebreiteten Bergbau belebt und in ihrer Art vielleicht einzig ist. Die Meinungen über ihre Natur waren bis dahin getheilt und irrig. Der Prof. Hausmann hat zu zeigen sich bemühet, daß jene Erzmasse als ein stockförmiges Lager zu betrachten sey, welches aus mehreren Nieren von verschiedener Größe zusammengesetzt ist, deren jede von einer Schaaale eingehüllt wird, die vorzüglich aus schiefrigem Talk in Verbindung mit Chlorit und Glimmer besteht, außerdem aber auch verschiedene andere Fossilien enthält. Diese Schaaalen werden von mächtigen Quarzlagen eingeschlossen, an welche dann Glimmerschiefer gränzt, der von Gneus umschlossen, die nähere Umgebung der Erzmasse bildet. Die Erznieren enthalten in ihrem Inneren hauptsächlich Schwefelkies; gegen die Rinde ist demselben besonders Kupferkies, in geringerer Menge Bleiglanz beigemengt. Diese Erze kommen außerdem auch in der Masse der Schaaalen und hin und wieder in dem sie begränzenden Quarze vor. Zur Erläuterung der von dieser Erzniederlage gegebenen Beschreibung sind auf der 3ten und 4ten Kupfertafel sehr genaue Grund- und Profilrisse mitgetheilt: verkleinerte Auszüge aus den von dem Hrn. Baron Hermelin herausgegebenen Rissen des Faluner Bergbaues. Auf die geognostische Betrachtung der Erzlagerstätte folgen Bemerkungen über die auf und neben derselben vorkommenden metallischen und nicht metallischen Mineralkörper. Dann wendet sich der Verfasser zum Bergbau der großen Kupfergrube und theilt eine technische Beschreibung derselben, Nachrichten von ihrem Betrieb, von der Verfassung und Ge-

D (4)

schichte des dortigen Bergbaues mit. Angehängt ist diesen Bemerkungen eine Beschreibung des in Schweden üblichen Verfahrens bey dem Markscheiden, welches eben so wie die dabey gebräuchlichen Werkzeuge, von der bey den Deutschen Bergwerken eingeführten Methode des Markscheidens sehr abweicht, aber den Beschaffenheiten der Schwedischen Grubengebäude angemessen ist. Eine Kupfertafel enthält die Zeichnung der wichtigsten Instrumente. Von dem Bergbau geht der Prof. Hausmann zum Hüttenwesen über. Die aus den Faluner Gruben erfolgten Kupfererze werden von den Hüttenbesitzern in den ihnen gehörigen, theils in der Nähe der Gruben, theils innerhalb der Stadt gelegenen Kupferhütten verschmolzen, deren Anzahl sich im J. 1807 auf 40 belief; der ausgehaltene Bleiglanz wird dagegen für gemeinschaftliche Rechnung, auf dem in der Stadt gelegenen, sogenannten Silberwerke zu Gute gemacht. Der Kupferproceß wird zu Falun nur bis zur Gewinnung des Schwarzkupfers durchgeführt. Das Vahrkupfer wird daraus zu Avestad dargestellt. Der Verf. gehet die verschiedenen Hüttenproceße nach der Reihe durch. Zuerst von den Kupferhüttenproceßen, die in das Rösten der Erze, die Roharbeit, das Rösten des Rohsteins und die Schwarzkupferarbeit zerfallen. Dann von den Silberhüttenarbeiten, die in dem Bleyschmelzen, dem Rösten des Steins, dem Verschmelzen des Steins, dem Vertreiben der Werke, dem Verfrischen der Blötte und der Goldscheidung bestehen. Darauf folgen Nachrichten von der Faluner Kupferpräcipitation oder Sämentation; von der Bitriolbereitung, der Schwefelgewinnung, der Ocher- und Braunroth-Fabrication.

XXIII. Reise nach Årås in Norwegen Seite 179 — 303. Um das Porphyrerschleif-

werk zu Eisdalen, das dortige Porphyrgebirge, das Grenzgebirge zwischen Schweden und Norwegen und das größte Norwegische Kupferbergwerk, welches die berühmten Drontheimer Kupfer liefert, kennen zu lernen, unternahm der Prof. Hausmann im März 1807 die beschwerliche Reise von Falun nach Idraas. Der 50 Deutsche Meilen betragende Weg führte zuerst durch einen Theil von Dalecarlien, in die Gegenden des großen Sees Siljan, dessen Gestade in geologischer Hinsicht merkwürdig sind. Von hier wurde die Reise nach Eisdalen fortgesetzt, dessen überaus merkwürdiges Porphyrgebirge so weit als der überall verbreitete Schnee es gestattete, von dem Reisenden untersucht wurde. Er gelangte zu dem damals noch sehr un erwarteten Resultate: daß die Porphyre und Eyenite von Eisdalen, gleich denen im südlichen Norwegen, nicht, wie man nach Handsücken dieser Gebirgsarten vermuthen sollte, dem Urgebirge, sondern dem secundären Gebirge angehören. Auf dem Eisdaler Porphyrschleifwerke, welches bekanntlich die bewundernswürdigsten Arbeiten liefert, hielt sich der Prof. Hausmann auf, um sich mit den dortigen merkwürdigen, von Hrn. Hagström eingerichteten Maschinerien und den verschiedenen Steinbearbeitungen bekannt zu machen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, eine genaue Beschreibung derselben zu liefern. Von Eisdalen wurde die Reise zu den Kölen fortgesetzt, den weit erstreckten, zum Theil sumpfigen, menschenleeren Gebirgsuebnen, welche Schweden von Norwegen trennen, auf denen sich in der Nähe der Grenze, hohe Fialle erheben. Die Hauptgebirgsart der Kölen ist ein körniger, sandsteinartiger Quarzfels, welcher dem im südlichen Norwegen analog ist und auf welchem Porphyre Eyenit- und gröbere Conglomeratmassen ruhen.

Bey Åsby fand der Prof. Hausmann Zir-  
 konkrystalle im Syenit; zu Idre vegetabilische  
 Abdrücke in dem Quarzfels, ein sicheres Docu-  
 ment für das jüngere Alter dieser Gebirgsart.  
 Bald nachdem die Grenze von Schweden und  
 Norwegen passirt war, führte der Weg auf das  
 Eis des von hohen Alpen umgebenen Fåmund-  
 sees. Der Reisende, der in jenen öden Gegen-  
 den genöthigt war, auch die Nächte zu benutzen,  
 brachte eine Nacht auf diesem See zu und genoss  
 hier den außerordentlichen Anblick eines sehr star-  
 ken Nordlichts. Zwischen dem Fåmundsee und  
 Røraas zeigt sich Glimmerschiefer, der die herr-  
 schende Gebirgsart in den Gegenden dieser Berg-  
 stadt ist. Der Verf. schildert die Eigenthümlich-  
 keiten derselben und ihrer hohen, rauhen Lage.  
 Dann wendet er sich zu den Lagerstätten der Er-  
 ze, die hauptsächlich in Kupferkies bestehen und  
 auf mächtigen Lagern in einem dem Talkschiefer  
 genäherten Chloritschiefer vorkommen. Der Rei-  
 sende besuchte die Storsvargrube, welche die  
 Hauptarube ist und am Storsvold-Fjäll,  $\frac{1}{2}$  Mei-  
 len nordöstlich von Røraas, liegt. Es wird hier  
 ein Pfeilerbau betrieben und eine eigne Be-  
 setzungsmethode der Bohrlöcher angewandt, von  
 welcher, so wie von den übrigen Eigenthümlich-  
 keiten des Bergbaues Nachrichten ertheilt werden.  
 Die von den Gruben erfolgenden Erze, werden  
 auf vier Hütten verschmolzen, von denen die be-  
 deutendste zu Røraas selbst sich befindet. Die  
 Prozesse sind die gewöhnlichen. Auf das Gahr-  
 machen wird eine besondere Sorgfalt verwandt.  
 Hierin so wie in der Reinheit der Erze liegt die  
 Ursache von der ganz besonderen Güte der dort  
 erzeugten Gahrkupfer, deren Productionsquantum  
 im Jahre 1805, 2620 Schiffpfund betrug. Das  
 Røraaser Kupferwerk ist gewerkschaftlich. Das  
 nöthige Holz und die Kohlen erhält es aus den

benachbarten Forstdistricten, die zu diesem Zweck der Gewerkschaft von der Krone überlassen worden. Der Verf. gibt einige Nachrichten über die dortige Forstcultur und das Kohlenwesen; auch theilt er Bemerkungen über die Viehzucht in dazwischenliegender Gegend mit. Vor seiner Abreise von Århaas, wo er, wie überall in Norwegen, die gastfreundlichste Aufnahme fand, hatte er noch das Vergnügen, eine Familie Nomadischer Lappländer zu sehen, welche mit ihren Rennthieren nach Århaas kam, um gegen Rennthierhäute und Rennthierkäse, Salz, Branntwein und Tabak einzutauschen. — Die Rückreise nach Falun, welche auf demselben Wege gemacht werden mußte, der auf der Hinreise genommen worden, war in manchem Betracht noch beschwerlicher als diese.

XXIV. Rückreise von Falun nach Helsingborg. Seite 304 — 413. Der Professor Hausmann benutzte die Rückkehr von Falun, um noch einige Gegenden und Bergwerksdistricte in Schweden zu besuchen, die auf den früheren Reisen durch die verschiedenen Provinzen dieses Reichs, noch nicht berührt waren. Der Weg führte zuerst über Säter nach Årestad zurück. Die große hier befindliche Anstalt zum Gahrnachen der zu Falun erzeugten Schwarzkupfer, die dabey üblichen Proceße, die Arbeiten zur Zugutemachung der Abfälle, so wie die Operationen bey dem auf demselben Werke befindlichen Kupferblechwalzwerke und die Werkstatt zur Prägung der Kupfermünze, werden beschrieben. Die Reise wurde nach Norberg in Westmanland fortgesetzt. Die Gegend ist reich an Lagern von Magneteisenstein und Eisenglanz, welche viele Eisenhütten mit Material versorgen. Von hier führte der Weg von einer Bergwerksgegend zur anderen, über Skinskatteberg, Riddarhytta, Granhult, Ramsbytta, Ny



Kopparberg und von da aus Westmanland in die eisenreiche Provinz Wermeland, über Hellefors, Garån, Onshytta nach Philipstad, der Hauptstadt derselben. In der Nähe dieser Stadt sind drey große Niederlagen von Eisenstein. Eine Hauptverbreitung von Eisensteinslagern ist nordwärts in einer Entfernung von 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Meile. Sie begreift die Lager der Age: Nordmarks: und Tabergs: Gruben. Die zweyte Hauptablagerung, auf welcher die Persbergs: Gruben bauen, ist mehr zusammengedrängt an dem nordwestlichen Ende des Ungen: Sees, unweit Ons: oder Ungshytta. Die dritte ist zu Långbanshytta am See Långban,  $1\frac{1}{2}$  Meile nördlich von Onshytta. Die meisten dieser reichen Eisensteinslager führen Magneteisenstein; zu Långbanshytta kömmt zugleich Eisenglanz vor. Sie enthalten zugleich eine große Mannichfaltigkeit anderer Fossilien, die, zumahl auf den Lagern von Långbanshytta, in einem für die Verschmelzung des Eisensteins überaus vortheilhaften Menangsverhältnisse vorhanden sind. Auf die geoanostische Beschreibung dieser Lagerstätten läßt der Verf. einige Nachrichten von der noch ziemlich unvollkommenen Hobbfnerey und der Darstellung des Stabeisens in Wermeland folgen, bey welcher der sogenannte Buttkreischproceß gebräuchlich ist. — Aus Wermeland kehrte der Prof. Hausmann nach Westmanland wieder zurück und zwar zunächst nach Nora, von wo er unter der lehrreichen Leitung des Hrn. Directeurs Lidbeck, die Eisenwerke dortiger Gegend und die merkwürdige Eisen- und Stahlwaären: Fabrik zu Wedewäg besuchte. Von da wurde die Reise in die Provinz Nerike fortgesetzt, wo der Prof. H. auf dem Schwefel- und Bitriolwerke zu Dylta und dem Klau: und Eisenwerke

zu Garphntta weilte. Auf der weiteren Reise wurde ein Theil von Ostgothland berührt. Sie wurde sodann von Wadstena am Wettersee nach Ekessjö in Småland fortgesetzt. Bey Hvetlanda wandte sich der Reisende zum letztenmale von der Straße ab, um das Goldbergwerk und Eisenwerk von Adelfors zu besuchen. Das erstere ist fast ganz im Erliegen; das letztere neu eingerichtet. Die Goldführenden Gänge, die oft den Character von Lagern annehmen, setzen im sogenannten Hornschiefer, einem innig gemengten Glimmerschiefer auf, dessen Masse von dem allgemeiner verbreiteten Gneuse und Granite eingeschlossen ist. Das Eisenwerk besteht ein von Nordwall erfundenes, überaus zweckmäßiges Hammergerüst, von welchem eine durch Nisse erläuterte Beschreibung mitgetheilt worden. — Am 10ten May verließ der Prof. H. Schweden. Indem er die Erzählung seiner Reise schließt, bezeugt er noch einmahl den Vielen, die ihn auf derselben mit uneigennützigster Güte unterstützten und durch ihre Belehrungen leiteten, seinen innigsten Dank. — Angehängt ist diesem letzten Theile der Scandinavischen Reise ein Register über sämtliche Bände.

### Paris.

Recherches anatomiques sur les Hernies de l'abdomen. Par Jules Cloquet, Docteur en Médecine, Professeur de la Faculté de Médecine de Paris, etc. A Paris, chez Méquignon-Marvis, Libraire pour la partie de Médecine. 1817. in Quart. 96 Seiten. Mit 4 Kupfertafeln.

Der Verf. gibt zuerst eine genaue Beschreibung von der Gegend, wo sich die Leistenbrüche bilden. An der innern Fläche des Musculus transversus

befindet sich ein aponeurotischer Ueberzug, der oft nur cellulös ist, und Falcia transversalis genannt wird. Diese Falcia wird von einer Oeffnung durchbohrt, die einen sichelförmigen fibrösen innern Rand hat, und den Eingang in einen trichterförmigen Canal bildet, der den Samenstrang oder das runde Mutterband enthält. (Aus dieser Beschreibung erkennen wir den uns längst bekannten Canalis abdominalis, den der Verf. canalis inguinalis nennt, und die Apertura interna dieses Canals.) Den Annulus abdominalis nennt der Verf. auch, wie wir, die äußere Oeffnung dieses Canals. Auch sagt der Verf. den Deutschen Wundärzten über die Formen der angeborenen Hydrocele und über die Hernia congenita durchaus nichts Neues. Wenn gesagt wird, daß das Zellgewebe, welches das Peritoneum bedeckt, bey Brüchen dichter wird, und auf demselben wie eine Membrana cellulosa, oder als eine Membrana fibroso-cellulosa liegt, so stimmt dieß mit der Ansicht, daß das Peritoneum aus zwey Blättern bestehe, überein.

Es folgen nun die bekannten Beschreibungen über die Structur des Bauchfelles und über die Entzündung desselben, und dann folgt die Beschreibung der Schenkelbrüche. Außer dem Insertionspuncte des Ligamenti Poupartii, welches Schenkelbogen genannt wird, an der Spina ossis pubis, setzt sich daselbe noch an die Crista dieses Knochens als eine fibröse dreyeckige Ausbreitung und bildet Gimbernat's Band, welches aus zwey Platten bestehen soll, wovon die hintere sich mit der oben erwähnten Falcia transversalis und mit der sehnigen Fortsetzung des Musculus rectus, und die vordere sich mit dem untern Schenkel des Bauchringes verbindet. Vom Musculus iliacus internus geht eine Aponeurose ab zur inneren Fläche des Ligamenti Poupartii

und zur inneren Fläche der Bauchmuskeln und verbindet sich mit der Fascia transversalis. In dem die Aponeurose des Musculus iliacus internus, welche der Verf. Fascia iliaca nennt, unter den Schenkelbogen weggeht, macht sie eine fibröse sichelförmige Krümmung, dessen Concavität gegen die Wölbung der Arteriae cruralis hingerrichtet ist, und den äußeren Winkel einer Oeffnung bildet, der der Concavität des Gimbernatschen Bandes gegenüber steht. Diese von beyden benannten Theilen gebildete Oeffnung nennt der Verf. die obere Oeffnung des Canalis cruralis, in welchem Canal die Schenkelgefäße und die bey der Hernia cruralis vorgefallenen Eingeweide liegen mit dem Bruchsaacke. Bey der Zergliederung der oberen und vorderen Schenkelgegend, welche der Verf. die untere Inguinalgegend nennt, findet man, daß die Fascia lata aus zwey abgefonderten Blättern besteht. Das vordere und oberflächlich liegende Blatt setzt sich an den Schenkelbogen fest, geht über die Schenkelgefäße herüber und bildet die vordere Wand des Canalis cruralis. Das andere Blatt begibt sich gegen die Schaamgegend, bedeckt den Musculus pectineus und bildet die hintere Wand des Canalis cruralis. Das vordere von der Fascia lata kommende Blatt spannt den Schenkelbogen an, welche Anspannung bey der Biegung des Oberschenkels und bey der Richtung desselben nach innen aufhört, (dies ist bey der Taxis von großer Wichtigkeit) und bildet eine ovale Oeffnung, durch welche die Vena saphena geht. Diese ist die untere Oeffnung des Canalis cruralis. Bald ist diese untere Oeffnung nahe am Arcus cruralis, bald weit davon entfernt, welches von dem höheren oder niedrigeren Uebergang der Saphena zur Vena cruralis abhängt. Nach dieser Beschreibung existirt folglich eben so gut

ein *Canalis cruralis* als ein *Canalis inguinalis*. Ersterer ist 6 — 15 Linien lang, oben viel weiter als unten, und bey dem weiblichen Geschlechte nicht so lang, als bey dem männlichen. Die vordere Wand dieses Canals hat mehrere kleine Oeffnungen, welche Arterien, Venen und lymphatische Gefäße durchlassen. Die *Vasa epigastrica* gehen hinter dem äußern Winkel der obern Oeffnung des Schenkelcanals weg. Entspringt die *Arteria obturatoria* gemeinschaftlich mit der *Epigastrica*, dann trennen sie sich zuweilen über und selten unterhalb der obern Oeffnung des Schenkelcanals. Im ersten Falle liegt sie dann um so näher am Hübernattschen Bande, je länger der Stamm ist. Im zweyten Falle entspringt der gemeinschaftliche Stamm im *Canalis cruralis*, und die beyden Aeste gehen dann wieder ins Abdomen zurück. Der Verf. hat bey 250 Leichen über den Ursprung der *Obturatoria* Untersuchungen angestellt und Folgendes gefunden: Bey 160, worunter 87 männlichen und 73 weiblichen Geschlechts waren, kam die *Obturatoria* aus der *Hypogastrica* auf beyden Seiten; bey 56, worunter 21 männlichen und 35 weiblichen Geschlechts waren, kam sie von der *Epigastrica* auf beyden Seiten; bey 28, worunter 15 männlichen, und 13 weiblichen Geschlechts waren, kam sie auf der einen Seite aus der *Hypogastrica* und auf der andern Seite von der *Epigastrica*; bey 6 entsprang sie aus der *Cruralis*, worunter 2 männlichen und 4 weiblichen Geschlechts waren. Es wird daher angenommen, daß unter 500 Menschen die *Obturatoria* 348 mahl und zwar 191 mahl bey dem männlichen und 157 mahl bey dem weiblichen Geschlechte, von der *Hypogastrica*, dagegen 152 mahl, und 58 mahl bey dem männlichen und 94 mahl bey dem weiblichen Geschlechte, von der *Epigastrica* entspringen. Die obere Oeffnung

des *Canalis cruralis* ist durch eine, bey einigen cellulös-fibröse, bey andern aber nur cellulöse Wand verschlossen, die der Verf. *Septum crurale* nennt, und welche mehr oder weniger das Hineintreten der Eingeweide in den Canal verhindert. An diesem *Septum* befinden sich Oeffnungen, durch welche lymphatische Gefäße gehen. Eine von diesen Oeffnungen ist in der Mitte und läßt eine Drüse durchgehn. Eine andere befindet sich in der Gegend des Gimbernatschen Bandes. Der Bruchsaack bey dem Schenkelbruch treibt entweder das *Septum* vor sich her, oder geht auch durch eine von diesen Oeffnungen, und kann von denselben eingeklemmt werden. Es wird nun das längst bekannte der äußeren und inneren Leistenbrüche und die Lage der *Epigastrica* angesehen. Bemerkenswerth davon ist, daß der Verf. ein Präparat besitzt, wo ein innerer Leistenbruch durch eine neu gebildete Oeffnung der Sehne des *Rectus abdominis* gedrungen ist. (In den gewöhnlichsten Fällen wird die innere Wand des *Canalis inguinalis* vom inneren Leistenbruche durch den *Annulus abdominalis* gedrückt.) Der Saack des inneren Leistenbruches drückt die *Fascia transversalis* (diese bildet die innere Wand des *Canalis inguinalis*) vor sich her, ist davon umgeben, oder geht auch durch eine gebildete Oeffnung derselben. In den meisten Fällen aber treibt der innere Leistenbruch den *Musculus transversus* und *obliquus internus* durch den Bauchring, und bekömmt dann vom *Cremaster* einen Ueberzug, oder dringt auch durch die Fasern desselben.

Beym Schenkelbruch kann die *Epigastrica* auch an der inneren Seite des Bruchsaackes liegen, welches der Verf. doch nur einmahl gesehen hat. Kömmt die *Obturatoria* von der *Epigastrica*, dann liegt sie doch am häufigsten an der äußern

Seite des Bruchfackes, und der Verf. empfiehlt das Gimbernatische Band einzuschneiden; obgleich es auch Fälle gibt, wo sie dann an der innern Seite des Bruchfackes liegt.

Dreymahl beobachtete der Verf. einen inneren und äußeren Leistenbruch an einer Seite, so daß die Epigastrica zwischen den beyden Brüchen lag.

### Paris.

Essai sur les institutions sociales dans leur rapport avec les idées nouvelles. Par M. P. S. Ballanche. 1818. 420 S. 8.

Dies Buch ist zuvörderst merkwürdig wegen der — in einem solchen Grade doch nicht gemeinen — Vorliebe für Frankreich, seine Könige, Litteratur u. Wir zeichnen nur einige Stellen zum Belege dieses Urtheils aus. Nos rois ont, dans tous les temps, marché en avant de la civilisation européenne; parcequ'ils furent, dans tous les temps, guidés par cet admirable sentiment de la magistrature éminente attribué à la nation françoise sur tous les peuples de l'Europe; magistrature qu'il est impossible de nier puisque — — et revêtue d'un signe exterieur, l'universalité de la langue S. 16 f. England, dem auf einige Zeit (un instant) als es die Emigranten und die Königl. Familie so gastfreundlich aufnahm, le dépôt des idées conservatrices de la société — ohne daß es selbst dieß wußte — anvertraut war, konnte jenen Vorzug Frankreichs darum doch sich nicht zueignen (l'arrogger) denn es fehlte ihm das Zeichen, die Sprache, qui est la langue européenne S. 55 f. Vermöge der Vollkommenheiten der Französischen Sprache, in welcher une raison invincible, une logique nécessaire, une clarté constitutive, un sentiment de goût et de convenance gegründet sind, wie in keiner andern, werden die Franzosen, wenn sich nur erst ihre Staats-

verfassung vollends gebildet und befestigt hat, sich allen Völkern zum Muster aufstellen (nous imposerons) une éloquence parlementaire inconnue jusqu'à présent; die also auch — ausdrücklich ist dieß hinzugesetzt — die Griechische, Römische und Englische übertreffen S. 376 f. Auch zweifelt der Verf. nicht, daß die allgemeine Religionsvereinigung -- versteht sich unter dem Nachfolger des heil. Petrus — von Frankreich aus, und durch seine allerchristlichen Könige werde eingeleitet und allmählich bewirkt werden, ohne Gewaltthätigkeit, für welche der Verf. sich nirgends geneigt zeigt. S. 53 f. 371 f. Kurz: en un mot, notre religion, notre langue, nos mœurs, nous constituent chambre des pairs de la grande société européenne; comme par les opinions, nous remplissons dans cette même société les fonctions de chambre des communes S. 373. Der V. meint es gewiß gut; er will Ruhe, Eintracht, Sittlichkeit, Religion befördern; geht daher mit möglichster Schonung zu Werke; wo er Fehler im Nationalcharacter, oder bey besondern Denkarten und Parteyen rügt. Auch fehlt es ihm nicht an Belesenheit und Einsicht; bey den Untersuchungen über die Sprache, und deren Verhältniß zum gesellschaftlichen Leben, die einen großen Theil des Ganzen einnehmen, kommen manche gute, wiewohl nicht neue, Bemerkungen vor. Doch auch da mit unter starke Uebertreibungen und Uebereilungen; z. B. S. 238. Si elles (die Sprachen) avoient été inventées, elles l'auroient dû l'être d'un seul jet; (!) ce qui est contraire à toutes les expériences sociales: mais loin que l'homme puisse inventer les langues, il ne peut pas même les perfectioner. C'est la société et non l'homme (!) qui les élabore. Or la société (welche?) ne peut pas exister sans parole.

R i e l.

Was hier im Anfange dieses Jahrs zur Bekanntmachung der Königl. Geburtsteyer als Programm



gedruckt worden, hat den ehrwürdigen Theologen, Hrn. Dr. Schreier zum Verf. und bleibt immer ein interessanter Beytrag zur Berichtigung der biblischen Theologie in den neuern Systemen. Die Ueberschrift (Quid de peccato, ejusque ad Judam, Cariotensem ratione, e mente S. V. Daubii, sit haec uendum? Prolatio prior) verspricht nur eine Analyse von des Heidelberger Theologen Lehre über das Böse und dessen Daseyn im Verräther Christi. Sie ist aber zugleich begleitet von einem eigenen Urtheil des Verf., das jene Lehre einer besondern Critik unterwirft, und auf jeden Fall in dieser Bekanntmachung den Hauptinhalt des Programm's bildet. Beydes ist nicht getrennt, sondern auf die Darstellung der einzelnen Sätze von Daub folgt deren Widerlegung, darauf die prüfende Vergleichung mit der reinen Schriftoffenbarung, und zuletzt wird die eigne Entwicklung des Verf. von diesem Gegenstande, unter Anleitung einer treuen Schrift-erklärung für eine folgende Zeit angekündigt. Beides, erstere hier Niedergelegte, bewährt den gerechten Critiker nicht weniger, als den treuen Exegeten, dem der Unterschied zwischen den Resultaten der eigenen Speculation, und den Aussprüchen reiner Schriftoffenbarung nie übersehen wird. Nur in der Entwicklung der freyden theologischen Ansicht scheint uns einigemahl eine Darstellung geliefert, die der wahren Auslegung derselben nicht entspricht. Davon einige Beispiele. S. 7 mit den Worten: *excepta immunitate peccati*, drückt des H. Verf. Uebersetzung gerade das Gegentheil von Daub's Deutschen Texte aus: "ein Mensch, und ihnen in allen gleich zu werden, ausgenommen die Sünde." Diese *immunitas peccati* weist bekanntlich auf ein ausschließlich Eigenthümliches der Christusnatur, nicht der menschlichen hin, welcher sonst diese Ähnlichkeit zugeeignet wird: es müßte dafür stehen ein Entgegengesetztes etwas, als *superaddita, superveniente i. p.* oder dgl. etwas, wodurch der umgekehrte Sinn bezeichnet würde. S. 8 *is se ipse creavit* — ist ebenfalls falsche Auslegung vom Original: "dem Satan in seiner Persönlichkeit" — sogar im directen Widerspruch mit dem vorhergeh. Citat: "der Satan, erschaffen ein Engel des Lichts, ward u. s. w." — S. 12 scheint uns in der Anführung: *ut spatium et tempus* — statuatur, Daub's Sinn nicht minder mißverstanden, doch davon keine weitere Ausführung, da das Gesagte schon hinreichend seyn wird, des edlen H. Verf. Aufmerksamkeit in der folgenden Untersuchung darauf zu richten.

G ö t t i n g i s c h e  
g e l e h r t e A n z e i g e n  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 17. May 1819.

Serampore (in Indien).

Von dorthier sind uns über England zwey Bände der Originalausgabe der Englischen Uebersetzung des großen Indischen Heldengedichts R a m a y u n a von den Herren Carey und Marshmann mit beygefügtem Texte in der Sanscritsprache zu gekommen. Vor fünf Jahren konnten wir den ersten Band nach einem Abdrucke anzeigen, der zu London veranstaltet ist, aber nur die Uebersetzung ohne den Originaltext enthält. (S. diese gel. Anz. vom J. 1814. S. 9 und S. 65). Vergebens haben wir indessen auf ein Exemplar der Fortsetzung gewartet. Dafür sind wir nun zwar durch die beiden Bände entschädigt, die zugleich den Indischen Text enthalten; aber ein Mißgeschick hat gewollt, daß diese beiden Bände, der erste und der dritte sind. Da nun fürs erste wenigstens ungewiß ist, ob auch der fehlende zweyte Band den Weg von Serampore bis zu uns finden wird, so zeigen wir vorläufig an, was wir von diesem litterarischen Schätze besitzen. Der vollständige Titel lautet:

E (4)

The Ramayuna of Valmeeki in the original Sanskrit, with a prose-translation and explanatory notes by William Carey and Joshua Marshman. Vol. I. containing the first book. 1806. 656 Seiten. Vol. III. containing the latter part of the second book. 432 Seiten. Großquart.

Was uns fehlt, ist also die erste Hälfte des zweyten Buchs. Da nun das ganze Gedicht aus sieben solcher Bücher oder Kanda's besteht, deren jedes wieder in eine Reihe von Abschnitten oder Gesängen eingetheilt ist, so bleibt uns noch ein ansehnlicher Vorrath von Originaltext und Uebersetzung zu erwarten übrig, ehe wir über das Gedicht als ein episches Ganzes werden urtheilen können. Die Homerische Ilias und Odyssee zusammengenommen sollen weniger Verszeilen enthalten, als das Ramayuna des Indischen Homers-Valmiki. Bey der Anzeige des ersten Theils glaubten wir einen kurzen Auszug aus dem Inhalte machen zu müssen, um den Unterschied zwischen dem Indischen und dem Griechischen Epos auch von dieser Seite einigermaßen bemerklich zu machen. Diesen Auszug jetzt fortzusetzen, würde aber auch dann nicht rathsam seyn, wenn uns der fehlende zweyte Band zur Hand läge. Denn wie viele unsrer Leser würden sich nach fünf Jahren noch des Auszugs aus dem ersten Bande deutlich erinnern, die wenigen abgerechnet, die indessen das angezeigte Werk selbst zur Hand genommen haben? Wir erinnern also nur mit wenigen Worten daran, daß in dem ersten Buche die Handlung des großen Gedichts so weit vorrückt, daß der in der Gestalt des Königssohns Rama verkörperte Gott Wischnu mit der Königstochter Sita (Seeta), einer Verkörperung der Göttinn Lakshmi, vermählt wird. In der ersten, uns fehlenden Abtheilung des zweyten

Buches fangen die Leiden des Rama an. Wir können darüber nur anführen, was wir aus andern Quellen geschöpft haben. Durch die Intrigue einer der Hoffrauen, die sich der Königin als eines Werkzeugs bedient, wird der König Duscharutha, der Indische Vater des Rama, genöthigt, zu seinem größten Schmerze den Prinzen Rama, auf dem die Hoffnungen der Nation und aller gläubigen Hindus ruhten, auf funfzehn Jahr aus seinem Reiche zu verbannen, indem die Königin ihn an ein früheres Versprechen erinnert, ihr eine Bitte zu gewähren, die nun darin besteht, daß ein älterer Prinz zum Thronerben erklärt werde. Hier fängt die vor uns liegende zweyte Abtheilung des zweyten Buchs an. Mit dieser Abtheilung tritt denn auch eine dem Ramayuna eigenthümliche Schönheit in vollem Glanze hervor. Schon im ersten Buche zeigte sich der mildere und menschlichere Character, durch die sich das Ramayuna von dem Mahabharat, der zweyten der berühmten Indischen Epopöen, unterscheidet; denn in dem Mahabharat, wenigstens nach dem zu urtheilen, was davon durch Uebersetzungen bekannt geworden, schweift die allegorisch-mythische Dichtung unter Bildern der Größe, die das Unendliche anschaulich machen sollen, so weit in das Wilde und Ungeheure aus, daß eine Europäische Phantasie von den wunderbaren Erfindungen fast erdrückt wird. Aber auch im ersten Buche des Ramayuna sind der Indischen Hyperbeln und seltsamen Mythen für einen Europäischen Geschmack zu viel. Auch die Moral des ersten Buchs ist ein wenig trocken und einförmig, weil sie größtentheils nur die Verehrung einschärft, die der fromme Hindu den Braminen bezeigen soll. In der zweyten Hälfte des zweyten Buchs liegt die Dichtung unsern Europäischen Begriffen von wahrer Poesie um vieles

näher; die reinste Humanität erscheint in den reizendsten Zügen; und ein trefflicher Theil der eingewebten Moral ist erhaben über den Priesterglauben. Die Epopöe verwandelt sich beynahe in eine romantische Idylle; eine sanfte Rührung fesselt die Aufmerksamkeit an Scenen voll zarten und tiefen Gefühls; die allegorische Mythik ermüdet nicht durch Ueberladung. Zu allen diesen Scenen gibt die Verbannung Rama's die nächste Veranlassung. Der alte, vom Kummer zu Boden geworfene König findet die Ursache zu dem Zorn der Götter, der ihn getroffen, in einem Verbrechen, das er in seiner Jugend, zwar unverschuldet, aber doch durch eine That begangen, die die Götter beleidigt hat. Er hat auf der Jagd den einzigen Sohn hilfloser Aeltern getödtet; zwar von diesen selbst und auch von dem Getödteten völlige Verzeihung erhalten; muß aber darum doch um der ewigen Gerechtigkeit willen büßen. Also dieselben Vorstellungen von einer ewigen Gerechtigkeit, die in der alten Griechischen Mythologie eine so tiefe Wurzel geschlagen hatten, und unter andern die tragische Fabel vom Oedipus begründen, finden wir in Indien wieder. Das Schicksal des Duscha-rutha ist zwar nicht so hart wie das des Oedipus; aber er stirbt doch vor Gram. Nicht so düster, aber rührend in einem andern Sinne ist das Schicksal des Rama selbst. Als ein verkörperter Gott ist er bey allem seinem Heroismus ein Muster der Demuth und Selbstverläugnung und des kindlichen Gehorsams. Ohne Murren tritt er, von seiner Gita begleitet, die Wanderung in die Einsamkeit an, wo er den Fortgang seiner Bestimmung erwarten soll. Auf dieser Wanderung und in der ländlichen Einsamkeit wetteifern nun Rama und Gita, einander Beweise der reinsten Zärtlichkeit und Treue zu geben; und hier zeigt sich die Indische

Moral im mythischen Gewande von einer der anziehendsten Seiten. Denn da auch Sita eine verkörperte Gottheit, die Göttinn Latschmi, ist, eine Art von Liebesgöttinn nach Indischen Begriffen, so erscheint sie in ihrer Indischen Vereinigung mit dem als Rama verkörperten Wischnu als Ideal der weiblichen Lebenswürdigkeit und Milde, als Muster häuslicher Tugenden ihrem Geschlechte vorleuchtend. Der Reichthum an Situationen, in denen diese Liebe zwischen Rama und Sita verherrlicht wird, leidet keinen Auszug. Unter den übrigen Tugenden, die der Dichter bey Gelegenheit in dieser Abtheilung seiner Erfindung preiset, werden besonders die Wahrheitsliebe und die Redlichkeit den Menschen an das Herz gelegt. Unter andern heißt es in einer schönen Stelle gegen das Ende des Bandes: "Wie der redliche Mann den Lügner wie eine giftige Schlange flieht, so ist Wahrheit die Wurzel aller Seligkeit in einem künftigen Leben. Die Wahrheit ist nichts geringeres als Gott selbst in seinem Weltall. Die Frömmigkeit wohnt immer in der Wahrheit. Wahrheit ist die Wurzel aller Tugenden. Nichts ist größer, als sie." Aber, dachten wir bey dieser Stelle nicht ohne Wehmuth, wo sind die Wirkungen dieser erhabenen Moral unter den Bekennern der Bramanischen Religion geblieben! Denn Lug und Trug sind, nach den neuesten Nachrichten, eine so gewöhnliche Sache bey den Indiern geworden, daß man in einigen Gegenden, besonders in Bengalen, bey Rechtsstreitigkeiten für Geld so viel falsche Zeugnisse bekommen kann, als man nur verlangt.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir nun auch noch der kleinern schon im Jahr 1814 zu

#### Paris

erschienenen Ankündigung und Probe einer Französischen Uebersetzung des Ramayuna erwähnen.

Sie hat den Titel: *Yatjadatta-Badha* ou la mort d'Yatjadatta, extrait et traduit du Ramayana, poème épique sanskrit, par A. L. Chézy, Chevalier de la légion d'honneur. 48 Seiten in Octav.

Hr. Chézy, der sich eifrig mit der Sanskrit-Sprache und Litteratur beschäftigt, will das Ramayana unabhängig von den Bemühungen der Englischen Uebersetzer, also doch wahrscheinlich nach einer ihm zu Gebote stehenden und beglaubigten Handschrift, ins Französische übertragen. Um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß er die Englische Uebersetzung benutzt habe, schickt er seiner vollständigen Arbeit die kleine Episode, wie er das Fragment nennt, voran, weil er gehört hatte, daß der damals noch nicht nach Europa gekommene zweyte und dritte Band der Englischen Uebersetzung aus Indien unterweges sey. Zugleich hat er für die Kenner und Liebhaber der Sanskritsprache eben dieses Fragment aus dem zweyten Buche des Ramayana im Original auf vierzehn Platten in Kupfer stechen und abdrucken lassen. Im Ganzen stimmt nun freylich, wie sich erwarten läßt, die hier gelieferte Französische Uebersetzung von Hr. Chézy mit der Englischen ziemlich überein. Aber der kleinen Abweichungen im Einzelnen sind so viele, daß entweder eine von beiden Uebersetzungen nicht ganz treu seyn, oder die Indischen Handschriften, denen die Uebersetzer gefolgt sind, nicht ganz übereinstimmen müssen. Das Fragment ist zur Probe glücklich gewählt, um Interesse für das Gedicht zu wecken. Es enthält die oben erwähnte rührende Erzählung des alten Königs von dem Unglücksfalle, der ihn in seiner Jugend ohne seine Schuld zu einem Verbrecher gemacht. Einiges in der Uebersetzung des Hrn. Chézy scheint uns offenbar Franz-

zöfische Phrase und dem Indischen Texte fremd zu feyn, z. B. wo der alte König fagt: *Il n'est que trop vrai, quelques actions que l'homme ait commises, soit juftes, soit criminelles, des récompenses ou des punitions, feront irrévocablement fon partage au temps fixé par le deftin.* In der Englifchen Ueberfetzung heift es ganz einfach: *Every man receives the reward of his deeds, be they good or evil.* Eben fo einfach fagt der König in der Englifchen Ueberfetzung fogleich gerade heraus, was für eine Schuld er auf fich geladen: *In my youth and I, armed with a bow, pierce a hapless youth on hearing a foun.* Die Franzöfifche Ueberfetzung läßt ihn umfchreibend fagen: *Dans la fleur de ma jeunesse trompé un foir par un bruit lointain, je me rendis coupable d'un grand crime.* Hat man bey folchen Abweichungen nicht Urfache, der Englifchen Ueberfetzung mehr zu trauen? Oder wollte Hr. Chezy freyer überfetzen, um Franzöfifche Lefer mehr anzuziehen? — Für den Deutfchen Lefer, der nicht Sanscritt verfteht, entfpringt noch eine befondere Unannehmlichkeit aus der Verschiedenheit der Namen nach der Englifchen und Franzöfifchen Orthographie der Indifchen Töne. Daß das Gedicht felbst im Englifchen *Ramayana* und im Franzöfifchen *Ramayana* heißt, ift eine Kleinigkeit; denn der Accent fällt auf die zweite Sylbe, fo daß die dritte halb verfhluckt wird. Aber andre Namen, die man gern auf eine conftante Art ausfprache, lauten verfchieden im Englifchen und Franzöfifchen. *Dulha - rutha* heißt im Franzöfifchen *Dafaratha*; *Kouhulya* wird *Kaoufalya*; *Vivaswata* verwandelt fich in *Vaivaswata*, u. f. w.



## Göttingen und Berlin.

Fragmentum legis Romanae in  
aversa tabulae heracleensis parte.  
Notis criticis et commentario illustravit Gust.  
Theod. Ludov. Marezoll J. U. D. (gest  
Prof. in Gießen). Götting. imp. et typ. Roweri.  
1816. 158 Seiten in Octav.

Observationes ad tabulae heracleensis partem alteram, quae vulgo  
aeris Neapolitani nomine venit. Auctore Henr.  
Ed. Dirksen. Prof. Regiom. Berolini, imp.  
Reimeri 1817. 220 Seiten in Octav.

Beide Werke beschäftigen sich mit einer höchst-  
wichtigen Urkunde des Alterthums, der sogenann-  
ten Lex Heracleensis, welche durch Hrn. Hofr.  
Ritter Hugo (civil. Magaz. Bd. 3) zuerst den  
Deutschen Rechtsgelehrten zugänglicher gemacht  
ist; doch so daß das erste sich über das Ganze, das  
zweite sich nur auf die zweite Hälfte, welche, im  
Gegensatz der erstern später gefundenen, aber auf  
einige Zeit in England aufbewahrten (Fragmentum  
Britannicum), und weil sie stets im Nea-  
politaniſchen verblieben, das Supplementum oder  
aes Neapolitanum genannt wird, bezieht. Das erstere  
Werk gibt uns einen critischen und erläuternden Com-  
mentar, das letztere mehr historisch antiquarische Un-  
tersuchungen, und gelegentlich Berichtigungen zu dem  
erstern; beyde sind aller Aufmerksamkeit der Rechts-  
gelehrten würdig; genau, gelehrt und scharfsinnig  
abgefaßt. Früher hat Hr. Prof. Dirksen schon eine  
ähnliche Urkunde, die Lex Galliae Cisalpinae (Hugo  
civil. Mag. Bd. II); bearbeitet; Dissertatio inaugu-  
ralis proponens observationes ad selecta Legis  
Galliae cisalpinae capita. Berolin. 1812. 4. welche  
nicht so, wie sie es verdiente, zur allgemeinen Kunde  
gekommen zu seyn scheint.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 20. May 1819.

Berlin.

Bey dem Verfasser und in Commission bey Ferd. Dümmler: Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1821 nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Berechnet und herausgegeben von Dr. J. E. Bode, Königl. Astronom u. s. w. 1818. 250 S. in Octav, nebst einer Kupfertafel.

Da die Einrichtung des astronomischen Kalenders unverändert geblieben ist, so haben wir nur von den begleitenden Aufsätzen Anzeige zu machen. Der erste vom Prof. Degen in Kopenhagen hat das Keplersche Problem zum Gegenstande, und entwickelt die Coefficienten der Reihe für die Mittelpunctsgleichung noch auf zwey Ordnungen weiter, als der im vorhergehenden Jahrgange enthaltene Aufsatz von Schubert über dieselbe Aufgabe. Wir beziehen uns dabey auf das:

F (2)

jenige, was wir bey Anzeige des letztern erinnert haben. — Beobachtete Trabantenverfinsterungen, Sternbedeckungen und Planetenoppositionen vom Prof. Bürg auf der Wiener Sternwarte. — Beobachtete Solstitien in den Jahren 1812 — 1817 auf der Turiner Sternwarte von Piana. Auch diese an einem Reichenbachschen Multiplicationskreise mit stehender Säule, von 18 Zoll Durchmesser, angestellten Beobachtungen geben die Schiefe der Ekliptik aus den Wintersolstitien um 4 Secunden kleiner als aus den Sommersolstitien. Wenn der Herausgeber in einer Anmerkung sagt, daß dieß so merkwürdige Phänomen bereits von Astronomen und Physikern in Untersuchung genommen und erklärt sey, und S. 197 noch bestimmter behauptet, daß dasselbe von Bessels durch eine verbesserte Refractionstafel beseitigt sey, so beruhet dieses auf einem Irrthum, da jener Unterschied bey Anwendung der Besselschen Refractionstafel keinesweges gehoben wird, sondern eher noch etwas größer ausfällt, als bey Anwendung anderer Refractionstafeln. — Beobachtete Planetenoppositionen in Kremsminster von Derflinger. — Ueber verschiedene astronomische Gegenstände von Littrow. Der Kürze wegen schränken wir uns hier auf einige Bemerkungen über die Resultate ein, die Hr. Littrow aus den Königsberger Beobachtungen gezogen hat. Es ist hier das schon früher in der Zeitschrift für Astronomie mitgetheilte Verzeichniß der von Hrn. Littrow aus den Königsberger Beobachtungen abgeleiteten Polardistanzen von 23 Fixsternen wieder abgedruckt. Bekanntlich sind diese Polardistanzen alle um mehrere Secunden größer, als diejenigen, welche Piazzini, Oriani und Pond mit großer Uebereinstimmung aus ihren Beobachtungen abgeleitet haben. Es steht zu hoffen, daß in Zukunft die Quelle dieses

auffallenden Unterschiedes wird aufgefunden und für die practische Astronomie lehrreich gemacht werden. Allein so sehr wir der ausgezeichneten Sorgfalt, womit der vortreffliche Königsberger Astronom die Theilungsfehler seines Kreises bestimmt hat, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so scheint uns doch das Urtheil Hrn. Littrows, daß die Königsberger Beobachtungen vor allen andern von allen constanten Fehlern gänzlich frey zu sprechen sind, zu voreilig und gewagt. Hr. Littrow theilt hier ferner die von ihm aus den beiden ersten Jahrgängen der Königsberger Beobachtungen abgeleiteten Rectascensionsunterschiede der 36 Messelypneschen Fundamentalsterne mit, mit Beyfügung der diesen Bestimmungen beyzulegenden Gewichte und wahrscheinlichen Fehler. Hätten diese Bestimmungen wirklich eine solche Zuverlässigkeit, wie ihnen hier zugeschrieben wird, so ist kein Zweifel, daß sie alles was wir in dieser Art bisher besaßen weit übertreffen würden. Allein eben diese unerhörte Genauigkeit, welche man sonst mit den bisherigen Hülfsmitteln nur durch Beobachtungen von einem Menschenalter würde erreichen können, und die angeblich aus zweyjährigen Beobachtungen erreicht seyn soll, macht eine schärfere Prüfung um so nothwendiger, da dieser Gegenstand für die practische Astronomie von höchster Wichtigkeit ist. Das neueste Heft der Zeitschrift für Astronomie, worin Hr. Littrow sein Verfahren näher angegeben hat, gibt das Mittel zu dieser Prüfung. Wir sehen daraus, daß Hrn. Littrows Behandlung der Beobachtungen für sich schon dem Geiste der Methode der kleinsten Quadrate nicht gemäß, aber was noch viel wichtiger ist, daß seine Bestimmung des Gewichts der Resultate, demselben in mehreren wesentlichen Stücken ganz entgegen, und durchaus illusorisch ist. Hr. Littrow setzt (Zeitschrift für Astronomie

6. Band S. 25) das Gewicht der Bestimmung des Rectascensionsunterschiedes zweyer Sterne, aus den Unterschieden derselben von einem dritten, wenn letztere Bestimmungen die Gewichte  $p$  und  $q$  haben,  $= \frac{4pq}{p+q}$ , welches falsch ist; die

tichtige Formel ist nur  $\frac{pq}{p+q}$ . Hierdurch allein

schon würden die Gewichte seiner Endresultate fast auf ein Viertel ihres angeblichen Werths reducirt werden. Allein noch einflussreicher ist der von Hrn. Littrow übersehene Umstand, daß die Verbindung der partiellen Resultate zu einem Endresultate und die Bestimmung des Gewichts des Letztern nur unter der Voraussetzung gültig sind, daß jene alle ganz unabhängig von einander seyn müssen, was hier keinesweges statt findet. Hrn. Littrows große Zahlen werden hiedurch so sehr heruntergebracht, daß z. B. die Bestimmung des Rectascensionsunterschiedes von  $\gamma$  in Pegasus und  $\alpha$  in Schwane, welche angeblich das Gewicht von 1507 einzelnen Vergleichen haben soll, schwerlich viel mehr als das Gewicht von 40 einzelnen Vergleichen behalten möchte. Auch gegen einige andere Momente von Hrn. Littrows Rechnung ließen sich Einwürfe machen, die wir hier aber der Kürze wegen übergehen müssen. — Gegenschein der Pallas 1816, und andere astronomische Beobachtungen 1817 von David und Wittner auf der Prager Sternwarte. Wir setzen hier nur einige Bemerkungen her über die, an einem 12zölligen Multiplicationskreise von Reichenbach, beobachteten Zenithdistanzen der Sonne und von Fixsternen, dergleichen auch in mehreren der frühern Bände des Jahrbuchs mitgetheilt sind. Es wäre zu wünschen gewesen, daß diese Beobachtungen mehr in einer

tabellarischen Form zusammengestellt wären, die die Uebersicht dessen, was sich daraus etwa schließen läßt, erleichterte. Hr. David hat die Gewohnheit, die beobachtete Zenithdistanz mit derjenigen, die er mit der als bekannt angenommenen Polhöhe und mit der aus Sternverzeichnissen oder den Sonnentafeln entlehnten Declination des Gestirns berechnet, zu vergleichen, den Unterschied als die beobachtete Refraction, und die Abweichung dieser von der Tafelrefraction als eine Correction der letztern zu betrachten, ein Verfahren, das wir nicht billigen können. Die Polhöhe von Prag hat Hr. David so viel wir wissen, nach der Hellsehen Methode bestimmt, durch Sterne, die in Norden und Süden in beynahe gleicher Höhe culminiren, und deren Declinationen er aus den Sternverzeichnissen entlehnt. Das Verfahren ist gut, aber bloß für untergeordnete Sternwarten und Instrumente; wer eine so äußerst delicate Sache, wie die Verbesserung der Refractionstafeln, unternimmt, von dem fordert man, daß er seine Polhöhe zuvor selbstständig und unabhängig von fremden Bestimmungen festsetze. Was Hr. David als Fehler der Refractionstafeln betrachtet, ist aus der Conspiration des Fehlers der Polhöhe, der Fehler der Declinationen, der Fehler des Instruments, der Fehler der Beobachtungen, Fehler der Aberrations- und übrigen Reductionen und vielleicht zu einem sehr kleinen Theile Fehler der Refractionstafeln entstanden. Diese Fehler von einander zu sondern, dazu reichen nicht einige wenige isolirte Beobachtungen hin; es wird dazu eine Zahlreize mit den besten Instrumenten planmäßig ausgeführte und benutzte Reihe von Beobachtungen erfordert. Hr. David glaubt, wenn man auch die absolute Richtigkeit der Abstände selbst bezweifeln wolle, so zeige sich doch in den relativen Verhältnissen der beobachteten Zenithdistanzen der Einfluß der nach den Temperaturänderungen veränderlichen Refractionen. Allein auf diese Änderungen

wird ja schon bey Anwendung der Tafeln selbst Rücksicht genommen; es ist theoretisch bewiesen, daß wie auch immer die Dichtigkeit der Luftschichten sich ändere, bey so mäßigen Zenithdistanzen die Refraction bloß von der Dichtigkeit der untersten Luftschicht abhängt, vorausgesetzt, daß alle Schichten horizontal sind. Daß diese Voraussetzung nicht immer strenge wahr ist, leidet zwar keinen Zweifel, allein der Erfolg davon, ist nicht eine den Temperaturänderungen folgende, sondern eine unregelmäßige keinem Calcul zu unterwerfende Refraction, deren Nachtheile nur durch häufige Beobachtungen und durch Ausschließung solcher, wo die Gestirne besonders unruhige Bilder geben, zu heben ist. Wir erkennen daher in den erwähnten Unterschieden nur das Spiel der unvermeidlichen Irregularitäten der Beobachtungen. — Noch ist uns aufgefallen, daß Hr. David die mit dem Crystallwürfel (Prisma) beobachteten Zenithdistanzen immer um 1'' vermindert; wir können diese angebliche Correction nicht billigen, da wir in der Natur des Instruments keinen Grund finden, der zur Voraussetzung eines für alle Zenithdistanzen constanten Fehlers berechtigte. — Noch von derselben Sternwarte Beobachtungen des Jupiter, Uranus, Saturn und der Ceres. — Comet vom 1. Nov. 1817, welcher vom D. Olbers entdeckt, aber nur ein einzigemahl beobachtet wurde. — Beobachtungen des (ersten) Cometen von 1818 vom D. Olbers. — Ueber einige merkwürdige Stellen der Milchstraße von D. Herschel (Auszug aus den Philosoph. Transact.) — Beobachtungen von Planetenoppositionen u. s. w. in Wilna von Eniadecki. — Beobachtungen und Bestimmungen der Bahn des ersten Cometen von 1818, von Enke. Merkwürdig ist an diesem Cometen seine Lichtschwäche, welche zunahm, als sein Licht (mochte man es als eignes oder erborgtes betrachten), nach der Rechnung noch hätte wachsen sollten; wahrscheinlich erlitt der Comet während der Dauer seiner Sichtbarkeit bedeutende innere Veränderungen.

gen. — Beobachtete Trabantenerfinsterungen, Sternbedeckungen und Sonnenflecke im Jahr 1817, von Hallaschka in Prag. — Formeln zur Berechnung des Orts eines Gestirns, aus beobachteten Alignements mit vier Sternen von Bessel Sie beruhen, dem Wesentlichen nach, auf der voranzigigen Bestimmung der Durchschnittspuncte der beiden größten Kreise, in welchen die zwey bekannten Sternpaare liegen, mit dem Aequator (oder der Ekliptik), obwohl die zierliche Entleerung der Auflösung rein analytisch ist. — Von demselben Astronomen Beobachtungen von Planetenoppositionen, Sternbedeckungen, Solstitien und dem Polarstern im J. 1817. — Auszug aus den astronomischen Beobachtungen auf der Berliner Sternwarte in demselben Jahre. — Bestimmung der Höhe von Krakau. Mit einem Reichenbachschen multiplicirenden Theodolithen fand Hr. Kreiscommissarius Lorenz aus Beobachtungen des Nordsterns  $50^{\circ} 3' 57'' 7$ , aus Sonnenbeobachtungen  $50^{\circ} 3' 50''$ ; mit dem Mittel stimmt sehr nahe Hrn. Eniadecky's ältere Bestimmung überein, die später, und wie aus den neuen Beobachtungen hervorzugehen scheint, mit Unrecht, durch Littrow um  $17''$  vermindert war. — Ueber die Genauigkeit der astronomischen Beobachtungen und Berechnungen. Dieser Aufsatz hat zum Zweck, anschaulich zu machen, wie sehr viel es heutzutage schwerer ist, in der Astronomie neue Fortschritte zu thun, als vormahls, wo die Forderungen an den beobachtenden und rechnenden Astronomen so viel geringer waren. Man möchte, sagt der Verf., die Lage der ältern Astronomen beneiden. Sie konnten mit weit weniger Anstrengung den Himmelslauf beobachten und berechnen, da noch keine große oder die größte Genauigkeit erwartet werden konnte, und wurden nichts destoweniger bey ihren Zeitgenossen und bey der Nachwelt berühmt u. s. w. So wahr das ist, wenn wir die Leistungen der ältern Astronomen aus unserm Standpuncte betrachten, so darf man doch auch nicht aus der



Nicht lassen, wie unbehüßlich und unvollkommen ihre Instrumente, wie beschwerlich ihre Beobachtungsmethoden, wie unausgebildet der Calcul war. Nimmt man darauf billige Rücksicht, so möchte wohl z. B. ein Tycho seine verdiente Celebrität als practischer Astronom nicht wohlfeiler gehabt haben, als ein Piazzi. Ueber einzelne Aeußerungen dieses Aufsatzes die heutige practische Astronomie betreffend, ließe sich doch noch manches erinnern. Nachdem z. B. der Verf. berechnet hat, daß bey einem Kreise von 12 Zoll Halbmesser ein Strich, den hundertsten Theil einer Linie dick, schon über 14 Secunden deckt, fragt er: Sollte eine Menschenhand eine Duodecimallinie noch in 100 kenntliche Striche oder Puncte einzutheilen im Stande seyn? Allein die wirkliche Eintheilung der Decimallinie durch 100 Striche wird ja nicht verlangt: daß aber die Eintheilung in diejenige Anzahl von Theilen, die zweckmäßig ist, mit einer solchen Genauigkeit von den ersten Künstlern ausgeführt werden konnte, daß die Fehler viel weniger als den hundertsten Theil einer Linie erreichen, beweisen die Meisterwerke eines Reichenbach, Kepsold, Troughton durch die That. — Neue Elemente der Junobahn, Beobachtungen dieses Planeten und der Sonne und andere astronomische Nachrichten von Nicolai; in den letztern wird des Kepsold'schen Kreises auf der hiesigen Sternwarte erwähnt, wo aber der vielleicht durch einen Druckfehler zu 5 Fuß angegebne Durchmesser dieses Instruments auf  $5\frac{1}{2}$  Pariser Fuß zu berichtigen ist. — Beobachtung der Mondfinsterniß vom 20. April 1818 in Dresden. --- Gerade Aufsteigungen von 35 der vornehmsten Sterne für 1818, nach Maskelynes letzten Beobachtungen, aus dem Nautical Almanac für 1820. (Wir bemerken hiebey, daß im Jahrgange des N. A. für 1821 ein noch ausgedehnteres und auf Ponds Beobachtungen mit dem neuen Mittagsfernrohr gegründetes Verzeichniß sich findet.) Beobachtungen der scheinbaren Größe verschiedener Sterne, von den Jahren 1704 -- 1709 (aus des Berliner Astronomen Gottfr. Kirch nachgelassenen Papieren). --- Ueber den Kepsold'schen Meridiankreis, nebst verschiedenen astronomischen Beobachtungen von Gauß. --- Beobachtungen der Sonnenfinsterniß vom 5. May. 1818 von Struve. --- Beobachtung der Opposition der Vesta im Jahr 1818 von Enke. --- Dann ferner Epemeriden für die Vesta, Juno und Pallas von Enke, Pösselt, Nicolai und Dirksen. --- Die übrigen kleinern Artikel und Notizen hier einzeln anzuführen, verstatet der Raum nicht.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1819.

London.

A second journey through Persia, Armenia, and Asia Minor, to Constantinople, between the years 1810 and 1816; with a journal of the voyage by the Brazils and Bombay to the Persian gulf; together with an account of the proceedings of his Majesty's embassy under his Excellency Sir Gore Ouseley, Bart. K. L. S. by James Morier, Esq late his Majesty's secretary of embassy and Minister plenipotentiary to the court of Persia. With two maps, and engravings from the designs of the author. Printed for Longman, Hurst, Rees, Orme, and Brown, 1818. XIX und 435 S. in 4.

Als der mit Sir Harford Jones nach England gekommene Persische Gesandte Mirza Abul Hassan Anstalten zur Rückkehr in sein Vaterland traf, ward von Englischer Seite eine zweyte Gesandtschaft an den Persischen Hof unter Gore Ouseley ausgerüstet, und beschloffen, daß beyde Gesandte die Reise gemeinschaftlich machen sollten. Secretär bey der Englischen Gesandtschaft war James Morier, dem wir schon, als Frucht seiner in den Jahren 1808 und 1809 unter gleichen Verhältnissen gemachten Reise, jenes bekannte frühere Werk über Persien verdanken, dessen Anzeige von einem andern Recensenten sich im 36 St.

G (4)

des vorigen Jahrg. der G. g. A. befindet. Gegenwärtige, reich mit Kupfern und Holzschnitten ausgestattete, zweyte Reisebeschreibung des H. W. enthält den gedrängten Auszug seiner während eines Zeitraums von beynah 6 Jahren geführten Tagebücher, und ist als gute Bereicherung unserer Kunde Persiens anzusehen. Beyde Werke W's gestalten sich jetzt zu einem schönen Ganzen, und obgleich jedes von ihnen als selbstständig und unabhängig erscheint, so gewinnt doch das erste Werk durch die Ergänzungen und Berichtigungen des zweyten eine größere Brauchbarkeit; das zweyte aber bekommt erst in vielen Theilen den Character der Vollständigkeit, wenn man bey seinem Studio das dort Gegebene zu Hülfe nimmt. Keinesweges dürfte jedoch die vor uns liegende Reisebeschreibung als bloße Ergänzung der ersten angesehen werden: denn der Verfasser handelt dießmahl nicht nur verschiedene Gegenstände ab, deren früher gar keine Erwähnung geschieht, sondern er durchstreifte sogar Persien in einigen Gegenden, welche weder von ihm selbst, noch überhaupt von irgend einem Europäer früher durchreist waren. Der Umstand, daß W. zum zweytenmale Persien sah, und daß sein Aufenthalt daselbst mehrere Jahre dauerte, scheint gegenwärtigem Werke seinen eigentlichen Character gegeben zu haben. Da der Verf. nemlich die meisten Gegenden zum zweytenmahle ja mehrere noch öfter durchreiste, und genöthigt war, in mehrern Städten, deren umständliche Beschreibung er früher gegeben hatte, sich für längere Zeit aufzuhalten, so mußte er, um sich nicht zu wiederholen, seinen Fleiß auf andere Gegenstände als Beschreibung von Städten und Localansichten wenden; er benutzte seinen Aufenthalt also vorzüglich dazu, die Sitten und Gebräuche der Perser in ihren Tiefen zu erforschen. Die treffliche Beobachtungsgabe des W. bewirkte bey dem längern Aufenthalt in diesem Lande und bey dem steten Verkehr mit Persern, daß ihm die Zeichnung eines Sittemähl des trefflich gelang. Wenn wir indeß in dieser Hinsicht W's zweytem Werke den Vorzug vor dem ersten einräumen, so sind wir doch auch

der Ueberzeugung, daß der Geograph und Historiker M's erste Beschreibung im Allgemeinen für wichtiger halten wird. — Eine kurze Uebersicht der Marschrouten des Verf. und Hervorhebung einiger Hauptpunkte werden hinreichen, um sich von dem Werthe dieses Werkes zu überzeugen.

Kap. 1. 2. Die Gesandten verlassen England am 18. Jul. 1810, nehmen den bekannten Meerweg nach Indien, und erreichen Bombay am 22. Jan. 1811. Von hier durchsegeln sie den Persischen Meerbusen und laufen in den Hafen von Abuschär ein. — Kap. 3 bis 10. Reise der Gesandtschaft von Abuschär nach Teheran. Sie nimmt denselben Weg, den die frühere Gesandtschaft gemacht hatte; es muß daher bey diesen Abschnitten vorzüglich das im ersten Werke M's Gegebene sorgfältig verglichen werden. Zuerst handelt der Verf. wieder von der Stadt und dem Hafen Abuschär. Nicht die Regsamkeit, welche man in Europäischen Häfen zu finden gewohnt ist, zeichnet diesen ersten Hafen Persiens aus; sein Handel ist höchst unbedeutend. Die Stadt hat, wie fast eine jede in diesem Lande, ihren Mönadschim (Astrologen), bey dem sich die Einwohner für jede nur einigermaßen bedeutende Handlung Rath's erhalten. Der Persische Gesandte verläßt daher nicht eher das Schiff, bis ihm die Sterndeuter die günstige Stunde angezeigt hatten. Auch der Englische Gesandte pflegte theils um Anstoß zu vermeiden, theils um mit mehrerem Eclat aufzutreten, sich solchen Nationalvorurtheilen zu unterwerfen. Auf dem Wege nach Schiras besucht M. wieder die Ruinen von Schapur, findet aber wenig Neues; die unterirdischen Gänge, von welchen ihm erzählt wurde, konnte er nicht entdecken. Glücklicher war der gleichfalls im Dienst der Gesandtschaft stehende James Gordon, welcher kurz darauf bey diesen Ruinen eine Höhle fand, an deren Eingange eine umgestürzte Statue lag, die durch ihr Costum das Zeitalter der

Sassaniden andeutete. Als Duseley Schiras erreicht, und verschiedene Gründe den Aufenthalt hi selbst verzögerten, so benutzten mehrere bey der Gesandtschaft Angestellte diese Gelegenheit, Darabgerd, Schuster, Firuzabad, Schapur und Persepolis aufs Neue zu besuchen, um über den ehemahligen und jetzigen Zustand dieser Oerter neue Aufschlüsse zu erhalten. Welche Ausbeute diese Männer bey ihren Untersuchungen gewonnen, erfahren wir leider von W. nicht; zu hoffen steht, daß das längst erwartete Werk von Duseley selbst uns mit diesen Entdeckungen befannt macht. W., welcher nach Persepolis ging, wurde durch den Gouverneur von Schiras in seinen Untersuchungen behindert. Er theilt jedoch manches mit, welches früheren Reisenden entgangen war: unter anderen, aus der Umgegend von Persepolis, Fragmente einiger Sassaniden-Inschriften. Da der Verf. sich theils nicht die gehörige Zeit nehmen konnte, theils aber auch nicht mit den gehörigen Hülfsmitteln zum Copiren dieser wie es scheint nicht sehr verwischten Inschriften versehen war: so läßt sich hoffen, daß ein künftiger Reisender uns diesen ganzen Schatz mittheilen, und mehreres andere von W. zu kurz berührte einer sorgfältigeren Untersuchung unterwerfen werde. Ueber Schiras selbst berichtet der Verf. seine früheren weit übertriebenen Angaben der Volksmenge. Von hier ging der Marsch weiter durch das Thal Murghab; Beachtung verdient, was der Verf. über das in seiner ersten Reise genau beschriebene und abgebildete pyramidale Monument Meschid-Maderi-Suleiman beybringt. W. drang drey-mahl wirklich in das Innere des Häuschens ein, und fand an der Kabla Seite verschiedene in den Stein gehauene Sierathen, welche eine Arabische Inschrift umgaben; auch mehreres andere, was sich im Gebäude fand, erinnerte an Muhamedaner. — Die Gesandtschaft erreicht Isfahan, von dessen jetzigem Zu-

stande W. eine genaue Schilderung gibt. Sie heißt bey den Persern die halbe Welt, hat indeß in neueren Zeiten außerordentlich verlohren; ein großer Theil von ihr liegt in Ruinen, würde sie von diesen entbidt, so möchte ihre Größe kaum ein Viertel des bedeutenden Umfangs von 24 Meilen ausmachen, welchen Charadin ihr gibt. Ihre Volksmenge schätzt W. auf 60,000 Seelen. Der Weg geht von hier über Kaschan, Kom, nach Teheran, der Residenz des jetzigen Regenten Feth; Ali; Schah. — Kap. 11. 12. Aufenthalt zu Teheran. Audienz des Gesandten beym König; Besuch der Gemahlinn Duseleys bey der Favorite des Königs, und Beschreibung des prachtvollen Puges, von dem sowohl sie selbst als ihre Umgebungen ströhren. — Nach längerem Bögern gingen endlich Perser und Engländer daran, einen Definitiv-Friedensvertrag zu schließen. Die große Ungelenkigkeit der Persischen Staatsmänner in solchen Geschäften und ihr stetes Mißtrauen erschwerte die Sache unendlich. Der Vertrag kam jedoch endlich, am 14. März 1812, zu Stande; die Gegenstände desselben konnte der Verf., vermöge seiner Verhältnisse, nicht bekannt machen; was er aber über die äußere Art der Verhandlungen beybringt, so wie die Erzählung von des Gesandten Unterredung mit dem Könige und seinen Großen, gibt ein anschauliches Bild von dem Grade der Cultur, auf dem sowohl er selbst als seine nächsten Umgebungen sich befinden. — Auf den Excursionen in die Umgegend von Teheran gelangte der Verf. auch nach Rey, unter dessen Ruinen Gordon ein Cassaniden-Relief entdeckte. Im folgenden Winter versuchten die bey der Gesandtschaft angestellten Aerzte das Einimpfen der Kuhpocken unter den Persern einzuführen; anfänglich geschah es mit so gutem Erfolg, daß in einem Monat 300 Kinder geimpft wurden; durch die Regierung selbst ward dem glücklichen Fortgang

der Sache Einhalt gethan. — Kap. 13. 14. Von Teheran geht Duseley, um eine Zusammenkunft mit dem königlichen Prinzen zu haben, nach Tabris. Da mehrere Reisende vor M. diesen Weg beschrieben haben, und er selbst in seinem ersten Werke umständlicher über diese Gegenden gehandelt hat: so ist es erfreulich in diesen Abschnitten hier und da Zurechtweisungen früherer Reisende anzutreffen, auf manche Uebereinstimmung der alten Sitten mit den jetzigen der Perfer aufmerksam gemacht zu werden, und überhaupt Notizen zu finden, welche sich durch Neuheit empfehlen. Merkwürdig ist unter anderen die Erzählung von der Einführung Europäischer Kriegszucht im Persischen Heere durch den Prinz Abbas Mirza. Wenn man liest, was bey den größten Schwierigkeiten, welche sich dieser Sache entgegensetzten, der Prinz leistete: so muß man ihn für einen außerordentlichen Mann halten, der, erhaben über die gewöhnlichen Vorurtheile, bey einer in diesem Lande höchst seltenen Bildung, eine bewundernswerthe Weisheitsfestigkeit besitzt. — Beschreibung von Tabris und seinen Umgebungen. Chardin hält diese Stadt in Hinsicht auf Größe für die zweyte in ganz Persien, und gibt ihre Volksmenge zu 550,000 an; M. hält indeß diese Angabe für übertrieben, da sie in gar keinem wahrscheinlichen Verhältniß zu der gleichfalls von Chardin angegebenen Anzahl der Häuser steht. Auf jeden Fall war jedoch die Stadt ehemahls höchst bedeutend, denn der jetzt bewohnte Theil liegt mitten unter Ruinen, die sich nach allen Seiten zu einer bedeutenden Entfernung erstrecken; nur ein Zehnthel jenes alten Umfangs für die jetzige Stadt anzunehmen, würde, wie M. glaubt, schon Uebertreibung seyn. — Kap. 15. 16. Die Gesandtschaft durchreiset die nördlichen Striche Persiens westlich vom Caspischen Meere, um an den Friedensunterhandlungen, welche Rußland und Persien wieder anknüpfen wollte, Theil zu nehmen. Die Verhandlungen blieben indeß

ohne glücklichen Erfolg, und sie kehrt über Ardebil nach Teheran zurück. Da diese Gegenden so wenig bekannt sind, so wird sowohl die Beschreibung der Marschrou- ten als die beygefügte, meistens auf eigene Beobach- tung gegründete, Karte dem Geographen interessant seyn, wenn gleich die Eile des Marsches strenge geo- graphische Untersuchungen nicht gestattete. Manches nur kurz Angedeutete verdient genauere Beachtung künftiger Reisenden. So fand z. B. Morier nördlich von Tabris an verschiedenen Stellen des Weges große Felsenmassen, auf deren Oberfläche die Wirkungen des Wassers sichtbar waren, gleichsam als hätten sie einst ein Seeufer ausgemacht; überdies hatte die ganze Ge- gend, so weit das Auge reichte, das Ansehen, als wäre sie erst in spätern Zeiten vom Meere entblößt, indem der Boden sich unregelmäßig wellenförmig vertiefte und erhöhte. Kap. 17. Von Teheran gings nach Ha- madan, weil diese Stadt zum Sommeraufenthalt der Gesandtschaft bestimmt war. Auch auf dieser Route lernen wir eine Menge Orter kennen, nach denen man sich bey früheren Reisenden umsonst umsieht. Fast alle befanden sich in einem höchst traurigen Zustande; meh- rere von ihnen standen ganz menschenleer, denn aus Furcht vor der Gesandtschaft und ihren Forderungen hatten sich die Einwohner in die nächsten Gebirge ge- flüchtet. Der Verf. zieht aus solchen Vorfällen, mit denen er ähnliche aus dem Alterthume vergleicht (Ge- nes. XIV. 10. Xenoph. Anab. I. 2), den Schluß, daß es wohl unmöglich seyn möchte, eine Armee durch Persien zu führen, da schon das Gefolge der Gesandtschaft hierdurch in Verlegenheit kam. Die ganze Gegend erhielt ein anderes Ansehen, so bald man Hamadan erreichte; die 9 Ml. breite und 15 Ml. lange Ebene, worin diese Stadt liegt, ist gut be- baut und zeugt von der Wohlhabenheit ihrer Bewohner. Hamadan hat den blühenden Zustand vorzüglich seinem Gouverneur zu verdanken, welcher als vorzüglicher Beschü- tzer der Landbebauer gepriesen wird. Ueber Hamadan und seine Umgegend ist M. eine Hauptquelle. Genauere Untersu- chung des Locals führten auch ihn zu der Ueberzeugung, daß hier das alte Ecbatana gelegen. Nebst mehreren alten Bau- überresten, unter denen einige den Achämeniden, andere den Sassaniden angehören, welche M. entdeckte, glaubt er auch



den Platz der alten Burg gefunden zu haben. — Kap. 18. 19. Da Persien und Rußland wieder Friedensunterhandlungen beabsichtigte, so begibt sich die Engl. Gesandtschaft nach Tabris, um nochmals als Vermittlerin zwischen beiden Mächten aufzutreten. Auch dießmahl konnte man sich nicht vereinigen und Duseleyehrte über Maraga nach Teheran zu rücken. Zu dem Wichtigsten in diesen Abschnitten gehört, was M. über den See Schahi und den vielbesprochenen Laurischen Marmor sagt. In Tabris traf unser Verf. den Africani schen Reisenden Brown, dessen bald darauf erfolgter Tod durch die Hände einer Räuberhorde am Rißil Djan erzählt wird. — Kap. 20. 21. 22. Endlich kam ein Präliminarvertrag zwischen Persien und Rußland zu Stande. Zum Schluß des Definitivvertrages ward Mirza-Abul-Hasan als Gesandter nach Rußland geschickt und Duseley vom Persischen König er sucht, um das Persische Interesse zu fordern, über Rußland nach England zurückzukehren. Die Englische Gesandtschaft geht dahin ab; an der Russischen Grenze werden die Britischen Angelegenheiten in Persien unserm Verf. über tragen, welcher daher von dem Grenzorte Kara-Klissi, nord westlich von dem See Siman, nach Teheran zurückkehrt. Wichtig ist unter den auf diesem Marsche gemachten Bemerkungen, was M. über die Curden sagt, so wie seine Beschreibung des, noch von keinem Europäer besuchten, See's Siwan; vorzüglich aber der Abschnitt über den Ararat, dessen Gipfel zu ersteigen, M. für unmöglich hält. — Kap. 23. 24. Feindseligkeiten von Seiten der Turcomannen und vorzüglich die Empörung des Gouverneurs von Astrabad bewegen den König, den Sommer, nicht wie gewöhnlich in Sultanie, sondern in Chorasan zuzubringen. Auch M. begibt sich mit in das Persische Lager, welches im Thal Samer stand, und besucht von hieraus sogar Astrabad. Da auch diese Gegenden wenig bekannt sind, so wird dem Geographen die Beschreibung und beygefügte Zeichnung der Marschroute M's ein dankenswerthes Geschenk seyn, so wie dem Historiker die Notizen über die Turcomannen und ihre Stämme willkommen seyn werden. — Kap. 25. M. wird nach glücklicher Beendigung seiner Geschäfte nach England zurückberufen. Er reist am 6. Oct. von Teheran ab, und nimmt seinen Weg durch Armenien nach Constantinopel. — Dem Werke sind einige Appendices beygegeben: interessant ist was über den Aufenthalt des Persischen Gesandten in London gesagt wird; wichtig sind unter andern die Nachrichten über Aderbidshan von Hrn. Monteith. — Ein Verzeichniß der von M. erläuterten oder angeführten Stellen aus der h. Schrift, und ein Register machen den Schluß des Ganzen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 22. May 1819.

Bremen.

Bey Joh. Georg Heyse: Versuch einer chemischen Geschichte und ärztlichen Behandlung der Steinkrankheiten von Alexander Marcet, M. D. Arzte und Vorleser der Chemie bey dem Guy's-Hospitale, aus dem Englischen übersetzt von Dr. Philipp Heineken. Mit 10 Kupfern der Englischen Originalausgabe. 8. XVI 164. 1818.

Daß ein Werk, wie das gegenwärtige, bald auf Deutschen Boden verpflanzt werden würde, ließ sich sowohl des Gegenstandes, über welchen wir noch so wenige und in so geringem Grade auf Brauchbarkeit Anspruch machende Schriften besitzen, als auch des rühmlichst bekannten Verf. wegen leicht erwarten, und wir zweifeln nicht, daß sich der Uebersetzer des Beyfalls und des Danks seiner Deutschen Mitbrüder für seine Arbeit zu erfreuen haben werde, da er ihnen ein in jeder Rücksicht classisches Werk, welches alle seine Vorgänger weit hinter sich zurückläßt, zugeführt hat. Die frühern Werke, welche wir

§ (4)

über Steinkrankheiten besitzen, trugen wenig dazu bey, über die entferntere oder nähere Natur derselben, über ihre Entstehungsweise, über die chemische Beschaffenheit der Concretionen und über das ärztliche Verhalten einiges Licht zu verbreiten. Alles lag in tiefem Dunkel, bis Wauque-  
lin und Fourcroy, nachdem der unsterbliche Scheele schon früher die Gegenwart der Stein oder Harnsäure dargethan hatte, diesen Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit widmeten, die verschiedenartige chemische Mischung der Steine bewiesen und nach dieser die gegen sie anzuwendenden Mittel zu bestimmen suchten. Späterhin beschäftigten sich Pearson, Henry und Wollaston mit diesem Gegenstande, und in dem vorliegenden Werke erhalten wir nun von dem berühmten Verf. die Resultate aller dieser Arbeiten, so wie sie durch seine eigenen Bemühungen und Untersuchungen geläutert, geordnet und zu einem Ganzen zusammengefaßt sind, und hieraus ist ein Werk entstanden, welches vollständig genannt zu werden verdient, wozu aber auch außer England wohl schwerlich ein Gelehrter hinlängliche Materialien gefunden haben würde, da die vielen und großen Hospitäler in diesem Inselreiche dem Verf. nicht allein eine Menge von Krankengeschichten, sondern auch eine sehr große Anzahl von Steinen lieferten, mit welchen er seine Untersuchungen anstellen konnte. So fand er z. B. in dem Norfolk- und Norwich-Hospitale 506 Krankengeschichten aufgezeichnet und eine verhältnismäßige Menge Steine aus einem Zeitraume von 44 Jahren, und so erhielt er von andern Hospitälern ähnliche zahlreiche Beyträge zu seiner Arbeit, die es ihm möglich machten, dieselbe so vollständig und reichhaltig ins Publicum zu bringen. In der Vorrede gibt der Verf. den Gegenstand dieses Werkes mit folgenden Worten selbst an, "er ist der,

„die Charactere, wodurch man die verschiedenen  
 „Steine unterscheiden kann, zu beschreiben, und  
 „durch genaue Abbildungen zu versinnlichen; fer-  
 „ner die leichtesten Methoden anzuzeigen, die  
 „Steine chemisch zu zerlegen, um dadurch ihre  
 „Beschaffenheit zu erforschen, und endlich die Art  
 „der ärztlichen Behandlung auszumitteln, von  
 „welcher man den glücklichsten Erfolg erwarten  
 „darf.“ Wie der Verf. diese Vorsätze ausgeführt  
 habe, wird eine kurze Inhaltsanzeige des Werks  
 lehren. Im ersten Kapitel werden die verschiede-  
 nen Stellen angegeben, welche die Steine in  
 den Harnwegen einnehmen und die Symptome,  
 welche sich nach diesen Stellen richten. Steine  
 können sich in allen Harnwegen bilden, oft und  
 häufig fängt ihre Bildung in den Nieren an, sie  
 sammeln sich in dem Nierenbecken, und gehen  
 dann allmählich in die Harnleiter über, oder es  
 entstehet auch wohl eine einzige große Concretion  
 in dem Becken, welche immer größer wird, das-  
 selbe ganz anfällt, zuletzt die ganze Nierensub-  
 stanz verdrängt und nichts als einen blasenarti-  
 gen Sack übrig läßt, der ganz damit angefüllt  
 ist. Die erste und zweyte Kupfertafel versinnli-  
 chen diese Fälle. Auch in den Harnleitern findet  
 man oft Steine eingeklemmt und erstere davon  
 an der Stelle des Sitzes ausgedehnt und unter-  
 halb demselben verengt. Der häufigste Sitz der-  
 selben ist in der Blase, in welche sie nicht allein  
 aus den Nieren und Harnleitern herunter kom-  
 men, sondern in der sie sich auch ursprünglich  
 bilden können. Die Höhle der Blase kann von ei-  
 nem großen Steine beynabe angefüllt seyn, oder  
 er ist in einzelnen Falten eingeschlossen, oder es  
 befinden sich ein oder mehrere lose in der Blase  
 liegend. Auch in der Harnröhre finden sich Steine  
 zuweilen eingeschlossen, wie nicht weniger in der  
 Vorsteherdrüse, in welcher sie entweder von der

Größe einer Erbse in einer zu beiden Seiten dieses Gebildes stehenden Blase sitzen, oder sich in der verdickten Substanz derselben eingewachsen befinden. Die Beschreibung der Zufälle, welche von diesen Concretionen nach ihrem verschiedenen Sitze hervorgebracht werden, folgt demnächst, und beschließt dieses Kapitel. Das zweyte Kapitel ist der Darstellung der verschiedenen Häufigkeit der Steinkrankheit in einigen Districten und Hospitälern, und der verhältnismäßigen Frequenz derselben in verschiedenen Ländern gewidmet. Die Absicht des Verf. bey der Untersuchung des in diesem Kapitel abgehandelten Gegenstandes ging dahin, zu erfahren, ob Klima, Lebensart, Gewohnheiten, oder andre Umstände Einfluß auf die größere oder geringere Frequenz der Steinkrankheit habe. Er durchsuchte deswegen die Acten der Hospitäler in England und Schottland, und suchte sich aus Frankreich und Deutschland so viele Nachrichten zu verschaffen, als ihm nur immer möglich war, konnte aber zu keinem sichern Resultate kommen. In einigen Hospitälern fand er eine große Menge Steinkranker verzeichnet, in andern unter dem nämlichen climatischen Einflusse stehenden und bey der nämlichen Lebensart und Gewohnheit der Menschen sehr wenige; in den nämlichen Districten war die Anzahl derselben verschieden und in verschiedenen Districten gleich. Nach Dr. Dobson's Bemerkungen kömmt der Stein häufiger in den Ziberdistricten, als Nordwales und dem nördlichen England vor, weniger da, wo es viele harte Wasser gibt. Das dritte Kapitel handelt von den verschiedenen Arten der Harnsteine; von ihren äußerlichen Characteren, von ihrer chemischen Beschaffenheit und Classification. Die gewöhnliche Classification in calculi renales cystici, urethrales wird von dem Verf. mit Recht als unbrauchbar verwor-

fen: zwar beschreibt er ihre verschiedenen Formen und äußere Beschaffenheit, nimmt davon aber keinen Grund zur Bestimmung ihrer eigentlichen Natur und innern Beschaffenheit. Allein ihre chemische Mischung kann die wahren und für das Heilverfahren nützlichen Verschiedenheiten derselben bestimmen. Scheele zeigte zuerst 1776, daß die von ihm untersuchten Steine eine eigenthümliche Säure enthielten, und fast ganz aus ihr gebildet seyen, und glaubte, daß alle Steine, aus dieser Säure, die er Steinsäure nannte, zusammengesetzt seyen. Andre, wie der Verf., nennen sie Harnsäure. Wollaston machte 20 Jahre später die Entdeckung von vier andern Concretionen im menschlichen Körper, wovon drey den Harnwegen angehören, wovon aber Fourcroy in seinen spätern Abhandlungen über die Harnsteine nicht erwähnt, daß sie von Wollaston entdeckt seyen. Nach allen gemachten Untersuchungen dieser Naturforscher ergab es sich, daß man folgende Bestandtheile der Harnsteine annehmen konnte, Stein: oder Harnsäure, phosphorsauren Kalk, eine Verbindung von Ammonium, Bittererde und Phosphorsäure, sauerkleeaufaerem Kalk, Blasenoxyd. Hiernach sind also die Harnsteine in folgende Classen zu bringen: a) der Stein aus Harnsäure, b) aus Knochenerde, oder phosphorsaurem Kalk, c) aus Ammonium, Bittererde und Phosphorsäure, d) eine Verbindung der beiden letztern Classen oder die schmelzbaren Harnsteine, e) der Maulbeerstein aus kleeaufaerem Kalk, f) der Stein aus Blasenoxyd, g) der Stein aus abwechselnden Lamellen, welche aus zwey oder mehreren Arten bestehen, h) der zusammengesetzte Stein, dessen Bestandtheile, so unter einander gemengt sind, daß sie sich nicht ohne eine chemische Zerlegung kennen lassen, i) der Stein aus der Vorsteherdrüse. Von allen diesen verschiedenen Steinart-

ten werden nun die chemischen Characteres, durch welche sie bald erkannt werden können, angegeben, die aber in dem Werke selbst nachgelesen werden müssen, da eine verständliche Darstellung die Grenzen dieser Blätter überschreiten würde. Nur vom Blasenoxyde, einer neuen von Wollaston entdeckten Substanz, verdient erwähnt zu werden, daß die daraus gebildeten Steine denen aus Magnesiatripel Phosphat bestehenden ähneln, aber fester sind, nicht aus bestimmten Lamellen bestehen, sondern eine unordentlich durcheinander crystallisirte Masse vorstellen, gelb, halb durchsichtig sind und einen schimmernden Glanz haben. Vor dem Löthrohre verbreiten sie einen eigenthümlichen stinkenden Geruch, bey der Destillation gehen sie als ein stinkendes zum Theil festes, zum Theil flüßiges Ammonium und schweres stinkendes Del über, wornach eine schwarze schwammichte Kohle zurückbleibt. Von Wasser, Alkohol, Essig, Weinstein, Zitronensäure und Kohlensäurem Ammonium wird diese Substanz nicht aufgelöst, sonst aber von allen Menstruen. Virkett in Norton-Fulgate hat diese Substanz auch in den Nieren gefunden; wie eine ausführliche hier angeführte Geschichte lehrt. Das von Fourcroy und Vauquelin angegebene phosphorsaure Ammonium haben weder der Verf., noch Wollaston, noch Brande in den Blasensteinen gefunden; doch hat der Verf. es in den Excrementen der *Boa constrictor* entdeckt, und zweifelt deswegen nicht, daß es vielleicht auch in einigen Harnsteinen seyn könne. In dem vierten Kapitel ist die Beschreibung zweyer Steine enthalten, welche nicht unter die erwähnten Abtheilungen gebracht werden konnten. Diese sind der aus *Xanthosoxyd* (gelbem Oxyd) und der aus Fasestoff (*fibrine matter*) bestehende Stein. Von dem ersten erhielt der Verf. nur ein Exemplar

durch Dr. Babington, Er ist glatt, bestehet aus Lamellen, hat eine röthliche Zimmetfarbe, die durch kauftisches Ammonium lebhafter wird. Vor dem Löthrohre decrepitiert er in kleinen Stücken, und wird schwarz, zuletzt aber ganz verzehrt, so daß nur wenige Asche über bleibt. Mit Wasser gekocht, wird er größtentheils aufgelöst, und die Auflösung reagirt sauer. Kauftisches Ammonium löset ihn leicht auf, Essigsäure schlägt ihn daraus nieder. Auch mineralische Säuren lösen ihn auf. Macht man die Auflösung in Salpetersäure ab, so entstehet ein Rückstand von schöner Zitronenfarbe, der dem Wasser seine Farbe mittheilt, durch Säuren wird die Farbe zerstört; durch kauftisches Kali wird sie dunkelroth. Die andre Substanz ist unauflöslich in Alcohol und Aether, in Sauerkleeensäure ganz das nämliche. Im Wasser ist sie viel auflöslicher wie die Steinsäure. Der Verf. nennt sie Hanthosoryd wegen der gelben Farbe, die sie mit Salpetersäure bildet. Den andern Stein, den der Verf. Faserstoffstein nennt, erhielt er von Astley Cooper; er hatte eine gelbbraune Farbe, wie Bienenwachs und war auch ungefehr eben so hart, seine innere Substanz fibrös. An der Flamme brannte er schnell auf, und verwandelte sich in eine lockere Kohle. Er war unauflöslich im Wasser, mit kauftischen Kalien machte er eine seifenartige Verbindung, aus welcher die Substanz durch Salzsäure wieder niedergeschlagen wurde. Die Auflösung in Salpetersäure ließ nach dem Verdunsten keine rothe oder gelbe Farbe zurück. Mit verdünnter Essigsäure gekocht, schwoll sie anfangs auf, wurde aber hernach aufgelöst, mit blausaurem Kali bildete sich daraus ein gelber Niederschlag. Wegen des ähnlichen Verhaltens dieser Substanz mit dem des Faserstoffes nennt er die aus ihr bestehenden Steine Faserstoffsteine. Im fünften Ka-



pitel untersucht der Verf. die Häufigkeit des Vorkommens der verschiedenen Arten von Steinen. Nach den nicht ohne große Schwierigkeiten angestellten Untersuchungen dieses Gegenstandes fand es sich, daß von 181 Steinen, die der Verf. aus der Sammlung von 506 in Norwich zur Zerlegung erhielt, 66 aus Steinsäure bestanden, 49 schmelzbare Steine waren, 51 Maulbeersteine, 19 bestimmte abwechselnde Lamellen hatten, 4 aus phosphorsaurem Kalk rein oder mit dem Tripelphosphate vermischt waren, und von den tödlich abgelaufenen Fällen, die mit abwechselnden Lamellen sich durch ihre größere Menge auszeichneten. Die Sammlung von Steinen im Museum des Guy's-Hospitals lieferte folgende Resultate: steinsäure Steine waren 22, schmelzbare Steine 24, Maulbeersteine 22, aus Lamellen bestehende 13, aus Tripelphosphate 2, aus phosphorsauren Kalk 3, Blasenoxyd 1. Das 6te Kapitel beschäftigt sich mit der Darstellung der Analyse der Steine, in der Absicht, sie leicht von einander zu unterscheiden. So gern der Rec. aus diesem lehrreichen Abschnitte einen Auszug geben möchte, so sehr fühlt er das Schwierige und Unpaßliche desselben bey einem Gegenstande, wobey alles auf große Genauigkeit und das kleinste Detail ankömmt. Er würde also diesen ganzen Abschnitt nur abgekürzt hieher setzen müssen, wenn er den Wissbegierigen nützen wollte; da dieses aber nicht thunlich ist, so verweist er den Leser auf diese musterhafte Auseinandersetzung der Analyse aller Steine selbst, mit der Versicherung, daß derselbe nicht unbefriediget bleiben werde. Die zehnte Kupfertafel zeigt die zu diesem Zwecke von dem Verf. gebrauchten Werkzeuge. Im siebenten Kapitel wird von einigen animalischen Concretionen gehandelt, sowohl bey Menschen als bey Thieren, die nicht den Harnwegen angehören.

Hieher gehören die Concretionen in der glandula pinealis, in den Gekrösdrüsen, dem Pancreas, der Milz, der Gebärmutter und den Lungen, welche aus phosphorsaurem Kalke mit thierischem Stoffe bestehen; die Lungensteine enthalten zuweilen auch kohlsauern Kalk, und Dr. Wollaston fand einmahl in der Lunge eines Negers das Tripelphosphat. Auch in den Speicheldrüsen finden sich oft ähnliche Concretionen. Bey den vierfüßigen Thieren sind Steine häufig in den Gedärmen, besonders im Kolon. Der Verf. erwähnt eines besondern Steines, den man im Mastdarm eines Kindes mit verschlossenem After gefunden hat. Er hatte die Größe einer Wallnuß, war leicht schwammicht, zerreiblich und bestand aus dem phosphorsauren Kalke und Tripelphosphate. Brande fand vor einigen Jahren Concretionen aus kohlsaurer Bittererde, die sich in den Gedärmen nach langem Gebrauche der Magnesia gebildet hatten. Der Verf. erhielt zweyerley Arten von Concretionen aus den Gedärmen, wovon die eine aus verhärtetem Käse, die andre aber aus den fibrösen Theilen eines Haberforns mit thierischer Materie umgeben, bestanden; und hatte nachher noch Gelegenheit, mehrere Arten von kleinern Concretionen zu erhalten, die größtentheils ihren Ursprung dem vorhergegangenen Genuße unverdaulicher Dinge verdankten. Die größern Concretionen in den Eingeweiden der vierfüßigen Thiere, besonders der Pferde, bestehen meistens aus Tripelphosphat, zuweilen mit phosphorsaurem Kalke verbunden. Ost bildet auch ein Haufen Haare mit einer Cruste von phosphorsaurem Kalke und thierischer Materie umgeben, diese Art von Concretionen. Die Harnsteine der vierfüßigen Thiere unterscheiden sich dadurch von den menschlichen, daß sie keine Harnsäure enthalten, sondern aus kohlsauern und

phosphorsauren Kalke mit thierischer Materie bestehen. In dem Abgange der Vögel und in dem Harn einiger vierfüßiger Thiere, vorzüglich der Kamele hat man zwar Steinsäure gefunden, aber nicht in den Steinconcretionen, nur in den Excrementen der *boa constrictor*, welche nichts wie concreter Urin sind, hat Dr. Arant harnsaurer Ammonium entdeckt. Die Concretionen in den Gichtnoten sind aus phosphorsaurem Natrum gebildet; die Gallensteine enthalten das von Fourcroy so benannte Fettwachs (*adipocine*). Im achten Kapitel endlich werden die chemischen und physiologischen Grundsätze aufgestellt, welche bey Behandlung der Steinranken beobachtet werden müssen. In diesem für den practischen Arzt sehr wichtigen Abschnitte erklärt sich der Verf. in Rücksicht der Wirkung der innern Mittel gegen die Steinkrankheit so, daß wohl jeder vernünftige Arzt ihm Beyfall geben muß. Man darf nämlich nicht erwarten, daß Steine, die in den Harnwegen sitzen und schon zu groß sind, als daß sie auf natürlichem Wege fortgehen können, sich durch eine innere Behandlung wirklich sollten auflösen lassen. Ihr Nutzen bestehet wohl einzig darin, den Wachsthum des einmahl gebildeten Steins zu verhindern, oder diejenigen, welche diesem Uebel unterworfen sind, vor der weitem Ausbildung der Diathese, dem er seine Entstehung verdankt, zu schützen. Indessen gibt es doch Fälle, in welche eine gewisse Einwirkung auf kleine Steine oder Gries statt findet, dadurch ihre scharfen Ecken abgestumpft, und sie zur Ausleerung vorbereitet werden. Soll aber gegen dieselben etwas geschehen, so muß die Behandlung auf chemischen Grundsätzen beruhen. Hier ist es aber nöthig, auf die Eigenthümlichkeiten des Urins und seiner Absonderung Rücksicht zu nehmen. Derselbe enthält vorzüglich drey schwer

auflösliche Körper, den phosphorsauren Kalk, die phosphorsaure Bittererde und die Harnsäure. Erstere beide werden vorzüglich durch einen Ueberschuß von Phosphorsäure in Auflösung erhalten, zum Theil auch von der Milchsäure. Hat der Urin einige Tage gestanden, so schlägt sich ein Theil der Steinsäure und des phosphorsauren Kalks nieder. Nach einiger Zeit bildet sich Ammonium, welches sich mit einem Theile der freyen Säure verbindet und hiedurch einen Niederschlag des phosphorsauren Kalkes und des Tripelphosphats veranlaßt. Schüttet man etwas Alkali zum Harn, so entstehet eine Wolke und ein aus den erwähnten Säuren bestehender Niederschlag. Schüttet man Säuren hinzu, so setzt sich die Steinsäure ab. Hieraus kann man nun den Schluß machen, daß die Säuren gegen die Kalksalze, die Alcalien aber gegen die Steinsäuren nützlich seyen. Daß die Alcalien zu den Harnwegen gelangen können, daran ist kein Zweifel. In Rücksicht der Säuren, selbst der Kohlensäure, haben Brande und andre das nämliche bewiesen. Allein hievon auch abgesehen, so können doch die chemischen Mittel die gewünschte Umwandlung im ersten Stadium des Assimilationsprocesses bewirken, indem sie sowohl die Neigung zur Säure als zur Alcalescenz vermindern, oder die Verwandtschaften stören, in deren Folge bey den spätern Processen der Assimilation oder Secretion Steine gebildet werden. Unter den Säuren passen sich am besten die Mineralsäuren, besonders die Salzsäure, unter den Alcalien die Auflösung des kohlensauren Natrums in Wasser (aqua super carbonatis Sodae aus 10 Pf. Wasser und 2 Unzen kohlensauren Natrums; oder auch das trockne kohlensaure Natrium zu 5 bis 30 Gran. Die Verbindung der Kohlensäure mit dem Alkali macht keine Störung der Wirkung des letztern,

indem wegen ihrer leichten Verbindung die gasförmige Säure im Magen leicht ihre Base verläßt, die sich daher mit jeder andern freyen Säure verbinden kann. Gilbert Blane hat sogar bewiesen, daß die mit einem Alkali verbundene Zitronensäure ersteres nicht hindere, dem Harn seine saure Eigenschaften zu benehmen. Die Kohlensäure selbst ist nach Priestleys, Percivals, Dobson's und Falconers Beobachtungen ein Auflösungsmittel der Steine. Brande that durch seine Versuche dar, daß diese Säure selbst in die Harnwege gelange, welches aber der Verf. nicht für wahrscheinlich hält; seine hierüber gemachten Versuche haben ihn noch in seiner Meinung schwankend erhalten. Die Bittererde ist gegen Steinbeschwerden durch Home, Hatchett und Brande sehr in Gebrauch gekommen. Daß dieselbe bey langem Gebrauche oft weniger bedenklich seyn als die Alcalien, und Nutzen bringen könne, ist wohl nicht zu bezweifeln; allein neuere Beobachtungen selbst von Brande haben gezeigt, daß durch zu starke und unvorsichtige Anwendung dadurch leicht schädliche Concretionen im Darmcanale gebildet werden. Zudem kann auch dieselbe beym Daseyn der aus Bittersalzen gebildeten Steine eher schädlich als nützlich seyn, da sie die Bildung derselben befördert. Eine Nebenwirkung der Alcalien, wodurch sie zu guten Palliativmitteln werden, ist auch noch ihre Kraft die Reizbarkeit der Blase zu mildern und den Abgang des Harns zu befördern; allein sie wirken auch wieder nachtheilig auf die Schleimabsonderung, die so vieles zur Bildung der Steine be trägt. Bey den Steinen ändert sich oft von selbst oder nach Anwendung von Arzeneymitteln das chemische Verhalten derselben; dieses muß genau beobachtet und darnach das Verfahren modificirt werden. Fourcroy räth an, Säuren und

Alcalien abwechselnd in die Blase zu spritzen, und durch die nachher mit dem Harn vorzunehmende chemische Prüfung die Natur des Steines zu erforschen. Der Verf. misbilligt dieses Verfahren nicht, siehet aber doch bey der Anwendung Schwierigkeiten. Gegen die aus sauerklee-sauern Salzen bestehenden Maulbeersteine sind Alcalien aber vorzüglich doch Mineralsäure dienlich. Bey den Steinen aus Blasenoxyd und Xanthosoxyd, die sowohl in Säuren als Alcalien auflöslich sind, kann man dasjenige Mittel wählen, was man den übrigen Umständen des Kranken angemessen findet. Auch Abführungsmittel sind mit Nutzen in Steinkrankheiten gebraucht, so auch der Serpentin mit Opium nach Dr. Henry's Erfahrungen. Als Nahrungsmittel dienen weder Fleischspeisen allein noch bloße Pflanzen, beyde können unschädlich seyn, wenn sie nur den Assimilationskräften angemessen sind. Vorzüglich kömmt es bey dem Verhalten auf sorgfältige Hautcultur an; je besser diese unterhalten wird, desto vortheilhafter ist es für den Kranken. Zuletzt macht der Verf. noch auf Fourcroy's Vorschläge durch Einsprizung der angemessenen Mittel, in die Blase die Steine aufzulösen, aufmerksam, und empfiehlt dieses Verfahren zur nähern Prüfung. Die Kupfertafeln zu diesem Werke sind von dem Verleger, dem die typographische Schönheit der Uebersetzung zur Ehre gereicht, aus England so wie sie bey der Originalausgabe vorhanden sind, verschrieben worden; sie enthalten eine Niere mit einzelnen Steinen, eine andre ganz von der Concretion angefüllt, eine Blase mit großem Steine, eine andre mit eingesenkten Steinen, einen in der Harnröhre eingeklemmten Stein, steinsäure Steine, schmelzbare Steine, Steine von Blasenoxyd, eine krankhafte Blase und Vorsteherdrüse. Die Steine sind von natürlicher Farbe. H.

### M a i n z.

1819, bey Florian Kupferberg, auf Kosten des Verfassers: Kaiser Friedrich's I. Barba:

rossa Palast in der Burg zu Gelnhausen. Eine Urkunde vom Adel der von Hohenstaufen und der Kunstbildung ihrer Zeit. Historisch und artistisch dargestellt von *Bernhard Hundeshagen*. Zweyte Auflage, mit XIII Kupferabdrücken. Fol. 81 C. Text.

Hr. Hundeshagen, der durch mehrere Schriften unsern Lesern längst bekannt ist, kündigte im J. 1810 das hier vorliegende Werk an. Mit vieler Mühe und Kosten waren schon 1812 die dazu gehörigen Zeichnungen in Kupfer gestochen, und 1813 der Text zu Hanau gedruckt. Die Schlacht, die in dem nämlichen Jahre dort vorfiel, zerstörte die ganze Druckerey, und sein Werk wurde ein Raub der Flammen. Daher heißt es zweyte Auflage, ob gleich von der ersten nichts im Publicum erschienen ist. Das Werk zerfällt in zwey Hauptabschnitte, der erste enthält das Leben der Edlen von Hohenstaufen, insbesondere des Deutschen Kaisers Friedrich I. Barbarossa. Der zweyte die Abbildung und Beschreibung des Kaiserlichen Palastes in der Burg zu Gelnhausen mit historischen und artistischen Anmerkungen. Bey dem ersten Abschnitt hat Hr. H. wie er selbst in der Vorrede bemerkt, H. Pfisters Geschichte von Schwaben benützt. Dieser fängt mit dem Ursprung und Herkunft der Edlen von Hohenstaufen an, und geht bis zu der Enthauptung Conradins in Neapel. — Das Ganze ist deutlich vorgetragen, und läßt sich angenehm lesen. Die Geschichte dieses edeln Hauses ist zu bekannt, um einen Auszug hier mitzutheilen. Der 2te Abschnitt fängt mit einer Einleitung von der Lage, dem Ursprung und den Schicksalen des Palastes und der Burg zu Gelnhausen an. Gelnhausen war in alten Zeiten eine nicht unbedeutende Reichsstadt mitten in Deutschland; auf einer kleinen Insel, die zwey Arme des Flusses Kinzig bilden, liegt die Burg Gelnhausen. Das Jahr, in welchem Friedrich I. Barbarossa, sich hier einen Palast baute, ist unbekannt: Die Gegend ist sehr anmuthig, und hat die herrlichste Aussicht. Um eine Uebersicht des ganzen Gebäudes zu haben, müssen wir die Worte

des Verf. selbst hören. "Der erhabene Kaiser wollte eine Wohnung, die ihm selbst entsprache, ein Werk, mäßig im Umfang, einfach, groß im Plan, und Verhältnissen; schön in der Ausführung, zweckmäßig und schicklich in der innern Einrichtung zc." Auch muß man hier bemerken, daß so grandios das Ganze erbauet war, es doch wenigen Raum zur Bewohnung in sich faßte; denn den größern Platz nahm der Reichssaal ein; "daneben ein Zimmer für seine Person, die Höhle des ruhenden Löwen, über beiden Gemächer für Weib und Kind; zunächst eine Capelle zum Gebet, unter dieser eine Halle für das Volk, daneben starke Thürme zur Vertheidigung gegen gewaltthame Angriffe, und zur Aufbewahrung köstlicher Habe zc." Eine alte Sage von einem Liebesverständniß des Kaisers, mit Gela, Gräfin von Gelnhausen, hat zu mehreren andern Erzählungen Veranlassung gegeben, und konnte wohl eine Ursache seyn der großen Vorliebe, die Friedrich für diesen Aufenthalt hatte, welches mehrere Urkunden, die von Gelnhausen datirt sind, so wie auch Reichsversammlungen beweisen. (S. 39. f. wo von mehreren die Rede ist.) Auch als Friedrich nach dem gelobten Lande zog, von da er nicht zurück kam (denn er und Florenz III. Graf von Holland starben beide im Jahr 1190 und wurden in der Kirche des heil. Petrus zu Antiochien begraben), hatte der Kaiser das Jahr zuvor die Osterfeiertage in dem Palast zugebracht. Auch seine Nachfolger im Reich, hatten eine Vorliebe für diese Wohnung, was sich wohl erklären läßt, wegen der vortheilhaften Lage im Centrum von Deutschland. Aber im Jahr 1349 verpfändete Carl IV. die Stadt Gelnhausen nebst der Burg zc. an Günther von Schwarzburg. Von dieser Zeit an weilte kein gekröntes Haupt mehr im Palast, und das Ganze verfiel, und bloß auf Kaiserlichen Befehl wurde in der Palast-Capelle der Gottesdienst fortgesetzt. Hier folgt dann die Geschichte des gänzlichen Unterganges dieser merkwürdigen Ueberbleibsel der Deutschen Baukunst. Endlich Erklärung der Tafeln. Blatt 1. Perspectiveischer Aufriß des Palasts: Gebäude des nach dem Hofraum zu, mit Umgebung des Maßstabs. 2. Blatt, stellt den Grundriß dar, auf welchem der Standpunct des Zuschauers zu dem ersten Blatte bestimmt ist. Bl. 3. Aufriß der Ringmauer von der Abendseite, und des Thurms der Halle, und Capelle von der Morgenseite. Bl. 4. Durchschnitt der Halle und Capelle. Bl. 5. Grundriß und Aufriß der Hauptfassade vom Reichssaal. Bl. 6. Aufriß und Durchschnitt der Bogenstellung desselben.



Bl. 7. Aufriß 2c. von der Hauptthür ebendeselben.  
 Bl. 8. Verzierungen der Säulencapitale. Bl. 9-  
 12. Details 2c. Ohne die Platte vor Augen zu ha-  
 ben, kann man sich keinen deutlichen Begriff sowohl  
 von dem Geschmack, als von der großen Sorgfalt  
 machen, mit welcher der Verf. die fehlenden Theile  
 supplirt hat: der Leser wird wirklich mit uns die Mühe  
 und die genauen historischen Notizen bewundern, die  
 durch des Verf. Nachforschungen aufgespürt worden  
 sind; er verdient daher den allgemeinen Dank, und  
 was seiner Arbeit noch einen größern Werth gibt, ist,  
 daß er nicht allein als bloßer Gelehrter seine Erfor-  
 schungen vorträgt, sondern auch als practischer Ken-  
 ner der Baukunst, auf die er sich seit mehreren Jah-  
 ren mit dem größten Eifer gelegt hat. Den Schluß  
 machen einige Bemerkungen über den Character der  
 Bauart unter den Schwäbischen Kaisern, über den  
 Ursprung, die Verbreitung und den Kunstwerth die-  
 ser architectonischen Formen, auch deren Anwendbar-  
 keit in der heutigen Baukunst. Wenn unsere Blät-  
 ter es erlaubten, möchte R. gerne manche Gedanken  
 darüber äußern, die er aber auf eine andere Gelegen-  
 heit aufsparen will. Es ist offenbar, daß von den  
 Zeiten der ältesten Ruinen Aegyptens, bis auf den  
 heutigen Tag, eine an einander hängende Kette durch  
 alle Bauarten sich äßert, die unmerklich durch wun-  
 derbare Verbindungen in einander greifen; diese ver-  
 schiedenen Modificationen, Amalgamirungen, Mis-  
 griffe, Moden 2c. sind zwar dem scharfen philosophi-  
 schen Künstlerblick sichtbar, aber leiden nicht, daß man  
 bestimmte Grenzlinien ziehe. R. bewundert den Scharf-  
 sinn des Verfassers, aber gewisse Varietäten machen  
 darum nicht einen andern Styl aus: man könnte mit  
 Vitruv sagen: Lib. IV. Cap. 1 "Es gibt noch andre  
 Arten von Capitälern, welche auf dieselben Säulen ge-  
 setzt und mit verschiedenen Namen benannt werden,  
 unerachtet sie weder eigene Verhältnisse haben, noch  
 eine eigene Säulengattung ausmachen: allein es liegt  
 am Tage, daß ihre Benennung, nur mit einiger Ab-  
 änderung, von den Corinthischen, Polster- und Do-  
 rischen Capitälern hergenommen, nachdem deren Ver-  
 hältnisse bloß auf ein neues künstliches Schätzwerk  
 angewendet worden sind." § - o.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 24. May 1819.

Göttingen.

Im 28. Stück dieser Anzeigen haben wir eine Nachricht über die beiden Cometen vom vorigen Jahre mitgetheilt, und dabey bereits die Wahrscheinlichkeit der Identität des einen dieser Cometen mit dem ersten von 1805 angedeutet. Diese Wahrscheinlichkeit ist durch die spätern Rechnungen des Hrn. Prof. Encke so sehr erhöht worden, daß kaum noch ein Zweifel an der Identität statt finden kann. Wir tragen kein Bedenken, diese Bereicherung der Kenntniß unsers Sonnensystems zu den merkwürdigsten Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts zu zählen, und theilen hier darüber das hauptsächlichste, aus einigen Briefen jenes Astronomen an Hrn. Hofr. Gauß, mit. Da noch immer von dem Cometen von 1818 keine weitem brauchbaren Beobachtungen, als die im angeführten Blatte abgedruckten bekannt geworden sind, so hielt Hr. Prof. Encke vorerst für das Rathsamste, eine neue Discussion der Beobachtungen des Cometen von 1805 vorzunehmen. Es zeigte sich hier das über-

raschende Resultat, daß eine Ellipse mit einer Umlaufszeit von 3,42 Jahren die Beobachtungen am besten darstelle; für den Cometen von 1818 hatte er nach den angeführten Elementen eine Umlaufszeit von 3,59 Jahren gefunden: beyde Angaben involvirten natürlich noch einige Unzuverlässigkeit. Da nun zwischen den beiden beobachteten Durchgangszeiten durch die Sonnennähe 13,19 Jahre verfloßen sind, so war unter der Voraussetzung der Identität das Wahrscheinlichste, daß der Comet in der Zwischenzeit vier Umläufe gemacht habe. (Daß der, wenn auch nicht zu den allerschwächsten gehörende, doch nur telescopische Comet, bey seiner drey-mahligen Wiederkunft zur Sonnennähe 1809; 1812 und 1815 unbemerkt geblieben ist, kann keinen Unterrichtenden befremden). Mit einer diesem Schlusse gemäß abgeänderten Umlaufszeit berechnete Hr. Prof. Encke neue elliptische Elemente nach den Beobachtungen von 1805, wodurch diese auf das befriedigendste dargestellt wurden. Ueberraschend angenehm war hiebey, daß diese neue Bahn in den einzelnen Elementen der aus den Beobachtungen von 1818 berechneten ungemein viel näher gekommen war. Hr. Encke entschloß sich, nach diesem aufmunternden Erfolge, die Störungen, welche jene Elemente während der ganzen 13 Jahre durch die Einwirkung des Jupiter erleiden mußten, nach der Methode des Hrn. Hofrath Gauss zu berechnen. Auch diese mühsame Arbeit blieb nicht unbelohnt: eine noch bessere Uebereinstimmung war die Folge davon. Wir setzen hier diese Elemente her, wie sie also, bloß auf die Beobachtungen von 1805 gegründet, und nur in Rücksicht der großen Axe so bestimmt, daß nach vier Umläufen die Durchgangszeit durch die Sonnennähe mit der 1819 beobachteten, zusammenfiel, nach den Einwirkungen des Jupiter für

den Anfang des Jahrs 1819 durch Hrn. Encke's Rechnung gefunden worden sind:

Durchgang durch die Sonnennähe 1819 Jan. 27, 27	
Länge der Sonnennähe.	156° 59, 30"
Länge des aufsteigenden Knoten	334 31 0
beyde von mittlern Aequinoctium von 1819 gezählt	
Neigung der Bahn	13° 36' 35"
Eccentricitätswinkel	58 2 58
Logarithm. der halben großen Axc	0,3451979

Endlich machte Hr. Encke noch eine neue Bestimmung der Bahn, bloß aus den Beobachtungen von 1818 — 1819, indem er den Logarithm der halben großen Axc = 0,345 voraussetzte, und fand, daß damit die Beobachtungen sich noch viel besser darstellen ließen, als in der früher berechneten Bahn. Diese neuen Elemente sind:

Zeit der Sonnennähe: 1819 Januar 27, 27, 54, 5	Ceberger Zeit
Länge der Sonnennähe . . . . .	157° 5' 53"
Länge des Knoten . . . . .	334 43 37
Neigung der Bahn . . . . .	13 38 42
Eccentricitätswinkel . . . . .	58, 6 45, 52

Die Uebereinstimmung dieser Elemente mit den aus den Beobachtungen von 1805 abgeleiteten ist so groß, daß die Wahrscheinlichkeit der Identität beider Cometen derjenigen, die man bey nicht rein mathematischem Gegenständen Gewißheit nennt, gleich kommt.

Wünschen könnte man nun noch, mit Bestimmtheit zu sehen, in wie fern diese herrliche Uebereinstimmung von der vorausgesetzten Anzahl von  $\frac{1}{2}$  Umläufen abhängig ist, und es scheint uns von Wichtigkeit zu seyn, daß auch noch die Bahnen bestimmt werden, wobey nur drey Umläufe vorausgesetzt werden. Voraussehen läßt sich, daß sowohl die Beobachtungen von 1805, als die von 1818 durch Ellipsen von 4,4 Jahren Umlaufszeit auch noch recht gut sich werden dar-

stellen lassen; allein nach einem vorläufigen Ueberschlage des Hrn. Hofr. Gauß wird die Uebereinstimmung beider Bahnen bedeutend geringer seyn, als die der oben angeführten. Wir hoffen, daß Hr. Encke, der sich durch die bisherigen Rechnungen schon ein so großes Verdienst erworben hat, sich auch dieser Untersuchung unterziehen werde, und wir sind geneigt zu glauben, daß das Resultat so ausfallen werde, daß man auch ohne die Störungen vollständig zu berechnen über die Unstatthaftigkeit der Voraussetzung einer andern Anzahl von Umläufen als vier, werde urtheilen können. Unmöglich wurde übrigens diese Discussion werden, wenn man in diesem Jahre den Cometen noch einmahl beobachten könnte. In unsern nördlichen Gegenden ist dazu freylich wenig oder gar keine Hoffnung; allein in Italien, bey Anwendung sehr lichtstarker Instrumente, scheint es doch nicht ganz unmbglich zu seyn. Wir theilen daher zur Erleichterung solcher Versuche hier noch eine von Hrn. Encke berechnete Ephemeride für die nächsten Monate mit. Die Zeiten sind zu 26 M. Seeberger Zeit.

1819.	Ger. Aufsteig.	Südl. Abw.	L. der Entf. von d. Erde
May 31	336° 28'	19° 43'	0, 2277
Jun. 10	335 27	20 22	0 2168
20	333 30	21 19	0 2070
30	330 36	22 28	0 2004
Jul. 10	326 49	23 43	0 1991
20	322 26	24 54	0 2049
30	317 47	25 51	0 2189
Aug. 9	313 17	26 30	0 2468
19	309 20	26 47	0 2691
29	308 11	26 48	0 3020
Sept. 8	303 54	26 35	0 3374
18	302 29	26 13	0 3737

Dabei ist noch zu bemerken, daß diese Ephemeride nach den frühern Elementen berechnet ist. Eine Vorstellung, wie viel die neuern davon abweichen, geben folgende zwey nach diesen berechnete Werte:

Jul. 30	320 32	24 36	0,2097
Aug. 9	315 59	25 21	0,2294

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß diese höchst merkwürdige Entdeckung die Freunde der Astronomie zu einem verdoppelten Eifer in Aufsuchung von Cometen anfeuern möge: denn alles läßt vermüthen, daß jene nur der Anfang zu einer unermesslichen nach und nach reisenden Erndte seyn wird.

London.

Itinerary of the Morea, being a Description of the Routes of that Peninsula. By Sir William Gell, M. A. F. R. S. F. S. A. 1817. XV und 238 S. in Octav, nebst Register und einer Karte.

Der bekannte Verf. des geographisch-antiquarischen Werkes Argolis, welchem wir die ersten genauern Berichte über die vorhomerischen, sogenannten cyclopischen Mauerwerke dieser peloponesischen Landschaft verdanken, und zumahl die über das Thor von Mykenae, gibt in diesem mäßigen Octavbände, der bequem als Taschenbuch für Reisende der Halbinsel Morea eingerichtet ist, ein sehr erwünschtes Verzeichniß der Wege, Ortschaften, Entfernungen und Merkwürdigkeiten dieses noch sehr unbekanntes Theiles von Griechenland. Vergeblich wird man sich bey dem Studium des Strabo, Pausanias, der Historiker und anderer alten Autoren, nach einer befriedigenden Darstellung des historischen Schauplazes fast in allen Theilen des Bodens der Hellenen, Attica ausgenommen, umsehen. Bepor nicht viele, ähnliche, auf Specialuntersuchungen gegründete Beyträge, welche an Ort und Stelle selbst, aus der Natur, geschöpft sind, uns zu

Theil werden, können wir uns über viele wichtige Ver-  
 hältnisse des alten Griechenlandes nicht anders als im  
 Cirkel herum drehen, indem unsre Karten nach den  
 Büchern und den mangelhaftesten Uebersetzungen  
 componirt sind, und aus diesen die Notizen wieder er-  
 läutert zu werden pflegen, wonach wiederum die Ge-  
 schichtsbeschreibungen neuerer Zeiten entstehen. Wie  
 gering unsre bisherige Kenntniß vom alten und neuen  
 Peloponnes war, hat ein großer Kenner der Griechi-  
 schen Erdkunde eingestanden, Barbis du Bocage, der  
 sich aus Mangel an Daten außer Stand sah eine  
 Karte von ihm zu entwerfen. Ihm ist daher mit Recht  
 dieses Buch vom Verf. gewidmet; und wirklich liefert es  
 sehr genaue Beyträge zu einer oecographischen Arbeit.  
 Die Entfernung aller Ortschaften, Ruinen, Brücken,  
 Bäche, Quellen, Küsten u. s. w. ist genau nach Stun-  
 den und Minuten zu diesem Zwecke angegeben, und  
 das Resultat blühender Reisen, die von Bell, Dodwell,  
 Stupis und Andern im letzten Jahrzehend gemacht  
 sind. Zugleich ist es für einen künftigen Reisenden  
 wichtig, hier auf alle Spuren von alten Denkmahlen  
 aufmerksam gemacht zu werden, die zu weitem For-  
 schungen führen, und selbst bey dem Lesen des Pausanias  
 ihre Frucht bringen. Wie sehr würden ähnliche Ta-  
 schenbücher in Deutschland dem Freunde des Alter-  
 thums und der Geschichte von Werth seyn können.  
 Im Peloponnes ist freylich auch die Nennung jeder  
 Quelle, jeder Höhle, jedes Hügel, jedes Tumulus und  
 Steinblocks und Mauerwerks von besonderm Werthe.  
 Die Entfernungen sind nach dem gewöhnlichen Weg-  
 maache in der Levante berechnet; nämlich, dem Schritt  
 des Pferdes, dem ein Fußgänger als Bote zur Seite  
 geht, wie im Orient nach dem Cameelschritt. Hier ist  
 mehr Wahrheit der Wegdistanz in Griechenland zu er-  
 reichen, wie auch anderwärts, als nach Postmeilen.  
 Die Wegweisungen gehen von Achaja aus, nach Elis,  
 Messene, und sind am umständlichsten und vielartig-  
 sten ausgearbeitet für das bisher so sehr unbekannt

mittlere Plateau von Arcadien, das von den südwestlichsten Vorbergen, wo man die vortrefflichen Sculpturen an den Friesen des Apollotempels bey Bassae, gewöhnlich von Phigälea genannt, gefunden hat, bis zu seinen nordöstlichen Vorbergen gegen Sikyon und Corinth viele noch unerforschte Merkwürdigkeiten aller Kunst und die reizendsten Naturscenen darbietet. In allem hat der Verf. 116 Reiserouten mitgetheilt, von diesen beziehen sich 42, also die größere Zahl auf Arcadien von S. 77 bis 155. Von hier aus führen die Routen nach Argolis und Laconien; Maina ist hier leer ausgegangen; da bisher diese Landschaft des auch von Türken noch immer ununterjochten Bergvolks unbekannt geblieben ist; bis auf einen einzigen Engländer, wie Sell sagt, den Colonel Leake, soll niemand dieses Land kennen. Von Oropius sind die Berichte über die Gegend am untern Eurotas. Dieser entdeckte hier in der Nähe des alten Amyclae einen runden, gewölbten unterirdischen Bau, der ganz dem merkwürdigen sogenannten Gewölbe des Atreus unter den Trümmern von Mykenae, auch mehrere andern im Peloponnes und anderwärts in Kleinasien bis Syrien, ja bis zur Thaurischen Halbinsel gleich; und zu den Denkmalen des höchsten Griechischen oder vielmehr pelagischen Alterthums gerechnet werden muß. Eine Wegkarte welche dem Buche beyliegt, reicht zu dem Zwecke desselben hin, erregt aber den Wunsch nach vollständigerer Mittheilung des Untersuchten.

### R i g a.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers; bey Wilhelm Ferd. Häcker; in Commission Riga und Leipzig, in der Hartmannschen Buchhandlung: Fragment einer Urkunde der ältesten Livländischen Geschichte, in Versen, aus der Original-Handschrift zum Druck befördert, mit einigen Erläuterungen und einem Glossar versehen von Dr. Libo-



rius Bergmann, Oberpastor und Senior des Rigaschen Stadt-Ministeriums, Pastor zu St. Peter und, erstem Assessor des Consistoriums. 229 S. in Quart. 1817.

Der innere Titel der Chronik gibt ihren Inhalt so: Der Riterlichen Meister vnd Bruder zu Nieflant geschicht, wie sie von wegn des Christen glaubens, vom tusent hundirt vnd dri virzig iar an, bis vf tusent zwey hundirt neunzig iar, mitt den heiden, gott zur ere, inen zur selen seligkeit, gefochten haben. Am Schlusse steht: Geschriben in der Kumentur zu rowel durch den Ditleb von Alpeke im MCCLXXXVI iar. — Die Handschrift stammt aus der Bibliothek des Hrn. Gubernialraths von Bretschneider zu Lemberg her und die Herausgabe ist in gute Hände gerathen. Der Text wird sorgfältig genau, mit einer Probe der Buchstaben, geliefert. Es werden erläuternde Anmerkungen, und Inhaltsanzeigen hinzugesügt, auch am Schlusse ein Glossarium, welches, unter vielen bekannten Wörtern, doch auch noch manche erklärt, die nur wenigen Lesern geläufig seyn werden. — Für die eigentliche Landesgeschichte ist der Gewinn, den diese Chronik geben kann, nicht groß. Der Verfasser hat manches verwirret, weil er über die Zeitordnung nicht genau unterrichtet gewesen. Man kennt auch Niekles schon umständlicher und genauer. Das Jahr 1143 ist gleich anfangs unrichtig. Es war nicht vor dem Jahre 1157, als ein Bremischer Seefahrer zuerst in die Düna kam. Indeß, nach dem Jahre 1226, wo das Grubersche Chronicon Livonicum vetus aufhöret, kann diese Erzählung als Fortsetzung gelten, und in Rücksicht auf Sprache, Sitten und Gebräuche damaliger Zeit, ist sie ein schätzbarer Beitrag, für dessen Mittheilung, zumahl auf eigne Kosten veranstaltet, die Freunde der Geschichte dem Hrn. Oberpastor Bergmann Dank sagen müssen.

Wd.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. 85. Stück.

Den 27. May 1819.

München.

Auf Kosten der Academie: Denkschriften der Königl. Academie der Willensschaften zu München für das Jahr 1813. (Geschichte der Academie auf XXXIV Quartseiten. Classe der Philologie und Philosophie 46 Seiten; Classe der Mathematik und Naturwissenschaften 385 S.; Classe der Geschichte 88 Seiten. In allen 24 Kupfertafeln.) Vergl. diese Blätter 1816. S. 569. Die vorausgesandte Geschichte gibt Nachricht von dem Zustande und den Veränderungen der Academie im Jahr 1813, von den öffentlichen und allgemeinen Versammlungen ihrer Mitglieder, von den drey Classen, und den einer jeden Classe zugehörigen Attributen, unter denen im J. 1813 der botanische Garten, und die zoologische Sammlung als Attribute der mathematisch-physikalischen und naturhistorischen Classe vorzugsweise Fortschritte gemacht haben, sowohl durch zahlreiche Sendungen von Pflanzen aus den König-

R (4)

lichen Gewächshäusern, als auch von ausgesandten Botanikern, und durch die ansehnlichen Geschenke, welche die Classe von Pflanzenfreunden und andern Liebhabern der Naturwissenschaften erhalten, unter denen sich das so reiche Schreberische Herbarium, welches allein ein großes Zimmer ausfüllt, vorzüglich auszeichnet. Zwey große colossische Steinabdrücke stellen die Anlage des botanischen Gartens, und der großen darin angelegten Gewächshäuser, letztere sowohl im Grund- als Aufrisse, vor Augen.

Die Classe der Mathematik und Naturwissenschaften enthält folgende zur Mathematik und allgemeinen Physik gehörige Abhandlungen. S. 51 Ueber die blauen Schatten, zweyte Abhandlung von Franz v. Paula Schrank. Hier insbesondre über die blaue Farbe des Himmels, entfernter Gebirge, der Birkenwaldungen, des Flammengrundes an brennenden Kerzen, und der wässerichten Milch. Man habe fast allgemein die blaue Farbe des Himmels mit den blauen Schatten verbunden, und die eine Erscheinung durch die andre zu erklären versucht. Sie seyen auch wirklich sehr enge mit einander verknüpft, doch glaubt der Verf. sie trennen zu müssen, weil die Grundursache in beiden Fällen nicht ganz auf einerley Art wirke. Wenn im ersten Falle ein gewisser Grad von Finsterniß durch blaues Licht erhellet wird, so werde im letztern das Licht selbst gefärbt. Mondlicht, welches z. B. in ein dunkles Zimmer fiel, projecirte die Fenster desselben auf den Fußboden so, daß sie in einiger Entfernung gesehen, sich weiß darstellten. Kam man näher hinzu, so hatte das Licht einen gelblichten Schein, in beyden Fällen zeigte sich der Schatten des Fensterkreuzes schwarz. Nun ward das Ganze von der Ferne her durch das Licht einer Kerze beleuchtet. Der Schatten

des Fensterkreuzes verschwand, und seine Stelle nahm die Beleuchtung der Kerze ein, d. h. sie sah völlig so aus, wie der übrige von der Kerze beleuchtete Fußboden, aber das beleuchtete Fensterbild erschien nun nach dem Urtheile aller Herbegerufenen, blaß hellblau. Der Verf. weiß sich dieß Phänomen nur dadurch zu erklären, daß die Lichtstrahlen des Mondes, welche in den höchst fein aufgelöseten Dunsttheilchen der Atmosphäre vorbegingen, eine Beugung erlitten, und dieß hauptsächlich dem schwächsten und biegsamsten Theile des Lichtes nämlich dem blauen begegne, der sich dann in jenem weißen Lichte auf dem Fußboden darstellte, aber dann erst einen wahrnehmbaren Eindruck auf das Auge mache, wenn das damit vermischte weiße Licht durch ein entferntes Kerzenlicht gleichsam gedämpft, oder weniger blendend gemacht werde. Die blaue Farbe des Himmels möge von einer ähnlichen Beugung des an den Dunsttheilchen nahe vorübergehenden Lichtes herrühren, das übrige weiße Licht, welches zwischen den Dunsttheilchen ohne Beugung durchgeht, werde aber im gegenwärtigen Falle durch die Lichtleere des hinter der Atmosphäre befindlichen Grundes, durch das Dunkel des unendlichen Raumes geschwächt, so wie ein Maler um sein Blau gesättigter zu machen, es mit Schwarz mische (wir dürfen hier den Verf. wohl fragen, warum denn nicht auch das complementäre Licht zu jenem blauen, das rothe und gelbe, eben so gut durch die angegebene Schwächung des weißen, wahrnehmbar werde. Wo blaues Licht vom weißen sich trennt, erscheint auch das übrige gefärbte, wenn das Letztere keine Bindung oder Absorbtion erleidet. Wir möchten weit eher die blaue Farbe des Himmels von einer Brechung des Lichtes in den ponderabeln Bestandtheilen der Luft selbst ableiten, wobey der blaue Theil durch-

geht, und die übrigen farbichten Theile verschluckt, in den unendlichen Raum zurückgeworfen, oder sonst für unser Auge unwirksam gemacht würden, völlig wie bey den sogenannten gefärbten Gläsern. Es ist daher wahrscheinlich, daß einem entfernten Planetenbewohner unsere Erde in einem röthlichen Lichte erscheint; wie uns der Mars, weil von dem Sonnenlichte, welches auf die Lufttheilchen fällt, der blaue Theil hindurchgeht, der complementäre dagegen in den unendlichen Raum reflectirt wird). S. 107 Ueber Gediegenes Eisen, und besonders über eine noch unbekanntete im Mayländischen gefundene Gediegenes Eisenmasse von E. F. F. Chladni. Zuerst ein Verzeichniß von Gediegenes Eisenmassen, deren Niederfall wirklich beobachtet worden ist. Sodann von Eisenmassen, deren chemische Analyse und übrige Beschaffenheit einen meteorischen Ursprung äußerst wahrscheinlich macht. Von dergleichen Massen, die nicht chemisch untersucht sind, deren Beschaffenheit und Vorkommen aber einen meteorischen Ursprung vermuthen läßt. Ueber Gediegenes Eisen, das allem Ansehen nach nicht meteorischen Ursprungs ist. Zuletzt über die noch nicht bekannte im Mayländischen auf der Colline di Brionza vor etwa 50 Jahren gefundene, 300 Pf. schwere Eisenmasse, deren ganzes Verhalten, entweder einen meteorischen Ursprung, oder doch eine Bildung auf einem uns ganz unbekanntem Wege voraussetzt. S. 117 Chemische Untersuchung dieses Gediegenes Eisens und der ihm anhängenden Rinde, von A. F. Gehlen, - zufolge dem Zweifel entstehen, ob dieß Gediegenes Eisen wirkliches Meteoraisen seyn möchte, wenn gleich der Naturproceß unentschieden bleibt, wodurch das äußere Verhalten dieser Masse hervorgebracht worden ist. (Vgl. hierüber auch Gilberts Ann. d. Ph. 50 B. S. 276) S. 343. Ueber die Auflösung aller sphärischen und geradli-

nichten Dreyeck durch eine einzige Grundformel von Anton v. Stefanelli. Der Verf. gibt einen neuen einfachen Beweis für die Formel aus den 3 Seiten des sphärischen Dreyecks die Winkel zu finden, und leitet sodann aus der gefundenen Formel alle übrigen, sowohl der sphärischen als ebenen Triangometrie ab, in dem er ein ebenes Dreyeck betrachtet als ein sphärisches von unendlich kleinen Seiten, eine Ansicht, welche zwar die richtigen Formeln für die geraden Dreyecke gibt, aber theoretisch betrachtet, denen doch wohl nicht gefallen möchte, welche an dem unendlich Kleinen Anstoß finden. S. 357. *Elementa et phaenomena Eclipsis lunae totalis* d. 27 Febr. 1812. auct. Carol. Fel. Seyfer. S. 361. Derselbe *Elementa et Phaenomena defectionis solis* die 1 Febr. 1813, ad horizontem et meridianum speculae astronom. Regis. S. 365. Neue Methode, beobachtete Azimuthe zu reduciren, von J. Soldner. Von dieser Abhandlung ist bereits in unsern G. A. 1815. S. 449 Nachricht ertheilt worden.

Zur Physiologie und Naturgeschichte:  
S. 26. Ueber die Speicheldrüsen der Schlangen von D. Fr. Siedemann. Bloß die Giftdrüsen der Vipern, welche allerdings auch mit zu den Speicheldrüsen gerechnet wurden; waren von Redi, Charras und Fontana untersucht worden, weniger bekannt waren die übrigen speichelabsondernden Drüsen der Schlangen. Diese sind es, welche H. L. bey der Ringelnatter (*Coluber natrix* L.), bey der Peitschennatter (*Coluber aheattuka* Linn.), bey der Brillenschlange (*Vipera Naja* Daudin), bey der Wiper (*Vipera berus* D.), bey der gemeinen Blindschleiche (*Anguis fragilis* L.), bey der bandirten Blindschleiche (*Anguis fasciata* Laurenti), bey der Ringelschlange (*Amphisbaena fuliginosa*), und bey der Wurmschlange

(*Caecilia lumbricoidea* Daudin.) untersucht und beschreibt. Das Resultat seiner Untersuchungen, die wie alle dergleichen zootomische Forschungen sehr verwickelt sind, und ins einzelne gehen, und die deshalb hier nicht einzeln angeführt werden können, geht darauf hinaus, daß die Organe der Speichelabsonderung bey den Schlangen sehr ausgebildet sind, und bey weitem die der übrigen Amphibien an Zahl und Größe übertreffen. Die höchste Entwicklung aber haben sie bey den Vipern und Nattern erreicht (wie die beygefügte Kupfertafel Tab. 2 beweiset), bey denen sich drey Paare von Speicheldrüsen finden, nämlich am Oberkiefer, Unterkiefer und am Gaumen. Schon weniger entwickelt sind sie bey den Blindschleichen und Ringelschlangen; hier fehlen zuerst die Drüsen hinter dem Augapfel. Noch weniger ausgebildet sind die Speicheldrüsen bey den Wurmschlangen, diesen fehlen nicht nur die Speicheldrüsen hinter dem Augapfel, sondern auch die Speicheldrüsen des Oberkiefers fangen bey ihnen an zu verschwinden. Auf der zweyten Kupfertafel ist der präparirte Kopf der Ringelnatter von der Seite abgebildet, an diesem zeigen sich a) die Oberkiefer-Speicheldrüse, b) die Unterkiefer-Speicheldrüse (welche beyde so lang sind, daß sie die genannten Kieferbeine fast ganz bedecken), und c) die Gaumenspeicheldrüse.

S. 31 bis 50 Abbildungen und Beschreibungen einiger Fische aus Japan und einiger Mollusken aus Brasilien, welche bey Gelegenheit der Russisch-Kayserlichen Erdumseglung lebendig beobachtet wurden von D. Titeliu's, Naturforscher der Expedition. Die erste Hälfte dieser Beschreibungen, auf welche die Ueberschrift hindeutet, war schon in den vorhergehenden Bänden dieser Denkschriften für 1811 und 1812 von S. 71 bis 88 abgedruckt worden. Hier folgt der

Beschluß derselben. Er besteht aus Pflanzenthieren, namentlich Seerinden (*Elchara* Pallas, *Flustra* Lin.), Corallenmoos oder vielmehr *Tubularia* (*Liagora* Lamouroux), einem räthselhaften Brasilischen Seetang (*Fucus*) und einem gegliederten Seegewächs (*Conferva*), hätte also müssen Pflanzenthier und Seegewächse überschrieben seyn. Die Brasilischen Meerufer sind reich an Auswurf merkwürdiger und sonderbarer Meerproducte; der Verfasser scheint sie aber noch auf der Reise selbst in einer Unruhe und Zerstreuung beschrieben und in Petersburg keine Sammlung, wie die von Gerveshaim in Berlin, oder von Ellis in London zur Hand gehabt zu haben, um sorgfältiger zu vergleichen und zu bestimmen. Die erste zweydeutige oder taugartige Seerinde (*Elchara ambigua*), welche auf der dritten Tafel Fig. 1. 2. 3. 4 abgebildet ist, kann wohl nichts anders als eine sehr kleine *Pherusa* des Lamouroux seyn, wenn man nach der großen Art urtheilen soll, die der Verf. 1795 an dem Portugiesischen Meerufer gefunden hat: denn die Zellen sind an beyden Arten nur auf einer Fläche offen und abstehend. Die große Art hat er noch nicht bekannt gemacht. Die zweyte, welche er zweyfarbiges Corallenmoos nennt (*Coralina bicolor* Brahlensis), ist eine *Tubularia* oder nach Lamouroux eine *Liagora* oder *Telesto*. Sie ist ebenfalls auf der dritten Tafel fig. 5. 6 abgebildet. Die dritte nennt er Seerinde mit verdeckten Zellen (*Elchara obtecta*), sie ist dick und hart, und zeigt an der Oberfläche bloß die Mündungen der Zellen; die Zellen selbst liegen unter einer porösen Decke verborgen, sie ist auf der vierten Tafel Fig. 1. 2. 3 natürlich und vergrößert vorgestellt. Die vierte nennt er Seerinde mit sternförmigen Mündungen *Elchara astroidea*, sie ist eine der seltenern und der größern



Arten, welche nur kleine Flächen überziehen, und nebst der vorigen keinen selbstständigen Wuchs haben, wie *Pherusa* und *Elchara truncata papyracea* etc., sondern die Gestalt der Fläche annehmen, auf die sie sich anlegen, die gegenwärtige Art hatte sich auf den noch nicht entleerten Eiern der Rinkhörner und Spindeln angefügt, die Zellen sind häutig, und die Mündungen derselben vergleicht er einem ausgeschnittenen und umgeschlagenen Krage, die zugespitzten Ausschnitte aber den Strahlen eines Sterns, sie sind biegsam und beschützen die Mündung der Zelle. Die Polypen sind klein lebhaft, und ihre Bewegungen schnell, haben acht Arme, sind auf der 4ten Tafel fig. 10 und 11 abgebildet, fig. 4. 5. 6 stellen die Eyerblasen des *Buccinum* und die jungen Schnecken selbst natürlich und vergrößert vor, Fig. 7. 8. 9 den Bau der Seerinde. Die fünfte nennt er räthselhaften Seetang (*Fucus paradoxus*), er ist von allen bekannten verschieden, überall mit kleinen auf einander liegenden Blättchen bedeckt und ästig, die Aeste haben eine Neigung, sich nach einer Seite zu krümmen, die Blättchen erscheinen unter der Lupe als Schoten mit Querrippen, in denen sich bisweilen Körner zeigen. Die vier ersten Figuren auf der 5ten Tafel liefern die Abbildung desselben. Die 6te nennt er *Conferva rufa*, *pinnata*, *diaphana*, *hispidula*, besser *rigida*, und beschreibt sie mit folgenden Worten: *Caulis ramosus, ramis alternis erectis parallelis, articulis ventricosis brevissimis hinc inde globulis obscurioribus repletis (pertinet secundum Linneum ad secundam hujus generis subdivisionem filamentis ramosis aequalibus)*. Die beyden letzteren Gewächse bedürften wohl einer nochmaligen Untersuchung von Algenkennern, welche man auch wahrscheinlich noch vornehmen wird, da der

Verf. auch die sämmtlichen hier beschriebenen Geeyproducte in Natura nebst feinen Abbildungen und Beschreibungen für die Sammlung der R. Academie zu München von Petersburg abgeschickt hat. Es verdient als ein besonderer Vorzug der Denkschriften der Münchner Academie bemerkt zu werden, daß bey der außerordentlichen typographischen Schönheit des Papiers und Drucks, auch noch die Abbildungen der Beyträge durch den saubern Stich des Hrn. Manz so treu und schön und noch dazu im natürlichen Colorit wieder gegeben werden, wozu auch der dort so sehr vervollkommnete Steindruck, das seinige mit beiträgt.

S. 183 Darstellung des gesammten innern Körperbaues des gemeinen Blutigels (*Hirudo medicinalis* Lin.) von D. Spir. Ohne sich auf das Aeußere des Blutigels einzulassen, geht der Verfasser zur Darstellung der einzelnen Organe, und zwar unter folgenden Abschnitten: 1. über das Haut- und Verdauungssystem, 2. über das Geschlechtssystem, oder die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile, 3. über den Kreislauf und das Respirationssystem, 4. über das Nervensystem, 5. über die Sinneswerkzeuge, 6. über das Muskelsystem und die Bewegung. Im ersten Abschnitte wird gezeigt, die Hautdecke des Blutigels bestehe aus dem Oberhäutchen (welches nicht schleimig sey, wie Cuvier behauptete), aus der Schleimhaut und der Lederhaut nebst ihren Drüsen; die im Wasser aufbewahrten Blutigel streifen, wie die Schlangen und Eidechsen, bisweilen ihr Oberhäutchen ganz ab, wie einen hohlen Sack, es sey dünn, durchsichtig und ohne alle Gefäße. Demungeachtet wird nachher zugestanden, daß die zahlreichen Schleimdrüsen des grünen geringelten Corium durch die Epidermis hindurch nach außen münden, daß die

Kleinen warzigen Mündungen derselben, deren sich eine große Menge auf jedem Ringe (von denen er der ganzen Länge nach 95 bis 100 zählte), befinden, die Oberfläche des Thieres, wenn es sich zusammenzieht, ganz rauh machen. Außerdem befinden sich noch zwischen 4 — 5 Ringen des Corium immer auf der Mitte der Furche an den Seiten des Thiers einzelne Oeffnungen, durch welche rechts sowohl als links 17 Bläschen Schleim nach außen absondern, wodurch das Oberhäutchen immer schlüpfrig erhalten wird. Das äußere Hautsystem stülpt sich am Munde und After nach innen um, und bildet nun ein inneres zur Verdauung bestimmtes, die Epidermis wird nun *tunica villosa*; und bildet Runzeln. Die über ihr liegende Haut (*tunica propria*) oder eigentliche Darmhaut sey die Fortsetzung des Corium. Auch eine Muskelhaut sey vorhanden, jedoch besteht dieselbe aus lauter einzelnen, vor einander abstehenden cirkelförmigen Muskelbündeln, welche von dem Hautmuskel der äußern Hautdecke kommen, unter sich durch Zellgewebe und durch eben dieses aufs genaueste mit dem Darmcanal, dem sie ganz umgeben, zusammenhängen. Der Magen hat zwey blinde Anhänge, und füllt beynähe die ganze Länge des Thieres aus, er besteht aus successiven Absätzen und Säcken, wie im dicken Darm der Pferde. Als Fortsetzung der durch die Mitte des Magens durchlaufenden Oeffnung fängt da, wo rechts und links die Blinddärme abgehen, mit plötzlicher Verengerung (*pylorus*) der dünne Darm an, läuft zwischen und oberhalb jener, erweitert sich hierauf zu einem ovalen Sacke (*intestinum crassum* Fig. 2. Tab. VI. k.), und endet sich nun als ein enger und kurzer Canal (*rectum*) durch den After, welcher nicht in der Mitte der Schwanzscheibe (*discus*), sondern wie bey den

Schnecken und Seeigeln schon unregelmäßig wird, und in der Mitte der Verengerung auf dem Rücken liegt, wo die Scheibe beginnt. Von einer Leber, Nieren, Pancreas, Gekrösdrüsen ist in diesen Thieren nichts vorhanden. Außer der flüchtigen und eingebildeten Abbildung des Darmcanals von Thomas sey keine vorhanden. Die sogenannten drey Züngelchen am Saugorgan seyen weich und ungezähnt, sie seyen durch die Längmuskeln gebildet, die Verwundung der Haut und Ausaugung werde bloß, wie schon Poupart behauptete, durch Fixirung der muskulösen Mundlippen, durch Einzwängung der Haut des fremden Thieres mittelst jener drey Züngelchen und durch die darauf erfolgende Verstopfung und Blutung der angesogenen und entzündeten Stelle und sodann durch das Saugen mit dem trichterförmigen Munde bewirkt. Im zweyten Abschnitte werden erstens die Facta, welche die Vorgänger, Redi, Poupart, Kösel, Durondeau, Bergmann, Thomas, Celsius und Cuvier, von den männlichen und weiblichen Geschlechtstheilen des Blutigels beobachtet haben, angezeigt. In jedem Individuum finden sich männliche und weibliche Geschlechtstheile vereinigt. Auf der äußeren Bauchfläche  $1\frac{1}{2}$  Zoll vom Munde befindet sich in der Mitte ein Loch, aus welchem das männliche Glied, 1 Zoll lang in seiner Erection, hervorragt. Gleich hinter dem Loche zum Austritt des männlichen Gliedes liegt in der Mitte die Oeffnung für die weiblichen, sie bestehen in einem birnförmigen Säckchen (vagina und uterus), welches sich in einen geschlängelten Canal verengert (tuba fallopiana), der am Ende zwey Bläschen (ovaria) umfaßt, die an den Seiten der Oeffnung liegen. Der Blutigel ist also ein Hermaphrodit; doch scheint es, daß eine gegenseitige Begattung wie bey den Erdwürmern

möglich sey, da man sie oft paarweise umschlungen antrifft. So viel ist gewiß, daß man im Sommer die Eyerstöcke mit kleinen Eyerchen gefüllt findet, welche der Verfasser (Fig. 3. Bcc) auch abgebildet hat, und daß sich auch Lunge bisweilen an dem Körper der Alten finden, wenn man sie aus dem Wasser nimmt, und daß sie ihre todten Lungen wieder verschlucken. Im dritten Abschnitt nennt der Verf. zuerst die Entdeckungen und Mißverständnisse seiner Vorgänger in den Organen des Kreislaufes und der Respiration, hierauf geht er zur Zergliederung dieser Theile selbst über, denen wir ohne die Zeichnungen im bloßen Auszuge nicht wohl folgen können, zumahl, da sie zu sehr ins Einzelne gehen. Die Hauptorgane des Gefäßsystems, welche in zwey der Länge nach herablaufenden Arterienstämmen und einem Venenstamm bestehen, vertheilen sich hauptsächlich auf dem Darmcanale durch Queräste, die in ihren Verästelungen mit einander anastomosiren, sowohl auf der Rücken- als an der Bauchseite. Die Vene läuft auf der Rückenseite. Die Venenästchen saugen das, fremden Thieren abgefogene, rothe Blut aus dem Darmcanale auf, leiten es in den Venenstamm, welcher es hierauf durch den anastomosirenden Ast in die zwey Arterien bringt, welche es ohne alle Vermittelung eines Herzens, bloß durch eigene Contractilität in alle Theile des Körpers hinausspritzen. Nie zeigte sich eine Spur von irgend einem Chylus oder ähnlichen Saft, sondern bloß andern Thieren abgefogenes Blut in den Gefäßen des Darmcanals. Wahrscheinlich sey die Vene beynah ausschließlich für den Darmcanal bestimmt und auch die Arterien seyen bloß als *vasa mesaraica* zu betrachten, weil die schlechtesten Nerven, Muskeln und Hautdecken, die durch sie ernährt werden, nichts anders als

eine Umstülpung oder Metamorphose des Darmcanals seyen. Respirationsorgane habe er nirgends im Blutigel entdecken können, Thomas wolle zwar Tracheen entdeckt haben, und habe solche auch gerade wie bey den Insecten abgebildet, aber er habe die Schleimbläschen dafür angesehen und letztere fälschlich in einen einzigen gegen Kopf und After sich verästelnden Tracheenstamm umgewandelt, der Verfasser halte sich daher für berechtigt zu glauben, daß die Respiration eben so, wie hier die Circulation ohne Herz und ohne eigene Respirationsorgane bloß auf der Oberfläche der Hautdecke und des nie ganz luftleeren Darmcanales geschehe, wo nämlich die Ästchen der Arterienstämme als Capillargefäße sich endigen, mit der Luft im Wasser sowohl als außerhalb desselben in Berührung kommen und so das Blut der Oxidation und Decomposition aussetzen. Mit einer solchen Respirationserklärung dürfte der Verfasser nicht viel Beyfall finden, dennoch baut er darauf die Stufenleiter der Respiration und des Kreislaufs, wie beyde gleichen Schritt halten von der höchsten Stufe (vom Menschen) bis zur niedrigsten (die geringelten Würmer und Zoophyten) herab, womit er diesen Abschnitt beschließt. Im vierten Abschnitte werden zuerst die Erklärungen des Nervensystems der Vorgänger geprüft, sodann gezeigt, daß an der Mitte der Bauchfläche ein Nervenstrang nicht mit 23, wie Mangili und Cuvier vorgaben, sondern mit 24 Ganglienpaaren vorhanden sey, von denen er das oberste Kopf- (ganglion cerebrale) das hinterste Schwanzganglion (anale) nennt, daß ferner bey genauerer Untersuchung jenes Nervenstranges derselbe aus zwey aufeinanderliegenden Strängen bestehe, und daher doppelt vorhanden sey, wie die von ihm ausgehenden Ganglien. Die Beschreibung und Vertheilung dieser

verschiedenen Ganglien in die verschiedenen Organe des Körpers übergehen wir. In dem Kapitel über die Sinneswerkzeuge des Blutigels wird ihm nur der Gefühlsinn zugestanden, die mögliche Wirkung einer sehr heftigen Schallbewegung sey nur als eine Einwirkung auf den Gefühlsinn der Haut anzusehen. Bergmann, Müller und Ledermüller wollen an verschiedenen Arten eine verschiedene Anzahl von Augen entdeckt haben, die seyden, aber bloße Hautdrüsen. Was den Geruch und Geschmack betrifft, so sey es möglich, daß der um ihren Mund herum gleichsam concentrirte und höchst empfindliche Taftinn gleichsam als Geschmacksinn die Nähe der Gegenstände besonders der blutreichen Thiere unterscheide, doch finde sich in dem Verlaufe der Kopfnerven nach den Lippen nicht die geringste Verschiedenheit, welche auf besondere Geschmacks- oder Geruchsorgane schließen lasse, es sey dann, daß man jene drey um den Mund herum liegenden Füngelchen für eigene Geschmacks- oder Geruchspupillen halten wolle. Das Kopfsende, welches immer die Gegenstände ausforschend dem übrigen Körper vorangeht, zieht sich erst dann ein, wenn es die ihm schädlichen Körper berührt hat. Dieser Gefühlsinn sey also von den überall in der Haut verbreiteten Nervenganglien erzeugt. Möge man letztere nun mit Willis und Wonnnet als eine Reihe untergeordneter Gehirne oder mit Swammerdam, Mangili, Cuvier und Gall als das Rückenmark ansehen, oder, da eigentlich bey diesen knochenlosen Hautthieren weder von einem Schädel noch von einer Wirbelsäule, also weder von einem Gehirne noch Rückenmarke die Rede seyn könne, möge man diese Reihe von 24 Nervenganglien, welche, wie der sympathische Nerve (le nerf trisplanchnique) beynahе ausschließend die Eingeweide, eben so hier bloß die äußere

Hautdecke und die innere, den Darm nämlich mit Nerven versorgen, als entsprechend dem sympathischen Nervensysteme ansehen, so bleibt doch immer bey aller Verschiedenheit der Reizungen diese als ausgemacht, daß, außer Empfindung und Bewegung, von den übrigen Facultäten der Seele keine Spur an dem Blutigel mehr aufzufinden sey, daß selbst die Bewegung dieses Thieres keine willkührliche, sondern eine unwillkührliche bloß peristaltische und durch abwechselnde äußere Reize hervorgebracht sey, gleich wie auf einen angebrachten Reiz auch die Pulsation einer sonst unwillkührlich sich fortbewegenden Arterie verzögert wird, und gleich wie man die Handlungen der verstandlosen oder schlafenden Menschen nichts weniger als frey verständig oder willkührlich nennen könne. Im sechsten und letzten Abschnitte wird von den Muskeln und der Bewegung des Thiers im Einzelnen gehandelt. Der ganze Vorrath von Bewegungsorganen bestehe hier in der, gleich unter der Hautdecke (*corium*) und zwischen ihr und dem Darmcanale liegenden Muskelhaut, welche dem sogenannten Hautmuskel der höheren Thiere (*musculus cutaneus*) entspricht, diese hier habe aber kein rothes, sondern ein graues Ansehen, und bekomme durch den Ueberzug des Zellgewebes einen buntfarbigen und metallischen Glanz, sie sey ferner aus Muskelfasern von verschiedenen Richtungen zusammengesetzt und zwar aus vier Schichten, 1. aus schrägen, die vom Munde gegen den After hin unter einem rechten Winkel über einander liegen (*musculi corpus diagonaliter contrahentes*), die zweyte und stärkste sey die der Längenfibern, welche vom Munde in gerader Richtung bis zum After laufen. Der Verf. zählte 50 solcher Muskelbündel, von denen die in der Mitte der Bauch- und



Rückenflächen die stärksten sind, und von denen einige abgehen, um die drey um die Mundöffnung herum liegenden Zängelchen zu bilden. Die dritte Schicht besteht aus solchen Muskelfibern, welche das Thier in derselben Richtung wie seine Hautringe, umkreisen, sie bestehen aus abgesonderten Cirkelbündeln, die vermittelst einer Zellhaut unter sich zusammen hängen, sie stehen nach dem Munde und After hin dichter, und bilden hier Schließmuskeln. Die vierte und letzte Richtung der Muskelfibern ist bloß dem Schwanz- und Kopfende eigen, von hinten bohren sich sechs einzelne Muskelbündel schief aus den Längenmuskeln heraus, verlaufen gegen den Schwanz hin, und senken sich eben so wieder in die Längenmuskeln hinein; gegen den Mund zu kommen sie gedrängt und schief von der äußern Seite, und setzen sich alle an den Oesophagus an. Wirken die hintern zusammen, und zu gleicher Zeit, und hierauf eben so die vordern, so bringen sie in dem Thiere jene buckelige Gestalt hervor, vermittelst welcher der Discus und Mund zusammen zu stehen kommen, und wodurch das Thier selbst von einem Ort zum andern fortschreitet; wirken aber die vordern und hintern abwechselnd, so erhält hierdurch das Thier die flottirende Bewegung, mit der es schwimmt. Alle diese Muskelrichtungen concentriren sich nun gegen den Mund und Discus zusammen, und stellen daher diese Theile als ein Gestrick von den verschiedensten Muskelfibern, und daher auch als die nach allen Seiten beweglichsten dar. Alle beschriebenen Theile sind auf zwey Kupfern Tab. 6 und 7 abgebildet. Von Berlin und von Willna aus erwarten wir in Kurzem zwey neue Zergliederungen dieses Thieres.

(Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

86. Stück.

Den 29. May 1819.

München.

Fortgesetzte Anzeige der Münchner Denkschriften für das Jahr 1813.

Abhandlung über die Affen der alten und neuen Welt im Allgemeinen, insbesondere über den schwarzen Brüll-Affen (*Simia Beelzebul* Lin.) und über den Moloch (*Simia Moloch* Hofmansegg) nebst den Abbildungen der beiden letzteren (tab. 17, 18.) und einem Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Affen von Dr. Spir.

Zuerst werden die wenigen Affen genannt, welche dem Aristoteles, Galen und Plinius schon bekannt waren zu einer Zeit, wo sich die geographische Kenntniß der Erde beymahle bloß auf die Küsten des Archipelagus und des mitreiländischen Meeres beschränkte. Diese Anzahl vermehrte sich aber sogleich um das zehnfache, sobald durch die Entdeckung des Vorgebürgs der guten Hoffnung der Weg in das Innere von Africa und nach Ostindien geöffnet wurde und noch mehr, nachdem America und Australien entdeckt waren. Ray zählte schon auf 23 Arten, Linné auf 35, Brisson auf 38 (von denen Buffon schon 35 abgebildet hat), Pennant zählt 39 und jetzt beläuft sich die Anzahl der sämtlichen Affen allein, mit Ausschluß der Affenkagen schon über 60 Arten. In der alten Welt gibt es Affen

ohne Schwänze, mit kurzen Schwänzen, mit Bockentaschen und Gefäßschwielen, von allen diesen Formen ist in America nichts vorhanden, von einem Orang Utang, von Guenonen und Davianen ist hier nirgends eine Spur zu finden, in America erscheinen bloß Kletteraffen, einige mit Wickelschwänzen, einige nebst bey ohne Daumen an der vordern Hand, die zottigen kleinen Gaki und Sagoins und dann die brüllenden Heulaffen, alles Geschöpfe, welche nicht mehr mit den Affen, sondern mit den Affenkäzen der Südseeinseln zu vergleichen sind. Die Affen der alten Welt haben einen mehr schwerfälligen und stärkern Körper, die der neuen einen kleinern, gewandten und schlanken Körper, sie brauchen ihren Winkelschwanz wie eine fünfte Hand. Jene haben ein gefestigtes, ruhiges und bey fortdauernder Reizung böses und wildes Betragen, diese sind immer beweglich, gleichsam zur ewigen Unruhe verdammt, übrigens aber gutmüthig und besonders fruchtbar. Jene haben alle die Nasenscheidewand schmal, die Nasenlöcher daher nach vorn gerichtet, diese aber bis jetzt ohne alle Ausnahme die Nasenscheidewand dick und breit, die Nasenlöcher daher seitwärts gekehrt. Bey jenen findet man nur 32 Zähne, bey diesen aber 34 (*Simia Jacchus*, *Midas* Linn.) und bey den meisten selbst 36. Dort sind im Durchschnitte die Nägel mehr breit und flach, sonach jenen des Menschen ähnlich, hier aber schon vielmehr schmal und zugespitzt, was beynahe bey Hunden und Katzen. Auch sollen dort die Weibchen der meisten Guenonen der Menstruation unterworfen seyn, hier aber solches an keinem einzigen Art wahrgenommen werden. Linné und Buffon ordneten die Affen nach dem Daseyn und nach der verschiedenen Länge des Schwanzes, letzterer stellte für die neuen americanischen Affen mit oder ohne Winkelschwänze die neuen Gattungen der *Carpajus* und *Sagoins* auf und Erleben nannte dieselben *Cebus* und *Callitrix*. Cuvier und Geoffroy wählten zu ihrer Anordnung, die Cämperische Ansicht des Gesichtswinkels und bestimmten darnach die Aufeinanderfolge der Gattungen so, daß jetzt der Mensch

Mit einem Gesichtswinkel von  $90^{\circ}$  —  $75^{\circ}$  an der Spitze der ganzen Thierreihe steht und auf ihn unter den Affen zuerst der Orang mit dem von  $65^{\circ}$ ; die Sapajous (Atelha, Callitrix, Saki, Sagoin) und Guenonen oder Cercopithecen mit den von  $60^{\circ}$ ; die Lagotrix mit  $50^{\circ}$ ; die Macaques mit  $45^{\circ}$ ; die Heulaffen mit  $30^{\circ}$  (Stentor Geoffr.) endlich der Pongo und die Paviane mit  $30^{\circ}$  folgen. So wuchs mit der Zahl auch die Ordnung heran. Haben Linné und Buffon nur 14 Arten von Americanischen Affen gekannt (*Simia paniscus, seniculus, beelzebul, apella, capucina, fatuellus, trepida, sciurea, pithecia, jacchus, oedipus, argentata, midas,*) und letzterer für diese die Bildung zweyer neuer Gattungen für hinlänglich gefunden, so haben die Anzahl der schon bekannten Arten Geoffroy mit 14 (*Simia variegata, cirrifera, personata, cana, amicta, monachus, penicillata, arrita, humeralifera, labiata, chameck, arachnoides, straminea, guariba,*) Azara und Hoffmannsegg mit 6 (*Simia caraya, azara, torquata, urfula, moloch, satanas,*) Humboldt endlich mit 9 neuen Arten (*Simia leonina, lagotricha, flavicauda, albifrons, hypoleuca, chuya, (marginata Geoffr.) lugens, trivirgata*) bereichert, ersterer die beiden Gattungen Buffons mit der neuen von Affen ohne Daumen (Ateles), letzterer mit der "lagotrix" und mit jener "aotus" vermehrt. Jedoch welche Verwirrung und Widersprüche sind, besonders bey den Affen der alten Welt in Rücksicht ihrer Beförderung zu Arten, in der Angabe ihres Wohnortes, der Beschreibung und Abbildung nach Verschiedenheit des Alters und Geschlechts noch übrig! Zwar hat Audubert in seinem Prachtwerke diesem Uebel durch gute und nach der Natur gemalte Abbildungen von 29 africanischen und asiatischen und 17 americanischen eigentlichen Affen abzuhelfen gesucht, aber er hat dabey fast nur allein auf jene und nicht auf eine critische Untersuchung der bisher von den Schriftstellern untersuchten Arten Rücksicht genommen. Erst späterhin nach Linné und

Buffon sind die einzelnen Arten des Orangoutang näher ausgemittelt worden, der Pongo des Burm ist von diesen zu den Davianen verfest, Lysen's Pygme (*simia troglodytes* Lin.) ist als eine ganz verschiedene Art von dem Jocko des Buffon oder Orangoutang des Linné (*Simia satyrus* Linn.) aufgestellt, endlich der sogenannte Sylvanus Lin. Schrebr. Pennant oder der *pithecus* des Buffon und Defontaine von der Familie der Orang entfernt und als ein junger *Inuus* Lin. oder Hundskopf mit letzterem vereinigt worden. Geoffroy fand daß Choras oder Mormon mit Maimon oder Mandrill ein Thier war. Der Palatinaffe (*Sim. Kolo way* Lin.) und die Diana L. sind ein Thier, nach Daubenton sind auch *Simia Aygula* Lin., *S. Sinica* oder Buffons *bonnet chinois* und *S. cynomolgus* L. ein Thier. Höchst wahrscheinlich sind der sogenannte Schweinsaffe (*Sim. porcaria* Lin.) der *babouin de bois* und der *Patas à queue courte* des Buffon, der schwarze Davian des Baillant nichts als Varietäten der nämlichen Sphinx. In diesen und ähnlichen Berichtigungen, Zweifeln und Vermuthungen über die zweifelhaften Arten fährt der Verf. einige Seiten lang fort und liefert am Schlusse der Abhandlung das Resultat derselben, welches in einem Verzeichnisse aller jetzt bekannten Affenarten sowohl der alten als neuen Welt nebst der Bemerkung ihres Wohnortes und der Schriftsteller oder Gewährsmänner besteht, so wie er es nach den Vorarbeiten eines Linné, Schreber, Erxleben, Brisson, Pennant, Buffon, Daubenton, Audebert, Latreille, Dumeril, Cuvier, Geoffroy und Humbold ausgemittelt hat. Da aber von *Simia beelzabul* Lin. und von *Simia Moloch Hoffmannseggi* bis jetzt noch keine Abbildungen vorhanden waren, der erste Affe aber seit Margraf zu so vielen Mißverständnissen und Verwirrungen Veranlassung gegeben hat, so liefert er zuvor die nach denen in der Sammlung der Münchener Academie der Wissenschaften vorhandenen ausgestopften Thieren entworfenen Abbildungen nebst der Beschreibung dieser beiden Thiere. Tab. 17. *Simia Moloch*

(Hoffmanssegg) murina, temporibus, genis et 4 extremitatibus introrsum ferrugineis, cauda fusca, apice, fronte manibusque albicantibus, gehört unter die Gattung Callitrix, hat die Größe eines starken Eichhörnchens, das Gesicht klein, kahl, eiförmig, das Oberhaupt länglich, bis an die Augen behaart, die Nase platt, die Nasenscheidewand sehr dick und die Nasenlöcher seitwärts gerichtet; die mittleren oberen Schneidezähne wie in den Nagern etwas mehr nach vorn hervorspringend, die oberen Hundszähne etwas stärker als die untern, die vordern und hintern Extremitäten von gleicher Proportion, die Nägel schmal seitwärts gekrümmt, bloß im Gesichte am Kinne und an der Gurgel, auch auf der untern Fläche der Hände und Füße nackt, sonst aber mit dichten langen nicht rauhen Haaren überall gedeckt. Der Schwanz ist um drey Finger breit länger als der ganze übrige Körper.

Tab. 18. Simia stentorosa, barbata, pilis toto corpore nigris, cauda prehensili corpore paululum brevioris, apice manibusque brunneis, facie, humero et lateris femoris interno; toto abdomine et circa anum nudiusculis. Synon. Simia Beelzebub Lin. Guariba Margraf. Caraya Azara Paraguay tab. 2 pag. 208. Ouarin Buffon: Senticulus niger, der schwarze Heulaffe. Das ausgestopfte Thier ist ein Männchen, hat wie die Heulaffen einen Hocksbart den Unterkieferast nach hinten aufsteigend, den Hals kurz und vermuthlich also auch das Zungenbein in Form einer Blase, vermöge welcher er die heulenden und brüllenden Töne von sich geben kann, das Gesicht pyramidal, den Schwanz 4 Zoll vom Ende nackt, 5 Finger an allen Extremitäten, die Nase platt, die Nasenscheidewand flach und breit, die Nasenlöcher oval, seitwärts gekehrt, das Gesicht bloß zu den Backen und der Nasenwurzel nackt, am Kinne und an den Oberlippen einige schwarze Schnauz- oder Borstenhaare, eben so stark der Augenbraunen einige, die Ohren klein, rund, nackt, bloß am Rande mit braunen Haaren besetzt, am Halse, um die Ohren und um den After herum nackt, ebenso an den innern Seiten

der Schenkel und Oberarme, an der untern Fläche der Hände und Füße und zum Theil auch am Unterleibe und der Brust, übrigens aber alles behaart mit 2 Zoll langen, kohlschwarzen und glänzenden Haaren. Es werden mehrere Gründe beygebracht um zu beweisen, daß das rothe Heulaffe nur eine Farben-Abänderung des schwarzen sey. Von beiden beschriebenen Affenarten sind sorgfältige Ausmessungen der Theile nach ihrer Länge und Breite beygefügt. Den Beschluß dieser beiden Affenbeschreibungen, machen die Meynungen und Bemerkungen eines Azara, Margraf, Buffon, Linné, Cuvier, Geoffroy ic. nebst der Critik des Verfassers über dieselben.

2. Zur Mineralogie und Geognosie. S. 127.  
 Ueber das Vorkommen der Steinkohlen zu Haring, sowohl in geognostischer als oekognostischer Rücksicht. Von *Mathias Flurl*, Director des Salinenrathes etc. Eine sehr lehrreiche Abhandlung über ein überaus merkwürdiges Steinkohlen-Vorkommen. Das Haringer Steinkohlenwerk liegt im Landgerichte Ruffstein, zwey Stunden von dieser Stadt, am rechten Ufer des Inns. Es gehört in Ansehung der ausnehmenden Mächtigkeit seiner Lager unter die ersten von Deutschland und ist wohl unter allen in Süddeutschland bekannten, das reichste. Es wurde erst im Jahr 1766 entdeckt und besonders erst seit 1781 benützt. Herr Director Flurl theilt zuerst eine vollständige Geschichte der Entdeckung, Aufnahme, Erweiterung und bisherigen Benutzung des Werkes mit, woran er hier nur anführen können, daß die Steinkohlen von Haring hauptsächlich bey der Salzflodung zu Hail benützt werden, wo man 50 Eüntner Steinkohlen gegen 1 Klafter Eudholz rechnet. — Ein zweyter Abschnitt handelt von dem Alter und der Formation des Haringer Steinkohengebirges überhaupt. Verschiedene Ansichten sind über die Formation dieses Gebirges bekannt geworden. Der Verf. selbst war früher der Meynung: daß die Haringer Steinkohlenformation älter sey wie die des Alpenkalksteins. Hier nimmt derselbe aber diese Ansicht zurück, und zeigt

sehr genügend, daß jenes Steinkohlengebirge weit jünger ist als der Alpenkalkstein. Alle vom Tage hinein getriebenen Stollen beweisen, daß die Härtinger Steinkohlenformation auf dem Alpenkalkstein liegt. In einem dritten Abschnitte redet der Verf. von der innern Beschaffenheit des Steinkohlengebirgs zu Härting insbesondere. Im Hangenden der Steinkohlen finden sich folgende Lager: 1. gelblich grauer verhärteter Mergel; 2. ein aus Kalksteinbruchstücken bestehendes Conglomerat mit mergeligem Bindemittel; 3. schwärzlich grauer Mergel; 4. feinkörniger, kalkiger in Conglomerat übergehender Sandstein mit Ostrozyten und Chamiten; 5. ein sehr mächtiges Mergelflöz, hie und da mit vielen kalzinirten Muschelschalen; 6. ein verhärteter, mit Bitumen durchdrungener, stinksteinartig riechender, dunkel rauchgrauer Mergel mit Conchylien- und Madreporen-Versteinerungen; 7. ein Kalksteinconglomerat; 8. brauner Stinkstein, der das eigentliche Dach der Steinkohlen bildet und sich besonders durch mancherley merkwürdige Pflanzenabdrücke auszeichnet, außerdem aber auch verschiedene Conchyliolithen führt. Zu den Merkwürdigkeiten dieses Stinksteins, in welchem sich einzelne Steinkohlen-Partien zeigen, gehört noch das Vorkommen von Hornstein, von Braunschiefer, sowie das Aufsehen von Kalkspathgängen. Das Steinkohlenflöz hat sein Hauptstreichen von Nordost nach Südwest mit einem Verflachen von 36 bis zu einigeln vierzig Graden. Seine Mächtigkeit ist sehr verschieden und nicht überall besteht es ganz aus Steinkohlen, sondern führt nicht selten Lager und Keile von Stinkstein und bituminösem Mergel. In diesem Stinksteinlager finden sich Madreporen und Vermiculiten; in dem Stinkmergel und selbst zwischen den Steinkohlen, kleine Ammoniten. Die Hauptmasse der Steinkohlen besteht aus einer Art von Pechkohle; es kommt zugleich aber auch Schieferkohle und eine von den Bergleuten sogenannte Schuppenkohle vor. In dem Steinkohlenflöze finden sich außerdem zuweilen Nester und Stämme von versteinertem Holze



und in dem Stinkmergel der Steinkohlen, dünne Lagen von Stinkspath. Unter dem Steinkohlenflöz ruhet 1. ein sehr thoniger Mergel, 2. ein aus Kalkgeschichten zusammengesetztes, häufige Versteinerungen führendes Conglomerat. Unter diesem Conglomerate liegt dann der Alpenkalkstein und darunter ein älterer Sandstein.

Wenn gleich Hr. Director F l u e l sehr überzeugend dargethan hat, daß die Steinkohlenformation von Haring nicht, wie man sonst annahm, zum Alpenkalkstein gehören könne, sondern, weit jünger wie dieser seyn müsse, so äußert er sich doch nicht mit Bestimmtheit über das Verhältniß, in welchem jenes Steinkohlengebirge zu anderen bekannten Steinkohlenformationen stehet. Nur beyläufig führt er in Hinsicht der Steinkohlen von M i e s b a c h, die man auch zur Alpenkalksteinformation hat zählen wollen, an, daß sie zur Formation des bunten Sandsteins gehören möchten. Es sey dem Referenten erlaubt, hier seine eigene Ansicht über das Formationsverhältniß der Haringer Steinkohlen zu äußern, wiewohl er sie nur für eine Vermuthung ausgeben darf, da es ihm bisher nicht vergönnt war, das Vorkommen derselben an Ort und Stelle zu untersuchen. Aus der sehr geruhen, vorliegenden Beschreibung scheint sich zu ergeben, daß das Steinkohlenvorkommen zu Haring analog ist dem in dem jüngsten Conglomerat: Sandstein- und Mergelgebirge der Schweiz, in welchem an mehreren Puncten z. B. in Pader unweit Lausanne Bergbau auf Steinkohlen betrieben worden ist, und zum Theil wie u. A. im Canton Zürich, auch gegenwärtig betrieben wird. Nicht allein scheinen die verschiedenen Stöcklagen, in dieser Hinsicht übereinzustimmen, sondern auch die Steinkohlen, die Ref. selbst zu vergleichen Gelegenheit hatte, so wie manche in den Stöcklagen vorkommende Petrefacten. Das Verhältniß des Steinkohlengebirges zu dem Alpenkalkstein ist zu Haring übereinstimmend mit dem in der Schweiz. Das hier in großer Verbreitung vorkommende jüngste Conglomerat: Sandstein- und Mergelgebirge ist offenbar jünger als alle übrige bekannte, Steinkohlen führende Gebirgsformationen, indem es zu den tertiären Gebilden gehört, in denen hin und wieder schon Ueberreste von Süßwasser-Conchylien und von

Säugthieren vorkommen. Hiernach würde diese Steinkohlenformation der Schweiz aus von Tyrol zwischen der im Quadersandstein und den Braunkohlenformationen im Späternannten aufgeschwemmten Lande in der Mitte stehen, worin selbst die Beschaffenheit der Steinkohlen reden dürfte, die zwischen wahren Schwarzkohlen und Braunkohlen das Mittel zu halten scheinen.

S. 225. Untersuchung einer noch unbestimmten Steinart von Hafnerzell bey Passau und zweyer Porphyre aus Tyrol, mit Bemerkungen über die chemische Analyse der Mineralien überhaupt. Von Dr. A. S. G e h l e n. Die Resultate dieser Untersuchung sind schon durch verschiedene Zeitschriften bekannt geworden. Unter den Bemerkungen, die den zweyten Theil der Abhandlung ausmachen, ist manches Beachtungswerthe.

Zur Philologie und Philosophie. S. 1 bis 46. Ueber die Gedichte des Hesiodus, ihren Ursprung und Zusammenhang mit denen des Homer, von Friedrich Thiersch. Trotz aller Ähnlichkeit der Hesiodischen mit der Homerischen Poesie in Versbau, Wortformen und Fügungen, bildlichem Ausdruck, Ansichten, ist der Verf. der Meinung, sey jener ein, obwohl unbestimmt späteres Zeitalter anzudeuten, und zwar 1. wegen mancher Abweichungen von dem Gebrauch späterer Jahrhunderte näher gerückten Sprache, von welchen Abweichungen verschiedene Arten, nemlich in Hinsicht der Sylbengestaltung, des Gebrauchs ganz unhomerischer, und der abweichenden Bedeutung anderer Wörter, in nicht wenigen gewählten Beispielen bemerkt gemacht werden; 2. weil die Erösische Zeit in größere Ferne gerückt erscheine; 3. die Vorstellungen und Sagen von den Göttern häufig anders gestaltet und die Allegorie vollkommener ausgebildet, auch 4. die geographischen Kenntnisse, besonders nach Westen, bedeutend erweitert, und das bürgerliche Leben mit manchen Einrichtungen bereichert sey. Indessen blühte die Böotische Schule früher als die Homerischen Gesänge in Griechenland, erst in Zeiten der Freyheit nemlich, verbreitet wurden, wo die im Hesiodus angedeuteten Sitten, Ansichten und Verfassung schon längst gewichen waren. Daß die verschiedenartigen Theile der vorhandenen Hesiodischen Gedichte und die Nachrichten und Spuren von vielen andern die Annahme eines vorzugsweise Böotischen Zeitalters der Poesie erlauben, wird nach den bisherigen Untersuchungen, mit manchen scharfsinnigen Bemerkungen ausgeführt, und dann geschlossen, der Zusammenhang zwischen dieser und den durch Länder und Meere eben so wie durch die Zeit von ihr getrennten, von ihr nicht nachgeahmten und doch innigst mit ihr verwandten Homerischen Gedichten sey nur dadurch zu erklären, daß vor der Auswanderung

der Colonten, als die Nation noch unter sich selbst verbunden war, dichterische Sprache und Stoff, wie sie nachher sowohl in der Ionischen als in der Doriſchen Poesie hervortreten, schon hinlänglich ausgebildet gewesen. (Chandler, wenn Rec. sich recht erinnert, setzte den Homer vor den Aeolischen Colonten und der Wanderung der Herakliden, weiß beyde nicht von ihm erwähnt zu sehn.) Zu dem Ende wird gezeigt, wie die Lander und Inseln des eigentlichen Griechenslands früher fast ganz von einem Volk bewohnt worden seyen, dessen Theile zwar unter keinem gemeinschaftlichen Namen zusammengefaßt, aber auch durch keine Stammkennzeichen getrennt und rücksichtlich der Sprache und Bildung einander ähnlich gewesen. Indem der Verf. die Schickung in Aeolischen, Ionischen und Doriſchen Stamm als ungeschichtlich mit Recht verwirrt, denkt er sich "Zweige eines noch ungetrennten Volks herrschend im Peloponnes, in Attica, über Böotien bis nach Thessalien über Dodona hin, dann über Euböa und andre Inseln an den Küsten ausgebreitet, und unter den geist- und gemüthvollen Völkern dieses großen Stamms die epische Poesie noch vor der Troischen Zeit entwickelt;" er verzeht also nicht bloß Unprüfung, sondern auch Ausbildung des Epos aus Ionien nach Griechenland hinüber, und betrachtet daselbe als Eigenthum des ganzen Griechischen Volks; dessen verschiedene Staaten in Peloponnes, in Böotien, Attica, auf Ithaca wie auf Euböa gleichmäßigen Antheil daran haben, und durch gemeinsames Bemühen die epische Mundart, Versbau, rhythmische Periode, dichterischen Ausdruck ausgebildet und das ganze wunderbare Geprag dieser Gesangsart so tief eingedrückt haben sollen; daß es auch nach dererspaltung des Volks, wie in dessen späteren Erzeugnissen, daselbe geblieben, so daß darum die Kunstwerke jener beyden Schulen, obgleich durch Länder und Zeitalter getrennt entstanden, dennoch wie aus Einem Guß erscheinen. Wir fürchten, daß der Verf. einer folgenreichen Vermuthung zu leicht Raum gegeben habe, ohne die kaum überwindbaren Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, gehörig anzuschlagen. Hätte er um die große Verbreitung des Pelasgischen Namens zu erklären, eine vorgeschichtliche mächtige Eidgenossenschaft, oder ein Reich, etwa wie das Tyrhenische in Italien, aufgestellt, so dürfte diese Hypothese als eine nicht an sich unwahrscheinliche auf Untersuchung Anspruch machen. Aber die in Sage und Geschichte so deutlich vorliegende Vielstammigkeit aufzugeben, um einen einzigen Urstamm anzunehmen, in dem die früheren barbarischen Bewohner des Landes untergegangen (S. 35), — (denn, wenn S. 45 die Doriier als ein fremder und barbarischer Stamm bezeichnet werden, dem die Jonier als feindselig entgegenge-

stellt und sofort als eigener Stamm betrachtet worden seyen, so heißen S. 37 dieselben Dorier durch Ursprung und Annahme des Apollodienstes mit der übrigen Nation verbunden) — anzunehmen also ein Pelasgisches Urvolk — von dem nebst Staatseinrichtungen und Gebräuchen religiöse und dichterische Cultur; Eine Gesangesart und Eine Sprache, die epische nehmlich und deren Mundart über die durch sie verbundenen und gebildeten Völker als ein einziges und allen (nachmaligen) Stämmen gemeinsames Eigentum ausgegangen; (S. 37) aus welcher Ursprache, der Pelasgischen, die später die alkyonische genannt worden, erst im Verlauf der Zeiten sich Verschiedenheit in Stämmen und Mundarten entwickelt habe, so daß nun erst die Alleinherrschaft der epischen Cultur und Sprache beschränkt, (S. 39) und durch die Anwendung eigener Mundarten, als Töchter oder freygewordener Dienerinnen der allgemeinen, die gewonnene politische Unabhängigkeit behauptet worden sey, (S. 46) — ist nur noch schlimmer als der Irrthum der späteren Griechen, welcher gerügt wird. Wie aber auch immer das älteste Verhältniß der Stämme zu einander gedacht werden möge, so pflegen Dichtung und Sprache auch an verschiedenen Orten nicht so gleichmäßig sich fortzubilden; wohl aber, nachdem sie irgend wo hoch gestiegen sind, ihre Form und Art weit umher herrschend zu machen. So begründet sich eine dichterische Sprache der Nation, die nicht mit der wirklichen zusammentrifft, wenigstens lange Zeit nicht. Ferner wird der Verf. schwerlich behaupten wollen, daß vor der Dorischen Wanderung zwar die Sprache schon ganz gewesen wie sie in Homer und Hesiodus erscheint; — (denn weniger als ganz können wir nicht annehmen, indem jeder geringste Fortschritt nothwendig an beyden getrennt vorausgesetzten Orten verschieden ausfallen mußte, da alles Abweichende in Hesiodus auf Rechnung späterer Zeit geschrieben wird) — nicht aber zugleich auch der ganze innere Character der Dichtung mit ihr, da beydes aufs Engste verwebt und durchgängig gegenseits durch einander bedingt ist. Auch ist S. 43 wirklich die Rede von Rhapsodien der Ilias und Odyssee, die nicht erst von Asien herübergebracht worden, sondern sich in Griechenland erhalten haben könnten. Dann aber wird sich vor allem fragen, ob in solcher Nähe wirklicher Begebenheiten eine epische Gestaltung und Verklärung wie sie im Homer erscheint denkbar, ob nicht vielmehr nothwendig mancherley Umwandlungen und Durchgänge vorhergehend vorauszusetzen seyen. Gesungen werden mögen die Kämpfe noch in demselben Jahr, worin sie geschlagen worden; dieß lehrt wenigstens von mehreren sogenannten Heldenaltern die Erfahrung; und daß Heldenlieder wie Götterfage den Griechen vor der Trennung gemein gewesen,

wird niemand bezweifeln; selbst in einem größern Grad gemein, als der Verf. S. 42 anzunehmen scheint, wo er sagt, daß die auswandernden Ionischen Sängere in Asien neue Nahrung gefunden, und in den Asiatischen Sagen von den Helden des zehnjährigen Kampfs, und vermuthlich nicht etwa die Priamiden und Aeneaden verstehen, sondern nur Griechische Helden. Der Unterschied ist, daß Homer durch seine schöpferische Kraft, wenn nicht, wie Cicero sagt, Sterbliche zu Göttern zu erheben, vermocht hat, doch durch unsterbliche Bilder zu verewigen, während von jenen früheren Liedern das letzte Andenken verschwunden ist. Das Bild des Friedens in Griechenland nach der Rückkehr von Ilias, nach der Odyssee, (S. 41) ist zumahl gegen Thucyd. I, 12, unsicher, und für die jungen Staaten in Asien in mehrfacher Hinsicht die Wahrscheinlichkeit, daß sie mit Riesenschritten vorausgeeilt seyen. Und wie wäre es doch bey einer gleich anfänglichen Allgemeinheit des uns bekannten Heldenlieds unter den Griechen zu erklären, (worauf Heyne T. 8. p. 831 hingewiesen) daß außer dem Herrscherhaus, dessen Licht stets die Sängere anzieht, (und den Fliegen unter ihnen die dichterischen Schwingen versengt) von der Homerischen Heldenjage fast allein der Aeolische Stamm, (dessen Dafeyn — wenn auch der Name bey Homer nicht vorkommt — S. 44 vergeblich geläugnet ist) der zuerst Thessalien bewohnte, dann in der Gegend unweit von Ilias und in Bötien sich niedergelassen hat, verherrscht worden, während der Olymp, von welchem sie herkommen, im Gefangeben so allgemein und einzig seiner Art geworden ist, wie die Musenberge Pierus und Helicon in Thessalien und Bötien in der übrigen? Hiernach gewinnt offenbar die Angabe in den Epy. 634, daß der Vater des Hesiodus die Aeolische Nymphe verlassen und sich (unter den Stammesgenossen) am Helicon niedergelassen habe, das höchste Gewicht, man möge nun dieß für Worte des Dichters selbst nehmen, was nach der Dichtart, worin sie vorkommen, keinen Anstand hat, oder für etwas uralt ihm in den Mund gelegtes, (in der Art wie ganz unzählig bey den Griechen und in der ganzen Welt die Lebensumstände berühmter Personen, besonders der Dichter, eingekleidet werden;) man möge den Bötischen Liebesfinger, wie der Verf. thut, für einen eigentlichen, oder für einen Beynamen, für eine Collectivenennung oder, wie es die Stelle selbst, zumahl in Verbindung mit der ehrlich scheinenden Behauptung der Bötier, die nur die Hauslehrer dem Hesiodus beylegten, für den Verfasser bestimmt nur von diesen gelten lassen wollen. Was nimmt die unlängbare Vielheit Hesiodischer Sängere jener Thatfache, die S. 21 bloß deshalb abgemielet wird, von ihrem Werth, da man unter dem einen Hesiodus doch das Haupt derselben

versteht? Man braucht darum die Möglichkeit mehrfacher in Vergessenheit gerathener Verbindungen nicht zu verwerfen. Versteht doch der Verf. die sämtlichen Theogonieen (S. 26; obwohl man hier noch nach Gründen fragen dürfte) und alles was unter des Hesiodus Namen erhalten ist, wie was sonst ihm zugeschrieben wurde, nach Boetien. Ein anderer Grund, woraus manche Aeußerungen sich herleiten, mit denen Rec. nicht einverstanden ist, besteht darin, daß der Verf. nicht mehrere Arten ältester Poesie unterschieden, sondern zu nachgibig vielleicht gegen neuere Theorien, die nur in Bausch und Bogen wahr sind, ein Zeitalter nothwendig und durchaus epische Poesie annimmt, die allein bestand und herrschte (S. 5) aus deren Aufkündigung erst alle andere Arten hervorgegangen, so daß er wegen der Gleichheit der nach dem vorherrschenden nicht mit Unrecht episch genannten Dichtersprache und Versart sogar die Lehrsprüche (welchen die einfachen, wie zum Unterricht bestimmten Verzeichnisse der Theogonie sich einigermaßen anschließen) als eine ethische Gattung des Epos, zur epischen Poesie rechnet. (S. 31. 33) nicht minder die Weissagungen (S. 39) Eine ernsthafte Rücksicht auf verschiedene Bestimmung, Art und Ton der in manchen allgemeinen Werkmahlen allerdings sehr gleichartigen Poesie dieser Zeiten macht es weit mißlicher, als es vielen tüchtigen Gelehrten geschehen hat, aus einigen Puncten des Volksglaubens oder ein paar verschiedenen Wendungen der Sage sofort einen Culturmesser zusammenzusetzen. Wie leicht kann, was wir für die letzte Grenze der Aufklärung einer Zeit nehmen, etwas alterthümliches oder örtliches seyn, das dem Dichter gefiel! Oder sollte ein Theil des Anziehenden in der epischen Poesie, die wir als nur für uns alterthümlich zu betrachten pflegen, nicht auch schon den ersten Zuhörern im Alterthümlichen gelegen haben? Nichts erscheint falscher als der Satz: (S. 16) "Von einer mit Selbstbewußtseyn verbundenen Wahl zwischen abweichender Sagen zeigt sich nirgend eine Spur." Daß die Spuren fehlen, liegt an der Wahl selbst, die aber von dem Begriff eines hochgebildeten Dichters in einem hochdichterischen Zeitalter unzertrennlich ist. Hat der Kreis der religiösen Dichterbilder einmahl eine gewisse Weite erhalten, so ist nicht zu ermessen, wie groß in geringer Ferne der Zeit oder des Orts der Reichthum und die Abweichungen werden können, und da wir nur von vielem ein wenig vor Augen haben, selten Puncte genug finden, worin genauere Bestimmungen befestigt werden könnten, so ist solche sachliche Vergleichung eine schlüpfrige Untersuchung. So fällt z. B. für Rec. der oben angeführte zweyte Grund für das jüngere Alter des Hesiodus weg, in so fern er bloß auf der Verschiedenheit beruht zwischen Epy. 159, wo allgemein die Troi-

schen und Thebischen Heroen auf den Inseln der Seligen wohnen, und der Odyssee, welche dahin nur den Menelaos, die andern aber in den traurigen Aides verfehrt. Der Verf. scheint S. 14 die Verehrung der Heroen sich zu spät zu denken. Die Homerische Poesie mußte natürlich hinter die Wirklichkeit hinauffleigen; sie laßt das Grab des Achilles entstehen, weil es da war, geht aber wohlweislich nicht über die Entstehung hinaus. Was die Allegorie betrifft, so wird ihr Gebrauch vorzüglich nach der Gattung und dem Geschmack der Dichter zu beurtheilen seyn; ohne das würden wir die Homerische Poesie gerade darum für später halten, weil sie sich derselben so sparsam bedient und sie so äußerst zart und gewählt behandelt. So jung ist Europa nicht, oder so roh das alte Heimathsland zu denken; aber nur zu oft klebt die Alterthumsforschung noch an dem nicht bloß treuherzig aufgenommenen, sondern lange Zeit mühsamlich unterstützten Wahn, daß die Welt mit Brettern zugemagelt sey, unlängst hinter dem letzten geschichtlichen Horizont, und erst hier wie an der Grenze der alten Nacht das erste Licht aufzudämmern begonnen habe. Am wenigsten darf die Thierfabel, die den Zweck hat zu belehren, im eigentlichen Epos gesucht werden, wenn sie auch zufällig einmal eine Stelle darin gefunden haben könnte. In wie weit auch das Geographische zum Theil nicht dem Dichter, sondern der Sage und ihren frühesten Bearbeitungen angehören, oder die genauere Kenntniß des Westens bey Hesiodus bloß von dem nähergerückten Wohnsitz hergeleitet werden könne, ist zu erörtern und zu bestimmen nicht leicht. Sicher mußte die epische Dichtung, welche mit einer so einzigen feinen Bestimmtheit und tiefen innern Folgerichtigkeit ihre Natur, gleichsam die ewige und nothwendige der Gattung, entwickelt hatte, die Verührung vieler Einrichtungen des gegenwärtigen bürgerlichen Lebens verschmähen, die an sich aber für noch unverträglich mit einer Zeit, worin der Geist so weit geschritten war, unmöglich gehalten werden können; oder wenn sie der spätern Ansicht folgen wollte, im Gegensatz der durch das Ganze der Sage bedingten, so konnte sie dies nicht anders als auf sinnreich versteckte Weise thun, daß es die Harmonie des idealischen Ganzen nicht störte. So sind bey Hesiodus, was S. 19 als Neuerung angeführt ist, die Könige gerade heraus geschenktessende, willkürliche Herrscher gescholten. Bey Homer aber leiden, was schon Hesiod bemerkswerth gefunden, in der Unterwelt nur Könige Wein, und zwar die glänzendsten, immer vom benachbarten ehemahligen Reich am Sipylus, einer vom Stamm des Aeolus, und ein sonst höchst ansehnlicher, wie bey Titos das große Grabmahl auf Euböa nicht zweifeln läßt, solche, die zu Sinnbildern königlicher Pracht und Genußliebe, herrschaftlicher Klugheit,

oder übermäßiger Anmaßung nachmahls umgedeutet, wahrheinlich von früheren Sängern hochgepriesen worden waren; denn selbst den Titpos hatte der gerechte Rhadamantus besucht. Noch eine andre Hauptnacht ist übrig, womit Rec. nicht übereinstimmen kann, wenn nemlich die Homerische Poësie unmittelbar als ein Erzeugniß der Priesterclasse, welcher er vielmehr in vieler Hinsicht entgegensteht, betrachtet, und namentlich auf die "gesangkundigen" Stellen hingewiesen wird, (von denen wir eine ganz andre Kunst ausgeübt vermuthen, wenn es gilt über das Neukerliche der Angaben hinauszugethn,) so daß der Verf. demnach die Behandlung der Götter im Homer streng der wirklichen Religion angemessen hält, und z. B. S. 16 Gewicht darauf legt, daß bey Homer von dem Unterschied nicht die Rede sey, den der Volksglaube zwischen Gottern, Halbgöttern und Dämonen machte. Bey alle die dem Widerspruch erkennt Rec. nicht weniger gern und ausrichtig die dem Verf. eigne Geistesgewandtheit und vielseitigen gelehrten Einsichten an, und denkt keineswegs durch seine Einwürfe der inhaltreichen Abhandlung Abtrag zu thun. Auch manches mit dem Hauptgegenstand nicht eng zusammenhängende verdient Beachtung, wie das was S. 38 über die Entstehung des Hexameters vorkommt und mit der Entwicklung des Deutschen epischen Verses zu vergleichen ist. So S. 11 die Bemerkungen über die Unehelichkeit von Παλλάδος Il. 2, 530, obwohl neben der Vermuthung, der Dichter fasse (Od. v, 344 unter den Namen Argos und Hellas als zweyer Grenzländer, gehörig zum Gebiet das eine des größten Königs, das andre des größten Helden, das Griechische Gebiet zusammen, auch Rücksicht zu nehmen erlaubt seyn wird auf die Wirkungen des Ruf und Größe verleihenden Gesangs, mit Beziehung auf die obige Andeutung von einem Stammlande der Poësie eines gewissen Zeitalters. Eine Geneigtheit diesen Namen zu gebrauchen und überzutragen, mußten nicht bloß die Sänger haben, bey denen es so charakteristisch ist, daß sie ihren Landeshelden, da der Oberbefehl bey ihnen einmahl nicht gewesen war, doch als die Seele des Ganzen darstellten, sondern auch alle, auf die der Zauber des Heldenbilds gewirkt hatte. In welchem Sinn und Umfang ist den Stellen, wo nach Strabo zuerst Hesiodus und Arctifidius den Namen Panhellenen gebraucht hatten, derselbe verstanden worden, wird indessen unbestimmt bleiben. Herodots Angabe, daß die Thessalischen Hellenen sich erobert überallhin ausgebreitet, vermißt der Verf., weil nichts zu ihrer Bestätigung nachzuweisen steht; nachprüflich. Das Ueberreicht der lyrischen Poësie in Bookken S. 6 ist um so mehr zu verbessern, als Pindar der epischen Form der Sprache ziemlich nachsteht. (S. 40.) — ~~Über~~ eine sehr seltene



Münze von Mytilene auf Lesbos, welche sich in der Kön. Sammlung zu München befindet, von Franz Ignaz Streber, Conservator des Kön. Münzcabinets. -- In dem Bildniß der Vorderseite erkennt der Verf. nach der vollkommenen Aehnlichkeit, wie er sagt, derjenigen, wo der Namen beygeschrieben ist, den Augustus, auf der Rückseite das Gepräge der Livia als Pietas. Einzeln kommen auch sonst beyde auf Mytilenischen Münzen vor mit der Beyschrift wie hier, ΘΕΟΣ und ΘΕΑ. Der auf der Vorderseite beygefügte ΘΕΟΦΑΝΗC ist der, welcher von August zum Prätor von Asien ernannt worden war, und also diesem schicklich durch eine Münze seiner Vaterstadt huldigen würde. Der Namen der Rückseite ΑΡΧΕΔΑΜΙC getraut der Verf., obwohl er ihn für einen männlichen, gleich Neuris und Pollis gebildet, ansieht, nicht auch für den einer Magistratsperson zu halten, und sagt lieber nichts über ihn. Neumann hatte aus zwey ähnlichen, aber nicht gleich wohl erhaltenen noch gleich vollständigen Münzen, die mit abgebildet sind, auf Theophanes den Vater geschlossen, der Feldherr, Freund und Geschichtschreiber des Pompejus war und für seine im Mithridatischen Krieg zerstörte Vaterstadt bey ihm so viel bewirkte, daß sie ihm dafür, nach Tacitus, göttliche Ehre erwies. Es het trat dieser Erklärung bey, und auch Visconti nahm noch gar den Theophanes in seine Gallerie berühmter Griechen auf. Neumann indessen hat nachher die Meinung des Hrn. Streber, als dieser ihm seine Abhandlung zuschickte, gebilligt, und sogar versichert, seine eigne frühere, durch eine ähnliche für Wien gewonnene Münze, bereits selbst als irrig eingesehn zu haben. Visconti dagegen gibt neuerdings in dem Suppl. à l'Iconogr. Grecque die eine früher von ihm nur erwähnte und dazu noch eine unedirte Münze im Abbild, ohne zu zweifeln, daß Theophanes der Gott, und die Göttinn Archedamis sein Weib sey, und mit der Andeutung, daß die Münze erst später, um dem Pompejus Theophanes, unter Tiberius Procurator Asiens, zu schmeicheln, geschlagen worden sey. Sehr einleuchtend! Und es ist zu bedenken, 1. wie anstößig der Name einer zweyten Magistratsperson sey, 2. wie unglaublich die Form Archedamis als männlicher Name, 3. wie äußerst selten der Fall, daß die Legende neben einem Kopf nicht diesen selbst angebt (vergl. Iconogr. Rom. T. 1. p. 261), 4. wie wahrscheynlich, daß, nach Analogie der Kaiserlichen Familien; mit dem Theophanes auch sein Weib vergöttert werde. Bey diesem spätern Griechenvolk bedeutet der Göttertitel nicht so sehr viel. Man erinnere sich des Pääns auf Fläminius, (Plut. Flam. 16) wie Augustus verbieten muß, den Agrippa zu vergöttern u. dgl.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. May 1819.

Göttingen.

Der 18. May war für die hiesige Universität ein festlicher Tag. An demselben hatte sie das Glück, Seiner Königlichen Hoheit dem Herzog von Clarence und Höchstdero Frau Gemahlinn Königlicher Hoheit ihre tiefe Ehrfurcht auszudrücken. Nach geschehener Vorstellung des gesammten Universitäts- Personals durch Seine Excellenz, den Herrn Staats- und Cabinetsminister von Arnswaldt, geruheten Höchstdieselben die Institute der Universität in Augenschein zu nehmen, und thaten dieß mit solcher Aufmerksamkeit, und so vielen in das wahre Wesen derselben eindringenden Bemerkungen, daß die hiesigen Lehrer in Höchstliher erleuchteten Theilnahme an ihren Wissenschaften eine neue Ursache zur Begeisterung für ihren Beruf fanden, den sie durch die Munificenz Seiner Majestät des Königs und Seiner Königlichen Hoheit des Prinz Regenten auf jede Weise erleichtert sehen.

M (4)

Die herrlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche sich auf die huldreichste Weise in den Reden und Handlungen Ihrer Königl. Hoheiten ausdrückten, ließen die unaussprechlichsten Eindrücke der tiefsten Ehrfurcht und Dankbarkeit in aller Herzen zurück; der geistreiche Prinz, der in den historischen und mathematischen Wissenschaften wie ein Gelehrter vom Fache wohnt, beehrte überdies die philosophische Facultät mit der besondern Auszeichnung, ein Doctordiplom von ihr gnädigst anzunehmen.

### Göttingen.

Von ihrem correspondirenden Mitgliede, dem Herrn Professor D. Treviranus zu Bremen, hat die hiesige Societät der Wissenschaften folgende treffliche Abhandlung zur Bekanntmachung erhalten: *De Protei anguini encephalo et organo sensuum disquisitiones zootomicae. Auctore G. R. Trevirano.*

Der *Proteus anguinus* war bisher in neurologischer Hinsicht sehr wenig bekannt. Der Verfasser des obigen, mit Zeichnungen begleiteten Aufsatzes, der seit mehreren Jahren mit vergleichenden Untersuchungen des Gehirns und der Sinneswerkzeuge beschäftigt ist, vermuthete, daß diese Theile bey dem räthselhaften Thier des Sitticher Sees nicht weniger merkwürdig als dessen übrige Organe seyn müßten. Er fand seine Erwartung bey der Zergliederung eines weiblichen *Proteus*, den er der Gefälligkeit des Herrn von Schreibers in Wien verdankt, bestätigt. Unter allen Wirbelthieren hat keines ein so einfaches Gehirn als der *Proteus*. Die vordern Theile dieses Eingeweides sind lang und schmal, wie bey den Fröschen und Salamandern, und enthalten eine ähnliche Höhlung mit einem Körper, den man für analog dem

gestreiften Körper angenommen hat, wie bey allen Amphibien. Die hintern Theile, die man bald mit den Gehirnhügeln, bald mit dem vordern Paar der Weirhügel verglichen hat, machen eine einzige, bloß hinten durch einen leichten Einschnitt getrennte Masse aus. Von einem kleinen Gehirn ist nur ein Rudiment übrig, ein markiges Querband, welches am hintern Rande auf jeder Seite einen kurzen, rundlichen Anhang von grauer Substanz hat. Die Hirnel ist lang und schmal, und läuft vorne in einen, zwischen den beiden Vordertheilen des Gehirns fortgehenden, markigen Faden aus. Der sehr breite, aber platte, herzförmige Hirnanhang nimmt den ganzen Raum zwischen jenen Vordertheilen und dem Anfang des verlängerten Marks ein. Das letztere ist vorn eben so breit als das übrige Gehirn. Der Ventrikel desselben setzt sich nicht, wie bey mehreren Amphibien, durch das ganze Rückenmark fort, welches sich als ein solider, cylindrischer Strang ohne bedeutende Veränderung seiner Dicke bis zum Ende des Schwanzes erstreckt. Das Merkwürdigste an dem einfachen Gehirn ist, daß auf jeder Seite nur vier Nerven daraus entspringen: der Geruchsnerve, der Trigeminus, ein gemeinschaftlicher Stamm des Nulzig- und Hörnerven, und der Stimmnerve. Von einem zweyten, dritten, vierten und sechsten Paar traf der Verf. keine Spuren an. Die Gegenwart von Geruchsnerven beweiset, daß auch die übrigen Geruchswerkzeuge zugegen seyn müssen, von welchen bisher bloß die äußern Nasenlöcher bekannt waren, die sich zu beiden Seiten in der Oberlippe finden. Jedes derselben führt zu dem vordern Ende eines länglichen, häutigen, zwischen den Muskeln der Oberlippe liegenden Schlauchs, dessen Haut auf der inwendigen Seite schrägläufende, parallele Ver-

doppelungen bildet, und welcher sich auf der untern Seite in die Mundhöhle öffnet. Außer den eigentlichen Geruchsnerven gehen zu demselben mehrere Zweige des fünften Hirnnerven. Hinter diesem Geruchsorgan, in einer zwischen den Sehnen der vordern Kopfmuskeln befindlichen Höhlung liegt das Auge, ein einfacher, kugelförmiger Crystallkörper, auf dessen hintern, mit einem schwärzlichen Pigment überzogenen Fläche sich einige Fäden des Trigemini ausbreiten. Die, vor dem Auge undurchbohrte Haut ist hier nicht dünner als an andern Stellen. Doch ist sie dünn genug, um Lichtstrahlen durchzulassen. Es läßt sich daher begreifen, wie der Proteus sehr empfindlich gegen das Licht sehn kann, ohne äußere Auaenöffnungen zu besitzen. Die Höhle des innern Ohrs ist mit einem Zellgewebe angefüllt, welches einen Saft mit einer weißen, breyartigen Materie und die halbcirkelförmigen Canäle einschließt. Das Ganze ruht auf einer gespannten, elastischen Haut, unter welcher auf dem Boden der Höhle, sich der Gehirnerve vertheilt. Dieser geht fast in grader Richtung durch die Mitte der Höhle von vorne nach hinten, und macht während seines Verlaufs eine längliche Anschwellung. Aus dem vordern Rande des Knotens entspringen mehrere platte, convergirende Markbänder, die sich mit ihren Enden unter einander verbinden und auf dem Boden der Ohrhöhle ein zartes Netzwerk bilden. Auf der entgegengesetzten Seite tritt aus der Anschwellung ein dünner Faden, der mit den beiden Zweigen, worin sich der Hörnerve endigt, die halbcirkelförmigen Canäle zu versorgen scheint. Der Verf. findet in den vorstehenden Beobachtungen neue Gründe für die Meinung, daß der Proteus eine selbstständige Thierart ist. Bey keinem Salamander unsers Welttheils, sagt er, wird man so wenig an der

Larve, als an dem ausgebildeten Thier ein solches Gehirn, solche Geruchswerkzeuge und solche Augen, wie der Proteus besitzt, anzutreffen erwarten dürfen. Ob aber, wie Herr von Schreibern vermuthet, der Proteus ein ursprünglich zufällig ausgeartetes, bey fortgesetzten Generationen selbstständig gewordenes Thier ist, wagt er nicht, zu entscheiden. Doch glaubt er, daß, wenn sich diese Meinung bestätigen sollte, entweder die ursprüngliche Stammart des Proteus ganz untergegangen seyn muß, oder bey den Amphibien auf dem Wege der Ausartung weit größere Veränderungen in den wichtigsten Organen, als man bisher für zulässig gehalten hat, möglich seyn müssen.

### Philadelphia.

Bey Bradford und Inskoop: Journal of a cruise made to the Pacific Ocean by Captain David Porter in the United States frigate *Essex*, in the years 1812, 1813 and 1814. Containing descriptions of the Cape de Verd Islands, Coasts of Brazil, Patagonia, Chili and Peru and of the Gallapagos Islands; also a full account of the Washington Groupe of Islands, the manners, customs and dress of the inhabitants etc. Illustrated with fourteen engravings in two Volumes, 1815. Vol. I. S. 265. Vol. II. S. 169 in groß Octav.

Der Verf., Capt. Porter verließ am 27. Oct. 1812 den Delaware, um gegen die Engländer zu kreuzen. Sein Lauf ging über Port Praya, Fernando de Noronha nach Cap Frio. Er nahm auf diesem Zuge das Englische Packetboot *Rocton*, und einen mit Häuten und Salz beladenen Schooner. Nach einem kurzen Aufenthalt bey der Insel St. Catharina, seegelte er um Cap Horn in den stillen Ocean, und lief am 14. März 1813 in Valparaiso auf der Küste von Chili, ein. Nachdem

er sich hier mit Lebensmitteln versehen hatte, seegelte er die Küste von Chili und Peru entlang, und entwarfnete einen Peruanischen Corsaren, welcher, weil er die Spanier als Alliirte der Engländer betrachtete, ein paar Americanische Schiffe genommen hatte, von welchen eines vor dem Hafen von Lima wieder genommen wurde. Von hier ging der Verf. nach den Gallapagos-Inseln, wo er vom 17. Apr. bis zum 3. Oct. 1813 kreuzte, und während der Zeit 12 Englische Wallfischfänger nahm, die zusammen 107 Canonen und 302 Mann Besatzung führten. Nachdem er auf einer der Washington-Inseln, von den Einwohnern Nooahewah, von ihm Madison-Insel genannt, sein Schiff und seine Prisen ausgebeffert und mit Lebensmitteln versehen hatte, ging er (jedoch ohne seine Prisen, die er hier zurückließ) wieder nach der Küste von Chili unter Seegel, wo er am 12. Jan. 1814 anlangte, und bald darauf von der Englischen Fregatte Phoebe und der Sloop Cherub, welche zusammen 81 Canonen und 510 Mann Besatzung führten, nach einem blutigen Gefecht genommen wurde. — Das Buch enthält manche interessante Bemerkungen über die Küsten und Inseln, welche der Verf. berührt hat, wovon wir unsern Lesern einiges mittheilen wollen. Port Praya auf St. Jago, einer der unter Portugiesischer Bothmäßigkeit stehenden Cap Verp-Inseln, war in dem elendesten und wehrlosesten Zustande. Seit 10 Jahren war weder Gold noch Bedarf an Kleidung und Waffen eingegangen. Durch den Krieg zwischen Großbritannien und Nordamerika war die Zufuhr an Mehl völlig abgeschnitten, so daß es durchaus an diesem ersten Bedürfnis fehlte. In Valparaiso, an der Küste von Chili, welches sich damals bereits unabhängig erklärt hatte, wurden die Americaner gut aufgenommen. Beschreibung eines Balls und anderer Feste, die ihnen zu Ehren gegeben wurden. Die Gallapagos-Inseln sind vulcanischen Ursprungs, unbewohnt und vorzüglich merkwürdig durch eine besondre Gattung von Land-Schild-

Fröten, die dort gefunden werden, gewöhnlich zwischen 50 und 100, die größern gegen 300 Pfund wiegen. Ihr Körper ruht auf Beinen, ungesehr einen Fuß lang, ähnlich den Beinen und Füßen der Elephanten. Der Hals dünn, ungesehr 18 Zoll bis zwey Fuß lang; der Kopf von verhältnismäßiger Größe und Gestalt, ähnlich dem Kopf einer Schlange. Ihre Bewegung langsam, regelmäßig und schwerfällig. So scheußlich und ekelhaft ihre Gestalt ist, so gewährt doch nicht leicht irgend ein andres Thier eine gesündere, nahrhaftere und wohlschmeckendere Speise. Nach dem Verf. sollen diese Thiere eine außerordentlich lange Zeit ohne Nahrung leben können, ja es soll nicht an Beyspielen fehlen, daß sie 13 Monathe im Schiffsraum auf einander gestauet gelegen haben, ohne, wenn sie alsdann geschlachtet wurden, etwas an Fett und Wohlgeschmack verlohren zu haben. Delano widerspricht diesem jedoch in einem in einem künftigen Stücke unsrer Anzeigen anzuzeigenden Buche. Sie führen einen Vorrath von frischem Wasser mit sich in einem ungesehr zwey Gallonen haltenden Sack an der Wurzel des Halses; man fand dieß Wasser süß und wohlschmeckend. (Delano erwähnt dieses Umstandes nicht, widerspricht ihm jedoch auch nicht). In der Sonne sind sie sehr unruhig, im Dunkeln liegen sie das ganze Jahr bewegungslos. Bey Tage sind sie sehr scharfsichtig und furchtsam; das Gehör fehlt ihnen ganz. Am ausführlichsten handelt der Verf. von den Washinaton-Inseln, vorzüglich von einer derselben, der Madison-Insel, wo er sich eine längere Zeit aufgehalten hat. Die Americanischen Schiffscapitäns Ingraham und Robert von Boston hatten sie, jener im J. 1791, dieser im J. 1792 gesehen, und sie Washinaton-Inseln genannt. Der Französische Schiffscapitän Marchand bemerkte sie ebenfalls im J. 1791, und nannte sie Isles de la revolution.



Der Englische See-Lieutenant Hergest sah sie im März 1792, untersuchte ihre Küsten, entwarf eine Chartre davon, und beschrieb sie genauer als irgend ein Seefahrer vor ihm. Er nannte sie Sir Henry Martins Islands. Die Madison-Insel wird von einem schönen Menschenlag bewohnt, der mit den Bewohnern der Freundschaftlichen Inseln von einem Stamme zu seyn scheint, und ungefehr auf dem nehmlichen Grad der Cultur steht, als jene zur Zeit der Entdeckung. Sie sind in verschiedene Stämme unter Oberhäupter getheilt, die sich häufig bekriegen. Der Verf. beschreibt ausführlich ihr häusliches und gesellschaftliches Zusammenleben, ihre nicht gemeinen Kunstfertigkeiten, ihre Wohnungen, Geräthe, Kleidungsstücke, Waffen, ihre Sitten, Gebräuche und, freylich noch sehr rohen religiösen Ideen. Im ganzen erscheint der Character des Volks in einem sehr günstigen Licht, wenn gleich die Unbefangenheit, mit welcher der unverheyrathete Theil des schönen Geschlechts, sich den Fremden hingab, und selbst von ihren Angehörigen angebothen wurde, mit unsern Sitten sehr contrastirt.

Die Insel producirt unter andern Cocosnüsse, Brotfrucht, Zuckerrohr und das in China so sehr geschätzte Sandelholz, welches die Americaner vielfältig von hier abholen, und dorthin führen. Von vierfüßigen Thieren fand der Verf. hier bloß Schweine und Katzen in großer Anzahl; die Schweine, deren Zucht bedeutend ist, sind von geringerer Qualität als die Europäischen.

Die Schreibart ist nachlässig, wie denn der Verf. als Seemann keinen Anspruch auf schöne Darstellung macht. Im Ganzen gewährt das Buch, vorzüglich der zweyte Theil, eine interessante Lectüre.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 3. Junius 1819.

Paris.

Les quatre Concordats suivis de Considérations sur le Gouvernement de l'Eglise en général, et sur l'Eglise de France en particulier depuis 1515. Par M. de Pradt, ancien Archevêque de Malines. 1818. T. I. p. 460. T. II. p. 523. T. III. p. 448. in 8. Unter den merkwürdigeren aus Veranlassung des Französischen Concordats vom Jahr 1817 erschienenen Schriften, mit deren Anzeige wir bis jetzt noch im Rückstand geblieben sind, mag man wohl auf eine etwas genauere Beschreibung der vorstehenden am begierigsten seyn, weil man von der bekannten Manier, von dem Geist, und noch mehr von den früheren Verhältnissen ihres Verfassers vielleicht die anziehendste und unterhaltendste, wenn auch nicht gerade die gründlichste Behandlung seines Gegenstands erwarten zu dürfen glaubt. Diese Erwartung wird man auch nicht getäuscht finden; ja wir können voraus sagen, daß man mehr in der Schrift finden wird, als man erwarten mag, nur muß man bey der Schätzung

N (4)

von einem Theile dieses unerwarteten auf die Classe von Lesern Rücksicht nehmen, für welche der Verf. zunächst schreiben wollte, denn sonst könnte man sich leicht einer Unbilligkeit gegen ihn schuldig machen. Für die Pariser Gesellschafts-Eale, an welche er unter dem Schreiben gewiß immer dachte, paßt das meiste von demjenigen recht gut, was der gelehrte und methodische historische Untersucher gar nicht in dem Werke gesucht haben möchte; dieser letzte sollte aber schon deswegen weniger Anstoß daran nehmen, daß auch die ganze Manier und Darstellungsart des Verf. bloß für den Effect, den sie in jenen machen sollte, berechnet ist, denn dafür wird doch auch er durch manches für ihn schätzbare, besonders durch manche Notizen, und Aufklärungen überrascht und entschädigt, die nur Hr. de Vr. über mehrere neuere Verhandlungen bey seiner eigenen Theilnahme daran geben konnte, wahrscheinlich aber nicht jeder Theilnehmer mit gleicher Offenheit gegeben haben würde. Vorzüglich diese letzten sind es auch, auf welche wir unsere Leser nach einer allgemeinen Angabe von dem Inhalt, von der Oeconomie und von der Tendenz des Werks besonders aufmerksam machen wollen, denn seinen eigentlichen Unterscheidungs-Character glauben wir schon durch die bloße Angabe seiner Bestimmung hinreichend gezeichnet zu haben.

Die vier Concordate, deren Geschichte und Critik der Verf. geben wollte, sind — das erste, das im J. 1515, zwischen Leo X. und Franz I., die zwey neueren, die im J. 1801 und 1813 zwischen Pius VII. und Napoleon, und das neueste, das im J. 1817 mit der wiederhergestellten Königlich-Französischen Regierung abgeschlossen wurde. Um die Möglichkeit eines verständigen und richtigen Urtheils darüber einzuleiten, fand er es jedoch nothwendig, die Grundsätze einer jeden

Kirchlichen Regierung zuerst aus der Natur und dem Geiste der Religion abzuleiten und hernach ihre Anwendbarkeit auch historisch zu begründen. Damit ist die volle Hälfte des ersten Bandes ausgefüllt; der besondern Geschichte der Französischen Concordate mußte aber auch noch das historische über die früheren Fundamentalgesetze der Französischen Kirchenverfassung und Regierung, nemlich über die pragmatische Sanction Ludwigs IX. vom J. 1268 und die berühmtere Carls VII. vom J. 1438 vorangeschickt werden: die eigene Geschichte eines jeden einzelnen ist hernach in der Ordnung ausgeführt, daß immer zuerst die Umstände, welche es veranlaßten und herbeiführten, dargelegt, der Character der wirklichen und der offensiblen Urheber davon geschildert, der Gang der Verhandlungen darüber gezeichnet und endlich alle jene Beziehungen gewürdigt werden, von denen das Urtheil über die Nothwendigkeit und Ausführbarkeit wie über die Schicklichkeit und Gerechtigkeit eines jeden abhängt. So konnte in die Geschichte des ersten im J. 1801 mit Napoleon geschlossenen Concordats fast die ganze Geschichte der Französischen Revolution, so weit sie das kirchliche und religiöse betraf, eingeflochten werden, die Geschichte des zweiten im J. 1803 zu Fontainebleau abgeschlossenen erforderte aber eine Darstellung der Ursachen, durch welche der Papst allmählich mit Napoleon in das feindliche Verhältniß, das ihm so viele Mißhandlungen zuzog, gekommen war, hingegen die Beurtheilung des neuesten vom J. 1817 ließ sich am schicklichsten durch eine Schilderung der gegenwärtigen Stellung des Französischen Clerus, der Parteien am Hofe, und des Geistes einleiten, der unter der Masse der Nation in besonderer Hinsicht auf das kirchliche und religiöse zu herrschen scheint. So begreift man, wie der Verf. drey nicht schwache

Hände mit seiner Materie füllen konnte, ohne gerade fremdartigen Stoff, der erst mühsam herbegezogen werden mußte, einzumischen; man muß aber noch dazu sagen, daß fast ein Viertel des dritten Bandes mit sehr interessanten Documenten und Actenstücken ausgefüllt ist, die zwar zum Theil auch schon, aber noch nicht so authentisch, sondern nur von einem namenlosen Sammler in das Publicum gebracht worden waren. Sie gehören zu der Geschichte der Verhandlungen, welche mit dem Papste während seiner Gefangenschaft zu Savona betrieben wurden, und dem Schlusse des Concordats vom J. 1813 vorangingen.

Was wir über den Geist der Schrift im Ganzen zu sagen haben, läßt sich am kürzesten zusammenfassen. Man wird in sehr vielen Stellen den ehemaligen Bischof, und zwar den Französischen Bischof sich ausdrücken hören, aber man wird sich doch dabey sehr oft zu der Frage versucht fühlen: ob es auch ein catholischer Bischof ist, den man sprechen hört? Diese Frage wird man schon bey den Grundsätzen kaum unterdrücken können, die er Th. 1. 27 über den einzig denkbaren Zweck der Kirche und über das einzig consequente Princip ihrer Regierung ausspricht; denn hier behauptet er ja so stark, als es irgend jemahls ein protestantischer Canonist gethan hat, und wirklich nicht immer alle gethan haben, daß sich jenes Princip nur als rein-geistig denken lasse, weil ja die Kirche keinen andern als einen rein-geistigen Zweck haben könne. Doch diese Ausdrücke könnte auch der catholische schon noch gebrauchen, ohne dabey mit dem protestantischen gleich zu denken; aber wie könnte er die Folgen daraus ziehen, die der Verf. daraus gezogen hat? Er leitet es selbst S. 111 fg. daraus ab, daß in Beziehung auf die Kirche schon jede Mischung des Zeitlichen und Weltlichen mit dem Geistigen eta

was unnatürliches sey, und daß ihr Streben niemahls dahin gehen dürfe, neben ihrem geistigen Zweck auch noch einen zeitlichen und weltlichen zu erreichen. Er ist deswegen überzeugt, daß es um die Religion und um die Kirche unendlich besser stehen würde (S. 117) wenn man es der ersten nur immer überlassen hätte, sich selbst zu schützen und allem durch die ihr eigenthümlichen Mittel zu wirken. Er fährt es S. 118 - 135 mit höchst treffenden großen Zügen aus der Geschichte aller Jahrhunderte vom dritten bis auf das neunzehnte herab aus, daß alles Unglück, das die Kirche getroffen habe, immer nur von ihrer Leiter! meistens selbst gesuchten Verwicklung in das Zeitliche, und von ihrem Streben nach weltlichen Zwecken herbegeführt worden sey, - ja er scheut sich S. 138 nicht, es als seinen Wunsch auszusprechen, daß es nie eine Staats-Religion hätte geben, daß man das Christenthum nie als solche hätte aufstellen und daß es sich besonders der Staat niemahls hätte einfallen lassen mögen, den christlichen Clerus zu bereichern und zu begünstigen. Bis zu diesem Wunsch haben wenigstens unsere theologische protestantische Canonisten die Consequenz nicht leicht getrieben. Der Verf. aber bleibt seinem Princip so getreu, daß er auch bey seiner besondern Critik über die einzelnen Concordate das unrechtliche von einem jeden immer zuerst darin findet, weil es von der Kirche mit einer politischen Rücksicht auf zeitliche Convenienzen, und weltliche Zwecke geschlossen worden sey. Dagegen erkennt man in eben dieser Critik den ehemaligen Bischof und den jetzigen Ex-Bischof an mehreren Zeichen; denn er zeigt, daß durch jedes der drey Concordate vom J. 1516, vom J. 1801 und vom J. 1817 die Rechte der Bischöfe vielfach verletzt worden seyen; jedoch findet er den Hauptgrund ihrer politischen Verwerflich-

keit Th. I. S. 304. Th. II. 121 schon in der Ungleichheit, womit die darin stipulirten Rechte zwischen den Contrahenten, zwischen dem Papst und dem Französischen Regenten getheilt worden seyen, indem der Papst dem letztem nur ein beschränktes Nominationsrecht seiner Bischöfe eingeräumt, für sich aber dargesezt habe, daß das ihm zugestandene Recht der canonischen Institution durch keine Zeit beschränkt werden dürfte.

Nach diesem erlauben wir uns von dem einzelnen nur noch folgendes kürzlich als Probe zu berühren, wie viel neues und anziehendes der Verf. gelegentlich gegeben hat. So findet sich Th. 1. 158 — 189 eine sehr interessante Vergleichung der Verhältnisse, in welchen der catholische Clerus vor der Revolution seiner Anzahl und seinen Einkünften nach, in den catholischen Hauptstaaten von Europa stand. Man ersieht daraus, daß in Frankreich ein Geistlicher auf 168, in Spanien aber auf 100 Layen kam. In Frankreich betrug ihre Einkünfte 300 Millionen, wovon aber 18 allein durch gelezene Messen verdient wurden, deren für jeden Tag 50,000 gestiftet waren; der ganze europäisch-catholische Clerus hingegen mochte zusammen 1800 Millionen kosten, die jedoch, besonders unter den Bischöfen, sehr ungleich vertheilt waren, indem es ja in Italien noch einen Bischof gibt, der nicht mehr als 900 Grk. Einkünfte hat. — Nach Th. 1. 316 betrug die ganze Summe, die vor der Revolution jährlich aus Frankreich nach Rom floß, kaum eine halbe Million, und die besondere Einnahme von den Annaten der Französischen Bisthümer nur 170,000 Grk., daher es kaum der Mühe werth seyn würde, davon zu sprechen, wenn sie auch dem Papste durch das neueste Concordat wie der stillschweigend bewilligt worden wären. Unterhaltend ist die Anekdote S. 354, nach welcher Napoleon einmahl das nach Paris transportirte päpstliche Archiv besuchte, sich den berühmten Brief Ludwigs

XIV. an Innocenz XII. vom J. 1693 zeigen ließ, ihn ohne weiteres mit sich nahm, und bey seiner Rückkunft in die Tuilerien eigenhändig mit den Worten ins Feuer warf: "Somit man uns doch mit seiner Asche nicht mehr beunruhigen." Mehrere treffend wahre und trefflich gesagte, aber freylich auch mit manchen halb-wahren und bloß schimmernden vermischte Bemerkungen über die Wirkungen der Zeit bey Revolutionen, und über den Einfluß, welchen einerseits die Philosophie und andererseits die Aufhebung der Jesuiten auf die Französische hatte, sind nach am Schlusse des ersten Bandes S. 399: 450 der Geschichte von dieser mit welcher der zweyte beginnt, vorangeschickt. Das Benehmen des Clerus bey dieser ist S. 14 — 24 mit musterhafter Unparteylichkeit wie das Benehmen des Papsts Pius VI. beurtheilt. Mit gleicher Billigkeit hält auch der Verf. über Pius VII. und Napoleon Gericht; nur kommt jener zuweilen etwas schlimmer als dieser dabey ab; aber in der Geschichte des letzten Hauptbruchs zwischen ihnen, der die Bonn-Bulle gegen Napoleon und die Deportation des Papsts nach sich zog, wird man durch die meisten unerwarteten Notizen überrascht. So erfährt man S. II 294, daß Napoleon die Italiänische Krone zuerst seinem Bruder Joseph angeboten hatte, der sich aber nicht damit beladen wollte, S. 415, daß die Gefangennehmung des Papsts im J. 1809 ganz ohne Wissen Napoleons, allein durch Murat eingeleitet worden war, und S. 507, daß sich der Papst durch die zweyte im J. 1811 an ihn nach Savona geschickte Deputation zu der völligen Bewilligung aller Forderungen Napoleons bewegen ließ. Dagegen erklärt es der Verf. Th. III. 5 für eine grobe, wenn schon auch von Chateaubriand geglaubte und beglaubigte Lüge, daß Napoleon den Papst bey ihrer Zusammenkunft zu Fontainebleau im J. 1813 persönlich mishandelt haben sollte, und glaublicher mag man wenigstens dafür allerdings einen Zug finden, den er aus einer früheren Conferenz zwischen Napoleon und dem Papst anführt, wobey der erste den letzten, der ihm diellnfehl-



barkeit des Römischen Stuhls aus Bellarmin beweisen wollte, durch die trockene Frage aus seiner Fassung brachte: *Mais, très saint P. re, me prenez vous, donc pour Charles IV Roi d'Espagne.* Daß sich übrigens über sehr Vieles mit dem Verf. streiten ließe, wird man gern glauben; aber welche Critik könnte der naiven Offenheit widerstehen, womit er selbst in der Vorrede S. XXXI die Mängel seiner Schrift mit der Kürze der Zeit, die er zum Schreiben gehabt habe, und mit der Nothwendigkeit, diese Zeit im Fluge zu haschen, entschuldigt.

## L e i p z i g.

Bey Götschen. *Icones ad illustrandam anatomiam comparatam. Auctore J. A. Albers, M. D. etc.* gr. Fol. mit drey Kupfertafeln. Der verdienstvolle Verf., der die spärlichen Stunden, die ihm sein ärztlicher Beruf übrig läßt, mit Vorliebe der vergleichenden Anatomie widmet, und sie schon mit so bedeutenden Arbeiten bereichert hat, gedenkt nach und nach eine Folge von Kupfertafeln besonders merkwürdiger und seltener Gegenstände für dieses lehrreiche Studium zu liefern, und beginnt in dem Hefte, das wir anzeigen, mit zwey vorzüglich wichtigen Beyträgen zur Osteographie der größten Cetaceen, deren Anatomie aus leicht begreiflichen Ursachen, bisher nur stückweis und meist gar unvollkommen bearbeitet werden konnte.

Von den drey trefflichen Tafeln enthält die erste das ganze Skelet der *Balaena boops*, die beiden andern aber den Schedel eines zweyjährigen Narhwals von der obern und untern Seite. Jenes nach dem jetzt im Museum zu Bremen befindlichen schönen Gerippe des vor anderthalbhundert Jahren bey Vegesack in der Weser gestrandeten 29 F. langen Thiers. Der Narhwalschedel aber aus der Forriepschen Sammlung; noch von einem jungen Thiere, daher die einzelnen Knochen deutlicher zu unterscheiden sind. Der rechte erst später hervorgebrochene Stoßzahn ist viel kleiner als der linke.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 5. Junius 1819.

H a l l e.

Bey Gebauer: Grundriß der Religionsphilosophie, zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen von Gottlieb Wilh. Gerlach, Doctor und Professor der Philos. zu Halle. 1818. 201 Seiten in Octav.

Dieser schätzbare Beytrag zur fortschreitenden Bearbeitung eines der wichtigsten, wo nicht des allerwichtigsten Theils der Philosophie bestätigt die erfreuliche Wahrnehmung, daß der Nebel des neuen naturphilosophischen Pantheismus, der so viele philosophirende Köpfe in Deutschland verdunkelt hat, auch bey der jüngeren Generation dem Lichte des gesunden Verstandes zu weichen anfängt. Der Verfasser, erst seit wenigen Jahren als philosophischer Schriftsteller bekannt, gehdrt nicht nur nicht zu der Schule, die vermöge einer angeblichen Anschauung des Absoluten die Phantasie mit der Vernunft, die Poesie mit der Philosophie, und die Natur mit ihrem Schöpfer identificirt; er hat sich auch durch Selbstdenken überzeugt, daß die Religionsphilosophie

D (4)

sophie weder bey den Resultaten des Kantianismus stehen bleiben, noch zu dem Leibnizischen und Cartesianischen Intellectualismus umkehren, oder mit dem Lockischen Empirismus sich begnügen darf. Aber ohne itgend eine Metaphysik oder Critik der metaphysischen Systeme gibt es, auch nach des Verf. Ansicht, für die philosophische Religionslehre kein wissenschaftliches Princip, weil ohne Beziehung auf das Unendliche keine wahre Religion Statt findet, die Idee des Unendlichen aber die Wurzel aller eigentlichen Metaphysik ist. Nun hat der Verf. sein System der Metaphysik, auf das seine Religionsphilosophie sich bezieht, noch nicht bekannt gemacht. Dennoch ist ihm ziemlich gelungen, auf eine hinreichend verständliche Art über diejenigen metaphysischen Puncte, auf welche in wissenschaftlich-religiöser Hinsicht das Meiste ankommt, sich so zu erklären, daß seine Religionsphilosophie auch in diesem Abrisse als wirkliche Philosophie, nicht als ein unbegründetes Aggregat zusammengewebter Betrachtungen erscheint. Wo man sich durch das System des Verfassers nicht befriedigt fühlt, wird man doch angezogen von der Klarheit der Begriffe und dem festen und ruhigen Gange des Verstandes in gleicher Entfernung von der Sophisterey und der Schwärmerey. Zwey Hauptfragen gab es hier zuerst zu beantworten. Die erste: Worauf gründen sich unsre haltbaren Begriffe vom Daseyn überhaupt? Die zweyte: Wie verhält sich in der Ueberzeugung die Einsicht zu dem Glauben? Vom Begriffe der Ueberzeugung nimmt die Lehre des Verf. den Auslauf. Er nennt Ueberzeugung überhaupt die Festigkeit des Geistes in Hinsicht der Wahrheit einer Erkenntniß. Dieß führt natürlicherweise zur Analyse des Begriffes der Wahrheit. Auf die Anschauung, als solche, gründe sich dieser Begriff eben so wenig, als auf den

logischen Proceß des Denkens, als solchen. Seine unbezweifelbare Grundlage sey der innerste Punct des Bewußtseyns oder das unmittelbare Selbstgefühl, das tiefer liegt, als alle Vorstellungen, die unser Geist sich von sich selbst und von Dingen außer sich macht, und das jeden Act des Vorstellens sowohl, als des Bestrebens, begleitet. In diesem Selbstgeföhle vernehme der Geist sich selbst, und was sich ihm, da als etwas an dieses unmittelbare Selbstgeföhle fest geknüpftes Fund thut, nenne er das Wirkliche. Dieses Wirkliche könne aber deswegen nicht bewiesen werden, weil es zur Möglichkeit aller Beweise immer schon vorausgesetzt wird; und in. so fern, als es allen Begriffen, die wir wahr nennen, zum Grunde liegt, lasse es sich aus keinem Begriffe entwickeln. An dieses unmittelbare Selbstgeföhle sey denn auch die unmittelbare Ueberzeugung geknüpft, die wir von der Wirklichkeit einer Außenwelt haben. Aber die Philosophie habe nachzuweisen, wie sich im Bewußtseyn, das Nothwendige mit dem Zufälligen innerlich verknüpfe, und in welchem Puncte des Bewußtseyns die Nothwendigkeit sich ankündige, die zur Ueberzeugung gehört. Auf eben diesem innersten Puncte des Bewußtseyns beruhe der Begriff des Könnens oder der Kraft, der deswegen auch vom wahren Begriffe des Daseyns unzertrennlich sey. Wahrheit überhaupt lasse sich diesemnach erklären als Gesetzmäßigkeit des Bewußtseyns. Aber auf eben dieses innerste Bewußtseyn, durch das unser Geist sich selbst und eine mit ihm verbundene Außenwelt erkennt, beschränke sich auch alles menschliche Wissen und Begreifen. An die Wirklichkeit des Absoluten, folglich auch an Gott, könne man also nur glauben. Nun erst, da der Verf. seinen Begriff vom Vernunftglauben aufzustellen anfängt, spricht er von der Vernunft

Überhaupt. So spät? dürfen wir fragen. Ist denn nicht auch das Wissen und Begreifen ein Werk der Vernunft? Entspringt nicht alle wahre Ueberzeugung aus einem Vernunftacte? Und ist es nicht wieder die Vernunft, die uns sagt, daß wir uns nicht täuschen, wenn wir in dem innersten Punkte unsers Bewußtseyns eine Außenwelt zugleich mit uns selbst wahrnehmen? Macht nicht die Lehre des Verfassers, wie der ältere Empirismus, die Vernunft in Beziehung auf eigentliches Wissen zu einer bloßen Dolmetscherin des Empfindungs- und Gefühlsvermögens, das nach dieser Lehre von der Vernunft als dem eigentlichen Erkenntnisvermögen verschieden ist? Nach der Einsicht des Recensenten entscheidet die Vernunft als actives Element des Bewußtseyns auch über Seyn und Nichtseyn, indem sie mit dem passiven Elemente des Bewußtseyns oder dem innern Sinne zusammenfällt. Doch darüber mehr zu sagen, ist hier nicht der Ort. Vom Glauben an das Absolute also handelt der Verfasser nun weiter. Die Idee des Absoluten sey allerdings ein constitutives, nicht, wie Kant lehrt, ein bloß regulatives Erkenntnisprincip, wegen ihrer nothwendigen Beziehung auf das Reale, das im unmittelbaren Bewußtseyn erkannt wird; aber sie bleibe darum doch eine Idee, ein reines Erzeugniß der Vernunft, durch das wir genöthigt werden, eine Realität, die dieser Idee entspricht, nicht zu bezweifeln. Diese von der Vernunft ausgehende Nöthigung sey Glaube. Man dürfe also nicht sagen, daß durch diese Idee das Absolute selbst sich unserm Geiste offenbare auf eine ähnliche Art, wie sich ihm die materielle Außenwelt durch die Sinne offenbart. Auch über diesen Punkt denkt der Recensent zum Theil anders. Ihm ist die von der Vernunft ausgehende innere Nöthigung des Geistes der Anfang und

letzte Grund alles Wissens und Begreifens sowohl, als alles vernünftigen Glaubens. Den Sinnen würde er nicht mehr Glauben beymessen, als Berkeley und die Eceptiker, wenn er nicht aus der Analyse dessen, was Vernunft im Menschen ist, zu beweisen sich getraute, daß wir durch Vernunft das Daseyn einer Außenwelt erkennen, indem wir es durch die Sinne empfinden. Ueber den Begriff der Offenbarung, nämlich im transcendentalen, nicht im theologischen Sinne, würde er aber darum doch leichter, als es den Anschein hat, mit dem Verfasser einverstanden werden, wenn er sich hier umständlicher erklären könnte. Aber das Absolute ohne nähere Bestimmung ist noch nicht Gott. Indem nun der Verf. zu zeigen sucht, daß das Absolute nur dann richtig gedacht werde, wenn es als ein wahrhaft göttliches Wesen gedacht wird, tritt seine Religionsphilosophie, den Glauben mit dem Wissen ausgleichend, dem alten Dogmatismus der natürlichen Theologie, gegen welchen die Kantische Vernunftcritik gerichtet ist, so nahe, daß sie fast in ihn übergeht. Der Vernunftglaube, sagt der Verf., sey zwar mehr als ein bloßer Verstandesglaube, der sich auf objective Wahrscheinlichkeit beschränkt, und die Denkbarkeit des Gegentheils nicht ausschließt; aber er unterscheide sich auch eben so sehr von dem mystischen Gefühlsglauben. Ohne dem Gefühle zu nahe zu treten, so fern es mit der Vernunft übereinstimmt, müsse man die ursprünglich unbestimmte Idee des Absoluten in bestimmtes Verhältniß zu den einzelnen Seiten des Daseyns setzen, das auf eine andre Art (nämlich, nach dem Verfasser, durch das Selbstgefühl) erkannt wird. Dadurch werde erkannt, daß das Absolute Gott sey; und in diesem Sinne finde also in Sachen der Religion allerdings auch

ein Wissen statt. Also, fragen wir, wäre erstens die Ueberzeugung von der unbestimmten Wirklichkeit des Absoluten Glaube; und doch wäre zweytens die Ueberzeugung von der bestimmten Göttlichkeit des Absoluten ein Wissen; und dieses Wissen, dessen Gegenstand über alles endliche Daseyn erhaben ist, gründete sich auf Erkenntniß des endlichen Daseyns? Der Recensent gesteht, daß er dem Verfasser auf diesem Wege nicht zu folgen vermag. Er erkennt in dieser religiösen Glaubens-Wissenstheorie das rühmliche Bestreben, sich gegen den Mysticismus zu verwahren, und die Meinung abzuwehren, daß der analysirende Verstand keinen Antheil an der wahrhaft religiösen Ueberzeugung habe. Aber von diesem Antheile selbst hat der Recens. andre Begriffe. Völlig einverstanden ist er mit dem Verf. darüber, daß die Religionsphilosophie die Aussprüche des religiösen Gefühls auf klare Begriffe zurückführen und dadurch darthun müsse, was die wahre Religion von der abergläubischen unterscheidet; aber die überzeugende Kraft der religiösen Ideen auf die Art, wie der Verf. es versucht, oder auf eine ähnliche, wissenschaftlich und mit logischer Bündigkeit aus Erkenntnißprincipien abzuleiten, hat ihm noch nie gelingen wollen, so oft er auch die Schlüssel, die von der Erde in den Himmel reichen soll, ansetzte. Wir bedauern, daß der Raum uns nicht gestattet, den Verf. von dem Punkte an, wo er die Lehre von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt (so lautet der Titel des zweyten Theils dieser Religionsphilosophie) mit aller Strenge des Dogmatismus wissenschaftlich auszuführen sich bemüht, in diesen Blättern Schritt vor Schritt zu begleiten. Seine Deduction der Eigenschaften Gottes unterscheidet negative und positive Prädicate des Absoluten. Zu

den negativen zählt er die Ewigkeit, als Gegen-  
theil der Zeit; ferner die Unbegrenztheit, Gestalt-  
losigkeit und Einfachheit, ja sogar die absolute Unab-  
hängigkeit oder Selbstständigkeit, die doch unsers Er-  
achtens unter allen positiven Dingen das positivste ist.  
Die positiven Prädicate des Absoluten oder Eigen-  
schaften Gottes theilt er ein in physische und morali-  
sche. *Physische* Eigenschaften Gottes? Doch nur  
das Wort klingt anstößig. Was der Verfasser darun-  
ter versteht, sind die Eigenschaften, durch die das gött-  
liche Wesen in seinem Verhältnisse zur Natur wesent-  
lich verschieden von der Natur ist. Aber erst hier tritt  
bey dem Verf. einer der wichtigsten Begriffe her-  
vor, auf den doch zur Begründung eines Sys-  
tems des reinen Theismus alles ankommt; der  
Begriff von der Gottheit als einem absolut in-  
telligenten Wesen. Ob und in welchem Sinne  
dem Absoluten Vernunft und Freyheit beygelegt  
werden müsse? darüber streitet bekanntlich der rei-  
ne Theismus mit dem Pantheismus und dem  
Materialismus. Von dem Verf. wird aber dieser  
Streit nicht nur kaum berührt; die Freyheit, die  
er der Gottheit zuspricht, ist nur das Ursprüng-  
liche in der Thätigkeit, das auch nach den Sys-  
temen des Pantheismus und selbst des Materia-  
lismus stehen bleibt; und die göttliche Vernunft  
ist ihm einerley mit dem göttlichen Verstande,  
durch den die Welt als ein harmonisch geordnetes  
Ganzes besteht. Ueberhaupt vermiffen wir von  
diesem Kapitel an das Streben nach Gründlich-  
keit, das man dem Verfasser übrigens zugestehen  
muß, auch wo man nicht seiner Meinung ist. Er  
hat sich auch sein Geschäft dadurch zu leicht ge-  
macht, daß er auf die Einwendungen, die gegen  
sein System gemacht werden können, zu wenig  
Rücksicht genommen hat. Dieser Einwendungen  
sind aber so viele, daß, unsers Erachtens, kein



besondrer Scharfsinn dazu gehört, die meisten Schlüsse des Verfassers von dem Punkte an, wo der reine Theismus begründet werden soll, zu entkräften. Dessen ungeachtet behält dieses Buch als Beytrag zur Bearbeitung der Religionsphilosophie den Werth, den wir ihm oben unbedenklich beylegen.

### W i e n.

Die untrüglichen und sichersten Mittel gegen die Wiedertekehr des Fruchtmangels und der Theuerung. Nach rein staatswirthschaftlichen Ansichten. Eine theoretisch = practische Abhandlung zum Besten der Wahrheit und zum Wohl der Menschheit für Regenten, Staats- und Landwirthe. Von E. Frh. von Steinau. 1819. Bey J. G. Ritter von Möbse sel. W. Auf XVIII und 139 S. in kl. 8.

Der Verf. verwirft die Sperrung und die Haltung von Magazinen auf Rechnung des Staats, und empfiehlt dagegen die Beförderung der Production, und die, auch früher hier und da schon einmahl eingeführt gewesene, aber aus bessern Gründen wieder aufgegebenene Einrichtung, nach welcher die Producenten selbst keine Magazine halten sollen, ohne die Schwierigkeiten, die sie hat, und die Unsicherheit, die dabey unvermeidlich ist, weiter zu würdigen. Das kleine Buch zeugt überall von dem guten Willen des Verf., aber auch von seiner Unkenntniß der Menschen und der Sachen, wie sie in der Welt wirklich sind; und des Ganges, den diese in der wirklichen Welt nun einmahl nehmen.

---

— — —

## Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 5. Junius 1819.

Paris

Description de l'Égypte; ou Recueil des observations et de Recherches qui ont été faites en Égypte, pendant l'expédition de l'armée française, publié par ordre du Gouvernement. Antiquités. Description. T. II. Troisième Livraison. Chapitre X — XVII. fol. 1818. (Jedes Chapitre hat seine eigne Seitenzahl.) Mit einem Kupferatlas in 72 Blättern; im größten Folioformat. (S. oben St. 38. S. 369) Bey unsrer Anzeige werden wir derselben Ordnung folgen, die schon bey der zweyten und dritten Abtheilung, Theben enthaltend, von uns beobachtet ist. G. g. A. 1814. St. 172. 173. — Diese dritte Lieferung umfaßt die Alterthümer von der nördlichen Hälfte von Oberägypten; von Theben an gerechnet; und von Mittelägypten bis Arsinoë (Fayonné), dieß mit eingeschlossen. Sie enthält wieder einen doppelten Text: nämlich die Description in kl. Fol. und die dem Kupferatlas vorgefetzte Erklärung der Kupfer in gleichem Format mit diesen. Die Verfasser der Description sind zum Theil die Hrn. Jollois und Desvilliers; größtentheils jedoch H. Fomard. Die Kupfer sind von denselben Künstlern wie in den vorigen Lieferungen; wir wiederholen, was wir schon damahls sagten, daß die Kunst

P (4)

gleichsam sich selber übertroffen hat, und verweisen auf unser damahliges Urtheil.

Chap. X. S. 1 — 69. Von den Hrn. Jollois und Desvilliers. Dieß Kapitel ist, bis auf den Anhang über Coptos und Apollinopolis parva, ganz den Alterthümern von Denderah, (Sentyris) gewidmet. Die Verf. fangen damit an; denn sie folgen dem Laufe des Nils aufwärts von Cairo bis Theben, und die Monumente von Denderah sind die ersten, welche man von Cairo kommend an den Ufern des Stroms erblickt. Wir erhalten daher hier von ihnen eine so ausführliche Nachricht und Beschreibung, als es ihr jetziger Zustand nur erlaubt. Auch die Verfasser bezeugen den außerordentlichen Eindruck, den ihr erster Anblick auf jeden nicht ganz gefühllosen Menschen macht. Aber dieser Eindruck wird nur stärker, je öfter man sie wieder sieht; und bleibt unauslöschlich. Die Verf. untersuchten die Alterthümer von Sentyris wieder, nachdem sie die von Theben gesehen hatten. Aber jene verloren dadurch nichts. Sie sind die vollendetsten in Beziehung auf die Ausführung; und können nur aus einem Zeitalter seyn, wo die Künste in Aegypten auf ihrem Gipfel standen. Sie umfassen aber mehrere Gebäude auf der Hauptterrasse von Backsteinen, die 2052 Toisen im Umfange hat. Zu diesen gehört zuerst ein großes herrliches Thor, aus gewaltigen Steinblöcken erbaut; durch dasselbe erblickt man den großen Tempel. Dieser an der Nordseite; ein anderer, diesem ganz ähnlicher, aber sehr verfallener, steht an der Ostseite. Sie sind aus einem gelblichen Sandstein, sehr geschickt zu der feinern Bearbeitung mit dem Meißel, gebaut; und haben im Sonnenlicht einen schwer zu beschreibenden Glanz und Ton der Farbe. Die Sculpturen stellen Opfer dar, die dem Osiris und der Isis gebracht werden. Die Verzierungen, besonders an der Südseite, geben die höchste Idee von dem Geschmack, von dem Reichthum, und dem Luxus der Kunst. Die Thore gehörten nicht etwa zu einem Pylon, sondern waren frey stehend; wie man ein ähnliches noch vor dem einen der großen Tempel zu Theben siehet. — Zu den Gebäuden selbst gehört zuerst

ein kleiner Tempel, dem Typhon geweiht; ähnlich dem Typhonium zu Edfu. Von dem vordern Theil des Gebäudes sind zwar nur dürftige Ueberbleibsel vorhanden; aber die Ornamente an denselben lassen über seine Bestimmung keinen Zweifel. Daß es in Aegypten nicht ungewöhnlich war, neben den Tempeln, den Schutzgöttheiten gewidmet, noch einen kleinern dem Typhon, als Deus a verruncus, zu erbauen, weiß man aus andern Denkspielen. Die Reliefs stellen großentheils die Geschichte des Horus, von seiner Geburt bis zu seiner Mannbarkeit dar; und geben also einen Beweis, daß eine solche Folge von Vorstellungen bey den mythischen Gegenständen nicht weniger gebräuchlich war, als man sie auf den Mauern der Denkmähler von Theben bey historischen Gegenständen erblickt. — Das Hauptmonument von Denderah ist der große Tempel. Schon früher durch Denon war die Aufmerksamkeit auf dieses herrliche Ueberbleibsel des höhern Alterthums erregt worden; hier erhalten wir jetzt S. 16 bis 48 eine so genaue und vollständige Nachricht davon, als der jetzige Zustand desselben sie noch zu geben verstattet. Zuerst über die Gestalt und den Anblick desselben im Ganzen; dann über das Innere des Porticus; über das Innere des Tempels selbst; endlich über die Sculpturen an den Wänden. Wir können nur Einiges ausheben. Der Porticus ist eins der schönsten Ueberbleibsel der Aegyptischen Architectur; seine Höhe beträgt 48 Fuß. Die Außenseite ist auf das reichste mit Reliefs und Sculpturen verziert; unter denen besonders die colossalen Isis-Masken eine hohe Vollkommenheit der Kunst zeigen. Die Reliefs stellen fast durchgehends Opfer vor, die der Isis und dem Osiris dargebracht werden. Das Thor, durch welches man in den Porticus tritt, hat 15 Fuß Breite. Die Decke wird von 24 Säulen getragen, in 6 Reihen, jede zu vier und vier. Alles ist mit Reliefs verziert; die sämtlich bemahlt waren; die Farben, vor Allem das Blaue, haben sich an den Säulen wundervoll erhalten. Außer dem das Gelb, Roth und Grün, in verschiedenen Ab-

stufungen. Es leidet keinen Zweifel, daß auch die Außenseite bemahlt war; hier sind jedoch die Farben fast gänzlich verschwunden. Höchst merkwürdig ist der Plafond. Er war blau, mit Sternen besäet; die Farben sind jetzt fast schwarz geworden durch Fackeldampf, und er hat überhaupt sehr gelitten; aber man braucht nur etwas aufmerksam ihn zu betrachten, so treten bald die Zeichen des Thierkreises hervor. Sie fangen mit dem Löwen an. Die Verf. geben, ohne auf weitere Erklärungen oder Hypothesen sich einzulassen, eine möglichst genau und detaillirte Beschreibung aller Bilder des Plafonds; der außer dem Thierkreise eine Menge hieroglyphischer Darstellungen enthält. Aus dem Porticus gelangt man in das Innere des Tempels, dessen Fassade durch die Hinterwand des Porticus gebildet wird. Man kann keineswegs mehr in alle Säle und Gemächer des Tempels kommen; mehrere sind ganz verschüttet; andre so voll von Fledermäusen, daß die Fackeln ausgeblüht werden. In eins derselben ließ sich einet der Reisenden durch eine kleine Oeffnung an der Decke hinab. Das Erste worauf er trat, war der Leichnam eines Erdrosseltes; ohne Zweifel durch Räuber, die ihn dann hineingestürzt hatten. Alles was man sah, war mit Sculpturen und bildlichen Vorstellungen bedeckt. Das merkwürdigste ist der Saal des zweyten Obdiacus. Man erblickt aber nicht bloß den Thierkreis; die Zeichen, in einer Spirallinie sich folgend, fangen hier, wie in dem Porticus, mit dem Löwen an, und enden mit dem Krebs. Man sieht aber auch die Sternbilder außerhalb des Thierkreises, sowohl südliche als nördliche; das ganze war also ein Planisphaerium caeleste. Die Sculpturen in einem andern benachbarten Saal stellen den Tod und die Auferstehung des Osiris dar; er erscheint zuerst todt oder schlummernd, in einem Sarcophag eingeschlossen; dann erwachend; hierauf sich erhebend, und zuletzt mit allen Attributen seiner Macht ausaerüstet. Daß dieß Alles sich auf die Phänomene des Nils von seinem tiefsten Stande bis zu seiner vollen Höhe bezieht, wird man schwerlich bezweifeln. Es wäre zu wünschen, sagt der Verf. mit

Recht, daß alle diese Sculpturen und Reliefs genau abgebildet würden; man hätte dann wahrscheinlich eine fortlaufende Geschichte der Naturerscheinungen, die den Aegyptern so wichtig waren. Auch die Außenseite des Tempels ist mit großen Reliefs verziert; man sieht ein Menschenopfer; ein andres sehr wunderbares scheint einen mat de Cocagne darzustellen, an den Einige an Stricken hinaufklettern; vielleicht, (sagen die Verfasser) eine emblematische Vorstellung aus den Mytherien der Isis, die verschiedenen Grade darstellend, welche die Eingeweihten erhalten haben. Sollte man aber dieses an der Außenseite des Tempels abgebildet haben? Ueberhaupt scheinen aber die äußern Reliefs ganz dazu gemacht, eine Idee des Aegyptischen Kunststils in seiner vollen Ausbildung zu geben. "Das, wozu die Zeichnung nur eine unvollkommene Idee geben kann, ist die Ausführung und das Vollendete der Sculpturen in ihren kleinsten Theilen. Man denke sich, daß die kleinsten Sierathen, daß kaum bemerkbare Hieroglyphen mit derselben Sorgfalt und Reinheit ausgeführt sind, als die großen Sierathen, wo die Aegyptischen Künstler die volle Freiheit hatten, ihre Kunst zu erheben!" Außer dem Haupttempel gibt es noch einen kleinern südlichen, auch ganz mit Sculpturen bedeckt; die Darstellungen, aus der Geschichte der Isis und des Herus hergekommen, scheinen auch Beziehung auf den Wachsthum des Stroms zu haben. Das große östliche Thor ist oben bereits erwähnt. Was das Alter der Denkmähler von Denderah betrifft, so wird gegen Wilcocks gezeigt, daß sie so wenig aus der Periode der Römer, als der Ptolemäer seyn können. Der Styl der Baukunst ist rein Aegyptisch, den man auf den ersten Blick von jenen unterscheidet; allerdings scheinen sie indeß jünger zu seyn als die der obern Thebais; sowohl nach der geringern Erhöhung des Erdbodens, als nach der artistischen Vollendung zu schließen. Man mag sie mit Wahrscheinlichkeit in die letzten Zeiten der Pharaone, unter oder bald nach Neco setzen. Freylich bleibt dieß immer nur Vermuthung. —

Als Zugabe zu dem zehnten Kapitel folgt noch eine Notiz über die Alterthümer von Coptos (Kest) und Klein-Apollinopolis (Kuh). Coptos war in der Periode der Ptolemäer und Römer bekanntlich der große Stapelplatz des Indischen Handels über Berenice am Arabischen Meerbusen; wozu die Caravanenstrasse noch vorhanden ist. Die Verf. widerlegen aber die Meinung, daß Coptos damals erst entstanden sey. Zwöy Altägyptische Tempel beweisen das hohe Alter der Stadt. Sie sind nicht so reich verziert. Die Verf. widerlegen bey dieser Veranlassung die Meinung

Derer, die da glauben, nicht unter den Ptolemäern und Römern seyen Gebäude im Altägyptischen Geschmack angelegt worden. Ihre Anlagen, wie man an den Ueberbleibseln von Antioe sieht, waren auch in dem Styl ihrer Baukunst. (Sollte diese, im Ganzen gewiß sehr wahre Bemerkung nicht Ausnahmen leiden? War das Serapeum in Alerandrien nicht im Altägyptischen Styl?) Seine glänzendste Periode hätte übrigens Eoptos allerdings erst unter den Ptolemäern; unter den Pharaonen war Erben der große Stapelslag jenes Handels, Demes seine Größe und seinen Glanz verdankt. (Auch in Frankreich, und von Männern, die an Ort und Stelle waren, wird also jener uralte Welthandel nicht mehr in Zweifel gezogen.) Nordöstlich Apollinopolis parva liegt ein paar tausend Schritte vom Nil am Eingange eines der Bergpässe; die nach Cosseir am Arabischen Meerbusen führen; seine Bestimmung kann also nicht zweifelhaft seyn. Zu Abussehahs Zeiten war es eine der ersten Städte Aegyptens. Daß es aber auch eine alte Stadt sey, zeigen auch hier die Ueberbleibsel von Tempeln. Man fand hier einen der Monolithen, trefflich gearbeitet; einst ein Sanctuarium, nachmahls zur Tränke gebraucht.

Klappt zu Kap. X. Sie gehen von Pl. 1 — 34; und beziehen sich sämmtlich auf Tentyris, so daß über die Hälfte der ganzen Lieferung bloß diesem gewidmet ist. Nur Pl. 1. macht davon eine Ausnahme; welches die eben erwähnten Alterthümer von Kous darstellt; besonders auch den Monolithen. Pl. 2. Topographischer Plan der Ruinen von Denderah oder Tentyris. Pl. 3. Allgemeine Ansicht der Ruinen von der W. Seite. Pl. 4. Ansicht des Nördlichen Thors. Pl. 5. Plan, Durchschnitt und Detail desselben. Pl. 6. Perspektivische Erhebung desselben. Das Thor ist hier als ganz erhalten mit allen seinen Ornamenten dargestellt; wozu die Eine wirklich vollkommen erhaltene Seite die Möglichkeit darbot. Pl. 7. Ansicht der Fassade des großen Tempels. Pl. 8. Plan und Durchschnitte des großen Tempels. Pl. 9--19 stellen alle die einzelnen Theile des großen Tempels und seines Porticus, die Ornamente u. d. d. Pl. 20. Der Zodiacus am Plafond des Porticus. Pl. 21. Der zweyte Zodiacus in dem einen Saal des Tempels. Die Zeichnung der Figuren ist  $\frac{1}{5}$  der wirklichen Größe. Alle Hieroglyphen sind genau, und mit größter Sorgfalt copirt. Pl. 22--28 stellen wiederum einzelne Theile des Porticus und Tempels, und ihre Reliefs und Ornamente dar. Pl. 29. 30. Perspektivische Ansichten, sowohl des äußern

als des innern Porticus. Ein paar prächtige Blätter! Pl. 31—34 beziehen sich auf das Typhonium und den südlichen Tempel.

Chap. XI. S. 1—36. Beschreibung der Alterthümer von Abydos (etwa 4 Lieues unterhalb Girgeh). Das alte Abydos lag an der Libyschen Bergkette, vom jetzigen Nil entfernt; aber in der Gegend, wo der Fluß, der bey Denderah eine westliche Richtung nimmt, sich wieder nach Norden biegt; und gewiß hatte dieser Umstand auf den Ursprung und die Schicksale dieser Stadt großen Einfluß. Abydos ist einerley mit Diospolis parva, oder klein Theben; ein Name, den sie von ihrem vormahligen Glanze und ihrer Größe trug; da sie nach Strabo einst die zweyte Stadt in Oberägypten gewesen war. Ihre Lage in der Nähe der Wüste setzt sie aber der Versandung aus; und bey keiner andern Stadt des alten Aegyptens zeigt sich dieß furchtbare Phänomen so wie hier. Ein großer Theil der Ruinen ist schon vom Sande bedeckt; die paar ärmlichen Dörfer, die auf dem Boden dieser alten Stadt stehen, ringen umsonst gegen dasselbe Schicksal, dem sie bald unterliegen werden. Das alte Abydos war besonders berühmt durch sein Memnonium, ein Name, der seinen Aethiopischen Ursprung anzudeuten scheint. Noch mehr; es hatte ein Orakel eines Gottes, der den Local-Namen Besa führte. (Was dieß ein Beyname des Ammon? Die von Aethiopien aus gestifteten Colonien waren nie ohne ein Orakel dieses Gottes.) Die Ruinen der Stadt haben einen beträchtlichen Umfang; mitten dazwischen sieht man weiße Sanddünen, zwischen denen die schwarzen Trümmer einen wunderbaren Anblick darbieten. Das Hauptgebäude, das Memnonium, lag an ihrem Süden, und war zur Hälfte aus Sand: zur Hälfte aus Kalksteinen gebaut; die eine Hälfte ist zerstört, die andre meist vom Sande verschüttet. Nur durch eine Oeffnung in der Decke kann man noch in das Innere gelangen; und dieß Innere des Gebäudes ist in einem vollkommen erhaltenen Zustande. Die Bildhauerwerke und die Farben, die sie bedeckten, sind fast unverletzt; man bewundert den lebendigen Glanz des Blau und der übrigen Farben, als wären sie erst frisch aufgetragen. Man kann noch in 12 bis 15 Cölle eindringen; doch bedeckt der Sand allenthalben wenigstens ein Drittheil der Säulen. Nach Südost und Südwest sieht man nur noch Mauern, Architrave und



Säulen, die bis an den Gipfel verschüttet sind. Sonst scheint das Gebäude für die Ewigkeit gebaut. Keine Säule, kein Säulenfuß, keine Mauer ist gewichen oder verrückt; die Fugen sind äußerst fein; man bemerkt kaum, daß sie Mortel erhalten haben. Was man noch von dem zerstörten Theile siehet, kündigt eine Menge Säule an, von Säulen getragen. Die Menge, Größe und Pracht, von diesen ist denen in dem Memnonium von Theben ähnlich. Unter den reichen Verzierungen siehet man große Tableaux, wo drey oder vier Personen in Handlung dargestellt sind, Die Zeit des Aufenthalts war zu kurz als daß sie hätten gezeichnet werden können. Auch für die Nachfolger also ist hier noch Arbeit übrig gelassen. — Angehängt ist noch eine Notiz über das alte Chemmis oder Panopolis, jetzt Achmyn, vom Hrn. v. St. Genis. Man findet dort noch die Trümmer von zwey Tempeln (Birzeb) aber fast gänzlich zerstört. Sowohl von dem jetzigen Achmyn, als seinen Umgebungen, und den daselbst befindlichen Grotten, zum Theil Altägyptische Gräber, werden Nachrichten gegeben.

Kupfer zu Chap. XI oder Abydos. Pl. 35. Plan der Ruinen und der Umgebungen. Pl. 36. Plan, Erhebung und Durchschnitt des Memnoniums. Pl. 37. Allgemeiner Plan der Umgebungen. Chap. XII. Beschreibung der Alterthümer von Antaeopolis, von H. Jomard. Antaeopolis heißt gegenwärtig Qaou. Seine Säulen zwischen herrlichen Palmbäumen erblickt man am Nil; nirgends zeigte es sich auffallender, wie die Palme das Modell der Aegyptischen Säule geworden war. In der Nähe von Antaeopolis sind Steinbrüche von erstaunlichem Umfang; außerdem auch Catacomben mit Inschriften, theils in Hieroglyphen, theils in Cursivschrift, wie auf den Nummen. Auch zu Antaeopolis bilden die Ueberbleibsel eines Tempels die größte Merkwürdigkeit. Ein prächtiger Porticus von 18 Säulen, mit ungeheuren Steinblöcken gedeckt, bildet den Eingang, über dem eine Griechische Inschrift des Königs Ptolemäus Philometor und seiner Gemahlin Cleopatra steht. Man sieht hier deutlich, daß eine Aegyptische Inschrift wegzubauen ist, um für diese Platz zu gewinnen. Ein merkwürdiger Monolithos in Pyramidenform hat sich erhalten, von dem die genauen Dimensionen gegeben werden. Antaeopolis soll seinen Namen von dem Kampf des Hercules mit dem Antaeus, den er tödtete, haben. Der Verf. erklärt dieß sehr

Anreih durch die Befestigung des vordringenden Sandes durch Canäle aus dem Nil gezogen. Daher führten in Aegypten auch nur Städte die am Rande der Sandwüste lagen, von denen Heracleopolis. Der stete Kampf gegen die Verwüstung spielt in der Aegyptischen Mythologie eine Hauptrolle.

Kupfer zu Chap. XII. Pl. 33. Allgemeiner Plan des Tempels und seiner Umgebungen. Abbildung des Monoliths. Pl. 39. Ansicht des Tempels von Westen. Pl. 40. Ansicht des Tempels von Süden. Pl. 41. Plan, Durchschnitt und Details des Porticus. Pl. 42. Perspektivische Ansicht des Tempels.

Chap. XIII. Beschreibung von Siout (wahrscheinlich dem alten Lycopolis) und seinen Alterthümern, von den Herren Gollos und Desvilliers. Siout, wenn gleich jetzt eine der größten Städte von Oberaegypten, wo die Caravane von Daisn ankommen pflegt, hat doch keine große Denkmäler des Alterthums. Die wichtigsten sind die Grotten (Hypogées) in der Libyischen Bergkette, die hier aus hartem Kalkstein besteht. Die Grotten sind verknüpft, sowohl durch ihre Formen als durch ihre Verzierungen durch Reliefs und Malereien. Die bedeutendsten stellen Opfer von Thieren dar. Man findet viele Thiermumien in diesen Grotten. Mehrere derselben scheinen nicht vollendet worden zu seyn.

Kupfer zu Chap. XIII. Pl. 43. Ansicht des Grottenbergs. Pl. 44. Plan und Durchschnitt der Hauptgrotte. Pl. 45. Basreliefs aus dem Saal der Hauptgrotte. Pl. 46, 47, 48. Plan und Durchschnitt mehrerer Grotten. Pl. 49. Verzierungen, Hieroglyphen und Reliefs der Grotten.

Chap. XIV. Beschreibung der Ruinen von Achmuneyn, oder Heliopolis Magna. Die Stadt lag in der Ebene entfernt um 12; ward aber durch eine geleitete Canäle mit Wasser bewässert. Sie war zugleich eine der ältesten und der am besten erhaltenen Städte Aegyptens; auch Ammian Marcellus beschreibt sie als solche. Von bedeutenden Alterthümern ist nur noch ein prächtiger Porticus vorhanden; der zu einem der größten Aegyptischen Tempeln gehört haben muß, nach den Dimensionen der Säulen zu rechnen. Er ist der einzige, der über dem Eingange nicht das sonst allgemeine Geblem der geritzten Kugel hat. Auch die Urgegend von Achmuneyn bietet noch den Blick mehrerer Alterthümer aus verschiedenen Zeitaltern dar.

Kupfer zu Chap. XIV. Pl. 50. Topographischer Plan der Ruinen. Pl. 51. Büe des Porticus. Pl. 52. Plan, Aufriß und Details des Porticus.

Chap. XV. Beschreibung von Antinoe, von H. Comard. Die große Merkwürdigkeit von Antinoe ist, daß man eine ganz Römische Stadt mitten in Aegypten erblickt. Kaiser Hadrian ließ sie bey seinem Aufenthalt in dem Lande erbauen; gewiß nicht bloß seinem Liebling Antinous zu Ehren, wenn er sie auch nach ihm nannte; sondern weil es einer Römischen Hauptstadt in der Provinz bedurfte; da die alten in Verfall gerathen waren. Sie ist ein würdiges Monument der Römischen Größe; nicht im Aegyptischen sondern Römischen Styl gebaut; die große Hauptstraße, 832 Ellen lang, bildete eine prächtige Colonnade; und ganze Hügel von Trümmern bezeugen die alte Größe der Stadt. Das Theater, an dem Ende der Einen Hauptstraße, der Triumphbogen am Ende der andern, die Rennbahnen, endlich die Theumen, sind die mehr oder weniger erhaltenen Hauptgebäude. Die Römische Stadt ward indeß auf den Ruinen, und vielleicht zum Theil aus ihnen gebaut.

Kupfer zu Chap. XV. Pl. 53 Topographischer Plan der Ruinen, und des Umfangs der Stadt. Pl. 54. Allgemeiner Plan der Umgebungen; und Ansicht der Ruinen von S. W. Pl. 55. Büe des Porticus des Theaters. Pl. 56. Plan, Aufriß, und Durchschnitt des Porticus. Pl. 57. Büe des Triumphbogens. Pl. 58. Plan, Aufriß und Durchschnitte desselben. Pl. 59. Büe und Details der Säule des Alexander Sever. Fragment einer Statue des Antinous. Pl. 60. Plan und Ansicht des Hippodromos, so wie eines Theils der Hauptstraße. Pl. 61. Plan und Details verschiedener Porticus und der Colonnade der Hauptstraße.

Chap. XVII. Beschreibung der Altérthümer von der Heptanomis von H. Comard. --- Unter der Heptanomis begreift der Verf. Mittelägypten, von Monsalat bis Memphis. Dieses mittlere Aegypten war, wie sein Name anzeigt, in sieben, nicht wie eine Stelle des Strabo sagt in sechszehn Nomos getheilt; jene sind der Nomos von Hermopolis, Chnopolis, Drvrichus, Heracleopolis, Crocoditopolis, Aphroditopolis und Memphis; der von Antinoe kam erst unter Hadrian hinzu. Immer bleibt hier eine Dunkelheit übrig. Hr. Champollion in seinem Egypte sous les Pharaons hat allerdings die Coptischen Namen von 16 Nomis in Mittelägypten aufgefunden. Freylich hat Mittelägypten bey diesem Gelehrten einen größern Umfang; da z. B. die beiden Oasen als Nomi mit aufge-

führt werden. Man kann nicht wohl eine weckere Vergleichung hier anstellen, da die Aegyptischen Namen der eben erwähnten Städte in der Description nicht angeführt sind. Der von Hermopolis war Schmun, von Oxyrinchos Pemise, nach Champollion.) Die Alterthümer dieser Namen einzeln anzuführen, wäre zu weitläufig; die wichtigsten darunter sind die Grotten und Catacomben, besonders in den Bergen, Abu-Zehda in Hermopolis und Beni-Hassan in demselben. In ihnen sieht man fast das ganze Privatleben der Aegypter, und ihre Beschäftigungen abgebildet. Der Umfang dieser Blätter erlaubt es nicht, in Erörterungen dieser so höchst interessanten Gegenstände tiefer hineinzugehen. In dem Nomus von Memphis finden sich mehrere der Pyramidengruppen, südlich von denen von Saccara.

Kupfer zu Chap. XVI. Pl. 62. Ansicht des Bergs Abu-Zehda, und seiner Umgebungen. Pl. 63. Ansicht der Ruinen von El-Deir, und Plan der alten Stadt. Pl. 64. Grotten von Beni-Hassan Pl. 65. 66. Reliefs und Nischen verschiedener Hypogeen. Pl. 67. Plan von El-sne. Alterthümer von Deir Abu u. a. Pl. 68. Plan und Details einiger merkwürdiger Hypogeen.

Chap. XVII. Beschreibung der Alterthümer des Nomus von Arsinoë; jetzt el Fayoume; von den Herren Jomard und Caristie. --- Auf keinen andern Theil der Beschreibung wird der Kenner des Aegyptischen Alterthums leicht begieriger seyn, als auf diesen. Selten haben einzelne Reisende dieß entlegene Ländchen besuchen können, wo doch mehrere der Wunder des alten Aegyptens, der See Moeris und der Labyrinth sich fanden; worüber nun jetzt ein helleres Licht verbreitet ist. Die Provinz liegt bekanntlich in einer bedeutenden Entfernung westlich vom Nil; sie beträgt von Cairo bis Tanieh, dem nördlichsten Punct 15 1/2 Lieues. Noch jetzt ist sie die fruchtbarste Provinz. Getreide, Reis, Tabak, Zucker, Indigo, selbst Wein wächst dort. Ihre Fruchtbarkeit verdankt sie nur dem großen Unternehmen, durch welches die Gewässer des Nils in sie geleitet werden. Ein Theil des Josephs Canals, zwischen der Ebne Aegyptens und Arsinoë hatte diese Bestimmung. Ohne Nivellement war es nicht möglich, das Unternehmen auszuführen. Der Canal, ehe er in Fayoume eintritt, fließt hier zwischen zwey Bergen, und man sieht deutlich wie durch die Durchbrechung und Abtragung des Felsens ihm sein Weg, und der Eintritt in die Ebne bereitet ist. Sie enthielt jenen im Alterthum so berühmten See Moeris, jetzt Birket el Karun genannt. Der alte Umfang

dieses Sees, der jetzt in Süden, nicht aber in Norden (wo ihn Felsen und Ruinen begrenzen), schon abgenommen hat; ist gar nicht zweifelhaft. Er hatte über 40 Lieues im Umfang; Die Länge betrug 17, die größte Breite 4 Lieues. Seit jetziger Umfang ist etwa 25 Lieues. Er hat an Tiefe sehr abgenommen, seitdem der Josephs-Canal ihm nur noch wenig Wasser zuführt. Die Memoires enthalten einen eigenen Aufsatz über diesen See. Die Stadt Arsinoe, jetzt Medinet el Fanoume, hat etwa 5000 Einwohner. Von der alten Stadt ist nur noch ein Berg von Ruinen übrig. Etwa 12 Lieues westlich von der Stadt, schon in der Wüste, erblickt man den, oft mit dem Labyrinth verwechselten Kastr Kerân, oder Schloß Des Charon; eine halbe Lieue südlich an dem Ufer des Sees, und etwa eine Lieue von seinem westlichsten Punct. Die Gestalt des Gebäudes ist, die gewöhnliche Aegyptischer Denkmähler, ein Parallelogramm. Man kann nicht zweifeln, daß das Gebäude ein Tempel war; und zwar höchst wahrscheinlich mit einem Orakel. Die Verf. drangen in eine der innern Kammern, die kaum eine andre Bestimmung gehabt haben kann. Wahrscheinlich war es ein Orakel des Jupiter Ammon; die Lage des Tempels, am Eingang der Wüste, auf dem Wege zur großen Oase, und seinem berühmten Tempel im Innern derselben, lassen dies erwarten. Das Gebäude ist aus einem harten Kalkstein; der sehr gut Politur anstumpft. --- Nun folgt die Beschreibung der Ruinen bey den Pyramiden von Hamarab, die man als die Ueberbleibsel des Labyrinths ansieht; und Vergleichung derselben mit den Nachrichten der Alten. Die Pyramide steht etwa zwey Lieues S. O. von der Stadt Fanoume; und neben ihr nordlich und westlich hat man Ruinen von großem Umfange entdeckt, die unbestreitbar die des alten Labyrinths sind. Die oft bestrittene Länge dieses Wundergebäudes läßt sich mit Gewißheit bestimmen, wenn man die Nachrichten der Alten mit dem Local vergleicht, wie es hier von dem Verf. geschieht. Nur scheint der Umfang der Ruinen nicht der Größe zu entsprechen, welche nach den Erzählungen von Herodot, Plinius u. a. das Gebäude hatte. Man übersieht sie am besten von dem hohen Plateau, auf dem die Pyramide steht. Man erblickt hier innerhalb einer Einfassung sechzehn Ruinenhäufen, symmetrisch geordnet; in deren Mitte ein Tempel gestanden zu haben scheint. Aber Alles liegt in Trümmern. Und doch stand zu Plinius Zeiten noch der Labyrinth; der nach ihm damals bereits 36 Jahrhunderte gestanden hatte. Viel, sagen die Verf., erklärt die Lage in der Nähe der Wüste. Wahrscheinlich ist der größere Theil bereits vom Sande bedeckt; und was man jetzt noch sieht, sind nur die Trüm-

mer der Decke. Vielleicht hat auch gewaltsame Zerstörung dazu beigetragen. Zuletzt noch die Beschreibung eines Obelisks zu Wegy, einem Dorfe bey Fayoume, der durch seine Form sich auszeichnet; und der Pyramide von Lahün bey dem Eingang in die Landschaft von Fayoume. Sie ist aus Backsteinen gebaut; und wahrscheinlich die des Königs Mephis, von der Herodot II, 148 spricht.

Kupfer zu Ch. p. XVII Pl. 69. Ansicht eines ägyptischen Tempels am Birket al Karân. Pl. 70. Plan, Aufriss und Durchschnitte desselben. Pl. 71. Ansicht und Details des Obelisks von Wegy. Pl. 72. Ansichten der beyden Pyramiden von Fayoume; der von Meyduneh; der von Mehtanfeh; der von Soccarah.

So ist also nur noch die letzte Lieferung dieses großen Nationalwerks zurück, die das noch übrige Mittel- und Unterägypten umfassen wird; eines Werks, das, wenn es uns den Zustand der Künste in dem alten Ägypten zuerst aufschloß, auch ein bleibendes Denkmal der hohen Vollkommenheit der zeichnenden Künste und der Ausfertigerkunst in dem jetzigen Frankreich ist. Der Wille des Königs, zufolge des Vorberichts geht dahin, daß das Werk seinen ununterbrochenen Fortgang habe; zugleich mit der letzten Lieferung aber wird noch der große Geographische Atlas über Ägypten erscheinen; der uns dieses Land so genau bekannt machen wird, wie eins von Europa. Gn.

Unsre Leser werden auch noch gern hören, was ein Künstler der Auszeichnung Werthes in dieser dritten Lieferung fand. — Auch diese Zahl lassen sich die Blätter die vor uns liegen in vier Classen bringen, nämlich 1) Topographische Karten, 2) wahre Ansichten des gegenwärtigen Zustands der Gegend, und Monumente. 3) Architectonische Details, und 4) Basreliefs, und Hieroglyphische Bilder. Unter den Topographischen Karten, sind die vorzüglichsten Denderah mit dem Grundrisse des großen Tempels, und des kleinen des Typhonium, Abdus, und Achmoumeyn. Die Architectonischen Details, Grundrisse, Durchschnitte, perspectivische, und geometrische Aufrisse u. verdienen daß wir einige davon besonders anzeigen. N. 1. Eine Capelle, oder ägyptisches Heiligtum zu Dous, ein Monolith aus schwarzem Granit, mit schönen Reliefs. Dorische Friesen mit Triglyphen, und Metopen, die mit Stierköpfen und Patern geziert sind. Die Metopen sind nicht gleichseitige Vierecke, sondern höher als breit. N. 6. Perspectivischer Aufriss des Nord Thors von Denderah. Hier hat N. mit Mißvergnügen gelesen „La façade proprement dite de ce desin

est une élévation géométrale etc. Les faces fuyantes qui ont été ajoutées pour donner au dessin l'apparence et l'effet d'une vue pittoresque, ne sont pas et ne peuvent pas être rigoureusement conformes aux règles de la perspective. C'est pour ne pas faire deux dessins etc. qu'on s'est permis cette innovation dans la manière de représenter les monumens de l'Architecture". Wir wollen gerne auf die mahlerischen Ansichten Verzicht thun, damit diese Innovation nicht weiter um sich greife. Der große Tempel zu Denderah ist einer der prachtvollsten, der Portico besteht aus 24 Säulen. K. 8-9. Grundriß und Aufriß des Portico. K. 18. Plan des Portico; dieser ist eine astronomische Darstellung der Ueberschwemmung des Nil. K. 29. u. 30. perspectivische Ansicht der Fassade des Portico, und perspectivische Ansicht des Inneren des Portico des großen Tempels. Dieses zweite Blatt ist ein imponirender Anblick. Die Capitale bestehen aus 4 Isis' Larven, und alles ist mit Hieroglyphen, und Reliefs bedeckt. Es ist aus mehreren Gründen zu glauben, daß dieser Tempel, nicht ein so hohes Alter hat, als die in der Gegend von Theben; aber darum muß man nicht glauben daß es ein Werk, aus den Zeiten der Griechen, oder Römer sey; aber im ganzen herrscht eine gewisse Zierlichkeit, und vorzüglich in den Figuren, die nicht das hohe Alter andeuten. Ueberhaupt findet man in Aegypten eine Menge Werke von einem gemischten Styl, die ein geübtes Auge erkennt, und wo man sieht, daß es nicht bloß ägyptisch ist, und der fremde Einfluß leicht kennbar ist. Noch weniger ist es zu vermuthen, daß dieses Gebäude aus den Zeiten der Perser herrühre; denn diese waren Feinde der ägyptischen Religion, und Zerstörer der Tempel. Man s. Remarques sur l'Antiquité de Denderah. Chap. X. §. X. K. 32. Plan, Aufriß, und Durchschnitt des Typhonium. Dieser Grundriß hat das ganze Ansehen eines Tempels, den die Griechen Peripteros nennen, in den Reliefs kömmt wiederholt die Gestalt, und über der Frieße eine ganze Reihe von Masken des Typhon, - des bösen Geistes der Aegypter, vor. K. 36. Grundriß u. von einem Palast zu Abydos, Säle hypostyle. K. 37. Fragment einer Statue männlicher Größe von schwarzem Granit, und von einer außerordentlichen Politur, in den Ruinen nicht weit von Abydos gefunden; die Franzosen brachten es nach Alexandrien; gegenwärtig ist es im Britischen Museum. K. 38. Grundriß u. von einem Monosithe bey Antaeopo-

lis (Qaou el Kebyreh) aus Kalkstein, auch diese kleine Capelle ist mit Hieroglyphen geziert. N. 39 bis 42 steht einen herrlichen, aber sehr ruinirten Tempel vor, Ansichten von der West- und Süd-Westseite, Details, Portico, und perspectivische Ansicht, was heißt, wie er war vor seinem Untergang. Da das Gebäude umgeben ist von Dattel Bäumen, so wird bemerkt, daß „un dattier fort remarquable par la bifurcation de la tige, cet exemple est le seul que l'on connoisse en Egypte d'un dattier bifurqué. N. 43. Ansicht des Berges mit den Gravern Hypogees, noch bey Syout (Lycopolis). N. 44. Durchschnitt und Aufsicht des Haupt-Hypogee, wo man zwar einige Gewölbe wahr nimmt, die aber aus den Zeiten der Römer herrühren. Die folgenden N. bis 49 beziehen sich alle auf die Gräber. N. 50. Grundriß der Ruinen von Achmouneyn (Hermopolis Magna) N. 51. Ansicht eines Portico von einer außerordentlichen Größe. „Le figures placées sous le portique servent d'échelle pour faire juger de la proportion gigantesque du monument, qui étoit le plus considérable de la Thébaïde après le grand palais de la capitale „und in der Beschreibung von Hermopolis S. IV. C. 7. heißt es: Cette grandeur colossale nous a paru plus gigantesque encore, en sortant d'Antinoë, où nous avions séjourné quelques jours, et où les proportions, quoique d'ailleurs plus élégantes, nous paroisoient mesquines auprès des édifices de la Thébaïde, qui avoient laissé dans notre esprit de si fortes impressions“. N. 53. und 54. sind topographische Grundrisse, und Pläne der Gegend und Stadt Antinoë, nicht weit von der alten Stadt Befa, wo der Liebling des Kaisers Hadrian umkam. Portico eines Theaters ganz in römischem Geschmack. N. 57. u. 58. Triumphbogen. N. 39. Säule des Alexander Severus, und Rumpf einer Statue die man für einen Antinous ausgeben will. Ueber diese Römische Stadt, und den Geschmack der verschiedenen Gebäude siehe: Description d'Antinoë Chap. XV. S. XI. N. 62. Heptanomide. Das interessanteste sind drey Entwürfe von Capitälern mit rother Farbe auf die Mauer gezeichnet. Es sey erlaubt die ganze Stelle, die in der Beschreibung von Hermopolis steht, hier beizufügen.  
 „ . . . l'attention est sur-tout attirée par de grands dessins qu'on a tracés à l'encre rouge sur des parois dressées exprès. On ne connoit rien de semblable ni même d'aussi curieux dans aucun autre endroit de l'Egypte. Ce sont en effet des épures“



qui devoient diriger l'ouvrier tailleur de pierre dans la coupe des chapiteaux Egyptiens; elles sont dessinées entre des carreaux tracés aussi en rouge, selon la méthode même dont on se sert actuellement en Europe. Dès que j'eus jeté la vue sur ces curieux dessins, je compris à l'instant tout l'intérêt qu'ils pouvoient offrir pour l'histoire de l'art et même de la géométrie, et je m'empressai d'en copier plusieurs. Deux de ces chapiteaux représentent une tête d'Isis surmontée du petit temple carré, et avec tous leurs détails, tels que les coiffures, les oreilles, les serpens, les filets enroulés, etc; mais tous ces traits sont indiqués par des masses. La projection est presque toute composée de lignes droites, même pour les linéamens du nez, de la bouche et du menton. Les courbes sont en général des arcs de cercle, et elles sont tracées au compas; celles qu'on a faites à la main, ont été jetées sans hésitation et avec une hardiesse remarquable. Il n'y a point de doute, que les auteurs des épreuves ne fussent très-exercés à ce genre de dessin etc." R. 68. Hypogée in Dorischer Architectur. R. 69. Fayoum. Ansicht eines ägyptischen Tempels. R. 72. Verschiedene Pyramiden, worunter einige aus Backsteinen. Was die vielen Reliefs, als R. 13. 14. 15. 17. 18. 22. 23. 24. 26. 27. 28. 33. 45. und 68. betrifft, so will R. bloß einige der merkwürdigsten berühren. R. 13. n. 5. Eine Art von Defekt, wo aber durch ein Versehen des Zeichner anstatt Kopf eine Hand erscheint. R. 24. n. 1. Eine männliche Figur kniend, mit der Haut eines Sperbers, der ihr den Kopf bedeckt. Ob dieses zum Beweis dienen kann, zu sagen „Cette sculpture offre la preuve que dans toutes les figures humaines qui sont représentées avec des têtes d'animaux, il ne faut voir que les visages d'homme ou de femme cachés sous des faces d'animaux etc. wollen wir andere entscheiden lassen. R. 26. n. 6. und 8. R. 27. n. 10. R. 33. n. 2. Reliefs, die sich auf Typhon beziehen. R. 45. acht große Reliefs verschiedener Herrichtungen bey dem Opfer oder Schlachten eines Ochsen; der sonderbar genug keine Hörner hat. Diese Reliefs werden sehr weitläufig beschrieben, in der Description de Syout. Chap. XIII. pag. 7. R. 65. und 68. mehrer Landbeschäftigungen als Pflügen etc. R. 66. Malereyen und Reliefs, vorzüglich n. 1. Von mehreren beschriebenen Werken kann R. keine Notizen mittheilen, indem ihm die Kupferstiche dazu fehlen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 7. Junius 1819.

London.

For Sherwood etc. A treatise on the physiology and diseases of the ear containing a comparative view of its structure and functions, and of the various diseases arranged according to the anatomy of the organ, or as they affect the external, the intermediate and the internal ear by John Harrison Curtis Esq. aurist to his royal Highness the Prince Regent &c. pp. XIX. 92. 1817.

So schwierig und schwankend die Kenntniß der Krankheiten des Gehörorgans und ihre Heilung ist, so willkommen muß jede Bereicherung seyn, die wir in diesem Zweige der Heilkunde erhalten. Noch immer fehlt es uns an einer vollständigen Zusammenstellung der Gebrechen dieses wichtigen Sinnenorgans, und es wäre zu wünschen, daß einmahl das viele Zerstreute, was sich darüber in verschiedenen Schriften findet, zusammengestellt, in ein Ganzes geordnet und mit Erfahrungen bereichert herausgegeben würde. Bis jetzt haben wir außer J. C. Saunders Abhandlungen über die Anatomie und Krankheiten des menschlichen Ohrs fast nichts dergleichen aufzuweisen, und doch verdiente dieser edle für das gesellige Leben so wichtige Sinn wohl eine besondere Berücksichti-

Q (4)

gung. Daß ein nützliches und umfassendes Werk über die Krankheiten desselben eine sehr schwere Aufgabe sey, gestehet Ref. gerne ein; aber dieses darf den Fleiß, besonders seiner Landsleute, nicht abschrecken, um nach Licht in diesen dunkeln Gefilden zu suchen und es Andern mitzutheilen. Mit großen Erwartungen nahm Ref. das vorliegende Werk zur Hand, muß aber leider bekennen, daß dieselben wenig befriedigt worden sind; er fand nur ganz bekannte Dinge, und suchte vergebens nach der gewünschten Vollständigkeit.

Doch wir wollen dem Leser nicht vorgreifen, und gehen deswegen gleich zur Anzeige des Inhalts über. In der Vorrede sagt der Verf., daß die Krankheiten des Gehörs eben die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Kunst erfordern, als die der Augen, der Zähne, und andrer einzelner wichtiger Theile, und hierin wird ihm wohl ein Jeder Recht geben; eben so wenn er die Schwierigkeit der Heilung derselben und die Falschheit der Idee, als seyen dieselben unheilbar, darzustellen sucht. Das erste Kapitel des Werkes selbst enthält eine anatomische Beschreibung des äußern und innern Ohres und Vergleichung des menschlichen mit dem thierischen. Daß diese nur unvollständig ausfallen konnte, siehet man schon aus der Kürze derselben, indem sie nur 16 Seiten einnimmt; aber dieses schadet dem Werke nicht; denn es fehlt uns ja nicht an schönen und ausführlichen Darstellungen dieses Organes von Deutschen und Ausländern. Nach diesem gehet er zu den Krankheiten selbst über, und theilt sie in Fehler des äußern Ohres, des Tympanum und des innern Ohres oder des Labyrinthes ab.

Zuerst also von den Krankheiten des äußern Ohres, die die leichtesten in Erkennung und Heilung sind. Zu diesen zählt er a) die Entzündung, besonders wenn sie sich auf dem knorplichten und knöchernen Theil desselben ausbreitet. Daß die

gewöhnlichen entzündungswidrigen Mittel hier empfohlen werden, ist leicht zu denken. Wird sie zertheilt, so entstehen keine weitere Folgen, geheht sie aber in Eiterung über, so entstehet entweder eine Oeffnung zwischen dem äußern Gehörgange und dem processus mastoideus, oder im Gehörgange selbst; seltner leert es sich frey durch letztere aus. Im ersten Falle entstehet oft Verderbniß des Knochens selbst, und diese kann nicht anders, als durch zeitige Erweiterung der Oeffnung gehemmt werden. Im andern Falle bildet sich zuweilen eine polypöse Excrescenz im Gehörwege, es entstehen neue Schmerzen, Taubheit; und das hinter derselben stöckende Eiter kann große Zerrüttungen anrichten; man muß also diese Excrescenz zeitig durchstoßen und dem Eiter Luft machen. b) Flechten. Dieses Exanthem macht im Gehörgange entweder eine stets eiternde Oberfläche oder Verdickung der Haut oder beides zusammen. Hiebey leidet das Gehör mehr oder weniger. Das einzige Mittel, was dagegen hier empfohlen wird, ist Aussprizung des Ohres mit Seife und Wasser, oder einem andern reinigenden Mittel und Verbesserung der Constitution. c) Eine aus Krankheit entstandene Scheidewand im Gehörgange. Diese entstehet von einer Verlängerung der Haut oder von einem krankhaft ergriffenen Trommelfelle, wenn die Eiterung stark gewesen ist. Der Kranke bemerkt nach vorhergegangenem Eiterflusse aus dem Ohre eine plöbliche Abnahme des Gehöres. Anfangs kann er noch Luft durch den Gehörgang pressen, in der Folge wird dieses aber unthunlich. Bringt man hierauf das Ohr in eine Lage, in welcher Licht genug in dasselbe fallen kann, so bemerkt man deutlich die Scheidewand, die nun durchstoßen und, so viel wie möglich zerstört werden muß. d) Auswüchse im Gehörgange. Diese warzen- oder polypenartige Körper, welche eine öftere

Folge einer im Gehörgange oder am Trommelfell entstandenen Eiterabsonderung sind, werden mit einer Zange Herausgerissen, und die Stellen, wo sie gefessen haben, mit einer Auflösung von Höhlenstein betupfet. e) Verhärtetes Ohrenschmalz muß durch Ausprühungen fortgeschafft werden. f) Zufälligkeiten. Fremde Körper, Würmer, Insecten, die in den Gehörgang gekommen sind. Erstre müssen mit einer Zange herausgezogen, letztre durch Wasser, Del oder dergleichen heraus gespült werden. g) Verhärtetes Ohrenschmalz bey jungen Kindern. Dieses ist oft eine Ursache der angeborenen Taubheit. Zu den Krankheiten des Tympanums gehören a) die weiterartige Absonderung; der Ausfluß aus dem Ohre hat nicht allein die Beschaffenheit des Eiters, sondern ist auch noch, oft mit Blut gemischt. Gewöhnlich gehet dabey die Luft aus der Nase durchs Ohr; doch ist dieses nur der Fall, wenn der Eustachische Gang nicht verschlossen ist. Durch starkes in das Ohr fallendes Licht oder durch die Sonde kann man sich überzeugen, daß die Krankheit im Tympanum ihren Sitz hat. Diese Krankheit ist oft die Folge von Halskrankheiten, dem bössartigen Scharlachfieber oder einer Entzündung des Gehörganges, und ist im letztern Falle mit heftigen oft abwechselnden Schmezzen verbunden, die nicht selten Fieber zum Begleiter haben. Die Kunst muß hier alles anwenden, die Entzündung so bald wie möglich zu zertheilen. Zeigt sich ein anhaltender Ausfluß aus dem Ohre, der oft lange dauern kann, so muß man immer sehr aufmerksam auf den Gang der Krankheit seyn. Sie durchläuft sich selbst überlassen, drey Stadien, das erste ist das des einfachen Ausflusses aus dem Ohre, das zweyte dasjenige, wobey Warzen oder Polypen sich bilden, das dritte endlich das, welches schon eine cariböse Verderbniß der Knochen mit sich führt. Die Taubheit, welche jec

dèrzeit dabey statt hat, ist in Absicht des Grades verschieden. Im ersten Stadium nützen Einsprüzungen von einer Auflösung des schwefelsauren Zinks oder des essigsauern Bleies. Im zweyten müssen die Excreescenzen fortgeschafft und nach diesem die kranken Stellen mit einer Auflösung des salpetersauren Silbers benetzt werden. In der Folge kann man, wenn der Ausfluß nicht aufhört, die ersterwähnten Einsprüzungen wiederholen. H) Verschließung der Eustachischen Röhre. Diese wird theilweils durch Halskrankheiten, Geschwüre und dergleichen hervorgebracht und hat oft völlige Taubheit zur Folge. Die hier zu bewirkende Heilung beruhet allein auf Durchbohrung des Trommelfells. Krankheiten des innern Ohrs. Die Taubheit, welche hier ihren Sitz hat, ist die Folge von manchen andern Krankheiten des Körpers, des Schlagflusses; manchen Gehirnfehlern, als einem Geschwulste oder einer Verhärtung, die die Nerven in ihrem Ursprünge drückt, der erhöhten allgemeinen Sensibilität, der Hysterie, der Lähmung, der Krankheiten des Unterleibes, der Lähmung der Gehörnerven. Krankheiten der Augen und des Gehörs haben oft große Aehnlichkeit mit einander. Sehr oft aber beruhet die Taubheit aus Fehlern des innern Ohres bloß auf Localabweichungen in den Theilen desselben. Dieser ganze Abschnitt, in welchem man vieles erwarten sollte, enthält nichts als eine kurze Darstellung der Taubheit, die von einer Affection der Gehörnerven abhängt, und sich durch Säusen, und andre fremdartige Töne, welche der Patient hört, zu erkennen gibt. Sie muß aber wohl von der unterschieden werden, wo der Kranke ein pulsirendes Geräusch im Ohre empfindet; denn so wie letztre, die vom Andränge des Bluts herrühret, durch Blutentziehungen geheilt werden, so heilt der Verf. erstre durch abführende Mittel, durch

Colomel und gewürzhafte Oele, die er ins Ohr bringt. Sehr gut fand der Verf., daß eine syphilitische Ursache zum Grunde der Taubheit lag, und eine strenge Behandlung mit Mercurialmitteln die Heilung bewirkte. Zuletzt entschuldigt er sich mit der Dunkelheit, in welcher die innern Theile des Ohrs verborgen lagen, und mit dem wenigen Lichte, welches anatomische Untersuchungen geben, über die Unvollständigkeit, welche sein Werk hat, und Ref. muß gestehen, daß diese viel größer seyen, als er erwartet habe. Bey dem Werke befindet sich eine Kupferplatte, welche Abbildungen eines Gehörrohrs und drey Arten künstlicher Ohren, nämlich des Französischen, Spanischen und Deutschen, Ohrs enthält, allein in dem Werke vermisset man eine genauere Beschreibung ihrer Construction.:

## Paris

Βey Theoph. Varrois, v. ã: ΣΤΡΑΒΩΝΟΣ ΓΕΩΓΡΑΦΙΚΩΝ ΒΙΒΛΙΑ ΕΠΤΑ ΚΑΙ ΔΕΚΑ: εκδιδόντος και διορθούντος Α. ΚΟΡΑΗ, φιλοτίμω δαπάνη τῶν ὁμογενῶν χλαν, ἐπ' ἀγαθῆ τῆς Ἑλλάδος. Μέρος δεύτερον. 1817. C. δ' und 516. Μέρος τρίτον, 1817. C. ια' und 464. Auch mit dem Titel: Ἑλληνικῆς Βιβλιοθήκης τόμος δέκατος und ἐνδέκατος: Στραβῶνος. u. s. w. In Octav.

Sehr unsern Wünschen gemäß folgt hier die Fortsetzung der Ausgabe des Strabo, davon erster Theil bereits in diesen Blättern (1817. St. 56.) angezeigt worden ist. Der zweyte Theil geht vom 7. bis 13. und der dritte Theil vom 14. bis zum letzten, 17. Buche, und von C. 309 bis zu Ende die *χρησιμώταται* u. s. w. oder die Excerpte aus Strabos 17 Büchern. Am Ende sind Inhaltsanzeigen und Druckfehlerverzeichnisse angehängt. In der Vorrede zum zweyten Bande fügt H. Koray einige Varianten bey aus einem Wiener Manuscripte, welches der Deutsche Herausgeber des Strabo, Schucke, bereits gebraucht und Hrn. D. Wei-

gel (*Odyssæus*) mitgetheilt hatte. Diese bestätigen nicht selten die durch H. Koray aus Vermuthung hier und da schon in den Text aufgenommenen Lesarten. In Hinsicht der Zeit, in welcher die Auszüge (*Χρησμομαΐται*) verfertigt wurden, stimmt er Dodwell bey, welcher sie gegen das Jahr 1000 geschrieben, also mit Euidas und dem Etymologen gleichzeitig annimmt. Daß sie in critischer Rücksicht ihren Werth haben, ist bekannt, und wird von H. Koray mit Beyspielen bewiesen. Dann folgen noch einige critische Bemerkungen und Emendationen zum Strabo gehörig. Die letzten beiden Bücher des Strabo, welche noch ins Französische zu übersetzen sind, wird H. Letronne, nach Duthéils Tode, übernehmen. Nun fehlt noch ein vierter und letzter Theil dieser Ausgabe, welcher die critischen und andre Bemerkungen nebst dem Register enthalten wird. Zwar schon jetzt nimmt man, diese Ausgabe mit den vorigen, z. B. der Leipziger, vergleichend, nicht wenige Abweichungen wahr, denen man ihren Werth nicht absprechen kann, und ihren Platz lieber im Texte gönnet, als den vorigen; aber woher sie genommen sind, ist nicht immer abzusehen oder zu bestimmen, noch weniger sind stets mit Sicherheit alle Gründe anzugeben. Im Allgemeinen ist indeß des trefflichen *Korays* Einsicht, richtiges Urtheil und große Bekanntschaft mit Hellas und zunächst mit Strabo viel zu vortheilhaft bekannt und entschieden, als daß nicht jeder schon vorläufig dem Glauben sich dreist hingeben könnte, einen nicht unbedeutenden Schritt in dieser Ausgabe weiter gekommen zu seyn, als in der vorigen. Hievon werden wir bey der Erscheinung des vierten Theils des Werks Gelegenheit finden, den Beweis zu geben. Auf einige Stellen die wir uns vorher bey dem Lesen des Strabo gemerkt hatten, waren wir aufmerksam, ob H. Koray die Dunkelheit derselben gehoben haben möchte. Da dieß nicht ganz der Fall ist, so ist es wahrscheinlich ihm wie unsern humanistischen Lesern lieb, zumahl da es dem Zwecke unsrer gelehrten Anzeigen



durchaus nicht fremd ist, wenn wir hier einiges davon wiederholt mittheilen, weil es H. Kory unbekannt geblieben ist. Strabo spricht im 13. Buche Kap. 4. S. 5 zu Ende C. 626 Cas. von Sardes in Lydien, und erwähnt daselbst des Hygäischen Sees, der zu Strabo's Zeit Kolon hieß. An den Feiertagen, die der Diana zu Ehren gefeyert werden, hüpfen nun nach einer Sage, wie Strabo ungläubig berichtet, χορευειν καλάδους im See Körbe; an welche freylich nicht zu denken ist. Die Stelle ist aber verderben, und man muß καλάμους Rohrstengel, Schilfrohr, lesen, welches auf kleinen schwimmenden Inseln dieses Sees wuchs, die daher Kalamina (καλαμιναι) hießen. Vergl. Sotion in Schneiders Anm. zu Varro de Re rust. III, 17, 4 C. 587 f. und Ez. Spanheim zu Callim. Hymn. in Del. 36. Anm. C. 407 f. Vergleicht man lul. Caes. Bell. Alex. c. 66, so ist Strab. 12. 2, 3 ὁ ὀϊνῶνιοι Κόμανα dem ὁ ἐκεῖνοι Mäc vorzuziehen. Vielleicht mißfällt im 16. B. Kap. 2. S. 31. C. 657 der Vorschlag nicht, daß daselbst statt καλουμένη gelesen werde κολουμένων. Die Rede ist von der Stadt Rhinocolura in Syrien, deren Einwohnern ein Aethiopischer König die Nasen abschneiden ließ, woher der Name des Orts kam. Die Stelle ist: Ἐἴτα ρινουόλουρα, ἀπὸ τῶν εἰσωπισμένων τὰς ῥίνας οὕτω καλουμένη. H. K. hat C. 192 κολουσμένων nach εἰσωπ\* eingeklammert; dem Sinn nach sehr gut. Da aber ein Mosk. Mscr. καλουμένων und darüber καλουμένη hat, so scheint wohl οὕτω κολουμένων vorzüglicher zu seyn. "Dann folgt Rhinocolura, von den Bewohnern, deren Nasen bey folgender Veranlassung verstümmelt wurden." Das Wort: καλουμένη, genannt, wird bey Wortableitungen gern ausgelassen. Hadrian Junius Animadv. V, 3 in Gruters Lampas IV. C. 432 meinte, nach ρίνας sey κοπέτων weggefallen. Die Mittheilung andrer Vorschläge hindert die Kürze unsers Raums. Apf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 10. Junius 1819.

Kopenhagen.

Magnus (? Magnúlar) konongs laga bätars (? laga - bätis) Gulathingis - laug. — regis Magni legum reformatoris leges gula - thingenses sive jus commune norvegicum. Ex manuscriptis legati arna - magnaeani cum interpretatione latina et danica, variis lectionibus, indice verborum et quatuor tabb. aeneis. 1817. LX. XII. 550 Seiten und 138 Spalten Glosar. in Quart.

Hier erscheint nun die längst verkündigte Ausgabe des altnorwegischen berühmtesten Rechtsbuchs, critisch bearbeitet und ausgestattet, wie man es schon von andern Arbeiten der gelehrten dänischen Gesellschaft gewohnt ist. Bisher konnte nur eine in der Pausischen Sammlung enthaltene Dänische Uebersetzung zu Rathe gezogen werden. Bekanntlich ließ König Magnus, der selbst davon den Beynahmen Geseßverbesserer (laga - bätir) führt, die vorhandenen älteren Rechtsbücher umarbeiten und namentlich das gulathingische der Volksversammlung zu Guley (einer Insel bey Bergas) vorlegen, von welcher es

X (4)

denn auch im Jahr 1274 angenommen wurde. Wir können nicht bergen, daß uns der Mitabdruck der früheren, weit älteren und noch handschriftlich aufbewahrten Gestalt des Gulathingischen Gesetzes höchst erwünscht erschienen hätte; aus der älteren Quelle vermag die Rechtsgeschichte immer mehr zu lernen, als aus der jüngeren und eben die Vergleichung beyder wäre am allerlehrreichsten geworden. Hoffentlich wird über kurz oder lang dieses Bedürfniß auch noch erfüllt und wir wollen für das dermalen Geleistete dankbar seyn.

Mit der Auswahl des Textes nach der besten Handschrift, woneben die wichtigsten Varianten der übrigen mitgetheilt werden, mit dem sorgfältigen und correcten Abdruck hat man völlige Ursache zufrieden zu seyn (nur wenige Druckfehler sind unangezeigt geblieben, z. B. S. 148. Z. 6. vedr st. verdr; S. 399. Z. 13. thrimor st. tveimor eda thrimor). Außer einem schätzbaren Wörterbuch, woraus das Björn = Haldorson'sche ergänzt und näher bestimmt werden kann, ist zur Verständniß des Urtextes eine Dänische getreue und eine lateinische, etwas gezieltere, ausgearbeitet worden. Sollte nicht bey dergleichen doppelten Uebersetzungen, wie sie in Schweden und Dännemark üblicher als anderswo sind, die in die neuere Landessprache entbehrlich seyn? Raum und Unkosten würden gespart werden. Wer die altnordischen Denkmäler studirt und liest, ist sicher der lateinischen Sprache mächtig. Was im Norden hier zu viel geschieht, geschieht unter uns in Deutschland zu wenig, wir folgen öfters nicht dieser löblichen nordischen Gewohnheit, die Denkmäler unseres Alterthums mit einer lateinischen Uebersetzung, wodurch sie allein erst den europäischen Gelehrten allgemein eröffnet werden, zu begleiten. Die Uebertragung in die

bloße, heutige Landessprache, außer daß sie den Absatz beschränkt, bekommt unvermeidlich etwas vages und unsicheres, theils weil die jetzige Sprache fortlebt und sich allmählig wieder verändert, theils weil die Verwandtschaft zwischen ihr und dem alten Urtext leicht zu falscher Treue und Steifheit verführt. Durch das Latein vermittelt sich alles am füglichsten, es hat weder Prätension noch Unsicherheit, nur darf es nicht selbst nach einer altrömischen Classificität streben wollen, womit hier gar nicht gedient wäre.

Ob schon ein überarbeitetes Gulathingsrecht, läßt sich doch die altnordische Weise an Form und Inhalt allenthalben deutlich erkennen. Dergleichen weist sich erstens in den alliterirenden Formeln z. B. S. 144. *hyfir oc heimir*; 145. *stæhet: renna til fialls eda scogs, til fiauro eda til scips*; man lese aber: *til fialls eda til fiauro, til scogs eda til scips* und diese Emendation bestätigt sich S. 146. vollkommen. 154. *fé oc fridi*. 160. *landi oc lausom auri*. 345. *naglat undir bita eda biálka*. 347. *akr oc eng* (360. 372.) 353. *veria odde eda eggio*. 362. *utan hollt eda haga* (372) 369. *sitr eda sefr*. 382. *fen eda forad*. 386. *hast ne band*. 390. *ben eda bani* und so wird sich beynahe auf jedem Blatt ein Beyspiel finden. Manchmal kommen ganze Sprüchwörter vor, wie S. 420. „*ganga skal guds giök til fialls lem til höro*“ (Gottesgabe soll frey gehen zum Berg wie zum Strand) S. 417. „*söl skal um sumar ráda enn dagr um vetr*“ (wiederholt S. 436. 442. 443.) „die Sonne soll im Sommer, der Tag im Winter (die gesetzliche Zeit) bestimmen“. Eine gründliche Sammlung solcher Formen wäre für das Verständniß des alten Rechts, der poetischen Form und der Sprache von gleich großem Nutzen; vielleicht ist in des Skulo Thorkacius abhandlung om Nor-

dens gamle Lovsprog (act. societ. reg. havn. 1790), welche Rec. nicht zur Hand hat, manches vorgearbeitet. — Eine zweite Spur des Alterthums liegt in der häufig ausdrücklich angeführten altnordischen Rechtsterminologie. Es wird irgend ein Satz ausgesprochen und dann hinzugefügt: das heißt so und so; mit diesem Wort war dem Kenner der nordischen Rechte der bezugte Gebrauch sogleich auf das bestimmteste angegeben und ins Gedächtniß geprägt. z. B. C. 188. that heitir argafas. C. 350. that heitir bálkabrótt. 359. tha heiti ä hvinn at ufe kio. 377. that heitir vadaelldr. 378. oc heitir brennovargr. 381. ermenn kalla (den die Leute nennen) hagfellogard und so vielmal im ganzen Gesezbuch. Es sind dies gleichsam die volksmäßigen, sinnlichen, jedermann bekannten Ausdrücke zu der im geschriebenen Recht gegebenen zusammenhängenderen, aber abstracteren Darstellung, und gewiß deutet nichts mehr auf einen kräftigen, lebendigen Stand des Rechts als das Vorhandenseyn in Menge jener Volkswörter. Wie wenig könnten unsre heutige Juristen dem gemeinen Mann von dergleichen bieten; ihre Theorien sind unübersichtlich geworden in die Vorstellungen und Redensarten des Volks, was wohl den abgestorbenen Stand unseres Rechts bezeugt. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, zu bemerken, daß auch die altdeutschen (lateinischen) Geseze häufig mit solchen Wendungen versehen sind z. B. si quis hominem occiderit, quod alemanni mortototo dicunt; seditionem excitaverit, quod Bajoarii carmulum vocant; pellem non fregerit, quod palkbrust dicunt; claudus permaneat, quod Bajoarii taudregil vocant etc. Dieses kann für das Verständniß der sogenannten Großen wichtig werden, in welchen man also keine Ue-

bersehung gewöhnlicher, auch im lateinischen Text stehender Wörter zu sehen hat, sondern eigenthümliche Ausdrücke des vielleicht viel älteren deutschen Rechts. — Drittens sind denn auch in diesem verbesserten gularthingischen Gesetzbuch manche Vorschriften und Gebräuche aus dem ihm zum Grund liegenden älteren Recht geradezu beybehalten worden. Einige Stellen mögen auch als Probe von dem schlichten und deutlichen Styl der altnordischen Gesetze ausgehoben werden. **S. 380. nú er gardr granna lettr, hann gera lva háfann, athann nái undir haund medal-manni:** wird der Zaun eines Nachbars gesetzt, (statt unferes: wenn oder im Fall daß ic. steht im Nordischen häufig die Wendung: nun wird der Zaun gesetzt) so soll man ihn so hoch machen, daß er einem mittel großen Mann unter den Arm reiche. — **lva thyckr at cigi meigi kalta bolöxi igeuom;** so dicker, daß man mit einer Hausart nicht hindurch werfen kann; die lat. Uebersetzung lautet hier so: *sepimenti crassities tanta, quantam ne securis caudicibus caedendis aptae unicus ictus permeare valeat.* bol-öx stehet der breid-öx, der breiten Art, welcher man sich als Waffe bediente, entgegen. — **Landsleigo-bolfr cap 45.** (im alten Gulathingis l. cap. 19.) wird der unter dem Namen **haug reid** (Ringritt) bekannte Rechtsgebrauch beschrieben. Alle öffentliche Wege (**thiodvegir**, auch im Altdeutschen **dietwege**, **Leutewege**) unterliegen einer jährlichen Lustration. „**mála skal spiótz-scapt átta alna langt, oc gera til henkor tvár af viddiom, heingia adra á odd oc adra á scapt.** Nefna scolo heradsmenn thann bonda til; sem their vilja: hann skal stiga á heftbak oc leggja spiótz-scapt fyrir sik um thvert heftbak, oc rida at thiodveg midiom; liggr ártog hiefsr at giallda konongi vid tre hvert, er hönk tekr

af scapti. that hefir heitit ba ugreid at forno fari". d. h. man soll einen Speihschaft zu acht Ellen lang messen und daran zwei Henkel von Weiden machen, einen an die Spitze, den andern an den Schaft (Griff) hängen. Dann sollen die Heradsmänner einen Einwohner benennen, welchen sie wollen, der soll ein Pferd besteigen und vor sich quer über des Pferdes Rücken den Speihschaft legen und mitten auf dem Leutweg einherreiten. Eine Dertug Silbers muß nun für jeden (den Weg hemmenden) Baum, der den Henkel von dem Schaft stößt, an den König bezahlt werden. Dies hat nach alter Weise Ringritt geheissen". Das Ganze dient zur Erläuterung und Bestätigung eines Aufsatzes in Savigny's Zeitschrift für geschichtl. Rechtsm. III. S. 352 u. 357. Man hat das Studium der einheimischen, altgermanischen und altnordischen Gesetzgebung seither gering geschätzt, weil man sie mit der gebildeten römischen verglich oder vielmehr fand, daß sie nicht damit verglichen werden konnte. Ueberhaupt ist auch für unsre heutige Praxis oder gar, wenn man vielleicht meinte, für eine neue auf einmal zu vollführende Gesetzverbesserung in der That wenig daraus zu nehmen. Einen solchen einseitigen Gesichtspunct sollen wir aber verlassen. Neben dieser Rohheit, wie sie zusammengehalten mit der römischen Feinheit wahrgenommen wird, zeigt sich doch auch noch im germanischen Recht ein Vorzug, welcher umgekehrt dem römischen abgeht, nämlich eine Frische, Lebendigkeit und Natürlichkeit der Bestimmungen, die gleich allem Natürlichen genauer betrachtet wiederum sehr tiefsinnig scheinen wird. Es ist ganz der auch in der Sprache sichtbare Gegensatz der Natur und Bildung, beyde haben, wenn man dies recht versteht, einander entgegengesetzte Vorzüge sowohl als Mängel. So viel leuchtet ein,

daß die deutsche Geschichte und Verfassung und selbst die heutzutage verbliebenen Spuren des Veralteten, niemals gründlich behandelt werden können, wo nicht auf das altdeutsche Recht die sorgfältigste Rücksicht genommen wird. Jeder Deutsche, dem sein Vaterland lieb und theuer, wird sich durch ein Studium erhoben und vielseitig angeregt fühlen, welchem er auf die gewöhnliche beschränkte Weise, wie es getrieben worden, freylich wenig oder keinen Geschmac abgewinnen konnte.

### Paris.

Im Magazin de librairie: Histoire d'Agis IV, roi de Lacédémone, condamné à mort par ses propres sujets. Par M. Barrau (Théodore-Henry). Mit dem Motto: Ecce spectaculum dignum ad quod respiciat Deus, vir fortis cum mala fortuna compositus. 1817. IV. und 138. S. In Octav.

Der Verf. beginnt mit einer flachen Darstellung der Gesetze Lykurgs und führt den Leser schnell in die Zeit der Verwirrung und Gesetzlosigkeit, in welcher Agis IV. auftrat, dessen Leben, Plutarch beschrieben und Pausanias oft gedacht hat. Der Tod dieses Agis trug sich zu, wie der Verf. in einem Nachtrage oder in einer Note am Ende des Buches zeigt, im J. 515 der Erb. Roms, oder 239 vor Chr. Geb. Agis wollte die alte Verfassung wieder in Sparta herstellen, und gab deshalb selbst das beste Muster — Selbstbeherrschung, Abhärtung u. s. w. Ein Krieg mit den Achäern, worin Aratus sein Gegner war, endigt sich mit Vortheil für ihn, und erwirbt ihm großes Ansehen und eine Bewunderung, wodurch er sich noch mehr angetrieben fühlt, die große Reform des Staats, die er schon lange im Sinne gehabt hatte, auszuführen, also die Reichthümer zu tilgen, von neuem das Gebiet Sparta's zu theilen, die Bürgerzahl zu mehren, und alle alten



Einrichtungen Lykurgs herzustellen. Er fand an den Reichen und an dem verdorbenen verweichlichten Theile seine Gegner, die einen Prinzen Leonidas an ihre Spitze stellten, welcher an Syriens Hofe und Hauptstadt erzogen der verderbteste von allen war. Die Leidenschaften werden von allen Seiten regt. Nun tritt Agis auf und macht den Anfang: er vertheilt 600 Talente Goldes, seine Güter und die seiner Mutter und aller Verwandten unter das Volk — gleichwohl wird der Gesetzworschlag, Aufhebung aller Schulden, Vertheilung der Ländereyen u. dgl. in sich fassend, durch Stimmenmehrheit verworfen. Große Unruhen folgen. Agislaus ein Onkel des Agis sucht im Trüben zu fischen, und complottirt gegen ihn, ohne seinen Zweck zu erreichen. Nun kommt Leonidas, der in den Unruhen verjagt war, zurück, und fährt durch seine Schändlichkeiten den Agis zum Tode. Er wurde im Gefängnisse erdroffelt. Da die Geschichte nicht unbekannt ist, so haben wir nur den Gang der Sachen angeführt. Der Verf. erzählt gut, was ihm freylich nach solchen Vorgängern nicht schwer werden konnte, so wie das ebenfalls was noch von Kleomenes angeführt wird. Dieser war des Leonides Sohn und mußte des Agis Witwe Agiatis heyraten, welche ihn mit den edeln Grundstücken des hingerichteten Agis bekannt machte, und davon so begeistert, daß er in seine Fußtapfen trat. Aber die Zeiten waren ihm ungünstig. Er gerieth mit dem macedonischen Könige Antigonus in Streit, wird von ihm bey Sellasia geschlagen, und flüchtet nach Aegypten, wo man ihm nicht trauet und seinen Untergang bereitet im J. vor Chr. Ob. 219. Die Geschichte Sparta's vom J. 243 bis 219 vor Chr. Ob. ist in diesem Werkchen erzählt, wie Plutarch besonders sie in den beyden schönen Biographien von Agis und Kleomenes dargestellt hat.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 12. Junius 1819.

Darmstadt.

1818, bey Heyer und Leske: Bemerkungen über die aufgefundenene Originalzeichnung des Domes zu Köln, von Georg Moller, nebst 9 Kupfertafeln in gr. Fol. 26 S. Text.

Daß die Werke der Baukunst die sichersten Urkunden sind, nach welchen man ein Volk, einen Beherrscher beurtheilen kann, ist eine ausgemachte Sache; sie dienen zu der Erklärung der Schriftsteller, und geben uns öfters eine deutliche Idee der Sitten und religiösen Gebräuche u. s. w. Daher der würdige Verf. den heißen Wunsch äußert, daß auch "in unserm Vaterlande das Vorhandene erhalten und bekannt gemacht würde." Auch wird es unsern Lesern und allen wirklichen Freunden der vaterländischen Kunst bekannt seyn, welche ausgezeichnete Verdienste sich der Verf. schon erworben hat durch sein herrliches Werk: Denkmähler Deutscher Baukunst u. s. w. Es gibt seit einigen Jahren eine Anzahl Künst-

S (4)

ler, die mehrere Bewunderer haben, und darauf hinarbeiten, uns um 5 bis 6 hundert Jahre zurück zu schieben. Um ihren Endzweck zu erreichen, haben sie die Religion zur Basis gemacht, weshalb wir erwarten können, daß spize Bogen, fantastische Ornamente und Malereyen auf Goldgrund bald wieder die Oberhand gewinnen werden. Hrn. Möller aber macht seine Liebe für die alten Deutschen Monumente nicht blind, um einer herrschenden Mode zu folgen, oder bey Errichtung neuer Gebäude, die Wiedereinführung eines Kunstgeschmacks zu befördern, welcher uns fremd geworden ist; und da die Verhältnisse, welche ihn erzeugten, nicht mehr dieselben sind, auch immer fremd bleiben wird u. s. w. Die Liebe für alte Deutsche Baukunst, die Rec. gewiß zu schätzen weiß, hat den Verf. bewogen, uns ein Monument von der größten Schönheit in dieser Art mitzutheilen (und wie wichtig diese Sache wirklich sey, beweiset, daß wir über denselben Gegenstand von dem H. D. Boisseree ein sehr kostbares Werk bald zu erwarten haben), nämlich den Dom zu Köln. Daß dieses Gebäude unter die herrlichsten dieser Art gehöre, ist zu bekannt, um es hier zu wiederholen. Wir übergehen daher die Geschichte des Baues, welcher seinen Anfang 1248 nahm, wie auch seine Gestalt, und bemerken nur, daß von diesem colossalischen Gebäude der Chor und die Seitengewölbe des Schiffes ihre gänzliche Vollendung haben. "Das mittlere Schiff ist bis zur Hälfte seiner Höhe ausgebauet, von dem südlichen Thurm stehen zwey Stockwerke, von dem mittlern Portal, von dem nördlichen Thurme nur die Fundamente." Daß der erhabne Baumeister ein außerordentlicher Geist muß gewesen seyn, der den Plan zu dem ganzen Gebäude entworfen hat, läßt sich leicht einsehen, aber erst bey dem Anblick des Originalrisses wird

man in Erstaunen gesetzt. Dieser war aufbewahrt im Archive des Doms zu Eöln, aber nach der im Jahr 1803 vorgenommenen Theilung der Archive verschwand der Riß, und durch einen bloßen Zufall wurde er wieder gefunden. Im Jahr 1814 hatte der Maler Seekag zu Darmstadt bey Gelegenheit, daß er ein Transparent malen sollte, im Gasthose zur Traube auf dem Boden, eine zerrissene und beschmutzte Zeichnung auf Pergament gefunden, die er mit Bewilligung des Hausbesizers sich zueignete. Nämlich die Theilung der Eölnischen Domarchive nach dem Lüneviller Frieden war wirklich im benannten Gasthose zur Traube in Darmstadt geschehen, wo dieser Riß durch eine unverantwortliche Nachlässigkeit der Französischen Commissärs zurückgeblieben war. Da Hr. Seekag die große Liebe des Verf. für alte Baukunst erkannte, so überließ er ihm diesen Riß gegen eine Gratification, welcher die Hauptfassade, Portal und Thürme darstellt. Der Verf. faßte nun gleich den Entschluß, ihn in der Größe des Originals als Facsimile mit der größten Treue stechen zu lassen, und die Originalzeichnung dem Archive des Doms, und nunmehr Sr. Maj. dem König von Preußen zu überreichen. Ohne die Kupferstiche vor sich liegen zu haben, würden wir ohne allen Vortheil für den Leser das wiederholen, was der gelehrte Verf. über die Composition dieses Aufrisses bemerkt hat. Wir wollen daher nur versuchen, einige allgemeine Bemerkungen über die Grundsätze der alten Deutschen Baumeister, und worin in ihren Gebäuden die große Wirkung bestehe u. s. w. aus der Schrift ausheben. Diese Grundsätze sind 1. Rücksicht auf die Geseze des Sehens, also Perspective, Verkürzung u. s. w. angewandt auf einen bestimmten Standpunct, wie mehrere herrliche Beyspiele beweisen können, z. B. die

Thürme des Münsters von Freiburg und Straßburg sind in der Anschauung von den elegantesten und schönsten Verhältnissen, während in dem geometrischen Aufriß derselben die oberen Theile viel zu hoch gegen die unteren erscheinen u. s. w.; 2. daß bey diesen Fassaden die größte Masse des Gebäudes auf eine einzige Fläche so vertheilt ist, daß das Auge unaufhaltsam vom Fuß bis zur höchsten Spitze fortgezogen wird. Als Beyspiel einer ganz entgegengesetzten Disposition wird die Peterkirche angeführt, wo unerachtet des großen Plages, von der Kuppel nur der dritte Theil sichtbar ist. Dieser Fall tritt immer bey Theilen ein, die so entfernt von der Fassade sich befinden; und hätte man bloß auf die Fassade Rücksicht nehmen wollen, indem man sie auf ein Attic (Attico) gestellt [so wie bey dem Pantheon der Fall ist] und dadurch erhöht hätte, so würde der inwendige Anblick ungestaltet erscheinen. Ueberhaupt könnte man die Frage wohl hinwerfen: passen Kuppeln zu dem Lateinischen Kreuz? 3. Ueber das reiche Detail der Verzierung u. s. w. finden sich mehrere sehr richtige Bemerkungen des Verf. Nur möchte Rec. hinzufügen, daß ein großer Theil der feinsten Verzierungen mehr zur Ansicht der Vögel als der Menschen eingerichtet sind. Was Milizia anbetrifft, der hier in einer Note angeführt wird, nämlich daß die altdeutschen Kirchen weit größer, die neuen Italiänischen aber kleiner scheinen, als sie sind, so glauben wir, müßte man dieses bloß aus gewissen Folgen der Verhältnisse schließen; das Pantheon hat etwas drückendes für ein Auge, welches gewohnt ist an die engen, im Verhältniß ihrer Höhe sogenannten gothischen Kirchen, unerachtet seine Höhe 144 Fuß beträgt. 4. Ueber die Harmonie der Theile u. s. w. des Doms zu Eöln finden sich wieder mehrere herrliche Bemerkungen, die

aber, wie schon gesagt, ohne die Ansichten des Risses nicht können ausgehoben werden. Ueber den Wunsch, daß dieses Gebäude vollendet werden möchte, hat der Verf. einige Fragen hingeworfen. A. Kann der Dom ausgeführt werden? B. Welche Gründe sind für seine Ausbavung vorhanden, oder ist es vorthailhaft, ihn auszubauen? Diese Fragen, an die sich mehrere untergeordnete anschließen, hat der Verf. mit Scharfsinn, Sachkenntnissen, und gewiß mit Unparteylichkeit beantwortet, ohne die großen Schwierigkeiten zu verhelen; doch leiden sie keinen Auszug, verdienten aber von jedem denkenden Kopf geprüft zu werden. Wollte man noch andre Fragen hinzufügen, in Beziehung auf die unsehbar lange Reihe von Jahren, die zu der Vollendung dieses Baues erforderlich seyn würden, so könnte man eben so gut die Gegenmeinung vertheidigen, nämlich das prachtvolle Monument ruhig seinem Schicksal zu überlassen. Solche colossale Gebäude können bloß von einer ganzen Nation würdig unternommen werden. F—o.

### Breslau.

Gedruckt und zu haben bey Graß, Barth und Comp.: Niederdeutsche Psalmen aus der Karolinger Zeit zum erstenmahl herausgegeben durch Fried. Heint. von der Hagen. 1816. 11 Bogen in Quart.

Lipsius machte in seinen *Epistolae belgicae* eine Reihe altniederdeutscher Wörter bekannt, die aus einer, wahrscheinlich im neunten Jahrhundert gefertigten, Uebersetzung der Psalmen genommen waren. Wo die Handschrift geblieben ist, die Lipsius in Händen hatte, ist unbekannt. Eine neuere Abschrift eines Theiles derselben (Ps. 53 bis 73) kam aus Swieten's Bibliothek in den

Besitz des LegationsH. von Diez; und diese Abschrift ist es, von der wir hier einen, wie der Herausg. versichert, buchstäblich genauen Abdruck erhalten, dem die Vulgata beygefügt ist. Wenn man die Abschrift nach dem Abdrucke beurtheilen darf, so muß sie von einer höchst nachlässigen Hand herrühren; aber auch das Lateinische ist, tuss der großen Antiqua, nicht fehlerfrey (so steht z. B. S. 30 armaram st. amaram, und noch schlimmer S. 68 celavi st. zelavi), so daß man etwas irre wird, wie man es mit dem buchstäblich genauen Abdrucke zu halten hat. Die wenigen hinzugefügten Anmerkungen (S. 76 bis 78) betreffen größtentheils ganz bekannte Dinge: z. B. man sey mā geschrieben, hierlm, iel (hierusalem, israel) sey oben durchstrichen — eine Bemerkung, die sieben mahl wiederholt wird —; für imo stehe mio, für tuni tum, für antseine antseine. u. dergl. — Allerdings steht, so bald das i keinen Punct über sich hat, das eine aus wie das andre; allein wen, der je eine alte Handschrift angesehen hat, kann so etwas irren? Aber irren kann es, wenn etwa in einem mit Puncten versehenen Drucke barmda, (germinans) Ps. 64, 11 st. barinda stünde. — Auch wird wohl bezweifelt was richtig ist: so steht Ps. 54, 13 ic burge mi so molhti geburran fan imo, absconderem me forsitā ab eo. Durch 'so molhti geburran' ist das Lateinische forsitā, der bis in späte Zeiten beygehaltenen Bedeutung des Wortes geburen (contingere) gemäß, ganz gut übersetzt; was aber geburgan, wie der Herausgeber lesen will, seyn oder bedeuten soll, ist schwer zu begreifen. — Da übrigens die Uebersetzung, wie so Manches der Art, bestimmt war, um als Hülfsmittel zum Verständnisse des Lateinischen zu dienen, und diesem Wort für Wort folgt, auch der Uebersetzer manch-

mahl nicht verstand, was er übertrug, oder we-  
nigstens übertrieben ängstlich war (man vergl.  
Nf. 62, 3. 64, 11. 68, 24. 70, 13) so sind die  
Wörter zwar Deutsch, die Wortstellung aber un-  
deutsch. Die Uebersetzung kann also bloß zur  
Kenntniß von Wurzeln und Endungen dienen,  
nicht aber zur Kenntniß des Sprachgebrauches  
ihrer Zeit. Aber auch in der ersten Hinsicht kann  
sie, wegen der oben erwähnten vielen Fehler,  
nicht immer mit Zuverlässigkeit gebraucht wer-  
den. — Als Nachtrag oder Verbesserung für das  
Schiltersche Glossar, in das bekanntlich die Glos-  
sen des Lipsius aufgenommen sind, möchte sich  
etwa folgendes anbieten: uuel danigero, ope-  
rantium iniquitatem 73, 3. duom. templum  
67. 30. duom. iudicium 71, 2. tohopa min.  
Ipes mea 60, 4. tohopis minis, Ipei meae 59,  
10. vergl. tunga min, lingua mea 70, 24. und  
uuerolt uuerldis 60, 9. mit geluni, cum con-  
sensu (Schilter geluvi) 54, 15. ne merri, ne  
moreris 69, 60. mistrot bin. conturbatus sum  
54, 3. prisma, ulura (Schilter prisna) 54, 12.  
fan prismon, ex uluris 71, 14. an tilogon  
minro, in exercitatione mea 54, 3. und dann  
das Verbum lithon gehen, welches offenbar  
das zu unserm transitiven leiten gehörige In-  
transitivum ist (so wie nigen, neigen) 56, 2.  
65, 6. 12. 67, 8. Zu bemerken ist auch der Ac-  
cusativ imo, eum, Engl. him.

#### Hannover.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Bibli-  
sche Erzählungen, nach Hübner. Zum Ge-  
brauch in Bürger- und Landschulen. Von Dr.  
Johann Philipp Tresurt, Superintend.  
der Stadt Göttingen u. Zweyte Aufl. Th. 1.  
(Erzählungen aus dem N. T.) 194 und XIV S.



gr. 8. Th. 2. (Erzählungen aus dem N. T.)  
152 S. 1819.

Nach einem kaum anderthalbjährigen Zeitraume erscheinen diese biblischen Erzählungen in einer neuen Auflage, und helfen damit das Interesse begründen, welches der Gebrauch der biblischen Geschichte bey dem sittlich-religiösen Elementarunterrichte in unsern Bürger- und Landschulen mit Recht immer allgemeiner zu finden scheint. Schon bey der vorigen Auflage des Buchs, bey welcher der Verf. eigentlich nur die Besorgung einer zweyten Ausgabe der, von dem sel. Abt Weland im J. 1811 abgefaßten bibl. Erzähl. hatte übernehmen wollen, erschienen dieselben im 1. Th. so größtentheils, und im 2. Th. so völlig umgearbeitet, daß sie als ein ganz neues Buch betrachtet werden durften. Die Bemerkung, welche wir bey der Anzeige dieser vorigen Aufl. (J. 1818. St. 88. S. 878 ff.) machten; daß nämlich bey einer neuen Aufl. die Alterthümlichkeit auch der N. T. Urkunden völlig wieder hergestellt werden, und somit der 1. Th. des Buchs eben die völlige Umarbeitung erhalten möge, welche bereits dem 2. Th. gegeben sey, ist bey der vorliegenden neuen Aufl. aufs sorgfältigste benützt. Die darin vorgenommenen wesentlichen Abänderungen, Textes-Erweiterungen und Verbesserungen können, nach dem Zweck unsrer Blätter, im Einzelnen nicht besonders nachgewiesen werden. Der Verf. hat sich in der Vorrede näher darüber geäußert, und zugleich mehrere beherzigenswerthe Winke über den Gebrauch der biblischen Geschichte bey dem Religionsunterrichte der Jugend beigefügt, durch deren angemessene Benutzung die sittlich-religiöse Unterweisung in den Schulen ihrem Ziele immer näher wird entgegengeführt werden. Druck, Papier und Preis gereichen der Verlags-handlung zur Ehre, und werden die Einführung des Buchs befördern.

Göttingische,  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 12. Junius 1819.

Paris.

Dey Treuttel und Würz, 1818: *Correspondance inédite de l'Abbé Ferdinand Galiani, Conseiller du Roi de Naples, avec Me. d'Epinau, le Baron d'Holbach, le Baron de Grimm, et autres personnages célèbres du XVIII. Siècle.* Edition imprimée sur le manuscrit autographe de l'Auteur, revue et augmentée de notes par M\*\*\*, membre de plusieurs académies. Zwey Bände. I. 6. 83 u. 34 S. II. 520 S. gr. 8.

Wäre von dem 1786 zu Neapel 58 Jahr alt gestorbenen Italiäner auch nichts weiter bekannt, als seine Französisch und 1770, ohne Namensangabe, zu Paris erschienenen Dialogues sur le commerce de bleds, würden doch diese schon sein Andenken noch lange sichern. Ernst und Scherz, Wis und Scharfsinn lösen darin auf eine so anziehende Weise einander ab, daß um so mehr zu bedauern ist, die letzte Hand ihres Verfassers, und die Auflösung des so dramatisch von ihm geschürzten Knotens zu vermissen. Dieser nicht abzuläugnenden Unvollständigkeit ungeachtet fand

— mit Ausnahme versteht sich der Herren Deco-  
nomisten — das übrigens so geistreiche Werkchen  
den lautesten Beyfall, und Voltaire, selbst  
Preußens Friedrich, säumten nicht, ihm sol-  
chen aufs schmeichelhafteste und unaufgefordert  
wissen zu lassen. Die Schrecknisse der Revolu-  
tion verwehten freylich eine Zeit lang das Anden-  
ken des Autors und seines Buchs; als die Fran-  
zosen aber der Unruhe satt, und der Triumphe  
endlich müde, wieder zum alten Zeitvertreibe zu-  
rückkehrten, und Grimms mit Heißhunger ver-  
schlungne Correspondenz ihnen von den Herr-  
lichkeiten ihrer ante- und antirevolutionären Lite-  
ratur vorplauderte, wobey denn auch sein Freund  
Galiani nicht vergessen blieb, trat das Anden-  
ken an diesen in seine alten Rechte. Durch den  
in die beliebte Biographie universelle aufgenom-  
menen, ihn betreffenden, und den unlängst ver-  
storbenen Ginguéné zum Verfasser habenden sehr  
umständlichen Artikel ward solches noch kräftiger  
aufgefrischt, und durch die vor kurzem in unsern  
Blättern gleichfalls schon angezeigten Mémoires  
der Dame d'Epinau endlich, als welche mit dem  
berühmten Italiäner in mehrjährigem Briefwech-  
sel gestanden, wurde die Ungeduld der Pariser  
feinern Welt nach mehrerem aus seiner Feder so  
lebhaft, daß man auf Befriedigung derselben im  
Ersst bedacht seyn mußte. Erwünschter Fund  
also, als ein stattliches Pack von ihm an Frau  
d'E. geschriebener Briefe sich entdecken ließ; die  
denn auch sogleich unter die Presse geschickt wur-  
den, und zwey Bände stark bey Dentu in ver-  
wichenem Jahre erschienen. Nur nach Abschrif-  
ten aber hatte man diese Ausgabe veranstalten  
können; desto willkommener mithin der Umstand,  
daß auch die Urschriften selbst aufgefunden wur-  
den, und die Authentichität dieser Papiere also  
nicht länger zweifelhaft blieb. Daß man zum

Abdruck der Originale nunmehr gleichfalls eilte, dieß aber durch einen andern Verleger, geschah, versteht sich von selbst. Da der wahre Copistator indeß dem Herausgeber der bloßen Copien in seinem Vorbericht eine Menge Fehler und Versehen Schuld gibt, die nur durch Erscheinung der Originale sich beseitigen lassen; unter anderm Vieles beybehalten zu haben, was Zucht und Anstand unterdrückt verlangten, dieß aber nicht näher angibt, müßte man beide Ausgaben zur Hand nehmen, um über die Frage, welcher von beiden der Vorzug gebühre, entscheiden zu können. Daß in der vor uns liegenden so manches mehr gestrichen worden, ist, wem es auf Originalität und Physiognomie des Schriftstellers ankommt, doch auch ein mißliches Verfahren. Am Ende hätten, wenn es einmahl ans Streichen ging, beide Herausgeber, wie sogleich sich zeigen wird, zur Ehre ihres Autors noch sehr Vieles ungedruckt lassen sollen!

Die ersten LXXXIV. S. enthalten den schon erwähnten Aufsatz Ginguené's über G — s. Leben und Schriften; wobey er aber, wie aus angestellter Vergleichung sofort sich ergab, keine andern Quellen und Gewährleister gehabt, als die vom Advocaten Ludwig Diodati geschriebene, und bey Ursino 1788 zu Neapel erschienene Vita dell' Abate F. G. Ginguené's eigne Zuthat läuft bloß auf solche Verzierungen hinaus, ohne die das Pariser Publicum eine Biographie gar nicht lesen würde; Diodati hingegen geht hier und da schon etwas aufrichtiger zu Werk, lobt an seinem Freunde, was irgend zu loben war, verschweigt ja nicht, aber eben so wenig, daß der mit unter gar zu tief schneidende Wis desselben ihm manche Feindschaft zugezogen, und fügt am Ende ganz trocken hinzu: *Quindi avvenno che quella fama che li acquistò da principio* — von seinem Pariser

Aufenthalt ist die Rede, und gilt wohl auch von dem zu Neapel — in fine fu multo scemata e diminuita. Ginguenè sowohl als ein Hr. Galfi, vermuthlich Italiäner, lassen über diesen doch gar nicht unbedeutenden Umstand auch nicht ein Wörtchen fallen. Letzter hat dem Leben seines Landsmannes ein paar Duzend bald längere bald kürzere Noten beigefügt, die aber meist nur G's Schriften betreffen, Nachlesen aus Diodatis Werkchen auffuchen, und sehr entbehrliche Betrachtungen anstellen. Auf G's Schriften darf man aus Mangel an Raum sich gar nicht einlassen, und will daher nur in der Kürze erwähnen, daß mit Ausnahme der Dialogues und einiger Kleinigkeiten solche Italiänisch geschrieben sind, die erheblichsten darunter das Münzwesen, die Dialecte seiner Muttersprache, und die Alterthümer des Vaterlandes zum Gegenstande haben, im Auslande jedoch wenig bekannt geworden. Ein starker 1782 zu Neapel erschienener Quartband handelt von den Rechten und Pflichten der Neutralen, ist aber, was von einem Kopfe wie der seinige sehr befremdet, so weitschweifig, und nicht selten schwerfällig gerathen, daß wohl nur Wenige ihn bis ans Ende durchblättern dürften. Mehr ließe sich, wie er selbst oft genug zu verstehen gibt, und seine Freunde laut versprochen, von den vielsährigen und vielseitigen Untersuchungen über Horaz und dessen Schriften erwarten; nicht eben in Hinsicht auf Sprache und deren Feinheiten; sondern in Betreff der Lebensgeschichte und Verbindungen des unsterblichen Dichters. Alles dieß aber liegt noch unter seinem handschriftlichen Nachlasse begraben; worunter auch eine Reihe von mehr als 20 Bänden, mit lauter an ihn geschriebenen Briefen vielleicht der Aufmerksamkeit und Sichtung werth wären; weiß er doch wirklich mit vielen der wichtigsten

auch wohl gelehrten Leute seiner Zeit in langem Verkehr gestanden. Weiläufig noch, daß der Italiänische Uebersetzer und Textherausgeber des *Vitrucius* (Neapel, 1758, Großfolio) Marchese Bernhard Galiani sein leiblicher Bruder gewesen; die Arbeit desselben aber nicht sonderlich Beyfall gefunden hat.

Mit dem nur 8 Blätter füllenden, und schon in andre sogenannte Recueils längst aufgenommenen *Dialogue sur les femmes* wird der Anfang vorliegender Ausgabe gemacht. Ein Marquis und Chevalier sind die sich unterredenden, und heben wie folgt an: M. Comment définirez-vous les femmes? C. Un animal naturellement faible et malade. — An Paradoxien, worunter auch die, daß es eigentlich gar keine Erziehung gebe, (vermuthlich weil *minima circumstantia variat rem*) fehlt es dem Gespräch zwar auch nicht; bey dem allen bleibt doch die Frage, ob der Abbé sein Verfasser gewesen? weil nämlich in seinen Briefen Stellen vorkommen, die auf einen ganz andern Inhalt hindeuten. Wenigstens hätte der Abbé Mercier de St. Leger nicht als Gewährleister aufgerufen werden sollen; denn dieser verstand sich wohl auf Druckseltenheiten; bey weitem aber nicht so gut auf Eigenheiten und Anomalien des Geistes.

Was nun die so begierig erwarteten Briefe selbst betrifft, so sind solche, mit Ausnahme von anderthalb Duzend etwa, insgesamt an Frau d'E. gerichtet; die Zahl derselben mag sich an ein paar hundert belaufen, und bis auf einen noch zu Paris 1765 geschriebenen, nehmen solche seit der Abreise des Abbé den Zeitraum von 1769 bis 81 ein; ein Jahr später ward diese Freundin ihm durch den Tod entzogen. Die Silberblicke seines Lebens blieben der beynahen siebenjährige Aufenthalt zu Paris, wo er als Gesandtschafts-

Secrétaire seines Hofes angestellt gewesen; und nicht nur den vertrauten Umgang der Dame d'Epinau genossen, sondern auch in mehreren andern Bureaux d'Esprit, trotz seiner pygmäenartigen und unaufhörlich gesticulirenden Figur, durch Wis- und Neapolitaner Muthwillen geglänzt, und was wohl zu merken, auch an den trefflich besetzten Tafeln der Hauptstadt ein willkommener Gast geworden war. Was Wunder, wenn er dieß alles — kein Prophet gilt viel zu Hause — in seinem Vaterlande entbehren muß, und in Klagen darüber unaufhörlich ausbricht; womit er es denn wirklich bis zum Uebermaß treibt; wenigstens für uns Deutsche Leser; denn Französischen freylich mögen dergleichen unmäßige Lobreden angenehmer genug ins Ohr fallen. Da nun, wie gesagt, der Abbe in dem unvergleichlichen Paris ganz einheimisch geworden, so kann man denken, daß Namen wie Diderot, d'Alembert, Dacier, Holbach, Voltaire &c. w. auf jedem Blatte vorkommen; auch den samahligen, durch Geist, Anmuth oder leckere Tafel sich auszeichnenden, Aspazien wird häufig Weitruhm gestreut. Eben so wenig werden ein paär hanz zu Franzosen ungestempelte Deutsche, viel weniger von Grimm und von Gleichen nämlich, aus der Welt gelassen; als deren Umgang er gar nicht verzeihen kann; Literatur und Zeitgeschäfte indes gewinnen bey dieser Nomenclature wenig oder nichts; denn Alles läuft auf Kleinigkeiten oder längst bekannte Dinge hinaus. Wobey man für ein solches Geschwätz einigermassen entschädigt wird? Durch etwa ein halbes Hundert witziger Einfälle, und die zu jeder Zeit dafür gelten werden; durch ein paär Sentenzen von Democritus, worunter jedoch viele räthselhaft genug bleiben; durch die, wie es scheint, ihm angeboren gewesene Vorliebe fürs Paradoxe; und unter seiner Feder wird Alles

dazu; wobey der gute Geschmack aber, und die Natur der Dinge, so wie das *cui bono?* nicht selten ins Gedränge kommen. Da unsre Anzeigen keine Auszüge sind, muß der Leser die Belege dazu in dem Werke selbst suchen, und wird sie auf jeder Seite finden.

Allein ehe man auf irgend einen der ihm nachgerühmten in der That witzigen Einfälle, oder sonst anziehenden Gedanken stößt, hilf Himmel! durch welchen Wust von Kleinlichkeiten, Possen sogar und Erbärmlichkeiten gibt es da sich zu arbeiten! Unter letztre gehört unstreitig die Knickerrey, womit er von Anfang seines Briefverkehrs bis ans Ende, das heißt unzählige mahl, bey allen seinen Bekannten darauf dringt, ihm so wenig Porto als möglich, oder noch lieber gar keines zu verursachen; und das in einer Lage, wo der Mann schon mehrere tausend Thaler reiner Einkünfte besaß; ohne, wie man zu sagen pflegt, ein Haus machen zu dürfen! Noch im J. 1772 bricht er in das Freudengeschrey aus: *Enfin il est arrivé le cas tant désiré, où une lettre de Vous ne m'a coûté que trois sous!* — Nicht lange darauf scheint er zwar sich eines bessern zu besinnen, und da er ausgerechnet, daß ein wöchentlicher, ihm so angenehmer Briefwechsel mit Frau d'E. jährlich hundert Franken kosten würde, will er so großmüthig seyn, diesen Artikel als stehend in seinen Hausbedarf aufzunehmen; aber *naturam furca expellas!* nach wie vor dauert diese Knickerrey fort. Noch ärger, wo möglich, wenn er auf den Pariser Buchhändler Merlin, und dieß geschieht gewiß ein paar hundertmahl, zu sprechen kommt. Dieser hatte zu einem Honorar von 100 Louisd'or für die *Dialogues* sich anheischig gemacht, nur aber die Hälfte gleich erlegt, und weil er in seinen Glücksumständen seitdem zurückgekommen, das Uebrige nur



nach und nach und spät abtragen können: fast unglaublich, wie oft und hart der arme Mann deshalb gedrängt wird. Ganz unausstehlich, trotz aller dabey angebrachten Paradoxien, wird endlich die Leserey, wenn er seiner Freundin Aufträge zu allerhand Ankäufen gibt, und alsdann einiger Groschen mehr oder weniger wegen ihr den Kopf wäscht: kaum erklärbar daher, wie eine so geschickte Frau, und Französin oben ein, den Briefwechsel mit einem Ausländer dieses Schlags so lange aushalten können! Freylich galt dieser damals für einen der wichtigsten Köpfe in Europa; den Verkehr mit ihm scheint daher ihre Eitelkeit nicht haben aufgeben zu wollen. Daß es auch dem Abbé keinesweges daran gefehlt, wird zwar aus einer Menge seiner Neußerungen zur Gnüge ersichtlich; diese Schwachheit indeß will man, weil der Beyfall des Auslandes in der That berauschen konnte, ihm gern zu gut halten; weniger aber die Nachsicht, womit er nicht übel Lust hat seine literarischen Gegner zu Paris, einige der wider ihn am lautesten gewordenen Deconomisten nämlich beym Kragen fassen, und auf ein paar Wochen wenigstens einsperren zu lassen. Hierzu wollte er des bekannten Pariser Polizeyministers Sartines sich bedienen; als mit dem er gleichfalls in Briefwechsel stand, und der auch den armen Buchhändler sollte drücken helfen; etwas mehr practischer Philosoph aber gewesen, und in die Vorschläge des aufbrausenden Neapolitaners gar nicht eingegangen zu seyn scheint. Was für eine Rolle in den nachherigen Erschütterungen seines Vaterlandes dieser wohl gespielt haben würde? Wenn er in dem Duzend längerer und zu kleineren Abhandlungen erwachsender Briefe; z. B. an den so eben erwähnten Sartines, an Guard, Gotbach, Diderot, Frau Geoffrin u. s. w. auch

etwas ernsthafter sich benimmt, und die Schwärmer seines Wiges sparsamer aufsteigen läßt, ist am Ende doch auch wenig daraus zu lernen; mit Ausnahme vielleicht desjenigen Briefes, worin er über ein sehr gepriesenes von der Neugier handelndes Tractätchen *Voltaire's* sich äußert, mit den Ansichten desselben unzufrieden ist, und dagegen seine eigenen mittheilt; die denn auch wirklich tiefer aus der Natur des Menschen geschöpft, mithin ungleich lehrreicher sind. Ein anderer nicht kürzerer Brief an Morellet zeichnet sich durch die Kunstgriffe und Sophistereien aus, womit er gegen die Angriffe dieses um so gefährlicheren Deconomisten zu Werke geht, da solcher bey den damaligen Machthabern, und den Ton angehenden Kreisen überaus wohl gelitten war. Vor ein paar Wochen erst ist dieser Patriarch der Französischen Literatur 92 Jahr alt gestorben, und hat also noch belächeln können, wie, in den Briefen an Frau d'E. gleichfalls, Galiani sich dreht und wendet, um, ohne es völlig mit ihm zu verderben, doch seinen Groll auch nicht ganz unbefriedigt zu lassen. — Was über Antikenkunde hier und da sich vorfindet, ist von geringem Belange; und wenn er z. B. auf der Inschrift einer Denkmünze im Geschmack der Alten, womit der letzte Herzog von Sachsen-Gotha (der wie sein Bruder großes Vertrauen zu G — s Kunstkenntnissen gefaßt) das Andenken seines Vaters ehren wollte, die Wörter *Friderico Gothico*, statt *Gothano*, verlangte, muß es mit seinem Tacte fürs Schickliche doch auch zuweilen unsicher ausgesehen haben! — Ohne den im Vorbericht angerühmten politischen Scharfblick ihm gerade zu absprechen zu wollen, gehörte in Wahrheit doch kein ganz vorzüglicher eben dazu um vorauszusehen, daß bey einem so verderbten Hofe und Zeitalter Ludwigs XVI. Gutmüthigkeit

und Unerschlossenheit ihm theuer zu stehen kommen würden; daß die auch dem Abbé äußerst verhassten Jesuiten vor der Hand zwar unterdrückt, schwerlich aber vertilgt werden könnten; daß Nordamericas so mächtig zunehmendes Wachsthum auch für seine Nachbarn und die andre Hämispähre von den bedenklichsten Folgen seyn dürfte; mehr anderer Prophezeiungen zu geschweigen, die man hier zu wiederholen nicht rathsam findet; die insgesammt aber von der Beschaffenheit sind, daß um ähnliche zu wagen, man eben kein *Uedipus* zu seyn braucht. — In den Briefen an *Guard* und *Morellet*, selbst in den an *Frau d'E.* kommt er zwar, und das mehrmahls auf seine *Dialogues* zurück, und will das darin räthselhaft gebliebene erklären, oder das noch fehlende ergänzen; nirgend aber geschieht dieß auf eine den Leser befriedigende, oder seine wahre Meinung über den so verwickelten Gegenstand an den Tag legende Weise; so daß die ewige Klage, nur zu Paris habe er zu denken und schreiben gewußt, in der That nicht ohne Grund gewesen zu seyn scheint. Was aber werden die Vertheidiger unbeschränkter Pressfreiheit in Frankreich und anderwärts dazu sagen, wenn sie von einem Manne, der so frey von der Leber weg sprach und schrieb; *B. II. S. 302* zu lesen bekommen: *Dieu vous préserve de la liberté de la presse établie par édit! Rien ne contribue davantage à rendre une nation grossière, à détruire le goût, à abatardir l'éloquencé et toute sorte d'esprit u. s. w. Oder: la contrainte de la décence, et la contrainte de la presse ont été les causes de la perfection de l'esprit, du goût, de la tournure chez les Français etc.* Die *Machthaber* sollten nämlich zu rechter Zeit ein Auge zuzudrücken, und eben dadurch sich desto beliebter zu machen wissen. Dieß haben einige doch wirklich

versucht, ist ihnen aber, in Frankreich wenigstens, am Ende übel genug bekommen.

Vielleicht viel zu viel schon über einen Schriftsteller, der mit Ausnahme der bereits oft erwähnten, und doch auch unbeendigt gebliebenen Dialogen, wenig oder nichts seiner Morgenröthe entsprechendes hinterlassen hat. Da eben dieser Mann jedoch sich bey Allen, die damals für *arbitri deliciarum* galten, zeit lebens in Credit zu behaupten gewußt, wird man es hoffentlich nicht für ganz überflüssig halten, ihn auch dießseits des Rheins und der Alpen etwas genau ins Auge gefaßt zu haben. Da ferner vorliegende Brieffammlung so Manches in Grimms viel geleseener Correspondenz erläutern hilft, sie überdieß als Fortsetzung, zum Theil auch Ergänzung der *Mémoires der Frau d'Epinau* zu nehmen ist, ließ solche sich ebenfalls nicht ganz in der Kürze abfertigen. Auch von der letztern sind vier nicht kurze Briefe hier vorhanden, die Mancher wohl noch lieber lesen wird, als die mit so viel Kleinigkeiten angefüllten, oft äußerst nachlässig hingeworfenen des Abbé; der übtigens mit der Eucht, Alles von anderer Seite als die übrigen Zuschauer anzusehen, auch seine Pariser Freundin ein wenig angesteckt zu haben scheint. Von dieser Dame kann man ohne das Ersuchen nicht Abschied nehmen, den bey Anzeige ihrer *Mémoires* S. 1847 letzten Jahrgangs gegen Ende der Seite sich findenden Druckfehler nicht auf Rechnung des Schreibers zu setzen. Dieser hatte von neuen Auflagen gesprochen, die vom gar zu freigebigen Setzer aber in neun (9) umgewandelt worden. Schon zur vierten traf man damals Anstalt; was für ein Werk dieses Inhalts; fürwahr doch mehr als genug war; und den Geschmack der damaligen Pariser Lesewelt hinreichend beurkundete.

## L e e r.

Bei Johann Conrad Macken, d. j.: Neueste Ostfriesische Geschichte von Sileman D o t h i a s Wiarda, Mitgliede des K. Niederländ. Instituts der Wissenschaften in Amsterdam und der Gesellsch. pro excol. jure patrio in Gröningen. Zehnter Band. 1817. Erste Abtheilung, von 1786 bis 1806. Zweyte Abtheilung, von 1806 bis 1813. XXIII und 884 S. in Octav.

Wenn überhaupt schon der Bericht eines Augenzeugen, der die Wahrheit sagen konnte und sagen wollte, eine günstige Aufnahme verdient, wie viel schätzbarer muß ein Bericht seyn, dessen Verfasser ein sachkundiger, genau beobachtender und scharf prüfender Mann ist; ein eifriger Wahrheitsfreund; ein Schriftsteller, der sich schon längst große Verdienste um die Aufklärung seiner vaterländischen Geschichte erworben hat; dessen Vorfahren bis in die zwölfte Generation hinauf, im Lande einheimisch geworden sind und den wir jetzt, nicht ohne Stolz, zu den unsrigen zählen!

Wiarda's Ostfriesische Geschichte ist bekannt genug. Der Verfasser wurde in der ständischen Versammlung, im J. 1787, zu dieser Arbeit aufgefordert. Die ersten 9 Bände erschienen in den Jahren 1791 — 1799, und damals sollte sie, mit dem Tode K. Friedrichs II. ganz geschlossen seyn. Wir müssen es dem Verf. Dank wissen, daß die großen Begebenheiten der neuern Zeit, die so stark auf sein Vaterland eingewirkt haben, ihn vermochten, die Arbeit noch einmahl aufzunehmen und sie bis zum Ende der Französischen Revolution, oder bis zur Preussischen Reoccupation, durchzuführen. Wir erhalten dann also hier eine Darstellung nach dem Hauptfaden der neuesten Geschichte, in welcher die Ereignisse, die Ostfriesland im Aeußern und Innern, erst unter

R. Preussischer, dann seit 1807, unter Sölandischer und nachher, 1810, unter Französischer Herrschaft, betroffen haben, verflochten sind. Es ist alles das sehr umständlich vorgetragen; aber eben, weil es eigentlich eine Specialgeschichte des Fürstenthums seyn sollte, durften auch weniger erhebliche Umstände, bekanntere Thatsachen, Höflichkeiten und unausgeführte Entwürfe, hier einen Platz finden. Ueber den Reichthum der erzählten Thatsachen unterrichtet man sich hinreichend aus den vorangeschickten Inhaltsanzeigen der Paragraphen. Manches kommt vor, was auch in der allgemeinen Geschichte noch zu benutzen ist; was aber vollends die innere Verfassung betrifft, so wird es vermuthlich sehr wenig Leser außerhalb Ostfrieslands geben, welche nicht hier eine große Menge unbekannter Mittheilungen finden sollten. Gewiß werden unsere Geschäftsmänner noch sehr oft Veranlassung finden, wie im ganzen Werke, so auch in diesem Bande, nachzuschlagen und sich aus demselben Rath zu erholen.

Wd.

## Regensburg.

Gedruckt bey J. B. Notermundt: Carl Theodor Reichsfreyherr von Dalberg, vormahliger Großherzog von Frankfurt, Fürst-Primas und Erzbischof. Eine dankbare Rück Erinnerung an sein wohlthätiges Leben und eine Blume auf sein Grab, von August Krämer, Fürstl. Thurn und Taxischem Rath und Bibliothekar zu Regensburg. Zweyte, und das Dreyfache vermehrte, und mit vier Kupfern verzierte Auflage. (Zwey Brustbildern nämlich von dem Verewigten, einem Facsimile seiner Handschrift, und einem perspectivischen Aufriß des von ihm dem botanischen

Garten zu Regensburg bestimmten Gebäudes.  
1817. 96 S. 4.

Die ersten Grundzüge dieser Schrift wurden noch von dem verewigten Fürsten an seinem 73. Geburtstage, 36 Stunden vor seinem Tode, gesund und heiter gelesen: in der nach seinem Tode nöthig gewordenen zweyten Auflage wurde alles umgearbeitet und hinzugefügt, was während seines Lebens die Bescheidenheit zurückhalten mußte.

Mit innigster Theilnahme und Rührung, selbst hie und da mit einer Thräne in dem Auge, haben wir diese Schilderung eines der edelsten Fürsten gelesen. Wir ziehen nichts aus, damit bey keinem Leser der Eindruck des Ganzen geschwächt werde. Wer möchte, wenn er es gelesen hat, nicht mit uns beklagen, daß nicht jeder edle Mann in sein rechtes Zeitalter trifft, dem sein Character ganz entspricht! wer nicht, daß doch nur zu oft Festigkeit, bis zu einer Art von Heroismus gesteigert, nicht mit Gutmüthigkeit zusammenwohnen! daß doch Schwäche der Menschennatur sich auch in den ausgezeichnetesten Männern nicht verleugnen will! In einem minder stürmischen Zeitalter würde Dalberg der gepriesenste Liebling der Deutschen Nation, was er in seiner frühern Lebensperiode gewesen war, bis an sein Ende geblieben seyn. Hat er sich durch Nachgibigkeit gegen despotisches Anstürmen in den zehn letzten Jahren seines Lebens politisch versehen, so hat er dafür hart, er hat schrecklich für etwas Menschliches gebüßt, über das der wohlmeinendste Mann oft am wenigsten erhaben ist. Und doch hat Dalberg — was wir wenigstens, aus persönlicher Bekanntschaft während seiner frühern Jahre, überzeugt sind — das Beste Deutschlands gewollt. — Aber welche Critik wäre nicht auch entwaffnet, wenn sie den

Verewigten am Abend seines Lebens (nach S. 54) sagen hört: "Vielleicht schreibe ich, wenn ich am Leben bleibe, noch Dentwürdigkeiten meiner Zeit; oder, will man lieber, meine Verirrungen nieder; diese mögen dann Vieles aufklären, was jetzt noch unbekannt ist." Jammer. Schade, daß ihn über diesem Vorhaben der Tod überreilt hat! Sit illi terra levis!

Berlin.

Chemische Grundsätze der Kunst, Bier zu brauen; oder Anweisung zur theoretisch-practischen Kenntniß und Beurtheilung der neuesten Entdeckungen und Verbesserungen in der Bierbrauerey; nebst einer Anweisung zur practischen Darstellung der wichtigsten Engländischen und Deutschen Biere, so wie einiger ganz neuer Arten derselben. Von G. Fr. Hermbstädt. K. Preuß. G. R. u. Mit 2 Kupfertafeln 1814. Bey Carl Friedr. Amelung. Auf XVI und 364 S. in 8.

Der Hr. G. R. Hermbstädt trägt hier die Lehre vom Bierbrauen wissenschaftlich; aber in beständiger Verbindung mit der Anweisung zur Ausübung gründlich, vollständig und mit der ihm so ganz eigenen Gabe der Deutlichkeit und Popularität vor. Da es bekannt genug ist, daß alle seine Lehrbücher diese Vorzüge haben; so hätten wir uns damit begnügen können; nur das Daseyn des obengenannten anzuzeigen; wenn wir nicht einem sehr gemeinnützigen Gedanken, den der Hr. G. R. in der Vorrede hinwiewt, gern auch durch diese Blätter noch etwas mehr Publicität hätten geben wollen. Hr. H. glaubt nämlich, daß der Zweck des gegenwärtigen Buchs, die Belehrung des gemeinen,



in der Bürgerschule nur irgend gebildeten, und mit Vorkenntnissen versehenen Brauers viel besser erreicht werden werde, wenn der Staat die Brauer durch Lehrer der technischen Chemie darnach theoretisch und practisch unterrichten lassen wolle; und rath daher zu einer solchen Anstalt. Da aber ein trockner Vortrag, der nicht auch durch Versuche belebt würde, die gewünschte Wirkung doch auch noch nicht ganz thun möchte; so hat er den Plan des Buchs gleich mit darauf angelegt, sämtliche Lehren durch Versuche im Kleinen, die immer auf die Gewinnung von 30 Berliner Quart Bier berechnet sind, mehr zu ver sinnlichen und eindringender zu machen; zu dem Ende auch den Apparat, dessen er sich zu seinen Versuchen selbst bedient, mit beschrieben, und auf den Kupfertafeln vorgestellt. Uns scheint nichts leichter als die Ausführung dieses Gedankens. In unsern Zeiten kann es in einer Stadt von irgend einiger Bedeutung schon nicht mehr an Männern fehlen; die mit den Hülfsmitteln, die uns zu Gebote stehen, einen solchen Unterricht zu geben im Stande sind. Die Kosten, wenn sie der Staat selbst übernehmen, und nicht den Lernenden überlassen wollte, würden kaum des Nennens werth seyn.

Der Unterricht könnte füglich in zwey Monaten vollendet werden, und würde also den Lernenden einen sehr geringen Theil ihrer Zeit wegnehmen. Nur müßte derselbe catechetisch gegeben; und kein Lernender eher entlassen werden, bis sich der Lehrer überzeugt hätte, daß derselbe Alles gehörig gefaßt habe, und die Versuche aus Gründen selbst zu machen, im Stande sey.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Junius 1819.

Göttingen.

Das dießjährige Pfingstprogramm enthält eine Untersuchung de philosophiae Platonicae cum doctrina religionis judaica et christiana cognatione und ist von unserm C. Stäudlin verfaßt.

Daß eine große Aehnlichkeit zwischen der Platonischen und biblischen Religionslehre herrschen, ist von jeher fast einstimmig von Kennern behauptet worden. Aber den Ursprung und die wahre Beschaffenheit derselben hat man verschieden erklärt. Schon einige gelehrte Juden haben angenommen, daß Plato vieles aus den heiligen Schriften ihrer Nation geschöpft habe. Einige Kirchenväter nennen den Plato den Schüler Mo-  
sis und der Propheten und fast alle behaupten, daß er das Beste in seinen Schriften aus den heiligen Schriften der Ebräer geschöpft habe. Sie berufen sich deßhalb nicht nur im Allgemeinen auf Aehnlichkeit, sondern gehen in einzelne Lehren ein und weisen ihre Uebereinstimmung im Sinne, in Bildern und Allegorien und selbst bis

U (4)

auf Worte nach. Sie sind der Meinung, daß Plato in Aegypten mit Juden umgegangen sey und Gelegenheit gehabt habe, ihre heiligen Bücher oder doch den Inhalt derselben kennen zu lernen. Sie führen Stellen aus den Schriften dieses Weltweisen an, in welchen er auf die Propheten hindeute, und zwar sowohl diejenige, in welchen er von Menschen rede, die Lieblinge Gottes seyen und welchen er Geheimnisse offenbare, als auch solche, wo er sich auf die Uebereinstimmung barbarischer Völker mit seiner Lehre und auf den *λογος αρχαιος* oder *παλαιος* beruft. Dieselbige Meinung ist nachher von einer langen Reihe gelehrter Männer vertheidiget worden, bis sie in neueren Zeiten so sehr angegriffen wurde, daß die meisten sie verließen. Noch eine größere Ähnlichkeit hat man zwischen dem Christenthum und dem Platonismus gefunden. Dieß geschah aber zuerst von Gegnern des Christenthums, Celsus und anderen, welche vorgaben, das Beste in dieser Religion sey aus Plato und anderen Heidnischen Philosophen, das Uebrige aber aus dem Jüdischen Aberglauben hergenommen. Die Kirchenväter gestanden diese Uebereinstimmung gleichfalls zu, erklärten sie aber theils aus der gemeinschaftlichen Quelle, dem *U. T.* theils aber daraus, daß der göttliche Logos, welcher in Christus Mensch geworden, auch weisen Griechen viel Vortreffliches eingegeben habe.

Eine außerordentlich große Menge biblischer Stellen ist von den Kirchenvätern und andern gelehrten Männern in der Bibel nachgewiesen worden, welche eine mehr als zufällige Ähnlichkeit mit Platonischen haben sollen, die ihnen aber nur mit Zwang und durch eine falsche Erklärung beygelegt werden kann. Nach genauerer Untersuchung bleiben nur verhältnismäßig wenige übrig, welche in dieser Frage beachtet zu werden ver-

dienen. Dahin gehören zunächst diejenigen Mosaïschen Gesetze, durch welche eben das verordnet wird, was Plato in der Republik und in dem Werke von den Gesetzen, welches wenn auch nicht echt, doch unstreitig viel Platonisches enthält, als Theile der besten Staatsverfassung schildert. In den Psalmen finden sich ein paar Stellen, die dem Sinne, den Bildern und Wörtern nach ganz auffallend mit Platonischen übereinstimmen. Solche Stellen gibt es auch im Jesaias und im Neuen Testamente. Noch mehr Uebereinstimmung findet sich in Lehren und im ganzen Geiste der Platonischen und biblischen Religion. Plato hat eine reinere und erhabeneren Idee von Gott, als irgend ein anderer griechischer Philosoph, und sie stimmt vollkommen mit derjenigen überein, die wir in der Bibel finden, die sich nach und nach unter den Ehräuern entwickelt und durch Jesus ihren höchsten Grad erreicht. Die Platonische Cosmogonie kommt mit der Mosaïschen im Wesentlichen gar sehr überein. Die Platonische göttliche Trias, die man bis jetzt noch nicht ganz befriedigend hat erklären können, hat etwas Gemeinschaftliches und Verwandtes mit der christlichen Lehre von Vater, Sohn und Geist. Plato's Lehre von der Unsterblichkeit kommt der christlichen näher, als die irgend eines andern alten Griechischen Philosophen. Er hat nicht etwa nur eine Hoffnung des ewigen Lebens erregt oder sie durch gewisse Gründe wahrscheinlich zu machen gesucht, sondern er war vollkommen davon überzeugt und nahm daraus die stärkste Beweggründe zur Tugend her. Er redet vom Zustande der Seelen nach dem Tode, von den zukünftigen Belohnungen und Strafen, von Seligkeit und Verdammniß, fast wie Christus und die Apostel. Auch die Idee eines göttlichen Gesandten, der in

einem verdorbenen Zeitalter und Volke durch Tugend hervorrage, weder durch Reize noch Gefahren verleitet und abgeschreckt wird und allein dem Bösen muthig entgegentritt, der bis zum Tode von den Bösen gequält wird, der aller Dinge, nur nicht seiner Tugend beraubt wird und in seinem Verufe eines gewaltsamen Todes stirbt, finden wir im Plato, der in diesem Falle eine außerordentliche göttliche Hülfe und Veranstaltung annimmt. Noch eine besondere Aufmerksamkeit verdient hier seine Ethik. Die Tugend ist ihm vorzüglich ein beständiges Streben nach der Ähnlichkeit mit Gott, eine Oberherrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, ein weises, gemäßigtes, gerechtes und tapferes Denken und Handeln. Zur Gerechtigkeit gehört auch die Frömmigkeit, welche nicht bloß in äußeren gottesdienstlichen Handlungen besteht, um dadurch Gott und uns selbst Dienste zu leisten und Vortheile zu verschaffen, sondern in einer Anbetung Gottes durch einen rechtschaffenen Sinn und Lebenswandel. Auf Gott soll man das höchste Vertrauen setzen, welches jedoch nur von demjenigen mit Recht und Grund geschehen kann, der sich bewußt ist, sein Möglichstes gethan zu haben und zu thun, um gut und immer besser zu werden. Man muß seine Verehrung gegen Gott auch dadurch beweisen, daß man seinen Namen nicht ohne Noth ausspricht. Man muß beten, aber so, daß man bedenkt, daß wir selbst oft nicht wissen, was uns wahrhaftig nützt oder schadet, daß nur Gebete, die aus reiner Seele kommen, ihm gefallen können. Man muß demüthig seyn, vorzüglich Aeltern und das Alter ehren. Man muß immer mit der Ueberzeugung handeln, daß das, was man thue, recht sey. Man muß auch andre Menschen durch Rath, Belehrung und Ermah-

nung zu bessern streben. Man muß den Zorn gegen Beleidiger mäßigen, sich sanft gegen sie beweisen, Unrecht nicht mit Unrecht vergelten, sein Recht vertheidigen, aber ohne Rache, und wenn man den Feind straft, es in der Absicht thun, ihn zu bessern. Man muß sich der höchsten Keuschheit befleißigen. Dieß sind eben so viele christliche Sittenlehren, welche man in dieser Maße und Vereinigung sonst bey keinem alten Philosophen antrifft.

Diese Uebereinstimmung und Verwandtschaft kann nicht wohl einem bloßen Zufalle zugeschrieben werden. Man findet zwar in den Schrifften des Plato nirgends der Juden und ihrer Religion gedacht, es wird auch nicht glaubwürdig gemeldet, daß er in Palästina gewesen und Umgang mit Juden gehabt habe. Daß er aber in Aegypten gewesen sey und dort mit Juden habe umgehen und Kenntniß von ihrer Religion habe erlangen können, ist nicht zu bezweifeln. Es kommt hier nicht darauf an, wie bald heilige Bücher der Juden in die Griechische Sprache übersezt worden seyen, und ob Plato solche gelesen habe, sondern nur darauf, irgend eine Gelegenheit nachzuweisen, die ihm Kenntniß des Judenthums verschaffen konnte. Die Uebereinstimmung und Uebereinkunft mancher Stellen und Lehren ist in der That so groß, daß man entweder annehmen muß, Plato habe einige Kenntniß von der Jüdischen Religion gehabt oder aus einer gemeinschaftlichen Quelle mit Moses und andern heiligen Schriftstellern der Ebräer geschöpft.

Die große Uebereinstimmung der Theologie und Ethik des Plato mit dem Christenthum ist ganz klar. Dieß erklärt sich zum Theil daraus, daß seine Philosophie schon vor Christi Geburt unter den Juden bekannt war und bey vielen in gro-

hem Ansehen stand. Dieß geschah zwar vorzüglich unter den Alexandrinischen Juden, allein es war damahls eine starke und mannichfaltige Communication, auch der Vorstellungen und Meinungen, zwischen Aegypten und Palästina, zwischen den Juden, die in beiden Ländern lebten. Die Juden, die im Auslande lebten, bezahlten ihren jährlichen Tribut an den Tempel, wallfahrteeten nach der heiligen Stadt, feyerten die Festtage daselbst, besuchten dort die Synagogen und ließen zuweilen ihre Söhne in den dortigen Schulen unterrichten und erzziehen. Die Uebereinstimmung der Lehre Philo's mit der christlichen in vielen Stücken beweiset, daß zu seiner Zeit ein Zusammenhang und eine Vermischung der Platonisch-Alexandrinischen Lehre mit dem Judenthum in Aegypten und Palästina statt gefunden habe. Philo selbst bezeugt in seinen Schriften, daß die Stadt Jerusalem der Mittelpunkt der Gemeinschaft und Verbindung der auf der Erde zerstreuten Juden und die Metropolis der vielen Jüdischen Colonien in Aegypten, Phönicien, Syrien und andern Ländern gewesen sey. Dieß hatte nicht nur die Wirkung, daß von Jerusalem aus sich Lehrsätze und Meinungen nach andren Weltgegenden mittheilten, sondern auch, daß solche aus fremden Gegenden sich in der heiligen Stadt und von da unter der Nation verbreiteten. Nicht als wenn Christus und die Apostel fast ihre ganze Lehre aus dem Platonismus geschöpft hätten, es ist hier nur um die Nachweisung irgend eines historischen Zusammenhangs zu thun. Auch ist die große Verschiedenheit zwischen Christenthum und Platonismus hier nicht außer Acht zu lassen. Christus war weit von der abergläubischen, mythischen, austeren und scholastischen Weise, welche die Philosophie des Plato auszeichnet, entfernt

und drückte das Göttliche und Heilige zugleich in der Lehre und im Leben so vollkommen aus und wufte ihm einen so mächtigen und dauerhaften Einfluß auf die Menschheit zu verschaffen, als Plato kaum von irgend einem Menschen ahnen konnte. Durch Gottes besondre Vorsehung ist es geschehen, daß die Platonische und christliche Lehre sich gleichsam die Hände reichten, daß eine die andere unterstützte, daß sie mit vereinigten Kräften die wahre Religion beförderten, daß sie sich zur Empfehlung dienten und Eingang verschafften.

### Paris.

Bey A. Bobée ist gedruckt worden: *Mémoire sur les oracles des anciens* par M. Clavier, membre de l'institut (Académie des Inscriptions et Belles Lettres) Chevalier de la Légion d'Honneur etc. 1818. 8, VIII und 176. In Octav.

Dies ist das letzte Werk des vor einiger Zeit in Paris verstorbenen eben so trefflichen Juristen als Humanisten, des Stephan Clavier, der am 26. December 1762 in Lyon geboren wurde, und eine so ausgesuchte Erziehung erhielt, daß er nachher als Gelehrter und Mann von Character sich auszeichnete. Als man ihm, einem der Richter in Moreau's Proceffe, sagte, er möchte ihn nur verdammen, da Moreau doch frey gesprochen werden sollte, so antwortete er: aber wer wird uns bey uns selbst frey sprechen? Seine Verdienste um die Mythologie, um den Apollodor und Pausanias sind rühmlich bekannt, und seine Darstellung der Lehre von den Freyheiten der Gallicanischen Kirche wird geschätzt. Der kurze



Vorbericht vor diesem Werkchen, das im Jahr 1814 der 3ten Classe des Instituts vorgelesen wurde, ist das letzte, was er geschrieben hat. Das Werk selbst enthält die unter uns jetzt gangbaren Vorstellungen über die Orakel, welche bekanntlich der Begierde, die Zukunft zu erfahren, der Unwissenheit und dem Aberglauben von der einen Seite, und von der andern der Neigung zu herrschen, Einfluß zu haben, Geld zu gewinnen, der Täuschung und dergl. ihren Ursprung in den rohesten Zeiten verdanken. So war es in Dodona, Delphi u. s. w. Seit den letzten Hundert Jahren, seit Van Dale, Fontenelle u. a., sind diese Vorstellungen, die weder Möbius noch Valtus u. a., die gegen Vandale und Fontenelle vergeblich schrieben, vertilgen konnten, die herrschenden geworden. Der Verf. schreibt mit vieler und kritischer Kenntniß der Quellen, und ist für solche Leser, die wenig über diese Gegenstände unterrichtet sind, belehrend, ob er gleich nicht erschöpft, auch nicht mit den philosophischen Blicken begleitet seinen Gegenstand entwickelt, die wir bey solchen Untersuchungen und Darstellungen mit gründlicher Forschung gern verbunden sehen. Ueber die Ursachen, warum die Orakel aufhörten, ist gar nichts gesagt worden, und über manches andre nicht, als über das berühmte Orakel des Jupiter Ammon, über die Sinnesart der Barbaren, welche das Entstehen der Orakel begünstigt u. s. w., was man von einem Verfasser, der nach so vortrefflichen Vorgängern hierüber schrieb, wohl hätte erwarten können. Man muß es damit entschuldigen, daß wir hier nur ein Mémoire. kein vollständig erschöpfendes Werk vor uns haben.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1819.

C o b u r g.

Maris protogaei Nautilus et Argonautas vulgo Cornua Ammonis in Agro Coburgico et vicino reperiundos, descripsit et delineavit, simul Observationes de Fossilium Protypis adjecit D. J. C. M. Reinecke. Cum Tabulis XIII, coloribus expressis. 1818. 90 Seiten in Octav.

Reicher an belehrendem und interessantem Inhalte als gar manche bogenreiche Schrift über ähnliche Gegenstände, ist das vorliegende, kleine, mit trefflichen Abbildungen ausgestattete Werk. Es liefert zunächst eine Beschreibung der in den Umgegenden von Coburg vorkommenden Versteinerungen aus dem Geschlechte der sogenannten Ammonshörner; aber außer diesem schätzbaren Beytrage zur bisher noch sehr vernachlässigten, genaueren, wissenschaftlichen Kunde einer der merkwürdigsten, zahlreichsten und verbreitetsten Petrefacten-Familien, enthält die Schrift,

K (4)

in einer bündigen, classischen Sprache, eine solche Fülle neuer Bemerkungen, Ideen und Winke nicht allein zur Petrefacten-Lehre überhaupt, sondern auch zur Geologie im Allgemeinen, daß wir nicht lebhaft genug unsere Freude und unseren Dank dem gelehrten Hrn. Verfasser auszudrücken vermögen. Es ist so wenig Unwichtigeres und Uninteressanteres in der Schrift, daß wir nicht im Stande sind das Wichtigere und Anziehendere für diese Anzeige auszuziehen, ohne in die Versuchung zu kommen, den größten Theil des kleinen Werks abzuschreiben. Wir müssen uns daher begnügen, den Inhalt kurz anzugeben und damit das Studium der Schrift selbst einem Jeden dringend zu empfehlen, der sich zur Geologie im Allgemeinen und zur Petrefacten-Kunde im Besonderen hingezogen fühlt.

In einer kurzen Einleitung bezeichnet der Verfasser den hohen wissenschaftlichen Werth der Untersuchung der Denkmähler einer frühen, untergegangenen, organisirten Schöpfung unseres Erdkörpers. Darauf ertheilt derselbe eine kurze Uebersicht der Kalk-, Thon- und Mergelschichten, in denen die zu den Linneischen Gattungen Nautilus und Argonauta zu zählenden Ammoniten in den Gegenden um Coburg vorkommen, und die, wie Recensent nach diesen Angaben, nach den Arten der Versteinerungen und seiner eigenen, oberflächlichen Bekanntschaft mit jenen Gegenden annehmen zu dürfen glaubt, zur Formation des eigentlich sogenannten Muschelkalksteins und den Thon- und Mergellagen gehören, die unmittelbar unter, über und zwischen den Lagern dieses weit verbreiteten Kalksteins vorzukommen pflegen. Im folgenden Abschnitte geht der Verf. die verschiedenen Theile und die übrigen Eigenschaften jener Thiergehäuse durch, zu deren Bezeichnung von ihm passende Kunstwörter

ter in Vorschlag gebracht werden, und wobey darauf aufmerksam gemacht wird, welche Theile besonders dazu geeignet sind, um Charactere zur Unterscheidung der verschiedenen Species darzubieten. Vorzüglich interessant sind die Bemerkungen über die verschiedenen Curven, nach denen jene Thiergehäuse ausgebildet sind, wobey es sich zeigt, wie selbst für die Naturbeschreibung organisirter Wesen die Anwendung mathematischer Begriffe von Nutzen seyn kann. Höchst merkwürdig sind die S. 19—21 mitgetheilten Beobachtungen über die abweichende Erweiterung des Gehäuses von *Nautilus refractus* und überaus sinnreich ist die über den Zweck derselben aufgestellte Hypothese. In einem andern Abschnitte stellt der Verf. Untersuchungen über den Aufenthalt der Geschöpfe an, von denen jene Schalen abstammen und über die Art und Weise wie sie vergraben worden: ein vorzüglich anziehender, mit wahrer Begeisterung geschriebener Theil, in welchem sich der Verf. als einen tief forschenden Geologen bewährt. Zuletzt folgt die Aufzählung der einzelnen Arten von Ammoniten der Coburger Gegend, deren Anzahl sich auf 39 beläuft, von denen 36 zur Gattung *Nautilus*, nur 3 zum Genus *Argonauta* gehören. Der Verfasser befolgt dabey die Linneische Methode, die für solche Zwecke gewiß stets als die Vorzüglichste wird anerkannt werden müssen. Jede Species ist zweckmäßig benannt, sorgfältig kurz characterisirt und darauf mit Genauigkeit nach sämtlichen Theilen beschrieben. Wöchten wir doch bald von einem eben so gründlichen Forscher, mit einem auf ähnliche Weise bearbeiteten, das ganze, weitläufige Gebiet der Petrefacten umfassenden Werke beschenkt werden! Der Verfasser, überzeugt von dem großen Werthe getreuer naturhistorischer Abbildungen, die da nothwendig zu

Hülfe kommen müssen, wo Worte allein nicht ausreichen, wie dieß z. B. von besonderen Modificationen/einer gewissen Art von Form gilt, für deren Bezeichnung wir nur einen Gesamtausdruck haben können — hat auch von dieser Seite Alles aufgeboten, um seiner Arbeit die größt-mögliche Vollkommenheit zu geben. Daß die Abbildungen — die in 77 Figuren auf 13 Tafeln vertheilt sind — von dem Verf. selbst her-rühren, besagt der Titel. Nach dem was Re-censent von einem Freunde des Hrn. Kei-necke darüber erfahren, so sind sie durch eine eigne, von ihm selbst erfundene Art von Holzschnitt zu Stande gebracht. Die Abbildungen sind mit Farben abgedruckt, wobey nur hie und da mit dem Pinsel nachgeholfen worden; sie haben aber auf den ersten Blick das Ansehen, als seyen sie ganz mit dem Pinsel ausgeführt. Die Zeichnung scheint durchaus genau zu seyn, so wie die einzelnen, zartesten Theile mit großer Treue ausge-drückt und die mit unter gewiß sehr schwierig nachzunehmenden Farben, zum Täuschen wieder gegeben sind. Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne in den S. 23 geäußerten Wunsch des Verf. einzustimmen, daß man in den Sy-stemen der organisirten Naturkörper den Charac-teristiken doch wo möglich auf irgend eine Weise eine einfache, bildliche Darstellung der Form des einen oder anderen besonders charakteristischen Theils beyfügen möchte, — so wie es bey der vorliegenden Schrift in Hinsicht der Apertura und wo es nöthig war, auch in Hinsicht der Suturen der Dissipimente geschehen — wodurch die vielen, durch bloße Beschrei-bung'n veranlaßten Verirrungen in der Bestim-mung von Naturkörpern zum Theil wenigstens ver-mieden werden könnten, und wodurch dem leeren, die Wissenschaft tödtenden Synonymen-Studium eine Gränze gesetzt werden würde.

## Paris.

Bey Plancher 1818: Siége de Dantzick en 1809, précédé d'une introduction sur les événemens qui ont améné les français devant cette ville, et d'un précis sur l'histoire de Dantzick; par Nibuatmas, ancien militaire. 166 Seiten. 8.

Unter den Belagerungen der Preussischen Festungen in den unglücklichen Feldzügen von 1806 und 1807, verdient die von Danzig Aufmerksamkeit, weil sich diese Festung noch 51 Tage, nachdem die Laufgraben eröffnet waren, hielt, während andre eben so feste Plätze fast ohne angegriffen zu werden, sich ergaben. Wir sind indessen keinesweges geneigt, die Vertheidigung von Danzig als ein Muster aufzustellen; die nämlichen Ursachen, welche die Commandanten in mehreren Preussischen Festungen zu einer nicht zu rechtfertigenden schnellen Uebergabe veranlaßten, bewirkten auch hier, daß nicht diejenige hartnäckige Gegenwehr geleistet wurde, die man außerdem hätte erwarten können. Indessen bleibt es für den Preussischen Commandant und seine Garnison immer höchst verdienstlich, unter den sehr nachtheiligen Verhältnissen die Vertheidigung so lange ausgedehnt zu haben. Der Verf., der vorliegenden Schrift, der wahrscheinlich den Namen Nibuatmas nur angenommen hat, hat das Journal der Belagerung von Danzig, das im Hauptquartier des Französischen Generals, der solche commandirte, geführt worden ist, zum Grunde gelegt; von dieser Seite ist sein Werk schätzbar; nur ruft die Art der Darstellung das Andenken an die Bulletins von Bonaparte auf eine unangenehme Art wieder in das Gedächtniß zurück, so wie sich denn auch der Verf. auf jeder Seite als ein getreuer Anhänger desselben deutlich ausspricht. Was soll man von dem Kopfe und der Wahrheitsliebe des Verf. halten, wenn er in seiner historischen Einleitung ernsthaft versichert: die Eroberung von England würde, vermittelst der zu Boulogne

versammelten Armee und flachen Bote unfehlbar gewesen seyn, wenn das Gold, das Pitt nach dem festen Lande sandte, nicht eine neue Coalition zu Stande gebracht hätte? wenn er von Musterlich sagt: der Kaiser Alexander sey mit seiner ganzen Armee eingeschlossen gewesen, und nur die schlecht belohnte Greßmuth Bonaparte's habe ihn entkommen lassen? Oder wenn er die Schlacht bey Pultoff, die bekanntlich der General Benningfen gewann, oder die von Eylau, die wenigstens unentschieden war, als von den Franzosen erfochtene große Siege darstellt? Wir haben keine Neigung, den unzähligen Unrichtigkeiten dieser historischen Darstellung nachzuspüren, sondern wenden uns zu der Belagerung von Danzig selbst. — Mit derjenigen Bitterkeit gegen die Preußen, die so viele der Französischen Officiere, welche zu der sogenannten Loire-Armee gehört haben, — wozu sich auch der Verf. bekennt —, befehlet, werden alle Preussische Officiere, ausgenommen der Graf Kaldkreuth, immer dem bittersten Tadel Preis gegeben, selbst dann, wenn auch der Verf. im Verfolge, das Verdienstliche der getadelten Einrichtung gestehen muß. Wenn der erste Commandeur von Danzig, der General von Manstein, die Vorstädte abbrechen und die schönen Spaziergänge abhauen läßt, um das zu den Palisaden erforderliche Holz zu erhalten, so ist die Sprache fast zu arm, um den Tadel des Verf. wegen dieser Handlungen auszudrücken. Und doch that der Commandant dadurch nur das, was ihm seine Pflicht vorschrieb. In der Geschichte dieser Belagerung würde manches unerklärbar seyn, wenn man nicht auf die besondern Verhältnisse, in welcher sich die Belagerer befanden, Rücksicht nimmt. Die Franzosen schließen Danzig ein und führen selbst die Belagerung dieses Orts mit einer Armee, die nur halb so stark ist, als die Besatzung. Die Insel Holm, deren Behauptung für die Vertheidigung von Danzig von der äußersten Wichtigkeit war, war mit 2000 Preußen und Russen besetzt; diese wird in der Nacht von 800 Franzosen, vermittelst Ueberfalls erobert, und gegen die

Anstrengung der ganzen Garnison behauptet. Der Russische General Kaminski landete mit 22,000 M. zum Entsatz von Danzig zu Weichselmünde, verliert dort mehrere Tage in Unthätigkeit, und als er endlich die Franzosen, jedoch ohne Lebhaftigkeit, angreift, sieht die Besatzung von Danzig diesem allen ruhig zu, ohne auch das Geringste zum Beystand von Kaminski zu unternehmen. Die Preussischen Truppen waren durch so viele erlittene Unglücksfälle sehr niedergedrückt; die zahlreiche Bürgerschaft in Danzig war sehr ungünstig für die Garnison gesinnt; zwischen den Preußen und den Russen, die einen Theil der Besatzung ausmachten, herrschten die größten Misshelligkeiten, welche insbesondere das stolze Betragen der letztern veranlaßten; daher misglückten fast alle Ausfälle, die der Preussische Commandant, oft und gut eingeleitet, unternahm, so wie von seiner Seite kein Vertheidigungsmittel, das die Kunst vorschreibt und ihr zu Gebote stand, unversucht blieb. Die Franzosen eröffneten die Laufgraben in der Entfernung von 300 Toisen von den Palisaden im bedeckten Wege. Der Verf. bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß die Alliirten in der Belagerung von 1813 ihre Trancheen in der Entfernung von 900 Toisen von der Festung eröffneten. Die Lage von Danzig ist vermöge der Ueberschwemmungen und seiner Moräste sehr fest. An der Seite, wo dieser Ort am zugänglichsten ist, haben die Preußen zwey Forts angelegt, nämlich auf dem Bischofsberg und Hagelsberg, welche durch eine Erdumwallung mit einander verbunden sind, und gleichsam eine zweyte Mauer um Danzig bilden. Alle diese Werke waren von Erde und ohne Revetement; aber der von dem Verf. so bitter getadelte General von Manstein, hatte den bedeckten Weg und die Escarpen und Contrescarpen mit sehr starken Palisaden besetzt, die die Stelle der Revetemente vollkommen ersetzten. Diese Palisaden hielten 12 bis 15 Zoll im Diameter, und waren an vielen Stellen in doppelten Reihen gesetzt. Der Verfasser behauptet, daß 100,000 Palisaden von der bemerkten Art, in den Festungswerken befindlich gewesen wären. In den eingehenden Waffenplätzen des bedeckten Weges, waren Blochhäuser erbauet, welche die



Belagerer verhindern, sich auf der Kreutz des bedeckten Wegs festsetzen zu können. Der Verf. gesteht, daß diese Befestigung mit Holz den Belagerern die größten Hindernisse in den Weg legte. Jede Wissenschaft hat ihre Epochen der Revolutionen. Nachdem das Französische Ingenieurcorps das System von Montalembert, der bloß Mauerwerk wollte, lange Zeit bekämpfte und bespöttelt hatte, sehen wir die Ingenieure der heutigen Zeit ganz im Geiste Montalemberts zu Werke gehen. Wir verkennen den Werth der Montalembertschen Thürme nicht, wenn der Staat das Geld hat, sie nach seinen Vorschlägen ausführen zu lassen. Allein es fragt sich, ob diese Werke, wenn sie von schlechten Mauersteinen und mit noch schlechterm Kalk ausgeführt werden, dem schweren Geschuß widerstehen können? Unter dessen sehen wir an der Belagerung von Danzig ein Beyspiel, was Erdwerke, wenn sie gehörig palisadirt sind, und gewöhnliche Blockhäuser im bedeckten Wege leisten können. Die Franzosen mußten, um Bresche zu legen, zu den Minen ihre Zuflucht nehmen. Es scheint uns noch sehr unentschieden zu seyn, ob ein gut palisadirter Erdwall dem Geschuß nicht ein größeres Hinderniß entgegensetzt, als ein gewöhnliches Revetement. Welche starke Vertheidigung eine doppelte Reihe von Palisaden im bedeckten Wege leistet, hat uns schon die Vertheidigung von Graave unter dem berühmten Chamelly gelehrt. Aber, sagt der Verf. bey keiner Festung als bey Danzig, hätte man eine so große Menge von Holz, als zu diesen vielen Palisaden nothwendig war, zusammen bringen können, hier waren nicht nur die Wälle und Außenwerke, sondern auch die trockenen Gräben mit großen Bäumen besetzt gewesen. Wir antworten: warum folgt man diesem Beyspiele nicht nach, und pflanzt in der Nähe der Festungen so viele Bäume, als man möglicher Weise anbringen kann? Nach unserer Ansicht kann man, wenn hinlänglich Holz da ist, auch einen schlechtbefestigten Ort, in kurzer Zeit in einen guten Vertheidigungszustand setzen, oder ihn wenigstens gegen einen gewaltsamen Angriff sichern. Der Graf Kalkreuth übergab die Festung, als die Franzosen im Begriff waren, einen Sturm auf den Hagelsberg zu wagen. Eine der Ursachen, welche zu der Uebergabe veranlaßte, war der Mangel an Munition, ohne dieselbe würde die Festung sich noch länger haben vertheidigen können. Wir haben überhaupt in der neuen Kriegsgeschichte, — die Franzosen und Spanier ausgenommen ---, wenige Beyspiele, daß ein Commandant vor der Uebergabe einen Sturm abgewartet hat. Es ist zu beklagen, daß der diesem Werke angehängte Plan von Danzig so schlecht ist, daß er kaum mehr Detail, als eine gewöhnliche Specialkarte enthält.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 19. Junius 1819.

Göttingen.

Theorie des Wissens mit besonderer Rücksicht auf Scepticismus und die Lehren von einer unmittelbaren Gewißheit. Von Ernst Stiedenroth, Doctor und Privatdocent der Philosophie in Göttingen. 1819, 180 S. 8. Nach der Einleitung S. 1—27, in welcher der Verf. zu zeigen sucht, wie seit und zufolge der Kantischen Critik die neuern philosophischen Schulen sich gebildet haben; und einer Erörterung des Begriffs vom Wissen S. 28—50; prüft er die Gründe des Scepticismus, wobey er einen empirischen, rationalen und logischen unterscheidet S. 57 bis 93; dann die ein unmittelbares Erkennen der Wahrheit, unter dem Namen Vernunftglauben, intellectuale Anschauung u. dgl. m. Lehren, S. 132, und geht alsdann dogmatisch in die Frage ein, wie das Wissen entstehe, sich begründe und vervollkomme. — Ohne genauere Anzeige des Inhalts, mit Bemerkungen über das Zusammentreffen oder Abweichen der Ansichten des Recensenten und des Verfassers, erklärt jener

2 (4)

mit Vergnügen, daß dieser ihm auf guten Wegen zur Aufstellung einer haltbaren Philosophie zu seyn schien, und daß von dessen fortgesetztem Nachdenken, bey dem schon jetzt bewiesenen Scharfsinne, sich viel Ersprießliches erwarten lasse. Diesen hat er insbesondere bey Beleuchtung des Humenschen Scepticismus bewiesen, wo ihm die Hauptbemerking nicht entgangen ist, daß die Begründung der Erkenntniß vom Causalverhältniß (mit den darin liegenden Begriffen von Nothwendigkeit, Zwang, Kraft) zu fñrdere st im Bewußtseyn des Innern (beym Fñhlen, Denken und Wollen) gesucht werden müße; eine Bemerkung, deren Vernachlässigung nicht nur bey Hume, sondern auch bey andern, viele Misverständnisse und Verirrungen zur Folge gehabt hat. Auch bey der Beurtheilung der Philosophie des ehrwürdigen Jacobi, den er mit mehr Achtung als andere Zeitgenossen behandelt, kommen treffende Bemerkungen vor. Schelling wird S. 129 so abgefertiget. "Die Schellingsche Ansicht ist einer Prüfung weder fähig noch werth. Es reicht hin, einiges aus ihr gehörig zusammen zu stellen. Die Anschauung soll das An-sich der Seele seyn, das An-sich der Seele das Absolute selbst, und wenn das Absolute sich anschaut, so schaut die Anschauung sich an! Wenn die Deutschen etwas dieser Art für Philosophie halten, so kann es ihnen an Philosophen nie fehlen, welche sie nur durch die gehörige Bewunderung zu erwecken brauchen." Doch einige Bemerkungen gegen diesen Schriftsteller kommen sonst noch vor. — Der Verf. findet die Gründe des Wissens und der darauf beruhenden Wahrheit im Bewußtseyn sich aufdringender, fest stehender Wahrnehmungen des äußerlich oder innerlich Gegebenen, welches zu Begriffen und Urtheilen sich von selbst schon einigermaßen ordnet, S. 138. 149; der,

bey umfassendem Nachdenken und genauer Beleuchtung (Sceptis) sich ergebenden bestimmteren An- und Unterordnung; der eben dabey sich begründenden Begräumung der, aus irrigen Zusätzen und Verwechslungen entstandenen scheinbaren Widersprüche; wie z. B. der gleich erweislich seyn sollenden Theilbarkeit und Untheilbarkeit des Raums (Leerem) und der Materie ins Unendliche; ferner im rechten Gebrauche des Sages vom Widerspruche, zufolge dessen für gültig und wahr angenommen werden muß, wessen Gegentheil in sich, oder mit irgend einem feststehenden im Widerspruch ist. Durch Hinweisung auf dieß Verfahren, diese Grundsätze, sucht er den auf anscheinende Widersprüche, oder zu kühn vorausgesetzte Unhaltbarkeit aller philosophischen Systeme sich stützenden Scepticismus auf der einen, so wie die nicht genügend begründete Glaubensphilosophie (einen auf subjectiven Gemüthsseigenschaften mit beruhenden philosophischen Glauben, den er auch mit dem vormahls gewöhnlicheren Namen, moralische Gewißheit, bezeichnet, nimmt er selbst an S. 58 f.) und die noch viel weniger zulässige mystische Anschauungsphilosophie zu entkräften. — Es läßt sich mit Grund erwarten, daß der Verf. bey fortgesetztem Nachdenken Manches, was er bestritten, nicht so weit von seiner Vorstellungart abstehend finden werde, als es jetzt ihm erscheint. So läßt sich das Verwerfen des Widersprechenden wohl ansehen als gegründet auf ein Gesetz des Denkvermögens, eine im Wesen desselben liegende Nothwendigkeit; obgleich das Bewußtseyn davon erst im einzelnen Falle, bey zusammenstoßenden widersprechenden Vorstellungen entsteht. (Eine Bemerkung, um welcher willen ein Gegner Kants von dessen damaligen Verehrern gewaltig verkehrt und herabgewürdi-

get wurde, unerachtet sie sich auch bey Wolf Lambert u. a. nachweisen läßt.) Es wird dadurch dasjenige nicht geschwächt, was dem Scepticismus entgegen ist; weil wir doch nur mit und nach unserm Verstande denken und urtheilen können, und immer klar bleibt, daß das Widersprechende keine Vorstellung geben kann, in so fern es sich selbst aufhebt. Was S. 79 eingewendet wird, daß wenn das Princip des Widerspruchs a priori im menschlichen Geiste wäre — die Gedanken des Menschen niemahls einen innern Widerspruch enthalten könnten, welches doch nur zu oft geschehe — läßt sich damit beantworten, daß die Gedanken (das wirklich Gedachte) nie im Widerspruche sey, sondern das in den Behauptungen, Aussprüchen liegende Unsinnsige vom Nichtbedenken, Nichtbeachten, Nichtwahrnehmen herrühre. — Es läßt sich feiner wohl erwarten, daß der Verf. sein polemisches Feuer bald mäßigen, und gewiß manche aus der Feder geflossene Ausdrücke bereuen und unschicklich finden werde. Rec. würde es sich nie verzeihen, wenn er, als Kants Gegner, solche harte, schneidende Ausdrücke sich erlaubt hätte, wie der Verf. S. 13 ff. Vergleichen wirft ein nachtheiliges Licht vielmehr auf den, der sich erlaubt, zumahl im Falle des Verf. als auf den Getadelten; und wird durch das, was er S. 27 sagt, nicht gerechtfertiget. Freundliche, gelassene Aufstellung der Gründe fördert überall die Wahrheit besser als heftiger Tadel; und keiner sollte vergessen, daß auch er sich irren könne. Auch beym Vortrag der eigenen Vorstellungsart drückt sich der Verf. bisweilen zu stark aus. So S. 159 f. "Gründ und Folge seyen keine Realverhältnisse, sondern Idealverhältnisse — denn aus der Natur des Verhältnisses ergebe sich schon, daß der

Grund, wenn die Folge gezogen wird, durch dieses Ziehen nicht ausgeleert werde u. s. w. — Als bloßes, nicht auf das was außer der Vorstellung ist sich gründendes Idealverhältniß wird der Verf. das Causaverhältniß nicht betrachtet wissen wollen. Es ist zwar hier allernächst nur die Rede vom logischen Grunde und der Folge der Conclusion aus den Prämissen. Aber die Ausdrücke sind von allgemeinerer Bedeutung. Auch heißt es S. 104 f. daß Kräfte und sogenannte Vermögen nichts für sich seyn, sondern, dem Wesen der Substanz gemäß, erst wirklich werden, wenn dieselbe so oder anders in Verührung und Thätigkeit gesetzt wird. Wirksam werden sie da, kommen ins Bewußtseyn, werden nach den Erscheinungen benannt, allmählich geordnet und untergeordnet. Aber da seyn müssen sie; denn aus nichts wird nichts. Will der Verf. dagegen einwenden, die Substanz sey die Kraft, so wird man erwiedern, was uns dann zum Begriff von jener bliebe, wenn man von Kräften und Fähigkeiten absehen wollte? Und daß aus dem Grunde etwas ausgehe, wenn gleich derselbe dadurch nicht ausgeleert wird, ist überall im Thier., Pflanzen- und Mineralreiche, auch bey dem Unterrichte, leicht zu bemerken. Dieß und Mehreres (S. 107, 131) wird sich dem Verf. bey mehrmahliger Beleuchtung und weiterer Entwicklung seiner Begriffe von selbst zeigen. Jetzt läßt Manches, zumahl gegen das Ende, bey der practischen Philosophie, noch ungewiß, wie die Dogmatik desselben ausfallen werde.

Genf und Paris.

Hier hat des berühmten de Lüc's gelehrter Sohn G. N. de Lüc drucken lassen: *Histoire du passage des Alpes par Annibal*

v. f. w. Avec une carte. 1818. C. XVI 303.  
In Octav.

Die Veranlassung zu diesem sehr achtungswerthen Buche gab der im J. 1809 in einem Alter von 86 Jahren verstorbene Kön. Großbr. General Melville, der nach vielen dem Staate geleisteten Diensten, unter andern als commandirender Chef der von Frankreich an England im Frieden von 1763 abgetretenen Inseln Westindiens, zu London in Ruhe seinen Lieblingsstudien der Kriegsgeschichte und den Alterthümern, besonders der Griechen und Römer, lebte, auch sich als gelehrten Kenner des Alterthums, z. B. bey Gelegenheit des im Herculanium aufgefundenen Modells von einem Schiffe zeigte, wie aus Pownalls (in diesen Blättern vom J. 1784 St. 4 angezeigten) Werke on the study of Antiquities erhellet. Diesen geistreichen Militär hatte auch der so viel besprochne Uebergang Hannibals über die Alpen angezogen, und zu Untersuchungen geführt, die er, den Polybius in der Hand, mit größter Unbefangenhait und Vorsicht im J. 1775 anstellte. Er fand nach mühsamen Forschungen, daß Hannibal durch einen Theil der vormahligen Dauphiné nach Chambery und von da über den kleinen St. Bernhard in das Thal von Aosta gegangen sey. Polybius war hier sein Führer. Diese Entdeckung war uns schon aus dem Monthly repertory of English literature des Jahrs 1812 Nr. 67 bekannt, woraus noch hervorging, daß der sel. Melville, nach Polybius genauer und bestimmter Angabe, mit Recht annahm, Hannibal sey unter Avignon bey dem jezigen Roquemaure über die Rhone gegangen, und den Fluß hinunter, immer denselben entlang über die jezigen Orange, Montelimart, Valence, bis Vienne und rechts quer durch bey St. Genis nach Chambery hingezogen, wo sich

jetzt zwey Straßen finden, von welchen die eine La Grotte genannt, erst im 17. Jahrh. (1670) gangbar gemacht, die andre aber jetzt verlassene, die älteste und damahls die einzige auf Montmelian, an der Isere hin nach Moustier La Tuile über den kleinen St. Bernhard führte. Herr Deluc erzählt nun, daß der General Melville ihm diese Entdeckung mitgetheilt, und die nöthigen Ausweisungen, sowohl schriftlich als mündlich gegeben habe, wodurch er veranlaßt worden, der Sache weiter nachzuspüren. Er zeigt sich hier als einen trefflichen Forscher, des berühmten Namens, den er führt, ganz würdig. Er hat den Polybius genau studirt, auch im Werke jedesmahl die hieher gehörigen Stellen in einer getreuen Französischen Uebersetzung angeführt: doch damit nicht zufrieden, hielt er es für Pflicht, die Gegend selbst zu bereisen; und so ward er in den Stand gesetzt, die Melvillesche Vorstellung im eigentlichen Sinne in Augenschein zu nehmen, zu prüfen, und hier und da zu berichtigen, im Wesentlichen ihr aber völlig beizupflichten. Daß Polybius, dieser geistreiche, wahrheitsliebende, einsichtige und höchst genaue Prüfer und einfache Erzähler hier die Hauptquelle sey, wird auch von Hrn. Deluc angenommen und bewiesen. Livius steht ihm weinach, auch schon deshalb, weil ihm die Kenntniß des Locals ganz fehlt. Polybius kam 30 Jahr alt, etwa 40 Jahr nach jenem Uebergange in Rom an, und seine Verbindungen sowohl als seine Reisen geben ihm außerdem die vollste Glaubwürdigkeit. Diesem trefflichen Geschichtschreiber folgt also Melville und der Verf., welcher die Richtigkeit seiner Angaben geographisch mit Zuziehung des bekannten Werks von Hieronimus über die Röm. Wege (nach der Franz. Ausgabe Brüssel 1728) Beaumonts, Deffaussüre u. a. darthut, auch aus Melvilles Papiereu zeigt, daß



derselbe in einem vaticanischen Manuscripte des Polybius III, 49, 6 anstatt Ζνώρας die rechte, jetzt bloß nach Vermuthung im Texte stehende Lesart Ισάρας gefunden habe, wie auch bey Livius bekanntlich zu lesen sey, welches zuletzt noch Chalieu nachgewiesen hat. G. Götting. gel. Anz 1811. St. 167. S. 1671. Der ganze Marsch Hannibals nach Sagunt's Einnahme wird hier vorgezeichnet. Der Weg, den H. über den kleinen St. Bernhard vorzog, ist die alte Röm. Heerstraße, den auch die Gallier bey ihren Invasionen nahmen: auch der alte Röm. Geschichtschreiber Cælius erzählte es so, den aber Livius 21, 38 verläßt, und den H. ganz irrig zurück zur Durance bringt, also in die Gegend, wo er über die Rhone gegangen war, welchen Fehler alle die begehen, die den Uebergang über den Mont Genevre u. s. w. annehmen. Man muß dem Hrn. Deluc (S. II) in der gründlichen Widerlegung des Livius, Solard, Danville, St. Simon ic. beystimmen, und den kleinen St. Bernhard für den Berg erklären, über welchen H. nach Italien zog. Alles stimmt mit Polybius aufs genaueste überein; auch den weißen Stein oder Fels, dessen Polybius III, 53 gedenkt, und bey welchem Hannibal bivachtete, fanden Melville, Dessaussure und Deluc über dem Alpen-dorfe Vidar. Nach Maskelyne's, des Astronomen Bestimmung des Untergangs der Plejaden in jener Zeit, kam H. den 26. Octob. 218 vor Chr. Geb. auf dem kleinen St. Bernhard an, wo auch das Gerippe eines Elephanten, wahrscheinlich von H. Armee, nach St. Simon gefunden ist. Die Schlacht am Ticinus fiel am 30. Nov. am linken Po-Ufer vor, über den Scipio gegangen war, der von Pavia kam. Bey dem jetzigen Novara ging H. über den Ticinus. Rpf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 19. Junius 1819.

Göttingen.

Bei J. F. Röwer: Biologie oder Philosophie der lebenden Natur für Naturforscher und Aerzte. Von Gottfried Reinhold Treviranus. Fünfter Band. Mit vier Kupfertafeln. 1818. 476 S. in 8.

Das vorliegende Werk, dessen vier ersten Bände in Nr. 96, J. 1804, Nr. 205, 206, J. 1805, und Nr. 128, 132, J. 1816, unserer Blätter von verschiedenen Recensenten anaezeigt wurden, läßt sich aus mehreren Gesichtspuncten beurtheilen. Man kann dasselbe würdigen als einen Versuch, die Erscheinungen der mannichfaltigen Formen des Lebens von einem gemeinschaftlichen Princip abzuleiten, als eine Sammlung eigener und fremder Beobachtungen zum Behuf einer solchen Ableitung, und als eine Critik der bisherigen Materialien zur Biologie. Ueber Manches wird man erst ein Urtheil fällen können, wenn es dem Verf. gelingt, sein Werk zu beendigen. Auf das Verdienst, eine Menge von Thatsachen, die vor ihm größtentheils einzeln und ohne Zu-

sammenhang umher lagen, zu einem Ganzen vereinigt zu haben, brauchen wir keinen Leser erst aufmerksam zu machen. Der Inhalt des obigen, fünften Bandes ist folgender. Sechstes Buch. Wärme, Licht und Electricität der lebenden Körper. Erster Abschnitt. Eigene Wärme der lebenden Körper. S. 1. Wärme der Pflanzen. Die Pflanzen besitzen im Allgemeinen nicht das Vermögen, Wärme zu erzeugen. Die geringe Wärmecapacität des lebenden Gewächses und dessen Verbindung mit der Erde, dieß sind die Mittel, wodurch dasselbe vor den Abwechslungen und den Extremen der atmosphärischen Temperatur geschützt sind. Nur in den Blüthen einiger Pflanzen entwickelt sich während der Befruchtungszeit eine höhere Wärme. In so fern aber jene geringe Capacität vorzüglich von der Menge, der Beschaffenheit und dem Sitz der vegetabilischen Säfte abhängt, und diese sich nach dem Grad der äußern Wärme verändern, läßt sich den Pflanzen allerdings ein Vermögen zuschreiben, ihren Zustand nach der Beschaffenheit der äußern Temperatur zu modificiren. S. 2. Wärme der niedern Thiere. Eben so wenig als die Pflanzen besitzen alle Thiere außer den Säugthieren und Vögeln ein Vermögen, Wärme hervorzubringen. Sie haben, wie die Gewächse, eine geringe Wärmecapacität, und die meisten leben im Wasser, im Schlamm, unter der Erde, und überhaupt an Orten, wo eine mittlere Temperatur herrscht, und wo sie vor den Abwechslungen der atmosphärischen Temperatur noch mehr als die Pflanzen geschützt sind. In den Beobachtungen, wo man jene Thiere wärmer als das Medium befand, in welchem sie sich befanden, betrug der Unterschied nur wenige Grade und rührte bloß davon her, daß den Thieren an tiefern Stellen des Wassers oder der

Eide, wo sie sich vor dem Versuch aufhielten, eine höhere Wärme mitgetheilt war, die sie während der Beobachtung noch nicht verloren hatten. Die Fälle, wo eine wirkliche Entbindung von Wärme bey einigen niederen Thieren, z. B. den Bienen, statt findet, sind nur auf wenige Arten und auf besondere Umstände eingeschränkt S. 3. Eigene Wärme der Vögel und Säugthiere. Die Vögel und Säugthiere bringen einen bestimmten Grad von Wärme hervor und behaupten diesen fast unverändert gegen eine kältere Temperatur der Luft. Bey einer Hitze aber, welche jenen Grad übersteigt, erhält sich ihre Wärme nur so lange unverändert, als das geringe Leitungsvermögen ihres Körpers, die vermehrte Hautausdünstung und der Schweiß die eindringende Hitze abzuhalten und die eingedrungene zu binden hinreichend sind. S. 4. Theorie der thierischen Wärme. Die Veränderung der Capacität des Bluts bey dessen Durchgang durch die Lungen ist der einzige Grund, auf den sich eine befriedigende Theorie der thierischen Wärme bauen läßt. Bey diesem Durchgang tritt eine Ausdehnung des Bluts ein, vermöge welcher von demselben aus der Atmosphäre Wärme aufgenommen und gebunden wird. In der Aorta und weiterhin erfolgt wieder eine Zusammenziehung dieser Flüssigkeit und hiermit die Erzeugung der thierischen Wärme, indem die in den Lungen gebundene Wärme wieder frey gemacht wird. Der Grund des Vermögens zu dieser Capacitätsveränderung liegt nicht bloß in dem vollkommnern Bau der Respirationsorgane, sondern vorzüglich in einer eigenen Mischung des Bluts der Säugthiere und Vögel. Die Veränderung selbst wird durch eine Einwirkung der Nerven auf das Blut hervorgebracht.

Zweyter Abschnitt. Phosphorische Erscheinungen der organischen Natur. S. 1. Phos-

phorescenz lebender Körper. S. 2. Phosphorescenz abgestorbener Pflanzen und Thiere. S. 3. Entwicklung von Feuer im menschlichen Körper. S. 4. Allgemeine Resultate der Untersuchungen dieses Abschnitts. Das Licht ist ebenfalls wie die Wärme Product gewisser Formen des Lebens, doch nicht wie diese zugleich als Bedingung derselben. Nur unter den niederen Thieren und den Zoophyten gibt es Arten, bey welchen Lichtentbindungen zu den fortdauernden Erscheinungen des Lebens gehören. Bey ihnen aber hat dieser Proceß keine unmittelbare Beziehung auf das Leben überhaupt, sondern nur Einfluß auf einzelne Functionen. Das Licht mehrerer leuchtenden Insecten scheint der Begattung wegen auszustüßmen. Dieß ist nach eigenen Untersuchungen des Verf. und nach Beobachtungen, die ihm von Hrn. Langsdorff mitgetheilt sind, unter andern der Fall bey *Lampyris splendidula*, *Elater phosphoreus* und *Elater noctilucus*. Bey den phosphorescirenden Zoophyten, wo dieser Zweck nicht statt finden kann, ist vermuthlich die leuchtende Materie ein ähnlicher Auswurfsstoff wie bey den Thieren der höhern Classen die Materie der Hautausdünstung und der Harn. Eine eigene Substanz ist es aber immer, vor welcher das Licht ausgeht, und diese hat alle Eigenschaften eines wahren Phosphors, den bloß seine Vereinigung mit andern thierischen Stoffen am Verbrennen hindert. Durch Bewegung und durch den Zutritt der atmosphärischen Luft zum Innern des Körpers wird der Glanz dieser Materie verstärkt. Davon und von dem Athemholen rührt es her, daß die Phosphorescenz der Medusen und einiger andern Zoophyten und Thiere, deren Körper sich abwechselnd zusammenzieht und erweitert, regelmäßig zunimmt und nachläßt, auch daß er durch Anstrengung der willkührlichen

Muskeln vermehrt wird und in so fern von dem Willen des Thiers abhängig zu seyn scheint.

Dritter Abschnitt. Thierische Electricität.

In jedem thierischen Körper scheint während des Lebens ein gewisser Grad von Electricität entwickelt zu werden. Zu den Körpern, in welchen diese Entwicklung so beträchtlich ist, daß sie auf andere erschütternd zu wirken vermögen, gehören außer den electrischen Fischen auch die *Sepia hexapodia* und das *Alcyonium Burlon*. Bey den electrischen Fischen besteht das Wesentliche der Organe, worin die Electricität erzeugt wird, in einer Zusammensetzung von Zellen, die mit einem gewissen Saft angefüllt sind, in eigenen, zu diesen Zellen gehenden Nerven, und vielleicht auch in einer isolirenden Bedeckung der Zellen. Eine Ähnlichkeit in diesem Bau findet in vielen andern thierischen Organen, z. B. in den Muskeln, statt. Vielleicht ist es daher einerley Kraft, welche durch die electrischen Organe der Krampffische Erschütterungen hervorbringt, indem sie nach außen wirkt, und in den Muskeln Zusammenziehungen, indem ihre Wirkungen auf das Organ selber beschränkt sind.

Siebentes Buch. Automatische Bewegungen der lebenden Körper. Erster Abschnitt. Aeußerungen der bewegenden Kraft bey den verschiedenen lebenden Körpern. Erstes Kapitel. Erste Spuren der automatischen Bewegungen auf den untersten Stufen der lebenden Natur. Bewegungen der Oscillatorien. Zweytes Kapitel. Automatische Bewegungen der Pflanzen. §. 1. Hinbewegungen der Wurzeln, Zweige und Blätter der Pflanzen nach der Feuchtigkeit, dem Licht u. s. w. §. 2. Schlaf und Wachen der Pflanzen. Linné's Blumenuhr. §. 3. *Hodylarum gyranis*. §. 4. Bewegungen der vegetabilischen Geschlechtstheile zur Zeit der Befruchtung. §. 5. Reizbarkeit der

vegetabilischen Befruchtungstheile. S. 6. Reizbarkeit der Blätter mehrerer Pflanzen. Das Hauptresultat der Untersuchungen dieser Sphen ist, daß die Bewegungen der Gewächse Folgen eines, bis auf eine gewisse Grenze beschränkten, vom Einfluß des Sonnenlichts herrührenden Wachstums sind, dessen Product durch mehrere äußere Einwirkungen wieder vernichtet wird. S. 7. Bewegung der Säfte in den Pflanzen. Drittes Kapitel Automatische Bewegungen der Thiere. Vergleichung desselben mit den vegetabilischen. Die letztern sind abhängig vom Licht, die thierischen vom Nervensystem; im Uebrigen lassen sich beide für gleichartig annehmen. Zweyter Abschnitt. Grundformen der automatischen Bewegungen. Diese sind Zusammenziehungen und Ausdehnungen. Mit der Zusammenziehung eines Muskels tritt vermehrte Cohäsion desselben ein. Daher haben zusammengezogene Muskeln eine größere specifische Schwere als erschlaffte und tragen Lasten, wovon sie nach dem Tode zerrissen werden. Die Ausdehnung (Turgescenz) der lebenden Organe ist eben so wohl ein thätiger Zustand als deren Zusammenziehung, und mit einer verminderten Cohäsion ihrer Elemente verbunden. Dritter Abschnitt. Bewegungen der verschiedenen organischen Systeme. Von den Bewegungen der thierischen Körper sind einige an einen festen Rhythmus gebunden. Dieser, die der Verf. rhythmische oder tonische nennt, gibt es zweyerley Arten: hämatodische, die in dem Herzen und dem Blut vor sich gehen, und anapnoische, die sich in den Werkzeugen des Athemhohlens ereignen. Beyde stehen unter sich in beständiger Wechselwirkung, theilen sich allen übrigen Organen mit, und hängen von dem Einfluß des verlängerten Marks und des Rückenmarks ab, so wie sie auch umgekehrt diesen Ein-

fluß unterhalten. **Vierter Abschnitt.** Dauer der automatischen Bewegungen in dem Ganzen und den einzelnen Theilen. Tenacität des Lebens. Die tonischen Bewegungen sind Ursache und Wirkung alles thierischen Lebens. So lange sie dauern, währet das Leben, und so lange das Band, wodurch sie unter sich und mit dem Ganzen verbunden sind, unverletzt ist, findet die Fähigkeit zum Leben statt. Auf der Dauer dieser Fähigkeit beruhet die Tenacität des Lebens, und diese steht mit der Abhängigkeit der tonischen Bewegungen, besonders derer des Athemholens, von äußern Einflüssen in genauer Verbindung. **Fünfter Abschnitt.** Bedingungen und Gesetze der automatischen Bewegungen. Die automatischen Bewegungen stehen im Allgemeinen unter den Gesetzen der Reizbarkeit. Die Erregbarkeit der Muskeln hängt von dem Einfluß der Nerven auf eine gewisse, aus dem Blut in die Substanz der Muskeln abgesetzte Materie ab, welche einerley mit dem Eyweißstoff zu seyn scheint. Obgleich aber der Nerven einfluß Bedingung der Muskelreizbarkeit ist, so wirken doch nicht alle Reize durch Vermittelung der Nerven auf die Muskeln. Diese sind auch nicht die einzigen Organe der thierischen Bewegungen. Theile, die keine Muskelfasern besitzen, wirken jedoch mehr durch Turgescenz, als durch Zusammenziehung. **Achtes Buch.** Verrichtungen des Nervensystems im Allgemeinen. Einige Thätigkeiten des Nervensystems entstehen nur auf Veranlassung äußerer Einflüsse, und sind Folgen einer ähnlichen Reizbarkeit, wie dem System der Muskeln eigen ist; andere gehen ununterbrochen das ganze Leben hindurch vor sich, oder treten in gewissen Perioden ein, ohne unmittelbar durch äußere Ursachen erregt zu seyn. Diese sind in einer Autonomie des Nervensystems begründet. **Erster Abschnitt.**



Vorläufige Bemerkungen über die Organisation des Nervensystems. Bruchstücke aus einem größern, noch ungedruckten Werk des Verf. über die Structur des Nervensystems in den verschiedenen Classen des Thierreichs. Die Substanz des Gehirns, des Rückenmarks und der Nerven besteht aus einem Schleimstoff, der mit einer weißlichen Flüssigkeit getränkt ist. Jener Stoff ist einerley mit dem übrigen thierischen Zellgewebe; dieser Saft hingegen ist eine eigene, dem männlichen Samen verwandte Materie. Zwischen der Rinde und dem Mark des Gehirns findet kein weiterer Unterschied statt, als daß die Haargefäße in jener rothes Blut, in dieser eine farbenlose Flüssigkeit enthalten. Das Gehirn und Rückenmark hat theils einen blättrigen, theils einen faserigen Bau. Die Nerven bestehen aus Fasern, die in den Geflechten anastomosiren, in den Ganglien sich auflösen. Von den letztern sind die Rückenmarksknoten am weitesten im Thierreiche verbreitet. Der Bauchstrang der Insecten und Würmer läßt sich nur mit den, zu einem symmetrischen Ganzen verschmolzenen Rückenmarksknoten der höhern Thiere vergleichen. Bey den Mollusken und Insecten ist das Gehirn in Vergleichung, mit den Ganglien des Bauchstrangs, besonders mit denen, woraus die Organe des vegetativen Lebens ihre Nerven erhalten, desto kleiner und von desto einförmigerm Bau, je unentwickelter die Sinne und die Kunsttriebe derselben sind. In Betreff der Entstehung und des Fortgangs der Nerven ist es nur Regel, nicht aber Gesetz, daß dieselben bey Nerven ähnlicher Theile von ähnlicher Art sind. Auch geht die Ähnlichkeit nicht bis zur völligen Gleichheit. Zweyter Abschnitt. Reizbarkeit der Nerven. Erstes Kapitel. Vermögen der Nerven, Eindrücke aufzunehmen und fortzupflanzen. Die Nerven verhalten sich

bey der Fortpflanzung der Reize nicht bloß als leidende Conductoren. Ohne diese Voraussetzung ist es unerklärbar, wie bey den Galvanischen Versuchen ein, um den Nerven gelegtes feuchtes Band, das doch seiner Natur nach nicht isolirend ist, die Leitung hemmen kann. Bey der Fortpflanzung der Willensreize zu den äußern Organen sind die Nervenhäute mitwirkend.

**Zweytes Kapitel.** Unterbrechung des Fortgangs der Nerveneindrücke durch die Ganglien. Neue Gründe für die Johnstonesche Meinung von der Function der Ganglien und Widerlegung der Einwürfe, die gegen diese Hypothese gemacht sind.

**Drittes Kapitel.** Consensuelle Nervenwirkungen. Diese entstehen nicht alle auf einerley Weise. Einige aber scheinen in Nervenverbindungen und Rückwirkungen der Ganglien ihren Grund zu haben.

**Viertes Kapitel.** Associationsvermögen des Nervensystems. Ist bloß den Thieren eigen, und von desto größerer Stärke, je mehr Ausbildung das Gehirn besitzt. Doch findet nicht bey allen Associationen eine Mitwirkung des Gehirns statt.

**Fünftes Kapitel.** Nervenreize und deren Wirkungsart. Die Hauptwirkung der meisten Agentien, die einen allgemeinen Einfluß auf das Nervensystem haben, geschieht mittelbar durch das Blut. Ihre unmittelbaren Wirkungen sind bloß örtliche.

**Sechstes Kapitel.** Geseze der Reizbarkeit des Nervensystems. Die allgemeinen, schon im 3ten Bande dieses Werks aufgestellten Geseze der Reizbarkeit gelten auch für das Nervensystem. Hier verweilt der Verf. vorzüglich bey denen, die den Nerven eigenthümlich sind, wozu unter andern gehört, daß durch jede Reizung, wofür ein Nerve besonders organisirt ist, eine entgegengesetzte Action erregt wird, welche die, durch jene Einwirkung erschöpfte Reizbarkeit wieder herstellt, daß es für jeden thierischen Körper

einen bestimmten Grad von Nerventhätigkeit gibt, welcher nicht fortdauern kann, ohne von Zwischenzeiten der Ruhe unterbrochen zu werden, u. s. w. Dritter Abschnitt. Autonomie des Nervensystems. Erstes Kapitel. Einfluß der Nerven auf die Ernährung. Die Kraft des Nervensystems, wovon der Einfluß des Nervensystems auf die Ernährung ausgeht, wird nicht auf ähnliche Art wie das Empfindungs- und Bewegungsvermögen der Nerven durch Reize in Thätigkeit gesetzt. Doch ist dieser Einfluß einer mittheilbaren Erhöhung und Verminderung durch äußere Agentien fähig. Zu den Hauptcharacteren jener Kraft gehören Zweckmäßigkeit ihrer Wirkungen, periodisches Wirken und Erblichkeit bestimmter Richtungen dieser Wirkungen. Ihre Thätigkeit ist gleichförmig im gesunden Zustand. Ihre Autonomie zeigt sich vorzüglich in Krankheiten, wo sie als Heilkraft der Natur erscheint, als eine Kraft, auf welche keine Gesetze der Reizbarkeit anwendbar sind und deren Wirkungen mit den Aeußerungen des Instincts übereinkommen. Zweytes Kapitel. Instinctartige Nervenwirkungen. Aeußerungen des Instincts sind Handlungen, die einen bestimmten Zweck haben und sonst in Beziehung auf diesen Zweck nur durch den Willen mit Bewußtseyn hervorgebracht werden, bey deren erstem Entstehen aber kein Bewußtseyn weder des Zwecks, noch der Mittel statt findet. Die Seelenkräfte haben an ihnen ursprünglich keinen Antheil. Doch erwacht bey ihrer Fortdauer das Bewußtseyn des Zwecks und der Mittel, und es treten dann Modificationen derselben durch die Seelenkräfte ein. Bleiben diese Modificationen, so kann der Instinct eine andere, auf die Nachkommen übergehende Richtung erhalten. Der nächste Grund der instinctartigen Bewegungen eines Organs liegt in den

Nerven desselben. Das Gehirn hat auf die Wirkungen dieser Nerven in so fern Einfluß, als dasselbe durch die Sinne mit der äußern Welt in näherer Verbindung steht. Bey äußern Eindrücken aber, die unmittelbar zu einem Nerven gelangen, bewirkt dieser die, den Eindrücken entsprechenden Handlungen ohne Hülfe des Gehirns. Diese Eindrücke sind von verschiedener Art. Die meisten beruhen auf einem dynamischen Verhältnisse der äußern Natur zum Nervensystem. Sie sind aber nur die veranlassenden Ursachen einer bestimmten Aeußerung des Instincts. Das Erwachen des letztern ist in einer körperlichen Veränderung begründet, die nicht unmittelbar von einem äußern Reiz, sondern nur von der fort-dauernden und auf eine eigene Art modificirten Thätigkeit des ursprünglichen Bildungstriebes abgeleitet werden kann. Drittes Kapitel. Dynamische Wirkungen des Nervensystems. Unter allem Lebendigen gibt es eine Verbindung, die nicht bloß materieller Art ist, sondern auf wechselseitigen reinen Kraftäußerungen beruhet. Die Beweise für solche Wirkungen sind in Erscheinungen zu suchen, bey welchen die Seele mit thätig ist, die man deswegen bloß von dieser abzuleiten leicht verführt wird, die aber näher untersucht eine andere Quelle haben müssen. Der Verf. rechnet dahin diejenigen Aeußerungen des Instincts, die in ihren einfachsten Formen auf einer wechselseitigen Anziehung thierischer Individuen zu beruhen scheinen, z. B. die Paarung der niedern Thiere; die Erscheinungen der sympathischen Reizbarkeit; die Einwirkung mancher Raubthiere auf andere, denselben zur Beute dienende Thiere; die Muttermähler, und mehrere Phänomene des Somnambulismus. — Angehängt sind diesem Bande, zur Erläuterung verschiedener Stellen des Abschnitts über die Orga-

nification des Nervensystems vier, von dem Verf. gestochene Kupfertafeln, welche die obere Seite des Gehirns und des Rückenmarks einer männlichen *Apis mulsorum*, das Gehirn der geschlechtslosen Honigbiene von der ebern und untern Seite, die Grundfläche des Gehirns eines männlichen Maulwurfs, den Verlauf des mittlern Asts der Nerven des fünften Paares am Oberkiefer dieses Thiers, den Ursprung der größern Portion des fünften Hirnnerven aus dem verlängerten Mark des Maulwurfs und die Basis der vordern Hirnlappen des Delphins mit den Geruchs- und Gesichtsnerven vorstellen.

### Göttingen.

In der Dietrichschen Buchhandlung: Des Caius Callustius Crispus übrig gebliebne Werke, außer den Bruchstücken, übersetzt durch Friedrich Carl von Strombeck. 1817. S. VI und 264. In Octav.

Diese in einer heitern Muße entstandene Uebersetzung Callusts von dem rühmlich bekannten Verdeutschter der Werke des Tacitus kam uns um so unerwarteter in die Hände, je beschäftigter uns derselbe mit dem ihm von der edlen Fürstinn Regentinn von Lippe Detmold übertragenen Richteramt in dem obersten Gerichtshofe zu seyn schien, welcher bekanntlich für mehrere Deutsche Gebiete in Wolfenbüttel errichtet ist. Dieß neue Geschenk, womit uns der H. Uebersetzer überrascht, zeichnet sich durch dieselben Eigenschaften aus, welche unsern Lesern schon aus den vorhergehenden Arbeiten desselben bekannt sind. Wenn man bedenkt, daß es schwer ist, den Callust mit seiner ernstern gedankenreichen, wohlklingenden Sprache, mit seiner gediegenen Kürze, mit seiner Alterthümlichkeit, mit seinem nicht selten ge-

zungenen Pathos des Stiles ganz wiederzugeben, so ist es schon viel, daß wir hier eine sehr lesbare Uebersetzung erhalten, für welche wir dem Verf. verbunden sind. Er hat den Text nach der Langenschen Ausgabe, doch nicht ohne eigne Kritik, übersetzt, und so gut, daß man nur selten daran erinnert wird, eine Uebersetzung vor sich zu haben. Dieß dürfte bey dem Leser freylich häufiger der Fall seyn, der an die bekannte Vergleichung der Uebersetzungen mit der umgewandten Tapete denkt und den Text zur Hand nimmt. Diesem möchte wohl bisweilen der Wunsch sich aufdringen, daß hin und wieder die Feile schärfer gebraucht wäre, wenn er z. B. *mature facta* durch zeitgerechte That, anstatt schnelle That, *vita hominum agitabatur* durch: die Menschen durchwaltet das Leben, die zweyte Person als *cerneres* durch du würdest schauen, für man u. dgl. übersetzt sieht, wenn Alterthümlichkeiten im Deutschen sich zeigen, wo Callust nicht alterthümlich ist, als sintemahl (*quoniam*) solcherley (*quae*), wenn Latinismen beybehalten sind, und wenn etwas unübersetzt geblieben ist, wie im zweyten Kap. *lubidinem dominandi causam belli habere*. Im Ganzen wird gleichwohl das Urtheil fest stehen, daß der Ton des Callust getroffen sey, und daß diese Uebersetzung die beste Deutsche sey, welche wir haben.

### Paris.

Hier hat J. M. Eberhart gedruckt: A fragment of an Ode of Sappho from Longinus: also, an Ode of Sappho from Dionysius halicarn: edited by the honourable Francis Henry Egerton etc. 1815. C. 25. In Octav.

Der achtungswürdige Herausgeber hat aus der

Plearcischen Ausgabe des Longinus die berühmte Ode *Φαίνεταί μοι κῆνος* u. s. w., das Bruchstück *Ἐυδαίμων ὁ βλέπων* u. s. f., und die Ode an die Venus aus dem Dionys. *Ποικιλότρον* u. s. w. mit Uebersetzungen und Varianten herausgegeben: eine Arbeit, die ihm gewiß Freude gemacht hat, und seiner Liebe zu der alten classischen Literatur Genüge leistet. Von diesem Gelehrten sind uns noch einige Schriften zugekommen, die wir des beschränkten Raums wegen nur anzeigen können. Zunächst gehört dahin eine Ausgabe von Euripidis *Hippolytus cum Scholis versione latina, variis lectionibus, Valckenarii notis integris, ac selectis aliorum VV. DD. quibus suas adjunxit Franc. Hen. Egerton, Oxonii 1796. e typographeo Clarendiniano.* In Quart. Dieser Ausgabe folgten in demselben Jahre *Addenda and Corrigenda* in fünf Nummern. Aus allen geht der Beweis von großem Fleiße hervor. H. Prof. Monk hat jedoch nicht nöthig erachtet, in seiner Ausgabe dieser Tragödie davon Gebrauch zu machen. Die Dedication ist: *Memoriae patris sui nuper Episcopi Dunelmensis.* Außerdem sind von demselben Verf. einige Schriften in den letzten Jahren erschienen, welche die Geschichte des Hauses Egerton betreffen, woraus die Grafen und Herzöge von Bridgewater kamen: man findet darin viel Genealogisches und ungemein viel Nebenwerk, mit Vermischung alles richtigen historischen Geschmacks. Man kann dieß alles *Egertoniana* nennen. *The life of Thomas Egerton, Lord Chancellor of England under der Königin Elisabeth;* daselbe etwas vermehrt, 1812, Paris, Fol. *Aperçu historique et genealogique etc.* Dieser Gegenstand ist allerdings von Wichtigkeit, und es wäre zu wünschen, daß der Verf. die Haupt-

sache nicht aus den Augen gelassen, sondern mit strenger Ordnungsliebe und Critik behandelt und dargestellt hätte. Wir begnügen uns vom Daseyn dieser Egertoniana, in welche sich Briefe von der unglücklichen Maria von Schottland und an dieselbe eingeschwärzt haben und dergl. hier bloß Bericht zu erstatten.

### P a r i s.

Hier hat H. Korai bey Theoph. Barrois durch J. M. Eberhart drucken lassen: Μάρκου Ἀντωνίνου αὐτοκράτορος τῶν εἰς ἑαυτὸν Βιβλια ἱβ. Ὡς προτέθειται τὸ ὑπὸ Ὁμαῦ τοῦ ῥήτορος Γαλλισι γεγραμμένον ἐγνώμιον Μάρκου. Φιλοτίμω δαπάνῃ τῶν ὁμογενῶν χίλων. 1816. C. μδ'. LIV und 149. In Octav.

Eine besonders für die Neugriechen sehr schätzbare Ausgabe der herrlichen Selbstbetrachtungen, oder des moralischen Tagebuchs (τῶν εἰς ἑαυτὸν ὑποθηῶν) vom Kaiser Marcus Antoninus! Auf die herzlich aufmunternde Anrede des Herausg. an die Chriſche Jugend folgen die Prolegomena, welche einiges literarhistorische und vorzüglich sehr richtige Bemerkungen über die Philosophie, besonders die stoische des Verfassers enthalten. Er vergleicht den trefflichen Kaiser († 180 nach Chr. Geb.) nicht unpassend mit Sokrates: beide waren Philosophen, beide hatten dieselbe Geistesstimmung, beide wirkten auf ihr verdorbenes Zeitalter und lange nachher, beide hatten schlimme Welber, der Kaiser eine Faustina, Socrates seine Xanthippe. Dieß Werk ist von jeher mit dem vollkommensten Rechte bewundert und studirt worden: die berühmte Königin Christina las es oft im Grundtexte, freylich nicht



mit dem Erfolge, den man erwarten sollte. In alle Sprachen ist es überfetzt, und oft herausgegeben worden; der gute und gelehrte Gatacker beschäftigte sich über 40 Jahre mit seiner Ausgabe, die im J. 1651 erschien, und so sehr geschätzt wurde, daß sie im J. 1697 zum zweytenmale mit einigen Zusätzen aufgelegt ward. Da H. Corai die Schulzische (Schleswig, 1802) noch nicht vollendete Ausgabe nicht hatte, so legte er die Leipziger, vom sel. Morus im J. 1775 besorgte, zum Grunde. Die Veränderungen im Texte sind aus den Varianten und aus Muthmaßungen entlehnt. Die verschiedenen Lesarten stehen unter dem Texte. Das Griechische Register des Morus, vermehrt macht, nebst einem Zusätze von critischen Erläuterungen den Beschluß. Im XI. Buche Kap. 26 stimmt er auch für *ἐν τοῖς τῶν Ἐπιουρείων γράμμασι*, mit Recht *ἰσορίων* verwerfend, denn die elenden Zauberbücher, welche nach Hesychios, Suidas und Photius unter dem Namen *ἰσορία γράμματα* bekannt waren, können unter die Rubrik von philosophischen Werken nicht kommen, und daß die Stoiker das Gute der Epicureer schätzten, lehrt Seneca und der Kaiser selbst, IX, 41. 5, 9 liest er lieber *ἐπιδήξει* anstatt *ἐπιδείξει*. 1, 9 lieber *καταληπτικῶς*. 5, 10 *βύμβω* für *βύπω*. 4, 51 *τραρσίας* für *στρασίας*. 5, 1 *ἐγκατατήκονται*. 9, 28. 10, 31 *ἐν τείνῃ* für *ἐν τίνι* etc. Exegetische Erläuterungen fehlen dießmahl, weil der Hauptzweck auf reinen correcten Abdruck ging. Ein Bildniß des Kaisers von Mougnot gestochen, gibt dem Werke eine wahre Zierde.

Kpf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 21. Junius 1819.

Paris.

Rerum Gallicarum et Francicarum Scriptores; ou Recueil des Historiens des Gaules et de la France. Tome XVII, contenant en première Livraison des Monumens des Regnes de Philipp Auguste et de Louis VIII depuis l'an MCLXXX jusqu'en MCCXXVI par Michel Jean Joseph Brial, ancien Religieux Benedictin etc. 1818. Fol. XLVIII u. 885 G. Als wir (S. g. A. 1815 St. 45) den 16ten Band dieser Fortsetzung der Sammlung von Bouquet anzeigten, konnten wir nicht umhin zu bemerken, daß die Brieffsammlungen, die er enthielt, uns eigentlich nicht herein zu gehören schienen. Bey diesem XVII. Bande ist die Auswahl in so fern besser getroffen; daß nur eigentliche Scriptores gegeben werden; über welche die Vorrede die nöthigen litterarischen Nachweisungen enthält. Von den hier gelieferten Werken sind Nr. I—V auch schon in der Sammlung von Duchesne enthalten; wir werden also nur zu bemerken haben, welche Hülfsmittel hier für ihre Critik benugt

A (5)

sind. I. *Gesta Philippi Augusti, Francorum Regis*, descripta a magistro Riccardo, ipsius Regis Chronographo ab anno 1179 usque ad annum 1203. P. I 62. Nach Duchesne, mit Vergleichung der Handschrift Nr. 5925 der K. Bibliothek. II. *Gesta Philippi Augusti, Francorum Regis*, auctore Wilhelmo Armorico, ipsius Regis Capellano ab a. 1179 — 1223. P. 62 — 117. Nach Duchesne, mit Vergleichung der Handschrift Nr. 1075 der K. Bibl. Diese Handschrift war unbedeutend; erst nach dem Abdruck erhielt Hr. Brial die Lesarten einer Handschrift aus dem 13ten Jahrhundert aus England; die am Ende des Bandes nachgetragen sind. III. *Ejusdem Gulielmi Britonis Armorici, Philippidos Libri XII, sive gesta Philippi Augusti versibus Heroicis* descripta P. 117 — 288. Der Text ist verbessert nach der Ausgabe von Barth, und der Handschrift Nr. 5952 der K. Bibliothek. Angehängt ist das fünfte Buch von Aegidii Parisiensis *Carmen hexametrum de gestis Caroli M. ad informationem Ludovici, filii Philippi Augusti*, p. 288 — 302; das doch eigentlich nicht hieher gehörte. IV. *Gesta Ludovici Octavi, Francorum Regis*, auctore Anonymo ab a. 1223 — 1226. P. 302 — 311. V. *Gesta Ludovici VIII, Francorum Regis*, auctore Nicolao de Braja, heroico Carmine, p. 311 — 346. Mit diesem Gedicht enden die Stücke die auch Duchesne hat. Die noch hinzugefügten sind, wie der Herausgeber selber bemerkt, nicht von gleicher Wichtigkeit. Man hat eine Auswahl aus den vielen abgekürzten Chroniken getroffen, die nichts als Auszüge aus den größern, schon bekannten, enthalten. VI. *Les Gestes de Philippe Auguste, extraits du grandes Chroniques de France*,

dites de St. Denis; und *Les gestes du Roi Louis VIII, extraits de grandes Chroniques de France dites de St. Denis* P. 346 — 422. Freylich bloße Uebersetzungen von Rigord; aber als Denkmähler der Sprache nicht unwichtig. So auch: VII. VIII. *Extrait d'un Abregé de l'histoire de France, composé en latin sous le regne de Philippe Auguste, traduit en François par l'ordre d'Alphonse, Comte de Toulouse, frère de St. Louis, continué jusqu'à l'an 1226.* Auch das Lateinische Original: *Ex libro III. Historiae Regum Francorum*, ist vorangeschickt. Es folgen einige kleine Stücke. IX. *Abbreviationes gestorum Franciae Regum ab a. 1137 — 1265 continuatae.* X. *Genealogia Regum Franciae tertiae stirpis*; XI. *Genealogia Rollonis, primi Normanniae Ducis*; aus verschiedenen Handschriften. Außer diesen einheimischen Quellen hat der Herausgeber es für nöthig gehalten, auch aus den Englischen Annalisten die gleichzeitigen Perioden herauszuheben und abdrucken zu lassen, wodurch dieser Band fast um das Doppelte angewachsen ist. Da diese schon sämmtlich in den Sammlungen der *Scriptores Rerum Anglicarum* stehen, so zweifeln wir, ob der Herausgeber damit Vielen einen Gefallen gethan hat; wenn es auch vielleicht Einzelnen angenehm seyn mag, die Vergleichung in demselben Bande anstellen zu können. In Bibliotheken, welche die Sammlung der *Scriptores Rerum Francicarum* anschaffen, werden auch die der *rerum Anglicarum* nicht fehlen. Dieß soll, wie wir am Ende der Vorrede lesen, auch noch in dem folgenden Bande fortgehen. Sollten aber manche Schriftsteller der *Rerum Germanicarum* nicht gleiche, wo nicht größere, Ansprüche auf einen Platz in

dieser Sammlung haben, als die der rerum Anglicarum? Von diesen ist hier gegeben: Ex Benedicti Petroburgenfis abbat-  
 tis vita et gestis Henrici II Angliae Regis ab  
 a. 1179 — 1192. p. 436 — 546. Ex Rogeri  
 de Hoveden Annalium parte posteriori ab  
 a. 1192 — 1201 p. 546 — 615. Ex Radulfi  
 de Diceto Imaginibus Historiarum ab a. 1179  
 — 1201. p. 615 — 660. Ex Gervasii Chro-  
 nico de rebus Angliae ab a. 1180 — 1199.  
 p. 660 — 679. Ex Mathaei Paris maiori An-  
 glicana Historia ab a. 1201 — 1226. p. 679 —  
 769. Angehängt endlich sind: Addenda et Cor-  
 rigenda in Historia Guillelmi Armorici, ex  
 Ml. cod. Cottoniano; nebst sehr gut gearbei-  
 teten Registern. — Bekanntlich pflegt jedem  
 Bande dieser Sammlung noch ein Aufsatz über  
 irgend einen Gegenstand der Französischen Ge-  
 schichte vorgesetzt zu werden. In dem gegenwär-  
 tigen folgt hinter der Vorrede: Recherches  
 sur l'origine de la Pairie en France  
 et l'établissement de douze Pairs.  
 Die Untersuchung zerfällt in die drey Abschnitte.  
 1. Bis zu welcher Epoche der Ursprung der Pair-  
 ties in Frankreich hinaufgeht. Es wird gezeigt,  
 wie der Name Pairs bis in die frühesten Zeiten  
 der Monarchie hinaufsteigt, jedoch ohne der Ti-  
 tel einer bestimmten Würde zu seyn. Bis in die  
 Zeiten von Philipp August kommt er nur in dem  
 Gerichtshofe des Königs vor, wenn ein wich-  
 tiger Rechtsstreit zwischen den Baronen von ih-  
 ren Pairs (pairs) entschieden werden sollte. 2. Der  
 zweyte Abschnitt untersucht, wann und weshalb  
 unter den vielen Pairs zwölf von den andern un-  
 terschieden wurden. Was die 6 weltlichen be-  
 trifft, ist es bekannt, daß sie aus den 6 gro-  
 ßen unmittelbaren Kronvasallen, den Herzögen  
 von der Normandie, Aquitanien und Burgund;



## M a i n z.

Memoria casus rari in gynaecis praecipue adnotandi: cum uteri antica facie omenti margo ex aliqua parte coaluerat; praegnans facta, medium graviditatis non assecuta, inopinato moritur. A. L. P. Weidmann, M. D. cum figura. 1818. II Seiten. 4

Der von dem würdigen Hrn. Professor Weidmann hier erzählte Fall ist gewiß höchst lehrreich, und beweiset, wie schwer es oft sey, die krankhaften Zufälle der Schwangeren, so wie den zuweilen schnell bey ihnen erfolgenden Tod zu erklären. Eine 29jährige Frau, Mutter von zwey Kindern, wurde schwanger, und erlitt bis zu der nicht völlig erreichten Hälfte ihrer Schwangerschaft, die schrecklichsten Zufälle, besonders heftiges Erbrechen, Beängstigungen, Herzklopfen, krampfhaftige Beschwerden mancherley Art u. s. w., von welchen allen man sich eben so wenig den Grund anzugeben wußte, als man sie durch Arzneymittel zu heben im Stande war. Endlich nachdem sich noch heftige Fieberzufälle hinzugesellt hatten, starb die Frau bey völligem Bewußtseyn. Bey der Leichenöffnung fand man, daß der freye Rand des Netzes sich wie ein Band abwärts verlängert, und immer mehr verschmälert hatte, dann aber allmählich wieder breiter werdend, an der vordern und mittlern Fläche der Gebärmutter aufs festeste verwachsen war, welches alles durch die recht hübsch-gestochene Kupfertafel sehr deutlich dargestellt wird. Sehr richtig wird diese Verwachsung als Folge einer Peritonitis puerperalis angesehen, welche die Frau im vorigen Wochenbette erlitten hatte, und deren heftige Schmerzen sie oft nöthigten, die Schenkel an den Unterleib stark in die Höhe zu ziehen. Schon bey der Reconvalescenz erlitt die

Frau, als Folge der eben erwähnten Verwachsung, zuweilen heftige Schmerzen, wenn sie nämlich entweder den Körper schnell in die Höhe richtete, oder im Liegen denselben stark nach rückwärts beugte. Der würdige Veteran der Geburtshülfe schließt diese lehrreiche Schrift mit dem Satze: *Meditamini jara, qui rerum, in gynaeceis gnari estis, tu praeprimis eminentes inter Anglos J. Hull, utrum non detur, quibus malum, si v. g. phlegmasia dolens terreat, averti possit, vel praesens, curari?* — Wir glauben, daß das erstere vielleicht so schwierig als das letztere ist, da der schreckliche Schmerz, welcher so oft mit der Peritonitis puerperarum verbunden ist, die Kranken häufig nöthiget, in einer anhaltend gekrümmten Stellung zu liegen, wodurch das Neß dann mit der Gebärmutter in Berührung kommt, und im Falle dann beyde Theile entzündet sind, und plastische Lymphe ausschwißt, die Verwachsung gar zu leicht erfolgen muß.

#### Breslau und Leipzig.

Hey Korn: *Neuer Commentar zur allgemeinen Gerichtsdeposital- und Hypotheken-Ordnung, nebst Bemerkungen zur Theorie von Protestationen.* Herausgegeben von J. E. Werael, Königl. Preuß. Oberlandesgerichts- und Pupillenrathe. Erster Band, enthaltend die Anmerkungen zum ersten Theile der Gerichtsordnung, nebst Nachträgen. 1817. VI und 808 Seiten. Zweyter Band, enthaltend die Anmerkungen zum zweyten und dritten Theile der Gerichts- wie auch zur Deposital- und Hypotheken-Ordnung und zur Theorie von Protestationen, nebst Nachträgen. 1817. 390 Seiten in gr. Octav.

Die Gesetzgebung befindet sich in Preußen in



einem steten Fortschreiten, vorzüglich in Betreff der Verhältnisse, welche man seit einiger Zeit, mit dem Namen der organischen Umgebungen des Privatrechts bezeichnet hat. Ganz vorzüglich ist es also dort nothwendig, von Zeit zu Zeit die das Privatrecht betreffenden Gesetze zu überschauen, und, während die Gesezbung ununterbrochen ändert, bessert und modificirt, die Lage, in welcher sich die Rechtswissenschaft befindet, für eine gewisse Periode festzustellen. Daraus ergeben sich denn Zusätze und Bemerkungen, welche aus den Materialien, die aus den einzelnen Jahrgängen der Gesessammlungen, Provinzialblätter, Archive, Monatsschriften, Beyträge, Repertorien u. s. w. geschöpft werden müssen. Diese auszuheben, ist eine höchst verdienstliche Arbeit, indem selten ein Privatmann in dem Besitze aller dieser Hülfsmittel ist, und noch seltner ein so eifernes Gedächtniß erhalten hat, um sich jedesmahl des Orts, wo diese oder jene Verfügung und Abänderung vorkommt, zu erinnern. Eine solche Arbeit hat der Verf. nicht allein in seinem Commentar über das allgemeine Landrecht, sondern auch in diesem Werke, in Bezug auf die Gerichts- und andere Ordnungen, zum großen Nutzen und Bequemlichkeit der Preussischen Geschäftsmänner übernommen, und jeden Artikel der Gerichtsordnung, und der übrigen erwähnten Ordnungen, mit Remissionen auf das Landrecht, die Gesessammlung, u. s. w., mit Concordanzen der commentirten Gesetze, mit Hinweisung auf Präjudicien der Landesgerichte, Entscheidungen der Gesetzgebungscommission, und auf die in den vorerwähnten Werken zerstreuten Abhandlungen und Bemerkungen, und mit Erläuterungen aus dem, jedoch durch das Medium der Praxis, erkennbaren, gemeinem Rechte, so wie der besondern frühern Territorialrechte der Preussischen Provinzen, begleitet.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. 101. Stück.

Den 24. Junius 1819.

Gravenhag und Amsterdam.

Bey den Gebrüdern van Cleef: Gedachten over de ontdekte Bruggen; in de Provincie Drenthe in den Jaare 1818. Door Jonkheer Mr. J. C. Baron du Tour, Lid van het Natuur- en Letterkundig Genootschap te Alkmaar. 1818. 36 S gr. 8.

Hiermit verbinden wir eine andere Schrift, welche über denselben Gegenstand im März 1819 bey der Wittwe A. Loosjes Peters Sohn in Haarem unter dem Titel:

Verflag wegens het oude Planken Voetpad tussehen ter Apel en Valthe; door J. W. Karsten; Hoofd-Ingen. by den Waaterstaat en de publicke Werken. Met een Kaart — auf  $\frac{1}{2}$  Bogen queer Fol. und  $1\frac{1}{2}$  Bog. Text gr. 8. erschienen ist, und aus der lehrreichen Wochenschrift: Allgemeine Kunst- en Letterbode voor het Jaar 1819. Nr. 9 u. 10. S. 136 — 142; und 150 — 160 gr. 8. besonders abgedruckt worden.

Einem Theil unserer Leser wird es noch aus Zeitungen, die im vorigen Novemb. und Dec.

B (5)

erschieden, erinnerlich seyn, daß man in der Landschaft Drenthe, bey dem Torfstechen im abgewichenen Herbst 1818, mehrere Fuß unter der Oberfläche des Torfmoors eine Brücke entdeckt habe, die Römischer Abkunft sey, wozu die alten Volksfagen in jener Gegend, das ihrige mit beytragen, und die ersten Angaben, wegen ihres Ursprungs im Alterthum, zu bestärken schienen.

In Deutschland hat man von dieser Entdeckung nachher weiter nichts vernommen, noch weniger gehört: ob man der ersten Spur gefolgt sey? und welche Resultate für die Geschichte und Alterthumskunde daraus hervorgegangen? Beyde vorliegende Schriften geben darüber vollständige Auskunft. Die erste beschäftigt sich mit dem rein historischen Theil dieser Entdeckung, welche diese Brücken, wie wir nachher zeigen werden, zu ihrem Römischen Ursprunge, physikalisch = geschichtlich hinauf führt; die andre dagegen, mit der örtlichen Untersuchung der an 20 Stellen gemachten Nachgrabungen, um die Lage dieser nunmehr unterirdischen Brücken, durch geometrische Vermessungen nicht nur zu bestimmen und auf die Data Römischer Geschichtschreiber zurück zu führen, sondern auch die gefundenen Bestandtheile dieser Brücken technisch zu beschreiben und auf der beygefügten Karte anschaulich zu machen. Um jedes Eigenthümliche dieser beiden gehaltvollen Schriften in möglichster Kürze darzustellen, müssen wir das Wesentlichste aus denselben ausheben, und aus der ersten die Beschreibung dieser Brücken vranschicken, über welchen Ursprung anfänglich mehrere Holländ. Gelehrten nicht einerley Meinung waren; wie die ausführlichen Nachrichten beweisen, welche in der Holländ. Staats = Zeitung (Staats-Courant) v. 11. 16. und 28. Nov., auch 4. Decemb. 1818; so wie in der Haarlemer Zeitung (Haarl. Courant) v. 10.

und 19. Novemb. 1818 darüber abgedruckt worden. Der Hr. Bar. du Tour nimmt daher Gelegenheit, in so fern die, in jenen Beschreibungen geäußerten Meinungen, nicht auf das Ansehen der Geschichte gegründet werden, sie mit vollem Rechte historisch-critisch zu beleuchten, solche factisch zu bestreiten, und daraus Resultate zu ziehen, die durch ältere und neuere Quellen belegt werden, worauf wir unten wieder zurück kommen; zuvörderst aber die anfängliche Beschreibung dieser Brücken voran gehen lassen. Das Wesentlichste davon ist dieses: Zwischen Balthé, nicht weit von Exloo in der Provinz Drenthe, hat man in einem Torfmoor, einige Fuß unter der Oberfläche desselben, eine Brücke entdeckt, die von dem so genannten *Weerdingerholze*, gerade durch den Torfmoor, in zwey Abtheilungen, in einer Richtung sich erstreckt, um nordwärts des Klosters *Ter Apel*; nach *Ter Haar* sich auszudehnen, welches einen Abstand von mehr als 3 Stunden Weges bildet. Diese Brücken bestehen meistens aus rauhem Tannenholze, oder ungeschälten Tannenbäumen, alle auf 12 Fuß Länge mit Baumschichtenwerk zusammen befestiget, wie man es an den bekannten Geldernschen Feld-Brücken über Gräben gemacht hat (und auch in mehreren Gegenden von Westphalen findet). Wenn man die Torferde von dieser Brücke vorsichtig abnimmt, so siehet man nirgend einen Riß, oder eine Spalte zwischen besagten Baumstämmen, welche im Durchschnitt 3 bis 4 Rheinh. Zoll im Durchmesser halten. Hin und wieder entdeckt man statt der Baumstämme, gespaltene Dielen, auf die erwähnte Länge, aber auf verschiedene Breiten geschnitten. Diese Dielen sind an einigen Stellen der obern Seite, mit Querlatten, durch angebrachte Oeffnungen, zusammen befestiget. Nirgend wird aber

ein Nagel entdeckt; alles scheint mit der Art und dem Beil gearbeitet zu seyn. An mehreren Orten dieser Brücken sind unter den zusammen befestigten Baumstämmen Querehölzer (Dwarts-Ribben) angebracht, wahrscheinlich um das Versinken (Doorzakken) dadurch zu verhindern. Die Richtung dieser Brücken ist, von der Drentschen Seite betrachtet, zunächst Nordost, in der Folge Nordost zum Norden, demnächst wieder etwas östlicher, so daß sie einen Weg von zwei sehr stumpfen Winkeln bildet, wovon der nach Walthen hin, auswärts, der andere Nordnordwestwärts des so genannten Mussel-ka-Flusses, inwärts Drenthe fällt, Nirgend werden bedeutende Pfähle, worauf die Brücken ruhen, wahrgenommen. Ihre horizontale Lage ist bisweilen 3 bis 4 Fuß, mitunter auch nur 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Fuß unterhalb der Oberfläche des Moorgrundes sichtbar. Seit der ersten Entdeckung dieser Brücken im Herbst 1818, hat man die letztern für diejenigen langen Brücken gehalten, welche Germanicus, nach dem Zeugniß des Tacitus, durch Calpurnia erneuert, schlagen ließ, und wozu der letztere 40 Römische Cohorten brauchte, um auf diesem Wege seinen eiligen Rückzug zu sichern. Uebrigens, muß man die nette, obgleich rauhe Arbeit und Einrichtung dieser Brücken eben so sehr, als das große und kühne Unternehmen bewundern, um auf diesem gleichsam hölzernen Wege über unzugängliche Moräste, jenen militärischen Rückzug zu veranstalten. Das Ganze dieses einfachen Werks gibt, bey genauer Betrachtung desselben, einen offenbaren Beweis von seinem hohen Alterthum zu erkennen. Dazu wird man um so mehr veranlaßt, wenn man damit die vier eckten Lagerstätten in Verbindung bringt, welche auf der Höhe des Weerdinger-Waldes, wie allen Bewohnern dieser einsamen

Gegenden bekannt ist, noch jetzt angetroffen werden. — Wir wollen nunmehr auch einige Gedanken, Urtheile und Beweise, die der Hr. d.ä. Tour über das hohe Alterthum dieser Brücken mittheilt, ausheben. Dieser scharfsinnige Gelehrte gesteht, daß gleich nach der zuerst bekannt gewordenen Entdeckung jener Brücken, ihm die Pontes longi, deren Tacitus (Annal. I. 63) gedenkt, eingefallen wären. Diese gegründete Meinung, welche auch durch die, S. 11 — 14 von Hrn. J. Scheitelma angeführten historischen Thatfachen (Tacit. Annal. I. 60 — 63) unterstützt werden, begründet das Factum, daß diese Brücken, welche, wie der örtliche Augenschein lehrt, an einigen Orten doppelt auf einander liegen, von L. Domitius wären zu Anfangs geschlagen, und nach Anleitung des Römischen Geschichtschreibers (a. a. O.), durch den Legat Tacina unter Germanicus erneuert und verbessert worden. Mit dem Tacitus in der Hand, könne man den Heereszug der Römer vom Niederrhein, durch einen geringen Theil der Bataver Insel nach der Ems hin, überall verfolgen, und falle alsdann dieser Weg unmittelbar durch die Gegenden, in welchen diese Brücken wären entdeckt worden. Seltsam wäre es daher, daß, dieser klaren historisch-geographisch-technischen Beweise ungeachtet, Hr. P. A. Brüggmans, auf das Ansehn des Grafen de Guiche (Mémoir. concern. les Provinc. Unies des Pays-Bas; T. I. p. 244), behaupten wolle: der vormahlige Bischof von Münster (Christoph Bernhard von Galen), habe gegen die Mitte des 17ten Jahrh. das stolze Unternehmen, eine etwa 2 Stunden lange Brücke über die nämlichen Moräste neben dem Kloster Ter-Apel längs der Grönliger und Drentschen Grenze, innerhalb 6 Wochen ausgeführt; folglich müßten jene ent-

bedeckten Brücken für diejenigen angesehen werden, welche der erwähnte Bischof habe schlagen lassen. Dieser, gar nicht Stich haltenden Behauptung, widerspricht aber S. 16 — 21 Hr. d. T. aus Gründen, die auf keine Weise zu widerlegen sind. Denn aus den Bestandtheilen des Torfs, welcher die unterirdischen Brücken auf mehrere Fuß tief bedeckt; der Güte des Torfs, welcher seit undenklichen Zeiten der Länge nach, der in Rede stehenden schätzbaren Ueberbleibsel Römischer Hilfsmittel für ihre Eroberungszüge, gestochen wurde; und dem langsamen Gange, den die Natur bedürfe, um ein Torflager von 2 und mehrere Fuß tief zu bilden, wozu mehr als tausend Jahre erfordert würden, um Pflanzen und kleine Gesträuche in Torf zu verwandeln und demselben eine Consistenz zu geben, solchen zum öconomischen Gebrauche anzuwenden; ließ sich augenfällig schließen, daß jene Brücken zu einem hohen Alterthume hinauf stiegen, und offenbar Römischen Ursprungs wären. Ueberdem sey die Waltereschanze, um den Walter-Damm (Dyk) zu bestreichen, schon zur Zeit der Spanischen Herrschaft in den Niederlanden also lange vor der Zeit des Münsterischen Krieges, angelegt worden. Noch mehr: der Walter-Damm oder Deich, war an zwey Orten über diese Brücken gelegt (welcher dieselben in seiner Basis noch über 2 Fuß Tiefe bedeckt und seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts als bekannt in der Bedeichung Drentscher Polder vorkommt), ohne daß bey der Gründung dieses Deichs, jene Brücken wären entdeckt worden. Auf den Grund der, in der Hauptsache übereinstimmenden Ansichten über den Ursprung und das Alter dieser Brücken, geht Hr. d'Urv nunmehr S. 23 fg. zu seinen eigenen Betrachtungen über, deren Resultate er mit vollgültigen Beweisen unterstützt. Diesen

zufolge werden jene schätzbaren Ueberbleibsel des Alterthums, für Römischer Abkunft erklärt, worin ihm Rec. unbedingt beytritt. Nach Anleitung des Tacitus (Annal. I. 60 — 65) sey unter Germanicus der Römische Heereszug von *Castra vetera* (bey Xanten im Clevischen) über die langen Brücken (*Pontes longi*) nach *Medelae* (*Medio-lanium*) gegangen, um sonach die Ems zu erreichen. Man könne diesen Weg auf der alten Karte von Menlo Alting. *Descriptio veteris agri Batavi et Frisi* verzeichnet finden (worin d. Z. recht hat). Die übrigen Be- weise sind aus der Geschichte, Erdbeschreibung und der Natur des Pflanzenreichs S. 29—35 abgeleitet. Die zweyte Schrift, oder der Bericht über den alten hölzernen Weg zwischen Ter=Apel und Balthe vom Hrn. Ober=Jngen. Karsten, kann man als völlig officiel ansehen. Sie ist mit ausdrücklicher Genehmigung des Königl. Niederländ. Ministers sämmtlicher Land= und Wasserbauwerke herausgegeben. Der Hr. Verf. derselben, veranlaßt durch einige Meinungen, welche das Alter der entdeckten Brücken, nicht bis zu den Zeiten der Römer hinauf rücken zu dürfen glauben, eine Meinung, die von einigen Mitgliedern des Königl. National=Instituts der Künste und Wissenschaften in Amsterdam 2ter Classe in Schutz genommen ward, wogegen eine Menge anderer Gelehrten, besonders die der Hohen=Schule zu Grönningen und der gelehrten Gesellschaft für Naturkunde und Chemie daselbst, die gemachte Entdeckung mit Recht für ein Werk der Römer erklärten, hat es unternommen, an Ort und Stelle durch Nachgraben zu untersuchen, und sich in factu zu überzeugen, daß diese Brücken keine andere seyn können, als die, welche Tacitus (a. a. D.) beschreibt. Hr. K. hat der ganzen Länge



des hölzernen Weges nach, an 20 verschiedenen Orten auf einer Strecke von 3219 Rheinl. Ruthen, allemahl 1475 Ruthen Länge für jede Stunde Weges gerechnet, große viereckte Schächten Torferde ausgraben lassen, wovon auf der beygefügtten Kupfertafel, 9 dieser Schächte, nach der Natur, wie er es gefunden, abgebildet sind. Man sieht in jedem dieser Schächte, wie die Lagen der Baumstämme sich dicht an einander reihen, und auf Querratten befestiget worden. Im 5ten, 6ten und 13ten Schachte kann man noch deutlich Spuren und Ueberbleibsel der alten Römischen Brücke erkennen, welche L. Domitius im Anfange der Christl. Zeitrechnung an diesem Orte legen ließ, welche Cæcina nachher verbessern und erneuern ließ, wie solches H. Karsten aus dem Tacitus anführt. Vergleicht man den; vom Verf. bey der angestellten Untersuchung geometrisch aufgenommenen, und auf seiner Karte genau gezeichneten Weg, dem er den richtigen Namen: Römische Heirbaan, ten tyde van Christus geboorte gelegd, nu onder het Veen wedergevonden en opgedolven in 't Jaar 1818 beylegt, mit der so eben angeführten Karte von Menso Alting, besonders aber mit der D'Anvilleschen Karte vom westlichen Theil des alten Römischen Reichs, nach der Nürnberger Ausgabe v. J. 1783, auf welcher die Pontes longi des Tacit. gezeichnet stehen; so trifft man eine ziemlich genaue Uebereinkunft der Lage dieser Brücken in diesen Zeichnungen an, und ist gleichsam zu verwundern, wie man mit dieser antiquarischen Untersuchung so viele Jahre noch hat anstehen können.

Es würde zu weit führen, alle Gründe zu erwähnen, worauf Hr. K. seine sorgfältige Beobachtungen bey diesem Gegenstande, gestützt hat. Denn indem er die schätzbaren Ueberbleibsel die-

fer Brücken, welche man auf der Grundfläche jener Schächte, ganz deutlich sieht, auf den Grund der Römischen Geschichtschreiber, für Römische Baukunst erklärt, und dadurch allen übereinstimmenden Nachrichten und den vollgültigsten Meinungen der Alterthumsforscher betritt, zernichtet er den Gedanken der Wenigen, welche jene Brücken für diejenigen zu halten glaubten, die der kriegerische Fürst Bischof von Münster im Jahr 1665 schlagen ließ. Man darf nur den L. van Nizema (s. Zaken van Staat en Oorlog, Vde Deel, p. 648) lesen, so wird man, außer was der Graf v. Guiche sagt, überzeugt, daß jener bischöfliche Heereszug, von Münsterland aus über Meppen durch den Bourtanger Morast, und also nicht von Drenthe aus, nach der Provinz Grönningen damahls ist veranstaltet worden. Um sich durch die Bourtange einen Weg zu bahnen, ließ Christ. Bernhard eine Brücke von Faschienen oder Reisbündel, Scheunen- und Hausthüren, hölzernen Fenstern und Fensterrahmen, 1236 Rhnl. Ruthen lang bauen, welche er, wie die Bretter, die darüber gelegt wurden, in der ganzen Gegend des Niederstifts zu beyden Ufern der Ems, zu diesem Zwecke besammeln bringen ließ; die aber von den Holländern, nachdem die Münsterschen Kriegestruppen von jenen wieder zurück getrieben, sämmtlich verbrannt wurden. Dieß ist ein historisches Factum, das nicht nur v. Nizema, sondern die Geschichte Münsterlandes bestätigt, wie Nec. aus zuverlässigen handschriftlichen Chroniken weiß, welche einige Alterthumsforscher in Münster besitzen. — Die vom Hrn. Karsten vollendeten Untersuchungen haben alle Zweifel gelöst, welche man der Römischen Abkunft jener unterirdischen Brücken in der Provinz Drenthe, entgegen zu stellen bemüht gewesen ist. Selbst von Staatswegen sind diese, im Herbst 1818

entdeckten Alterthümer, für ein Werk der Römer anerkannt, und der Verf. dieser Schrift, vom Niederl. Minister der Land- und Wasserbauwerke dazu aufgefordert worden, einen Theil dieser schätzbaren Ueberbleibsel nicht nur der Landes-Universität zu Gröningen anzubieten, sondern auch einen Theil derselben, auf öffentliche Kosten, in das Königl. Depot der vaterländischen Mineralogie, Geologie und Geschichte in Brüssel, zur sorgfältigen Aufbewahrung und Ausstellung, zu schaffen. Rec. bringt gleichfalls in Erinnerung, daß die, im Anfang November 1818 in der Burtanger-Haide zufällig entdeckten Römischen Münzen, nach der richtigen Beurtheilung eines gelehrten Alterthumsforscher in Gröningen, um so mehr mit jenen Brücken in Verbindung zu setzen sind, als es bekannt ist, daß diese Haide, zwischen unabsehblichen Morästen, die einzige Sandanhöhe in dieser Gegend ist, welche das nordwestliche Gebiet des ehemaligen Bisthums Münster, mit dem vom Westerwalde an den Grenzen der Provinzen Gröningen und Drenthe miteinander verbindet. Dieses historische Factum wird durch eine, in dieser Gegend noch ganz kürzlich gemachte neue Entdeckung Römischer Urnen bestätigt, welche im Westerwalde zwischen Blagtwedde und Wollinghausen durch einen Landmann in Menge sind gefunden worden. Die Veranlassung, welche diese Entdeckung herbeiführte, wird von Hrn. Piccardt im Allgem. Konst. en Letterb. 1819; Nr. 20 p. 306 enz. d. d. 30. April erzählt, welche wir in der Kürze ausheben: Jenem Landmann B. G. Kuhns (Koens), war von der Westerwaldschen Gemeinde ein Stück Wildgrund, das unfern seiner Wohnung liegt, und vielleicht seit den ältesten Zeiten zur öconomischen Cultur unangerührt geblieben war, in der Art abgetre-

100. 101. St., den 24. Junius 1819. 1003

ten, um dasselbe zu seinem Nutzen urbar zu machen. Die Lage dieses Grundstücks ist ostwärts der Hauptstraße, die von Blagtwedde nach Zerzapel führt, und seine Urbeschaffenheit sandig, hoch und uneben hügelartig. Während Kuhns sich mit der Ebenung dieses Grundstücks beschäftigte, fand er gegen die Mitte des verwichenen Aprils 1819 auf demselben 20 Stück Urnen von verschiedener Gestalt und Größe, welche er sämmtlich für 4 Sechsthalben (14 Sgr. Conv. Geld) an einen unbekanntenen Verehrer der artigen Gefäße in Grönningen verkauft habe. 10 Stück sah noch Hr. Piccardt. Sie waren zwar an Größe verschieden, aber minder oder mehr von einerley Gestalt. In allen fand sich die Asche verbrannter Körper mit kleinen Splintern verbrannter Menschenknochen. In den größeren Urnen waren einige so groß als ein gewöhnlicher Wassereimer, nur nicht diesen an Gestalt ähnlich, sondern oben und unten enger, gegen die Mitte aber um so weiter seyn sollten, fanden sich kleine Aschenkrüge an eine der inneren Seiten angebracht, und auch diese mit Asche und verbrannten Knochen angefüllt. Alle diese Urnen, deren Bestandtheile, ob sie aus Erde oder Erz bestehen, nicht erwähnt werden, sind auf einer kleinen urbar gemachten Fläche, etwa 5 bis 6 Quadratruthen groß, ausgegraben worden. Man habe daher Grund zu vermuthen, daß, da man die meisten dieser Urnen, an dem Abhange des Hügels, um ihn zu ebenen, gefunden, das weitere Abgraben und Planiren dieses Wildgrundes, mehrere dieser Alterthümer entdecken und zu Tage fördern würde, zumahl die Nord- und Westseite dieses Hügels, der durchaus von der Natur und nicht von Menschen aufgeworfen zu seyn scheine, bis zum 17. April 1819 noch unberührt geblieben sey. Hr. Piccardt setzt noch hinzu; daß so wohl diese Urnen als die vorhin erwähnten Römischen Münzen, mit dem Heereszug der Rö-

mer unter dem Legaten *Cacina* unstreitig mit jenen Drentschen Brücken in Verbindung ständen, indem alle diese unwidersprechlichen Kennzeichen des Alterthums, die *Annales* der Römischen Geschichte bestätigten, welche wir *Tacitus* verdankten.

Durch diese Entdeckungen Römischer Alterthümer im alten *Germania inferior*, ist der so oft und bisher vergeblich bestrittene Ort, wo *Varrus* mit seinen Legionen vernichtet wurde, und welche Niederlage von *Germanicus* gerächt werden sollte, von Neuem wieder zur Sprache gekommen. Indem man durch jene Römischen Brücken *ic. in Drenthe ic.* dem Ziele dieser Untersuchung näher zu seyn glaubt, haben es zwey achtungswürdige Gelehrte unternommen, in einer *Westphäl. Zeitschrift* (*Hermann*, 1819, Nr. 6, 9 und 11), darüber ihre Meinungen auszutauschen, ohne zu einem übereinstimmenden Resultat zu gelangen. Vermuthlich werden die vorliegenden *Holländ. Schriften* in der Folge einen sachkundigen Deutschen Bearbeiter und Erklärer finden, der aber das Ganze aller dieser historisch-antiquarischen Gegenstände, ihrer Wichtigkeit wegen, zusammenfassen, ordnen, und alles dahin gehörige zu erläutern, sich bestreben muß.

## L e i p z i g.

Bey Franz: Historisches Taschenbuch für Deutschlands gebildete Stände auf das Jahr 1817. Auch unter dem Titel: Die Staaten Deutschlands in historischen Gemälden für die gebildeten Stände des Vaterlands von Carl Heinrich Ludwig Pölig, ordentlichem Professor der Sächsischen Geschichte und Statistik auf der Universität Leipzig. Erster Jahrgang 1817. Das Königreich Sachsen: Erste Abtheilung S. XIV 352. Zweyte Abtheilung S. IV 353 bis 662. In Duodez.

Der Verf. erklärt in der Vorrede zu der ersten Abtheilung, daß die vorliegende Geschichte Sachsens dem Wunsche und dem Plane des Verlegers gemäß, keinesweges allein auf Gelehrte, sondern überhaupt auf gebildete Leser aus allen Ständen Deutschlands berechnet sey; deßwegen seyen auch alle rein critische Untersuchungen und alle bloß gelehrte Citate von der Behandlung ausgeschlossen worden; er habe vielmehr eine pragmatische Darstellung des inneren und äußeren politischen Lebens des Sächsischen Staats geben wollen, und gedente auf ähnliche Weise die Geschichte der übrigen Deutschen Staaten in einzelnen Jahrgängen dieses Taschenbuchs zu behandeln, und dieselbe gleichfalls wie hier mit der Geschichte Sachsens geschehen, bis auf die neusten Zeiten herabzuführen. Die großen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Wahrlich ist es keine leichte Aufgabe, bey der großentheils noch sehr mangelhaften Bearbeitung der Deutschen Particulargeschichten eine lesbare umfassende Darstellung derselben zu liefern. So weit es bis jetzt möglich ist, hat der Verf. diese Schwierigkeiten glücklich überwunden, und sein Buch gewährt allerdings eine unterhaltende Lectüre; was noch in manchen Abschnitten zu einer pragmatischen Darstellung des gesammten inneren und äußeren Lebens des Sächsischen Volks vermischt wird, dazu fehlen allerdings noch die nöthigen Vorarbeiten, wie bey den meisten Specialgeschichten; und wer müßte nicht wünschen, daß sie unsre Geschichtsforscher bald nachholen möchten? Je lesbarer und fließender die Schreibart des Verf. im Ganzen ist, desto mehr fühlen wir uns aufgefordert, ihn auf gewisse zu häufige Wiederholungen einzelner Lieblingsausdrücke und Redensarten aufmerksam zu machen: wie z. B. der Wörter Ankündigung und ankündigen für politisches Auftreten, politische Wichtigkeit u. s. w.

und hie und da (bey dem Streben nach einer kräftigen Schreibart) auf einzelne gezielte Wendungen, wie z. B. wenn S. 227 von dem Hussitenkriege gesagt wird: "siebenzehn Jahre seines männlichen Lebens verlor Siegismund's Verblendung an diesem Kampfe u. s. w." Was die Einrichtung des Werks betrifft, so zerfällt dasselbe, wie schon bemerkt worden, in zwey Abtheilungen, von denen die erste außer einer Einleitung in vier Büchern, im ersten die Vorgeschichte des Sächsischen Staats, nämlich Meißens, des alten Thüringens, des älteren und neueren Herzogthums Sachsen und der Lausitz, im zweyten die Geschichte des Meißner Landes von 1127 bis zur Erwerbung der Landgrafschaft Thüringen im Jahre 1247, im dritten die Geschichte des Meißner und Thüringer Landes bis zum Erwerbe der churfürstlichen Würde und des Herzogthums Sachsen von 1247 bis 1422, endlich im vierten die Geschichte des Sächsischen Churstaats bis zur Wittenberger Capitulation im Jahre 1547 enthält. Die zweyte Abtheilung zerfällt gleichfalls in vier Bücher, indem das fünfte die Geschichte des Sächsischen Churstaats von der Wittenberger Capitulation bis zum Erwerbe der Lausitzen, von 1547 bis 1635, das sechste die Geschichte des Churstaats vom Prager Frieden bis zum Regierungsantritte Friedrich August's I., von 1635 bis 1694, das siebte den Zeitraum von dem Regierungsantritte Friedrich August's I. bis zur Erhebung Sachsens zu einem Königreiche von 1694 bis 1806, und endlich das achte und letzte Buch die neueste Zeit von der Erhebung Sachsens zum Königreiche bis zum Jahre 1816 begreift; jedes Buch ist wiederum in drey bis vier Kapitel getheilt.

#### M a i l a n d.

In der Königl. Druckerey: Osservazioni sopra alcune lezioni della Iliade di Omero del Cav.

100. 101. St., den 24. Junius 1819. 1007

L. Lamberti, membro del r. istituto. C. XIII und 286. 1813. In Quart.

Da der Verf. die Aufsicht über die Bodonische Ausgabe der Ilios hatte, und an verschiedenen Stellen von dem gewöhnlichen Texte abgewichen war, so wünschte man, daß er hierüber seine Gründe angeben möchte. Dieß hat er in diesem Buche gethan, mit einer Belesenheit, Gelehrsamkeit und Einsicht, wodurch er sich die Zuneigung des scharfsinnigen Lesers gewiß erwerben wird, auch wenn derselbe ihm nicht immer seinen Beifall schenken sollte. Wenn er bisweilen zu weitläufig wird, so scheint er darin seinen Landsleuten nachzueben haben. Voran geht die Lateinisch geschriebene Vorrede des Verf., die vor der Bodonischen Ausgabe steht. Wir wollen uns mit der Anzeige begnügen. A, 282 — 84 vertheidigt er das Comma hinter *λίσσομαι*, weil der Dativ nie bey *λίσσομαι* steht, wie schon Stephanus, Kollin, Brunck, Porson u. a. bemerkt haben, und weil Nestor durchaus so sprechen mußte. Der Verf. wundert sich, daß Wolf diesen Sinn verfehlt habe. I, 239 f. soll *ἢ οὐχ* — *ἢ* disjunctiv, ohne Fragzeichen stehen: hier überzeugt der Verf. nicht. Δ, 93 das Fragzeichen setzt und vertheidigt er hier, und am Ende des folgenden Verses ein Punct, nach Eustathius, Didimus und Clarke. In Δ, 384 vertheidigt er *τυφεί* und verbindet *ἐπὶ* mit *σεῖλας*, tum *antiquelegationis officium Tydeo commendaverunt Achaei*. E, 879. Da *αὐτός* im Sinne von *μόνος*, der Stelle nicht aufhilft, so setzt er das Comma hinter *ἐγείναο*, und bezieht *παρδ' ἀγδῆλον* auf *ταύτην*. Z, 237 zieht er *πρῶτον* vor, indem *Φηγόν* hier gar nicht stehen kann. K, 449 — 51 *πολεμίζων* scheint ihm das beste. K, 470 f. *ἔντε-κέλιτο* betrachtet er als das zwischen geschoben, und *κατὰ νόμον τρισυχοῖ* bezieht



er auf die Thracier. M, 382 χειρίγες τῆ ἑτέρῃ Φέροι ἀνῆρ etc. 412 Ἐφομαρτεῖτον. N, 346 τετεύχατον. 423 ἐσνάχοντα. Er hält diese 3 Verse aus O, 332 f. hier nicht ohne Grund für eingeschoben. 446 σ' εἰσομῶ, ohne Fragezeichen: bey welcher Gelegenheit der Verf. mit H. Epignern übereinstimmt in Hinsicht des Digamma: wollte man vom Digamma, sagt er, so denken wie Bentley und Heyne, so würden in allen Homerischen Gedichten nur sehr wenige Verse übrig bleiben, in welchen man die gewöhnliche Lesart behalten könnte, und wo man nicht die Form oder Ordnung der Wörter verändern müßte. 664 πτολεμίζων. Ξ, 173 ποτ' ohne Comma hinter δῶ, weil er ἰνεταυτμη damit verbindet: mit einigen Bemerkungen über die Götterwohnung, und das Wort ἔμπεης. O, 134 ἄλλοισι Θέτις μέγα πῆμα φυτῶσαι nach Zenodotus. O, 459 ἔπαυσε μάχην er hätte den Kampf beendet, besser als ἔπ. μάχης sc. ἔκτορα. 546 ἐνέειπεν: über παρθενοπλῆγες einiges, gegen Heyne: statt ὀπτεύω, ὀπιπτεύω zieht er das Etymon πίπας πλῆγες vor, sich stützend auf den Artikel πίπαν ἀριβῆ τοξότην bey Hesychius, und auf den Namen des Baumhackers πίπος oder πίπω; auch ist die Ableitung der Substantiven von den Verbis auf εῖω dagegen, daß es von ὀπτεύω herkommen kann, wie πρεσβεύω, -εὔτης etc. 627 ἰσλα. τ, 95 ζεὺς ἄσατο. Manches über Ατῆ etc. Der Verf. hält die Stelle von der ἄτῆ für interpolirt. Aber was er einmahl Heynen vorwirft, Cicero's Urtheil über Aristarch, daß derselbe alles was ihm nicht gefallen, für interpolirt erklärt habe, dürfte dem Verf. hier ebenfalls vorgehalten werden können. Φ, 344 κατ' αὐτὸν nämlich Vulcan. ω, 207 ἀνῆρ, ὄγς aus der Princeps und den Aldinen ιc. Hpf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 26. Junius 1819.

Kopenhagen.

Edda Saemundar hinns fróða. — Edda rhythmica seu antiquior, vulgo saemundina dicta, pars II. odas mythico-historicas continens. Ex codice bibliothecae regiae havniensis pergameno nec non diversis legati arnamagnaeani et aliorum membranis chartaceisque melioris notae manuscriptis; cum interpretatione latina, lectionibus variis, notis, glossario vocum, indice nominum propriorum et rerum, conspectu argumenti carminum et IV appendicibus. 1818. XXXIV und 1010. in 4.

Der erste Theil dieses für Deutsche und Nordische Geschichte und Sprache unbeschreiblich wichtigen Werks ist bereits 1787 (XLVII und XXVIII und 722 S. in 4.) erschienen, doch, wo wir nicht irren, selbst in unsern Blättern unangezeigt geblieben. Die Nachwelt wird den Kaltfinn zu strafen haben, womit das gegenwärtige durch so vieles angeregte, durch so wenig aber tüchtig bewegte Zeitalter ein Denkmahl empfängt, dessen sich jedes Volk freuen sollte, desgleichen

C (5)

kaum einem andern Volke zu Theil geworden ist. Man erinnert sich, daß vor ungefähr vierzig bis funfzig Jahren die Bekanntmachung der Ossianischen Dichtungen allgemeine Aufmerksamkeit erregte, daß man sie behende in beynahe jede Europäische Zunge übersetzte, und sich für oder wider ihre Echtheit lange Zeit hindurch lebhaft eiferte. Den Deutschen Denkmählern selbst scheint zu begegnen, was auch so oft das Schicksal des Deutschen Verdienstes war: Verkennung und Zurücksetzung vor dem Fremden mit der gleichenden Außenseite, mit dem gehaltloseren Innern. Ossians Lieder sind in einer Sprache gedichtet, welche von der unsrigen gänzlich abliegt, schildern Geschichten und Sitten, worin sich wenig oder nichts mit Deutscher Geschichte und Sitte lebendig berührt, und schwimmen in einem Nebel, der unserer wahren vaterländischen Poesie, ja dem Deutschen Wesen überhaupt, wo es sich natürlich geäußert hat, jederzeit uneigen war. Das Poetische in jenen Galischen Gedichten wollen wir gewiß nicht abläugnen, sie besitzen einen Zauber, der auf jedes menschliche Gemüth Eindruck machen wird; was aber für ein Volk bleibende, Geist und Herz nährend und auf die Länge hinhaltende Poesie heißen soll, das bedarf mehr als eines leichten Zaubers, es bedarf einer innigen Verwandtschaft des Gedichts mit der Sprache, Geschichte und Gewohnheit des Volks, dem es zu lesen geboten wird. Wenn in diesem Sinn genommen kein Volk ein fremdes (außerhalb jenen Grenzen entsprungenes) Gedicht (Epos) vollkommen zu genießen und in sich aufzunehmen im Stande ist; so dürfen wir uns nicht verwundern, daß sich der Geschmack an der Ossianischen Empfindelley nach und nach in Deutschland verloren hat, aber wohl beklagen, daß die erschlaffende Vielseitigkeit unsrer neuen

Literatur sich mit so geringer Kraft und Liebe dahin wendet, wo eine unerschöpfliche Quelle einheimischer Poesie fließt, zu reichem Genuß einladet, und unserer Wissenschaft fruchtbare Untersuchungen und Entdeckungen verheißt. Hier ist kein unechtes oder doch zweifelhaftes, kein erst in später Zeit aufgeschriebenes und dem Munde des Volks abgenommenes Denkmahl, sondern ein in an sich schon alten, aber erweislich und sichtbar auf ein weit höheres Alterthum hin- aufweisenden Handschriften sicher und glücklich erhaltenes. Gibt es, außer den urkundlichen Zeu- weifen und Fingerzeigen, für das, was vor Jahr- tausenden die Sprache und Geschichte unseres Stammes einmahl gewesen, ein unbewußtes, ah- nendes Gefühl in unserer Brust, so muß es uns beym Lesen dieser Eddischen Lieder befallen und unwiderstehlich anziehen. Sie zeigen uns die Schönheit und Macht unserer edlen Sprache in aller Einfachheit des Alterthums, und wenn diese Sprache, wie sie sich in der Altnordischen Mund- art bewährt, mit dem wenigen, welches uns aus den frühesten Zeiten anderer Deutscher Stämme verblieben war, auf das merkwürdigste überein- stimmt, warum soll der Schluß nicht gelten, daß auch eine ähnliche Poesie und eine ähnliche Ge- stalt der Poesie bey dem südlichen Theile des Volks geblüht habe, eben weil sie sich unter dem nördlichen findet? Ferner, da sich alle alte Dich- tung in ein mehr mythisches und ein mehr epi- sches Element scheidet, welches sich auch in der Edda bewährt, warum soll von der unleugbaren, höchst merkwürdigen Einstimmung des epischen Bestandtheils, welcher in der eddischen und hoch- deutschen Poesie wahrzunehmen ist, nicht auch geschlossen werden dürfen, auf eine frühere Ge- meinschaft des anderen, mythischen Bestandtheils, den uns die Geschichte der südlichen Deutschen

Stämme vorenthalten hat? Mit andern Worten: der Egele und Siegfried Schwäbischer oder Bairischer Heidenlieder, indem er genau der alt-nordische Atli und Sigurdr ist, erweist, oder es müßte alle Analogie triegen, daß auch der Odin, der Frey, der Loki, von denen die mythischen Lieder der Edda singen, dem übrigen Deutschland in früher Urzeit einmahl zugekommen seyn müssen, trotz dem, was man sich, auf des Tacitus übelverstandenes Zeugniß hin, von den götterleeren Hainen des alten Germaniens einzubilden pflegt. Ja es finden sich noch geschichtliche Spuren von dem Sächsischen Wodan, dem Allemannischen Wuotan, dem Froho und andern einzeln, wenn man nur suchen will und zu finden weiß. Doch auch ohne dergleichen müßte jener folgenreiche Schluß behauptet werden. Das frühere Erlöschen des Mythischen oder die längere Dauer des Epischen geschieht nach nothwendigen Stufen.

Auf die Frage: wie man ein so ehrwürdiges, echt germanisches Werk, als die Edda ist, bisher unter uns verstanden, genutzt und studirt habe, dienen nur leidige Antworten. Klopstock und seine Nachfolger, ohne den Geist und die Sprache nordischer Mythologie zu kennen, stimmten fälschlich ein Germanisches Wardenwesen an (wozu sich die Lieder der Edda verhalten, wie lebendige Natur zu geschraubter Künsteley), dem das Publicum keinen Geschmack abgewinnen konnte; Adelungs und Anderer profaischer Polemik dagegen hätte es nicht einmahl bedurft. Die Sache war so gut, wie vergessen, als der erste Theil der alten Edda erschien und (was die Leerheit jener Warden sucht außer allen Zweifel setzt) ein so merkwürdiges Werk, beynah ganz unbeachtet blieb. Hier kam es nun nicht auf einzelne Uebersetzungen an, die wohl an sich etwas bedeuten wollten, aber ohne die Hülfe der Copenhag-

ner Lateinischen Version schwerlich zu Stande gebracht worden wären. Ein ernstliches Studium der Nordischen Mythologie verträgt sich auch nicht mit Kupferstichen, die man zu ihren (sehr unplastischen) Gestalten vorgeschlagen, noch erwarmt es an andern ähnlichen gut gemeinten Spielereien, wodurch die Theilnahme nie auf den der Sache allein würdigen Punct gerichtet werden konnte. Dazwischen fuhr auch sehr nachtheilig die Halbcritik. Sie hat durch ihr ungründliches Lügen und fertiges Absprechen über Gehalt und Alter der nordischen Poesie manchem Unbefangnen die Aufnahme derselben verleidet, und eine unschuldige Freude am Gegenstand, wie sie unter dem Publicum vorhanden seyn muß, ehe die eigentliche Arbeit selbst beginnt, in deren Schuß sie gleichsam erst gedeiht, schadensfroh niederschneiden wollen. Außerdem war der bisher allein und zuerst bekannt gewordene, gerade nur die mythischen Oden befassende erste Theil an sich schwerer verständlich und der Neigung zu diesen Untersuchungen unförderlich. Seit man indessen durch genauere Betrachtung der Nibelunoen und des damit zusammenhängenden Sagenkreises die stattfindende Verbindung desselben mit den noch größtentheils ungedruckten epischen Liedern der Edda in Erwägung zu nehmen anfing, ist vor allen Dingen die Sehnsucht nach ihrer Herausgabe lauter geworden. Bald an zwanzig Jahre zauderten die Dänischen Gelehrten (man erfährt aber jetzt, mit was für äußerlichen Hindernissen sie zu kämpfen hatten!) und es scheint den Herren Grimm in Cassel und v. d. Hagen in Breslau durch besondere Verbindungen gelungen zu seyn, sich beynabe zu gleicher Zeit Abschriften von dem größten Theile der ungedruckten und namentlich den auf die Nibelungische Fabel bezüglichen Gefängen zu verschaffen. Während nun

von zwey Seiten her in Deutschland, man muß es gestehen, etwas zu vorlaut und eilig, Ausgaben sammt Uebersetzungen in verschiedener (steifer und laxer) Manier verkündigt und wirklich begonnen wurden, ließ sich die gelehrte Copenhagener Gesellschaft durch dieses alles vielleicht zur Beförderung des Werks ermuntern, aber in ihrem ruhigen Geschäftsgange gar nicht stören, sondern sie stellt nunmehr im Jahr 1818 (nachdem die Hagensche Ausgabe bereits 1812, die Grimmsche 1815, beyde mit sehr geringem Aufsehn erschienen waren) ihre gründliche und vollständige Ausgabe ans Licht der Welt, und macht dadurch jene Deutsche Arbeiten ziemlich oder gänzlich überflüssig. Die Besorgung und Ausstattung dieses zweyten Theils der alten Edda verpflichtet gewiß zu nicht geringerem Dank, als die des ersten.

In dem ersten wurden dreyzehn Lieder bekannt gemacht; der zweyte enthält ihrer zweyundzwanzig (worunter jedoch einige bloße Bruchstücke), ist also um ein gutes Drittel stärker. Für den dritten und letzten Band, den wir der Verheißung zufolge bereits im Jahre 1820 oder 1821 zu erwarten haben, bleiben außer den Nachträgen zum ersten Theil (wo wir unter andern einen Wiederabdruck des von dem ält. Thorlacius herausgegebenen trefflichen Grottsaung zu finden hoffen), nur zwey einzige schon durch Resen edirte Oden, Böluspá nämlich und Hakamál zurück, zu welchen indessen, ihrer besonderen Wichtigkeit und Schwierigkeit wegen, ein reichhaltiger kritischer Apparat mitgetheilt werden soll. Alsdann wird die ganze alte Edda gedruckt, übersetzt und allgemein zugänglich gemacht vorliegen. Die Umsicht, womit das Werk unternommen, die ausgezeichnete Genauigkeit, womit es schon jetzt bey nahe vollführt worden ist, gereichen den verdien-

ten Gelehrten, die daran gearbeitet, zu unvergänglichem Lobe, und der Regierung, durch deren edelmüthige Unterstützung erst so vieles möglich geworden, zu wahrer Ehre. Wüßte ein so musterhaftes Beyspiel auch außerhalb Dänemark, dem die altnordische Literatur fortwährend das Beste verdankt, bey Gelehrten und Fürsten Nachahmung erwecken. Aber die Deutschen Fürsten haben bis jetzt zur Aufnahme und Beförderung der vaterländischen Denkmähler und Alterthümer wenig gethan, während sie für Italiänische Gemähle und Griechische oder Römische Bildsäulen beträchtliche Summen verwendeten, welche Neigung an sich löblich ist, allein unlöblich wird, so bald das näher liegende Einheimische vernachlässigt bleibt, in der Vernachlässigung vielleicht zu Grunde geht, wenigstens zu verkümmern pflegt. Die Französische Regierung, ihrer dermaligen bedrängten Lage ungeachtet, hat doch neuerlich bedeutende Gelder zum Abdruck altprovenzalischer Poesien ausgefetzt!

Ein Urtheil, nicht über den Werth (denn dieser ist ausgemacht), sondern über die Natur und Eigenthümlichkeit der Eddischen Poesie kann nicht in den engen Grenzen einer bloßen Anzeige versucht und begründet werden. Jeder gehe nun hinzu und lerne selbst, da das Buch offen steht. Wir sagen bloß, daß sich hier eine tiefe Wahrheit der Begebenheiten und Empfindungen spürt, wie kaum in den alten Dichtungen irgend eines andern Volks. Die Treue der Darstellung, die ruhige Haltung des Ganzen werden jedermann sichtbar seyn, die herben Schönheiten der Rede und der Bilder nur vermöhnten Lesern nicht behagen; wer sich einmahl vertrauter macht mit diesen Liedern, muß sie immer lieber gewinnen. Eine weichliche Sehnsucht wird sich daran so wenig befriedigen, als an Homer; vielleicht ist Of-



stan das einzige Epos, welches Frauen gefallen kann. Doch auch den Homerischen Maßstab darf man nicht an diese Dichtungen setzen; sie verlangen ihren eigenen. Sie sind viel gedrängter und kürzer; wir haben hier nicht bloß eine Ilias und Odyssee, sondern gegen vierzig einzelne Geseder, deren die wenigsten in einem näheren Zusammenhang untereinander stehen; ja einige sind nur andere Bearbeitungen desselben Themas. Sehr häufig treten die eingeführten Personen in äußerlich unterschiedenen Reden und Antworten auf, was das strophische Geseß aller begründet, aber, unserer Ansicht nach wenigstens, ihre epische Natur keineswegs aufhebt. Und selbst diese Form scheint genau zu der grohartigen Rohheit der Anlage und Erzählung zu passen. Man könnte sich freylich das Ganze beym ersten Eindruck ausgebildeter und milder gehalten wünschen, würde indessen bald einsehen, wie gewaltig der größere Vorzug der Wahrheit und Stärke darunter leiden müßte. Wer die Geschichte kennt, zumahl die altnordischen Sagen gelesen hat, dem kann diese Ueberzeugung noch viel weniger entgehen. Weder eine andere Geschichte, noch eine andere Poesie hat die innere Tugend, die tiefe Seele und das freye Leben eines edelen Volks in einem Zustande, den wir roh nennen, weil ihm auch unverhüllte Laster, wie Grausamkeit und Nachdurst, zur Seite stehen, so getreu geschildert. Ein gebildeteres Zeitalter bezieht und besingt dergleichen nicht mehr, es sind ihm andere Vorzüge und Fehler eigen. Wer nur das ins Auge faßt, was uns heutzutage möglich und erlaubt ist, der mag die alte Poesie verdammen, wie er absprechen muß über die alte Sprache. In späterer Zeit hängt die Darstellung mehr mit den Empfindungen, in früherer mehr mit den Begebenheiten zusammen (gerade wie auch die alte

Sprache sinnlicher war, die neue geistiger ist). Der größere oder mindere Werth einzelner alter Lieder, wenn man sie untereinander vergleichen will, wird daher sehr von der Schönheit des Stoffs abhängig seyn, den sie besingen. In dieser Absicht möchten einige Lieder des ersten Theils den Vorzug vor allen übrigen verdienen; Ehrmsquida und Begrämsquida sind höchst reizend in sich selbst geschlossen, dergleichen Jör Skirnis, wiewohl auch der zweite Band manche köstliche Gesänge (vornehmlich Gudrunarquida I.) enthält und alle ohne Ausnahme einzelne Stellen voll der herrlichsten Poesie aufzuweisen haben. Man vergleiche z. B. das letzte Lied von Heigi 35 - 49 oder Gudruns herzerwührende Klagen in Hamas-mal, welches einzige Beyspiel wir uns anzuführen erlauben; sie redet ihre Söhne an, um sie zur Rache aufzureizen: (Seite 49)

liit einir er  
 thátta aettar minnar;  
 einstöd em ec ordin,  
 sem ausp í hollti,  
 fallin at fraendom,  
 sem fura at quífti,  
 vadin at villa  
 sem vidr at lauffi,  
 thá er in quíft-scaeda  
 kemr um dag varman

nach der Uebersetzung der Herausgeber: vos solitari facta sum ut populus (arbor) in laltu, caduca ab cognatis quemadmodum abies ab ramis, voluptate viduata tanquam arbor fronde, ubi illa in ramos grassatrix (d. h. per Gewittersturm) adest die calida. Die Uebersetzung ist sehr treu, wie weit aber die metrische Einfachheit des Originals darüber stehe, fühlt jeder, der etwas von der nordischen Sprache gelernt hat

Sprache und Alliteration sind fast durchgängig in dieser Einfachheit gehandhabt, fern gehalten von den Künsteleyen der späteren Scalden. Doch wird die critische Untersuchung auch in manchen Gesängen der Edda einen abweichenden und dunkleren Styl zu unterscheiden wissen; in den beyden größeren von Atli herrscht ein solcher, und wir halten sie schon darum für jünger, obgleich wir nichts (entscheidend) Gothisches darin zu sehen vermögen, welche Behauptung der gelehrte Commentator hauptsächlich mit dem angeblich darin vorherrschenden adonischen (von Boethius unter dem ostgothischen Theoderich bekanntlich gebrauchten) Metrum zu unterstützen sucht.

Auf eine eigentliche Recension des Textes, d. h. eine critische Durchmusterung einzelner Lesarten, in welchen unsere Ansicht von der der Herausgeber abweiche, oder wo wir anders übersetzen würden, dürfen wir uns begreiflicher Weise hier nicht einlassen. Für die Herausgeber entspringt auch dadurch, daß sie seit langer Zeit mit dem Studium der altnordischen Literatur vertraut gewesen sind und ihnen die Vergleichung mehrerer Handschriften, die Benugung reichlicher Hülfsmittel frey stand, eine solche Ueberlegenheit, daß wir erst langsam und anhaltend ihr Werk studiren und uns zu einer näheren Critik ausrüsten wollen. Es werden aber, wie an jedem echten und alten Denkmahl, noch nach langen Jahren Stellen genug übrig bleiben, die zu rathen geben.

Das Glossar gehet von S. 557 — 862 und ist dem Fleiße des mit dem altnordischen Fache unermüdetlich und glücklich beschäftigten Hrn. Professor Finn Magnussen zu danken. Wenn es durch mehr Gedrängtheit bequemer geworden wäre, und fast zu weit in Etymologien auszuweichen scheint; so soll ja das ganze Werk überhaupt seiner größeren Anlage nach nicht der Bes

quemlichkeit fröhnen, sondern zu gründlicher Arbeit anregen, und etwas anregendes haben immer auch verfehlte oder über die Grenze gehende Etymologien. Daß sorgfältige Namens- und andere Verzeichnisse nicht vermist werden, versteht sich. Ein beygefügter contextus carminum (S. 907 bis 970) wird bey der über Kurz oder Lana bevorstehenden historischen Bearbeitung dieser Eddischen Lieder großen Dienst gewähren. Im Anhange (S. 1000 — 1010) ist ein zufolge der gepflogenen Untersuchung (die uns gleichwohl noch nicht abgeschlossen zu seyn scheint) für unecht gehaltenes Lied, Gunnarslagr betitelt, abgedruckt. Man muß gestehen, daß der Verfälscher die Sache meisterlich verstanden hat, da es sonst bey nahe als Grundsatz gilt: Verfälschungen werden nur von Halbwissern unternommen (darum auch meistens an ihren Blößen erkennbar), wahre Gelehrte geben sich nicht dazu her.

#### D r e s d e n.

Anweisung zum Waldbau, von Heinr. Cotta, Königl. Sächsischen Oberforstrath, Director der Königl. Forstacademie und der Königl. Forstvermessung ic. Zweyte sehr vermehrte Auflage. Mit Tabellen und Kupfern. 1817 XII 246 u. XXIX Seiten. 8 In der Arnoldschen Buchhandlung.

Die erste Auflage dieses vor zwey Jahren erschienenen Werks ist von uns 1817 im 183. Stücke dieser Blätter angezeigt worden. Der ungewöhnlich schnelle Absatz dieser Auflage hat, nach der Versicherung des Hrn. Verf. in der Vorrede, eine zweyte Auflage sehr bald nöthig gemacht, und ihn verpflichtet, dieser zweyten alle möglichen Vorzüge vor der ersten beizulegen. — Wir sind nun auch wirklich, daß in derselben Manches berichtigt, bestimmter oder ausführlicher

vorgetragen, und vor Misdeutungen und falschen Auslegungen gesichert worden ist, obwohl die Einrichtung des Buchs im Ganzen dieselbe geblieben. — Die wichtigste Vermehrung aber, die diese neue Auflage erhalten hat und auf welche der Hr. Verf. in der Vorrede selber aufmerksam macht, ist unstreitig — die Mittheilung von Erfahrungstabelleu über die Erträglichkeit der vorzüglichsten Deutschen Holzarten; — eine Mittheilung, wofür sicher jeder Forstmann dem H. Verf. Dank wissen wird und die insbesondere dem Rec. recht erfreulich gewesen, da er hier mit dem Verf. ganz auf einem Wege zusammentrifft und mit ihm überzeugt ist, daß nur auf diese Weise, das Forstabschätzungswesen auf einer sicheren Basis (so weit dieß nämlich überall möglich ist) gegründet werden könne. — Der Hr. Verf. sagt in dem Anhange, der diese Erfahrungstafeln enthält, und sie ihrem Ursprunge, ihrer Einrichtung und ihrem Gebrauche nach erklärt, daß der Holztertrag eines Waldes (unter andern) von der Ertragsfähigkeit des Standorts, worauf das Holz erwächst und von der Stammzahl, die auf dem Standorte vorhanden ist, abhänge. — Den einfachsten, verständlichsten und vollkommensten Maßstab zur Bestimmung der Güte des Standorts erlange man nun dadurch "wenn man die Holzmasse, die man auf einer gegebenen Fläche, bey einer bestimmten Holzart, in einem gewissen Alter, durch eine angemessene Behandlung erziehen könne, in Cubikfuß ausdrücke." — Diesem zufolge bestimmt er X (auch durch Worte nach ihrer verschiedenen Güte bezeichnete) Classen von Standorten und drückt jede derselben durch die Anzahl von Cubikfuß aus, die er in einem Alter von 100 Jahren auf einem Sächsischen Acker (welcher nach H. Rudorfs Tabellen zum

Hannöverischen Morgen von 120 QM. sich verhält wie: 1:0,473554, oder beynähe wie 2:1) bey regelmäßiger Bewirthschaftung von den vorzüglichsten Deutschen Holzarten erfolgen können. Wir können uns nicht enthalten, unsern Lesern diese Classentafel hier mitzutheilen:

Classen für die Güte der Standorte	Sichten und Tannen	Siefer	Kerfen	Sichten	Büchen	Erlen	Birken
I.	2791	2985	4132	2642	2100	2118	1379
II.	4671	4807	5812	3566	3133	3707	2413
III.	6551	6622	7493	4490	4167	5296	3448
IV.	8431	8440	9173	5414	5200	6884	4482
V.	10, 311	10, 259	10, 854	6338	6234	8473	5516
VI.	12, 191	12, 077	12, 534	7262	7207	10, 062	6551
VII.	14, 071	13, 896	14, 215	8186	8301	11, 651	7585
VIII.	15, 950	15, 715	15, 895	9110	9535	13, 240	8620
IX.	17, 829	17, 533	17, 575	10, 034	10, 368	14, 828	9654
X.	19, 708	19, 352	19, 255	40, 958	11, 402	16, 417	10, 688

Was die Anzahl der auf dem Standorte befindlichen Stämme betrifft; so kann solche eben so verschieden seyn, als die Ertragsfähigkeit der Standorte. Wollte man nun, sagt der H. Verf. auch hier so viele Classen setzen, wie es in Betreff der Standorte geschehen ist und wollte man überdieß vielleicht auch noch die Beschaffenheit der Stämme und ihre Behandlung eben so vielfach unterscheiden; so würde daraus eine unübersehbare Verwickelung entstehen, und man würde unzählige Erfahrungstafeln zu bilden haben, von denen keine einzige brauchbar seyn könnte, weil sich nirgends würde erkennen und bestimmen lassen, wo die eine oder die andere ihre Anwendung fände. — „Nur die Verschiedenheit des Standorts und des Alters kann und darf man bey der Anfertigung solcher Tafeln berücksichtigen,

„die Stammzahl ist aber allemahl so anzunehmen, wie sie auf jedem Standorte, in jedem Alter, bey vollem Schlusse durch eine regelmäßige Forstwirthschaft bedingt wird.“

Hiernach hat nun der Hr. Verf. für die obgenannten Holzarten Tafeln berechnet, bey denen für jede der 10 Classen der Ertragsfähigkeit und für die Abstufungen des Alters, eine Zeitabtheilung von 10 zu 10 Jahren (von 10 Jahren anhebend) angenommen und wodurch folgende Aufgaben zu lösen gesucht werden: 1. Wie viele Stämme stehen auf einem Sächsischen Acker, wenn die Bedingungen einer guten Forstwirthschaft erfüllt werden? 2. Wie viel beträgt die gesammte Holzmasse dieser Stämme? 3. Wie viel enthält demnach die Durchschnittssumme eines Stammes? 4. Wie viel beträgt die einjährige Durchschnittssumme des Zuwachses in jedem Alter? 5. Wie viel beträgt die einjährige Durchschnittssumme des Zuwachses in jedem Jahrzehend? und 6. wie viel beträgt die einjährige Durchschnittssumme des Zuwachses von einem Stamme? Die Tafeln sind nun in zwey Theile — A und B — getheilt, so, daß die Lösung der ersten drey Aufgaben auf der mit A und die der letzten drey auf der (gegenüberstehenden) mit B bezeichneten Hälfte zu finden ist. — Wir wollen z. B. nur den Ertrag ic. eines mit Fichten oder Tannen bestandenen Sächsischen Acker von der 8ten Classe (recht guten Standort) im 120. Jahre ausheben:

	A.	{	407 . . Stammzahl
		{	19, 250 . . Inhalt aller Stämme;
		{	47, 29 . . mittlerer Inhalt eines Stammes;
Fichten u.		{	160, 4 . . einjährige Durchschnittssumme
Tannen		{	des Zuwachses auf 1 Acker;
120		{	160, 0 . . dieselbe Durchschnittssumme
Jahre		{	in jedem Jahrzehend;
		{	0, 917 . . dieselbe Durchschnitts. von jedem Stamme.

Wie vortheilhaft nun diese Tafeln bey Waldab-

schätzungen zu gebrauchen, leuchtet in die Augen, und wird von dem H. Verf. weiter auseinandergesetzt; wobey er auch Regeln gibt, wie sie anzuwenden sind, wenn die vorausgesetzten Bedingungen (eines vollwüchsigen Bestandes ic.) nicht alle eintreffen. — Wir haben nun schon bey mehreren Gelegenheiten und noch neuerdings in diesen Blättern auf die große Wichtigkeit solcher Erfahrungssätze aufmerksam gemacht und glauben, daß sowohl dem practischen, als auch bloß theoretischen Forstmann hier noch ein weites Feld der Bearbeitung — fruchtbarer als irgend eins und dem Character unserer Wissenschaft, die doch nur eine reine Erfahrungswissenschaft ist, recht angemessen — geöffnet sey. Wir wünschen deßhalb, daß der Hr. Verf. recht viele Nachfolger haben möge, zugleich aber auch, daß nicht alle denselben Weg einschlagen und z. B. die Erträge auch nach den verschiedenen Betriebsarten (ob nämlich Hoch- oder Niederwald ic.) nach den verschiedenen Holzbeständen (ob gut, mittelmäßig, schlecht ic.) nach dem verschiedenen Boden u. s. w. erforschen und dabey auch von den Bedingungen einer guten Forstbewirthschaftung abstrahiren, mithin auch Erfahrungen über die Erträge mishandelter Waldungen, nach gewissen festzusetzenden Bestimmungen, anstellen und mittheilen mögen. — Groß ist die Mühe, groß aber auch der Lohn! — Von den Kupfertafeln ist die erste eine bildliche Darstellung des Holzzuwachses, wie er in den Tabellen durch Zahlen bestimmt ist, von der zweyten der Pflanzungen nach gleichzeitigen Dreyecken (Dreypflanzung, wie sie der Verf. nennt) nach gleichzeitigen Reckarten (Vierpflanzung) und nach gleichschenkligen Dreyecken (Fünfpflanzung).

#### G ö t t i n g e n.

Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonien, von seiner Bildung seit der Entdeckung beyder Indien bis zu seiner Wiederherstellung nach dem Fall des Französischen Kaiserthrons; von A. H. L. Heeren, Ritter d. G. D. Hofr. und Prof. d. Geschichte. Dritte verbesserte und fortge-



fte Ausgabe. 1819. XLVIII u. 880 S. Die beyden ersten Ausgaben dieses Handbuchs erschienen in den Jahren 1809 und 1811; sie reichten nur bis zum J. 1804, und endeten mit dem Umsturz des Europäischen Staatensystems. Der Verf. konnte damahls nicht ahnen, daß es ihm vergönnt seyn würde eine dritte Ausgabe, wie es in der gegenwärtigen geschehen ist, mit seiner Wiederherstellung zu schließen. Sie geht bis zur Beendigung des Nachner Congresses, und die Fortsetzung umfaßt also den thatenvollen Zeitraum von 1804 bis 1818. Aber auch das Alte ist nicht bloß durchgesehen, sondern auch, wo neue Quellen dem Verf. sich eröffneten, neu durchgearbeitet. So wird der Zuwachs von 668 auf 880 Seiten nicht befremden können; am wenigsten bey einem Buche, das nicht bloß für die Vorlesungen bestimmt ist; sondern vielmehr Allen denjenigen zum Führer dienen soll, denen es an einer genauern Kenntniß der politischen und diplomatischen Geschichte des Neuern Europas liegt. Die weitere Beurtheilung muß andern Blättern überlassen bleiben; nur sey es dem Verf. erlaubt, aus der Vorrede die Bitte zu wiederholen, indem man sein Werk für das nimmt, wofür er es selber gibt, eine Geschichte des Europäischen Staatensystems, auf Einer Hauptidee, der seiner Freyheit, ruhend; und also als ein, bey aller innern Mannichfaltigkeit doch in sich selbst zwanglos, aber eng, verbundenes Ganzes; auch die jetzt hinzugekommene Fortsetzung nur im Zusammenhange mit den vorhergehenden Abschnitten zu lesen und zu würdigen. Die Erscheinung dieser dritten Ausgabe ist durch wiederholte Nachdrücke verspätet worden; wofür der Verf. den Unternehmern sehr verbunden ist, weil er dadurch Zeit gewonnen, die Wiederherstellung des E. St. S. hinzufügen zu können. Da jedoch diese Ursache von jetzt an wegfällt, so bittet er die Herren höflichst, sich nicht weiter zu bemühen; und bedauert nur durch diese neue Ausgabe ihre Waare ganz unbrauchbar gemacht zu haben.

Hn.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 28. Junius 1819.

L e i p z i g.

Kreuz- und Querzüge eines Deutschen auf den Steppen der Staatskunst und Wissenschaft. 1818, 248 S. 8. Unter dieser Aufschrift gibt der Verf. M. Fr. Krug, Prof. der Philos. in Leipzig, theils vorher schon im Druck erschienene, aufs Neue überarbeitete, theils zum erstenmahl erscheinende Aufsätze über wichtige Gegenstände des Naturrechtes und der Politik. 1. Was ist Politik und was soll sie seyn? S. 3 - 23. Die Begriffe von Wissenschaft, Kunst, Praxis und vom Character des Staatsmannes werden in jener Hinsicht aufgeklärt. 2. Militärische Politik S. 24 - 36. Hier wird eine Schrift beleuchtet, deren Verf. das Kriegsheer als das Wichtigste im Staate zu betrachten scheint; und dabey die Be-  
lebung des Soldaten für seine Pflichten von niedrig eigennütigen Trieben abhängig glaubt; unbillig und unweise, auch wenn es nur auf die Mehrzahl, und gewöhnliche, keine höhern Antriebe erweckende Zeitumstände bezogen werden sollte. 3. Ueber bestehende Gewalt und Gesetz-  
D (5)

mäßigkeit in staatsrechtlicher Beziehung S. 37—63. Der Zweck des Staats, das Bedürfnis einer Recht und Gerechtigkeit schützenden Regierung, und der darauf gerichtete Wille der Mehrzahl in einem Volke, bleibe immer der höchste Entscheidungsgrund hiebey; wie auch die Verfassung vor Entstehung der neuen Regierung beschaffen seyn mochte. Also war Napoleon rechtmäßiger Regent, nicht Usurpator, bis zu seiner Abdankung im J. 1814; letzteres erst im J. 1815, als durch den von der Mehrheit der Franzosen anerkannten, von den alliirten Mächten beschützten Ludwig XVIII. Ordnung hergestellt war. 4. Ueber das Eroberungsrecht S. 64—88. Die Eroberung eines Landes im Kriege gibt an sich dem Sieger noch nicht das Recht, selbiges mit seinen Bewohnern als Eigenthum zu betrachten; es ganz, oder Theile davon seinem Gebiete einzuverleiben. Sondern nur, es so lange besetzt zu halten, bis der gerechte Zweck, Friede, Genugthuung, Sicherheit, erlangt ist. Nur in dem Falle, wenn bey der bisherigen Unabhängigkeit oder Größe eines feindlichen Staates jener Zweck nicht zu erreichen wäre, könnten diese eingeschränkt werden; so weit als der gerechte Zweck es erforderte. Ausdrücklich wendet der Verf. letzteres auf die das Recht so gröblich verletzenden, die Europäischen Mächte zu einem schimpflichen Tribut zwingenden Raubstaaten an; die er auch an einer andern Stelle dem züchtigenden Eroberungsrechte noch einmahl empfiehlt. (Ob die Stimme der Ehre und Gerechtigkeit über den kleinlichen Eigennutz siegen wird?) 5. Ueber politisches Gleichgewicht und Uebergewicht, Universalmonarchien und Völkerverein als Mittel die Völker zum ewigen Frieden zu führen. S. 89—119. Nicht die erstere, nur das letzte kann helfen; in Verbindung mit allmähligter Verbesserung des physischen,

politischen und moralischen Zustandes der Völker. S. 106 ff. Hier huldigt denn der Verf. abermahls, wie er es in einer eigenen Schrift schon gethan hat, dem heiligen Bunde. (Eben so herzlich, obgleich im Stillen, der Recens. — Betrachtung oder Mitleiden denen, die hier spotten können!) 6. Vertrag zur Theorie des Geldes S. 120 — 141. Sinnreich und scharfsinnig werden Waaren als Zahlmittel, vor dem unter obrigkeitlicher Beglaubigung geprägten Metalle (*νομισμα*) dem eigentlichen Gelde) dieses und die Banknoten, als Geld in der ersten, zweyten und dritten Potenz, oder als Sinn-, Verstand- und Vernunft-Geld (Geld in der Idee) aufgestellt; mit practischen Folgerungen. 7. Staats- und völkerechtliche Ansicht vom Deutschen Bunde, nebst Aussichten in die Zukunft. — 155. Vermöge dieses Bundes ist Deutschland dem Verf. doch vielmehr ein Staatenbund als ein Bundesstaat; doch mit Eigenheiten, die keinem nach andern Verfassungen gebildeten Begriffe genau anpassen. S. 149. Gutes lasse sich erwarten, wenn das im Wiener Grundvertrage Festgesetzte und Verheißene, gehalten und befolgt wird; Freyheit der Presse, Volksvertreter mit den erforderlichen Rechten ic. 8. Wer soll Haupt des Deutschen Bundes seyn? S. 136 bis 177. Gegen einen Aufsatz in den Zeiten von Böh; wo dieser Vorzug für Preußen in Anspruch genommen wird; mit dem Anhängsel, daß um dem alten Deutschthume recht aufzuhelfen die Edda an die Stelle der Bibel kommen solle. (Unter den manchen unglücklichen Einfällen, so die Deutschthumelen zeitlich zum Vorschein gebracht hat, wohl der unglücklichste! So wirket blinder Eifer immer verkehrt, seinem Zwecke zuwider; hindert, beschimpft, macht lächerlich, was er fördern, ehren, heben will. 9. Ueber die Einrichtung der obersten Staatsbehörden. — S. 206.

Vergleichung der Württembergischen und Preussischen Verordnung, mit Anerkennung großer Vorzüge der letzten vor jener. 10. Wer wird siegen? S. 217. Nicht Napoleon (im J. 1815.) 11. Ueber die rückgängige Bewegung unserer Zeit. S. 225. Bey manchem anscheinenden Rückgange; zur Schwärmerey, zum Despotismus, lasse sich denn doch Gutes hoffen. 12. Politische Miscellen. Wie die Gegenstände, so wird auch der Name des Verf. viele Leser anziehen. Denn Gemeines und Oberflächliches wird Niemand vermuthen, der aus seinen andern Schriften den Verf. kennt. Widersprüche bey Einigen werden nicht fehlen; dieß lassen die Gegenstände schon erwarten. Auch dem Recens. sind Bedenklichkeiten und abweichende Ansichten geblieben. Sollte bey Nr. 3, und in einem Falle wie der Ludwig XVIII. ist, das Erbrecht ganz und gar nicht in Betracht zu ziehen, lediglich der Wille des Volkes Rechtsgrund seyn? Die Bestimmung des Erbfolgerechtes in der Regierung der Staaten hat freylich Schwierigkeiten. Wird es bloß als ein vom Volke angenommenes Grundgesetz betrachtet: so kann, im Nothfalle, die Mehrheit dasselbe aufheben. Aber muß es nicht auch als Vertrag mit dem Regenten und den Gliedern seiner Familie, die als volljährige Staatsgenossen die Grundgesetze und Grundverträge in Anspruch nehmen können, beobachtet werden? Wenn denn auch eintretende Ereignisse einstweilige Unwirksamkeit dieses Rechtes, den höhern Grundrechten gemäß, hervorbrachten (wie beym Wahnsinn, in der äußersten Dürftigkeit, und andern Fällen dergleichen entstehen), so brächten diese einstweilige Einschränkung und das an die Stelle des vorigen durch Zeitumstände gesetzte Recht doch keine völlige Aufhebung, keine Vernichtung des erstern mit sich; sondern dieses käme wieder in gältige

Wirksamkeit, so bald die Umstände zureichend verändert wären. Diese Ansicht hat noch das für sich, daß das Wohl der Staaten auch von der Achtung für die Gesetze, die Grundgesetze insbesondere abhängt; die also nicht willkürlich nie mehr und länger als nöthig ist, eingeschränkt oder zurückgesetzt werden dürfen. In Ansehung der während einer durch Gewalt herbeigeführten Regierung veräußerten Staatsgüter scheint denn doch Unterscheidung, ob der veräußernde Machthaber von dem Verdrängten als rechtlicher Regent anerkannt wurde oder nicht, desgleichen was strenges Recht und was der Billigkeit gemäß ist, nothwendig. Bey Nr. 4 ist Necens. in Ansehung der Schlussfolgen einverstanden; nicht völlig aber bey einigen Vorwürfen, wie sie da stehen. Die aus der dem Menschen wesentlichen Persönlichkeit folgbare Persönlichkeit eines Volkes (S. 68 "Alles dieses u.) geht ja nicht verloren, wenn ein bisher für sich bestehender Staat, oder ein Theil desselben einem andern Staate einverleibt wird; vorausgesetzt, daß auch da Menschen- und Volkerechte bestehen. - So wenig als der einzelne Mensch seine wesentliche, absolute Persönlichkeit dadurch verliert, daß er aus einem Lande, oder Amte, der Officier aus einem Regiment in das andere kömmt. Vollends, wenn ein Volk an politischer Bedeutsamkeit, Freyheit, Wohlstande dadurch gewänne; nur Wenige, etwa die Mächtigen, unter dem Adel, verlohren.

Frankfurt am Main.

In bibliotheca Hermanniana: Arati Phaenomena et Dioscori, quibus subiunguntur Eratosthenis Catasterismi. — Dionysii Orbis terrarum Descriptio. — Rufi Festi Avieni utriusque poetarum Metaphrales. — Curavit notasque adjecit F. C. Matthiae — Accedunt

tabulae lithographicae, 1817. pag. VIII. 397. 8. — Eine sehr zweckmäßig, mit Hinsicht vornehmlich auf den Schulgebrauch und Wohlfeilheit, eingerichtete Ausgabe der beiden auf Astronomie und Geographie sich beziehenden Lehrgedichte des Griechischen Alterthums, an welcher es bisher allerdings noch gebrach. Der Text des Aratus ist nach dem in der Ausgabe von Buhle abgedruckt; und auch die erheblichsten Varianten, Verbesserungen und Conjecturen sind aus diesem kritischen Commentare auszugsweise in kurzen Noten angehängt; doch mit eigenem Urtheile des gelehrten und verdienstvollen Herausgebers, der überdem die Varianten aus einem vor kurzem nach Heidelberg zurückgebrachten, und durch die Herren Wilh. Frommel und Georg Jos. Bekker verglichenen Cod. Palat. hinzugefügt hat. Die von ihm aus London verschriebene neuerliche Ausgabe der Dioscorida von Thomas Forster ging auf dem Herwege verloren, und es gelang ihm nicht, sie anderweit zu erhalten. Bey den Catasterismen des Erosthenes liegt der Text in Schaubach's Ausgabe zum Grunde. Die Critik desselben hat aber ebenfalls durch den Herausgeber beträchtlich gewonnen; da er die Varianten der aus der Buhle'schen Ausgabe des Arat ihm bekannt gewordenen Wiener Handschrift, welche ihm die Kaiserl. Bibliothekare Kopitar und Eichensfeld verschafften, benutzen konnte. Zur Berichtigung des Textes des Dionysius Periegeta boten sich noch mehr Hülfsmittel dar; außer dem erwähnten auch jenen enthaltenen Cod. Palatinus, die Varianten einer dem gewöhnlich zu Florenz lebenden Baron v. Schellersheim gehörigen Handschrift, am Rande eines Exemplars der Haverkamp'schen Ausgabe, welches Hr. Hofr. Kreuzer in Heidelberg dem Herausgeber zusandte, sorgfältig von dem zu früh für die alte

classische Literatur verstorbenen Fr. Kav. Werfer angemerket; und observationes vom sel. Siebenkees, in der hiesigen Königl. Bibliothek befindlich, die Hr. Hofr. Neuf mittheilte. Die Deutsche Uebersetzung des Dionysius von Bredow, nach dieses Tode herausgegeben, ist zu spät erschienen, um zu Rathe gezogen werden zu können. Bey dem Texte des Avienus ist der Herausgeber den neuesten Recensionen von Buhle und Wernsdorf gefolgt. Den Beschluß machen Indices zum Arat, Eratosthenes und Dionysius, die hinzugekommenen saubern Steinabdrücke: I. Eratosthenis Systema Geographicum (nach Gosselin bey dessen Französische Uebersetzung des Strabo); II. Orbis tabula secundum Dionysium (nach Wolf bey der Deutschen Uebersetzung der Bukolika des Virgil); III. Hemisphaerium boreale et australe (nach Schaubach bey der Ausgabe des Eratosthenes), erhöhen die Brauchbarkeit der Ausgabe, so wie sie ihr zur Zierde gereichen.

#### Berlin.

Es eben erhalten wir folgende Schrift des Herrn A. von Chamisso, Naturforschers bey der Entdeckungsrise des Hrn. D. von Kotzebue, die uns als die erste Nachricht von den Beobachtungen des Verf. auf dieser Reise und noch mehr der Wichtigkeit ihres Inhalts wegen, eine baldige Anzeige zu verdienen scheint: *De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaeana, in circumnavigatione terrae auspicante Comite N. Romanzoff, duce Ottone de Kotzebue, annis 1815 — 1818 peracta observatis.* Fasc. I. De Salpa. 1819. Berolini, apud F. Dümmlerum. 24 S. in 4. und 1 Kupfertafel. Der Verf. beschreibt hier elf, von ihm gefundene



Salpenarten, worunter acht neue sind. Dieser Beitrag zum System der Naturkörper würde schon an sich schätzbar seyn. Aber der Verf. gibt weit mehr als diesen. Er fand mit dem Arzt der Expedition, Hrn. Dr. Eschscholz, eine Auflösung des Räthsels von der wechselseitigen Verbindung, worin oft jene Thiere vorkommen, indem andere sich einzeln zeigen, die so sonderbar ist, daß sie schwerlich von jemandem geahnet seyn würde und die von neuem den Ausspruch Bacon's bestätigt, *labilitatem naturae labilitatem intellectus multis partibus saperare*. Die Salpen sind lebendig gebährende Mollusken. Jedes Individuum, das mit andern verkettet ist, bringt nur ein einzelnes Thier (*proles solitaria*) hervor, welches sich nie mit andern verbindet; jedes ungesellige Individuum hingegen gebährt eine Gruppe von Jungen (*proles gregaria*), die an einander geheftet zur Welt kommen, und beständig in diesem Zusammenhange bleiben. So folgt immer in der Reihe der Generationen abwechselnd ein einzelnes Thier auf eine vereinigte Gruppe und dann wieder eine solche Gruppe auf jenes. Die verbundenen Salpen haben eigene Fortsezer, wodurch ihre Vereinigung geschieht. Diese fehlen den einsamen Individuen, die sich zugleich noch in mehrern andern Stücken von den geselligen unterscheiden. Der Verf. bemerkt ferner, daß Cuvier unrichtig die Bauchseite der Salpen für die Rückenseite, den Mund für den After und umgekehrt angenommen hat. Wegen mehrerer sonstiger Beobachtungen müssen wir auf die Schrift selber verweisen, von deren Wichtigkeit die angeführten Proben hinreichende Beweise geben. G. H. E.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1819.

Frankfurt am Main.

Gebrüder Wilmans: Deutschland und Rom oder über das Verhältniß der Deutschen Nation zum Römischen Stuhle historisch und rechtlich entwickelt von Jos. Hillebrandt, außerord. Prof. der Philosophie zu Heidelberg. 1818. 136 S. 8.

Der erste Abschnitt enthält eine gedrängte, lebendige und beredte Darstellung der Geschichte des Papstthums, besonders in Beziehung auf Deutschland. Die besten Schriftsteller sind dabey benützt, übrigens ist der Hauptgedanke, zu zeigen, wie das Papstthum nach einem feinberechneten Plane gegründet, befestiget und immer weiter ausgedehnt, welche Mittel und Kunstgriffe dabey angewandt worden. Den Nutzen desselben in manchen Perioden will der Verf. nicht verkennen, sondern nur davon hier schweigen. Aber das hätte doch hier billiger Weise auch Beachtung verdient, wie vieles hier gar nicht Plan war, sondern sich von selbst ergab und darbot, von wie manchen Seiten man dem Römischen Bischöfe freywillig entgegenkam und seine Macht vergrößerte; wie vieles nothwendige Folge eines Bedürfnisses der Kirche nach ihren Grundlagen und ihrer Entwicklung war, und wie et-

E (5)

was so Großes, so weit und tief Eingreifendes, allen Stürmen Trogendes, nach allen Gefahren und Erschütterungen immer wieder Erstehendes niemahls bloß Folge menschlicher Klugheit seyn kann. Im zweyten Abschnitte wird das Verhältniß der Deutschen Nation zum Römischen Stuhle von seiner rechten Seite betrachtet. Hier findet man 1. eine allgemeine Theorie über Staat und Kirche und ihr Verhältniß. Die Hauptsache ist: Der Staat ist die aus der Vereinigung der Gesamtkraft Aller hervorgehende Ordnung, wodurch allein und mittelbar die Harmonie in der äußerlichen Coexistenz des menschlichen Geschlechts möglich gemacht wird, und der Zweck des Staats ist kein anderer, als die Harmonie bey möglichster Freyheit in dem äußerlichen Zusammenleben selbst. Der Staat hat das Recht der Gesetzgebung, der Oberächtlichkeit, der Vollziehung, der Oberaufsicht. Dieß letzte Recht bezieht sich nicht nur auf Personen, sondern auch auf Vereine und Gesellschaften, welche sich in dem Staatskörper bilden: denn da der Staat die erste und oberste Bedingung aller gesellschaftlichen Coexistenz ist, so können alle übrigen Vereine nur durch ihn und unter ihm bestehen und müssen in einer gewissen Abhängigkeit von ihm stehen. Ein solcher Verein ist auch die Kirche; ihr Zweck ist Beförderung der Religiosität unmittelbar und mittelbar zugleich der Moralität, um diesen dem Staatszwecke gar nicht widersprechenden Zweck erreichen zu können, darf die Kirche sich die betreffende Rechte zueignen, nämlich das Recht zur Bestimmung ihrer Verwaltungsform, das der kirchlichen Gesetzgebung, der Excommunication, der Erwerbung gewisser Güter. Die Kirche steht als etwas Außerliches in einem nothwendigen Verhältnisse zum Staate, sie ist dem Staate, als der nothwendigen Bedingung alles äußerlichen Zusammenlebens der Menschen untergeordnet. Die Selbstregierung der Kirche kann nicht unabhängig von der Oberaufsicht des Staats seyn, weil sie sonst dem Staate Gefahr und Schaden bringen könnte. Es darf kei

Monarchie in der Kirche seyn: denn in dieser Form ruht zu sehr die Richtung zur Vereinzelung und zu eignmächtiger Thätigkeit, als daß der Staat deshalb gleichgültig seyn könnte; die Regierung der Kirche darf auch nicht außerhalb eines bestimmten Staats liegen oder wenn dieß zum Theil der Fall wäre, so steht dem Staate das Recht zu, solche fremde Verfügungen erst zu prüfen, abzuweisen oder zuzulassen; die Wahl der Kirchendiener darf nur unter Aufsicht des Staats geschehen und muß von ihm bestätigt werden, die Kirche darf keine Güter erwerben, die sich von allem Staatsverbande trennen oder sie gar zu einer weltlichen Souverainität erheben würden. — Was insbesondere die christliche Kirche betrifft, so ist es in dem Willen und den Lehren ihres StifTERS nicht gegründet, daß sie ganz unabhängig von dem Staate ganz für sich selbst bestehe. Anfangs veranlaßten freylich die Verfolgungen eine Art von abgesondertem gesellschaftlichem Zustande derselben. Sie war aber eine Reihe von Jahrhunderten hindurch abhängig vom Staate und stand unter der Aufsicht desselben. Manche ihrer Rechte waren Abtretungen und Bergünstigungen von Seiten der Staatsgewalt. Andere, welche die Kirche späterhin sich aneignete, sind Anmaßungen, weil die weltliche Macht sie nie factisch völlig abgetreten hat und auch nach der Idee des Staats nie wohl abtreten konnte. Die Abgeschlossenheit der christlichen Kirche gegen den Staat also wird weder durch die h. Schrift noch durch die Tradition begründet. Die Staaten haben demnach das Recht, sich über die christlichen Kirchen zu stellen, angemessene Rechte zu reclamiren und jeder neuen Anmaßung sich zu widersetzen. Die catholische Kirche bekennt zwar den Primat irgend eines Bischofs als zu ihrer Wesenheit gehörig, aber sie bekennt darum nicht, daß seine unerweisliche, weder durch Schrift noch Tradition gerechtfertigte, Ansprüche gleicherweise dazu gehören. 2. Die Concordate. Die Römische Curie hat immer behauptet, daß die Kirche über dem Staate stehe und in

ihren Ansprüchen nie Unrecht haben könne. Wenn daher Zwietracht und Krieg zwischen Rom, als geistlicher Macht, und einer weltlichen Regierung eintritt, so geht man dort immer davon aus, daß dieß nur die Folge eines sträflichen Ungehorsams von Seiten der weltlichen Macht sey. Daher waren die Concordate von Seiten der Römischen Curie immer nur mütterliche und liebevolle Nachgiebigkeit und Bewilligung gegen ungehorsame Söhne der Kirche, mit dem Vorbehalte, das Bewilligte wieder zurückzunehmen und suspendirte Rechte in der Folge geltend zu machen. Da nun zur Gültigkeit und Sicherheit jedes Friedenstractats Amnestie gehört und in demselben kein Grund zu neuem Kriege liegen darf, bey den Concordaten aber dieß fehlt, so brauchen die weltlichen Regierungen da, wo die Römische Curie die Schranken der eigentlich catholischen Kirche überschreitet und deren Wesenheit freventlich miskennt, gar keine Concordate zu schließen, sondern dürfen nach dem Rechte, was Bibel, Tradition und Vernunft ihnen gestattet, alle die Handlungen selbst wider Rom's Willen vornehmen, welche sie für ihre Staaten und den wahren Zweck der Kirche als die angemessensten beurtheilen. 3. Die Concordate der Deutschen Nation und deren Gültigkeit. Sie gründen sich zunächst auf die Decrete der Baseler Synode und mittelbar auf die der Constanzer, welche die Grundlage der ersteren ausmachen. Auf der Stände- und Fürsten-Versammlung, welche unter Kaiserlichem Vorsetze zu Mainz 1439 gehalten wurde, nahm man die Baseler Beschlüsse, unter einigen Modificationen, als ein Reichsgrundgesetz für die kirchlichen Angelegenheiten in Deutschland an. Als nachher der Papst Eugen IV. den Artikeln dieser Acceptation entgegen handelte oder sie vielmehr nicht anerkennen wollte, so kam 1446 zu Frankfurt a. M. abermahls eine große Vereinigung der Deutschen Fürsten und Stände zusammen und sandte an den Papst die Forderung, die Beschlüsse der Constanzer und Baseler Synoden, als ökumenischer,

durch eine Bulle zu bestätigen und zu versprechen, so bald möglich eine neue Synode in Deutschland zu berufen, sonst würde man die Baseler Decrete ohne alle Modification annehmen. Er schickte wirklich Nuntien zur Frankfurter Versammlung, die hier abgefaßten Beschlüsse wurden ihm zur Bestätigung nach Rom geschickt, die er ihnen auch 1447 ertheilte, jedoch mit der Clausel, daß die Deutschen Fürsten dem päpstlichen Stuhle für die verlorenen Rechte eine Entschädigung bewilligen sollten. Der Papst erklärte seine Bestätigung in vier Bullen, welche enthielten, daß eine neue allgemeine Synode nach Zeit und Ort bestimmt werden sollte, daß der Papst die Macht und das Ansehen der ökumenischen Synoden anerkenne, die Beschwerden der Deutschen Nation abstellen und daß er die Absetzung der Erzbischöfe von Trier und Eßlin widerrufen wolle. Die Frankfurter Beschlüsse nun, die vier Bullen und die Urkunde der Mainzer Acceptation machen die Fürsten-Concordate aus und bilden mit den nachmaligen Verhandlungen zu Aschaffenburg die Concordate der Deutschen Nation. Diese sind noch heutzutage gültig und auf sie dürfen wir uns bey den jezigen Unterhandlungen mit Rom durchaus berufen. Nur durch die Wesenheit des Catholicismus selbst werden den kirchlichen Freyheiten Deutschlands Grenzen gesteckt. An der fortdauernden Gültigkeit jener Concordate würde nie gezweifelt worden seyn, wenn nicht die erschlichenen Tractate von Wien 1448 dem Römischen Stuhle alles wieder gegeben hätten, was er durch die vorhergehenden Concordate verloren hatte. In der Meinung aber, daß diese Wiener Verhandlungen eine ganz neu abgeschlossene Uebereinkunft für die Regulirung kirchlicher Angelegenheiten bildeten, haben viele geglaubt, daß die früheren Concordate der Deutschen Nation durch den Wiener Tractat aufgehoben worden seyen. Allein dieß ist ein Irthum oder doch ein leicht zu hebendes Mißverständniß. In der Bestätigungsbulle

Eugens IV. vom J. 1447 willigt er ein, daß die Deutschen sich nach den Baseler Decreten, wie sie zu Frankfurt modificirt worden waren, fernerhin richten, donec vel autoritate concilii vel transactionibus aliter fuerit ordinatum. Diese andere Bestimmung aber ist bis auf den heutigen Tag noch nicht erfolgt: denn die Wiener Tractate von 1448 sind nicht als diese ändernde Bestimmung zu betrachten. Es befindet sich nämlich in der päpstlichen Bestätigungsbulle die Clausel, daß für die verlorenen päpstlichen Rechte eine Entschädigung ausgewirkt werden soll. Zu diesem Zwecke wurde die Versammlung zu Aschaffenburg gehalten und nur jene Entschädigung verhandelt, aber nicht beendigt. Die Unterbrechung der Aschaffenburgers Versammlung und die Wiedereröffnung derselben zu Wien war vornehmlich das Werk der Römischen Politik. Uebrigens sollten die Unterhandlungen zu Wien nur eine Fortsetzung und Ergänzung deselbigen Geschäfts seyn. Demnach bezieht sich das, was zu Wien beschloffen wurde, nur auf die gedachte Entschädigung und kann sich nach historischer und vernünftiger Ansicht auch nur darauf beziehen. Wenn man aber nun die wirklich zu Wien abgefaßten Beschlüsse vergleicht, so ist es die höchste Thorheit, solch ein Nachwerk für eine passende Erledigung des obliegenden Geschäfts zu halten. Es ist lächerlich, eine Entschädigung für verlorene Rechte anzunehmen, wo noch mehr als die verlorenen Rechte, zurückgegeben wurde. Die Clausel wurde so erlediget, daß der Tractat seinem ganzen Inhalte nach vernichtet wurde, ohne daß der beyderseitige Wille, ihn zu vernichten, erklärt wurde; vielmehr bezeichnete man nur immer die Erfüllung der Clausel. Alles ist hier widersprechend und inconsequent. Dieser Wiener Tractat kann, daher das nie umstoßen, was vorher durch vernünftige Uebereinkunft angenommen, von den Stellvertretern der Deutschen Nation mit Rom ohne Betrug und ehrlich abgeschlossen und von dem Papste feyerlich anerkannt worden ist. Da also von keinem vernünftigen Menschen behauptet werden

kann, daß in Wien 1448 in Ansehung des eigentlichen Inhalts der Concordate der Deutschen das aliter eine angemessene Erledigung gefunden habe, da auch seitdem durchaus keine gültige Aenderung seiner Concordate factisch nachgewiesen werden kann, so darf und muß man den Schluß ziehen, daß die Concordate der Deutschen Nation, wie sie nach den Abschaffenburger Tractaten in Ansehung der Entschädigung modificirt worden, immer noch in Kraft und von den Deutschen mit Recht als das Palladium der kirchlichen Freyheiten der Nation fortdauernd angenommen werden dürfen, bis desfalls anderweitige gültige Aenderungen erfolgt seyn werden. 4. Ueber die Nothwendigkeit der selbstständigen Bestimmung der Deutschen in ihren Angelegenheiten. Es ist Mangel an gemeinsamer Selbstständigkeit, wenn man in der Unterhandlung mit Rom den Weg des Trennens und Separattractirens vorzieht. Nur die Einheit der Deutschen Nation wird wie gegen Frankreichs Anmaßungen, so auch gegen die Roms das ewige Recht behaupten. Kaum dürfte es irgend einen Punct geben, welcher mehr ein eigentliches nationales Interesse haben und mithin mehr vor den Bundestag gehören könnte, als diese Regulirung der kirchlichen Angelegenheiten des catholischen Deutschlands. Rom scheint das Wichtige einer solchen allgemeinen Berathung und Unterhandlung richtiger zu erschauen, als die Deutschen selbst, daher vermuthlich die Betriebsamkeit desselben bey dem Separattractiren. —

In der ganzen Schrift ist dadurch eine Lücke geblieben, daß nicht untersucht und bestimmt ist, welches dann die Wesenheit des Catholicismus und des päpstlichen Primats sey, in welchen Fällen der Papst sie überschreite und die kirchlichen Freyheiten mit Recht oder Unrecht beschränke: denn davon hängt es ja nach der eigenen Theorie des Verf. ab, ob und wiefern Concordate mit ihm zulässig, erforderlich und gültig sind, ja ob überhaupt ein Papst in der catholischen Kirche nothwendig sey. Was den sonderbaren Streit betrifft.



ob die Baseler Decrete und die früheren Concordate für Deutschland noch gelten, ob sie durch den Wiener Vergleich aufgehoben oder bestätigt und nur in gewissen Stücken beschränkt worden seyen, so nimmt der Verf. an, daß zu Wien eine wirkliche Aufhebung vorgegangen sey, läugnet aber die Gültigkeit und Rechtskräftigkeit derselben, weil man daselbst ganz von dem Zwecke, zu welchem man sich versammelte, abwich, weil man daselbst, indem man dem Papst eine Entschädigung für verlorene Rechte ausmachen wollte, eben diese Rechte wieder schenkte, weil man, indem man immer nur von der Erfüllung der Clausel eines Tractats sprach, den Tractat selbst, ohne davon ausdrücklich zu sprechen, vernichtete. Er hätte noch anführen können, daß bey dem Wiener Tractat kein Gesandter eines Deutschen Reichsfürsten oder Bischofs gegenwärtig gewesen, daß ihn der Kaiser durch Aeneas Sylvius und der Papst durch seinen Legaten abschließen ließ, daß es zwar im Eingange des Vergleichs heißt: er sey für die Deutsche Nation und unter Einwilligung mehrerer Churfürsten, auch anderer geistlicher und weltlicher Herren eben dieser Nation abgeschlossen worden, daß aber das Recht des Kaisers, für die Deutsche Nation abzuschließen, nicht erhelle und daß von der vorhergegangenen Einwilligung auch nur mehrerer geistlicher und weltlicher Fürsten nirgends eine Spur sey. Daraus möchte wohl noch eher die Ungültigkeit des Tractats hervorgehen, als aus den vom Verfasser angeführten Gründen. Es ist wirklich von ihm nicht erwiesen, und auch nicht erweislich, daß das berühmte aliter sich bloß auf die Entschädigung für den Papst beziehe und der Wiener Tractat ist allerdings eine neue Uebereinkunft und enthält eine andere Bestimmung, es ist eine *transactio qualiter ordinatum est*. Auch kann man ja unterhandelnden Parteyen das Recht nicht absprechen von früher gefaßten Beschlüssen und Absichten durch neue Unterhandlungen abzugehen. Von der andern Seite muß man aber doch wieder bemerken, daß der Wiener Tractat, bey welchem allerdings der Kaiser nur die Gunst und Unterstützung des Papstes gewinnen wollte und auch der kaiserliche Unterhändler ganz auf Seiten des Papstes war, nachher von den Deutschen Erzbischofen und Bischöfen angenommen wurde, welche man durch verschiedene Begünstigungen dazu bewog.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1819.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: de oculorum hominis animaliumque sectione horizontali commentatio, quam in Georgia Augusta pro obtinendis summis in medicina honoribus exhibuit Detm. W. Soemmerring. 1818. 80 S. in Fol. mit vier Kupfertafeln.

Der würdige Sohn des hochverdienten Bergliederers liefert hier eine Inauguralschrift, welche so wie die seines berühmten Vaters (— de basi encephali 1778 im gleichen Verlage —) zu den wichtigsten gehört, die auf unsrer Universität erschienen sind. Eine vollendete Musterarbeit in vergleichender Anatomie, wo der ganze innere Bau des Auges nach seinen bedeutungsvollen Verschiedenheiten bey Menschen, bey 14 andern Säugethieren (darunter Elephant, Känguruh, Luchs ic.), fünferley Vögeln (Straus, Goldadler ic.), eben so vielen Amphibien (Alligator, Lac. moutor etc.), sechs Fischen (Cobitis anableps u. a. m.), vier Insecten (der großen Buschspinne ic.) und bey den Cepien beschrieben

F (5)

und in natürlicher Größe — die kleineren Insectenaugen aber auch außerdem vergrößert — mit bewundernswerther Treue, Klarheit und Eleganz, nach den vom Verf. selbst gefertigten Zeichnungen abgebildet sind. Von den Thieren immer die untre Halbkugel des linken Augapfels im Querdurchschnitt, als in welchem die Lage, Größe, Form und Verbindung der wichtigsten Theile im Auge am besten mit Einem Blick zu übersehen sind. Nur von der *Cobitis anableps* ist es wegen ihres anomalistischen Baues zwar ebenfalls nach der Achse aber in verticaler Richtung vorgestellt.

Aber auch ein Wort insbesondere von der Isten Tafel, einem Meisterstücke in seiner Art an anatomischer Kunst so wie an Zeichnung und Stich. Auch nach der Richtung der Augenachsen, aber der Durchschnitt des ganzen Kopfs von einem 20jährigen ausgezeichnet hübschen Tyroler Mädchen. Ein Blatt eben so vielseitig lehrreich (— unter andern auch für ein Examinatorium —) als lieblich. (— Das angenehme Gesichtchen contrastirt wunderbar mit den cadaverösen Delinquentenköpfen mit Stachelbart und verzognem Munde, wie sie auf einigen sonst gar braven anatomischen Tafeln neuerer Zeit paradien, —).

Der reichhaltige Text zeugt durchgehends von reifer umfassender Kenntniß, so wie von großer Belesenheit, und enthält auch eine Fülle von bepläufigen zweckmäßigen Bemerkungen. Z. E. bey Gelegenheit des sonst bildschönen Kopfs der jungen Tyrolerin, von der auch hier, wie fast allgemein bemerkbaren Asymmetrie der rechten und linken Hälfte des Schädels und Hirns in noch so wohlgeformten Köpfen, und daß die Abweichungen meist übers Kreuz, (*decussatim*) gehen (— was Rec. immer für Eine Instanz statt vieler gegen die Gallische Organenlehre an-

gesehen hat —). So auch noch gar manches über andrer Thiere Augen, außer den abgebildeten. Und am Ende ein paar ausnehmend genaue comparative Dimensionstabellen der Theile dieser abgebildeten Augen von rothblütigen Thieren und vom Tintenfisch.

Schließlich meint Rec. auch wohl das als ein Zeichen der Trefflichkeit dieses Werks ansehen zu dürfen, daß er nichts bedeutenders darin zu berichtigen gefunden als ad pag. 78 lin. ult. daß nicht Trembley, sondern der Leidner Prof. Al-  
la mand, der Uebersetzer von Lärbery. Need-  
ham's Discoveries war.

### G e n è v e .

Deu Manget und Cherbuliez 1816: *Fragmens biographiques et historiques, extraits des registres du Conseil d'Etat de la République de Genève des 1535 à 1792.* XVI und 461 S. gr. 8. Mit 97 Kupferstichen. — Deu ebendenselben. December, 1817. *Documens relatifs à l'Histoire du Pays de Vaud des 1293 à 1750.* XL und 584 S. gr. 8.

Ein wohlhabender Genfer Bürger, Hr. Gre-nus, -- nicht der unlängst gestorbene, schwär-  
merische Advocat gleiches Namens, der an der  
dasigen Geistlichkeit unaufhörlich Händel gesucht  
hat -- ist Verfasser oder vielmehr Heraus-  
geber vorliegender Bruchstücke und Urkunden.  
Noch während der Französischen Zwangsherrschaft,  
und bey damahls äußerst verdunkelter Aussicht  
in bessere Zeiten, unternahm er die Sammlung  
der Fragmens etc.; weil es ihm sehr möglich  
schien, daß nach einer so gänzlichen Umkehr der  
Dinge, die Nachkommenschaft endlich gar nicht  
mehr wissen würde; wie es mit der öffentlichen  
Verwaltung in ihrer Vaterstadt, ehedem ausge-

sehn. Bey dem Zeitpunkt der Glaubensreinigung fing er deßhalb an, weil nur mit ihr erst der Staat zu vollständiger Freyheit gelangte, und nicht weiter als bis 1792 ward von ihm vorgeschritten, weil seit diesem unglücklichen Jahr eine Erschütterung die andre drängte, und es da Namen und Dinge anzuzeigen gab, bey deren Bericht er es vermuthlich keiner der zahlreichen Parteyen würde zu Dank gemacht haben. Auch der frühern in dem kleinen Staate, wie bekannt, häufig vorgefallenen Unruhen geschieht nur selten, und mit vieler Behutsamkeit Erwähnung; wer indeß mit irgend einem der Geschichtschreiber Genfs in der Hand, darunter Herr Picot für einen der vorzüglichsten gilt, auch in vorliegenden Bruchstücken sich umsieht, wird wiederum auf so manches stoßen, was jene nicht sagen wollten oder durften. Daß ferner eine Menge darin sich aufgenommen finden, die nur dem Genfer willkommen seyn können, versteht sich von selbst. Schwerlich hingegen dürfte es Eingeborne geben, die nicht Lust haben sollten, aus diesem Buche zu erfahren, wann und bey was für Anlasse die Namen ihrer Vorfahren zuerst erscheinen, und auch weiter hin in den Annalen der Regierung sich mit dankbarer Anerkennung ihrer Verdienste behaupten? Zwar äußerst Farg war man in frühern Zeiten mit beygefügtten Lobsprüchen, und scheint was der gute Bürger für sein Vaterland that ihm als Pflicht, keinesweges als Opfer angerechnet zu haben; desto freygebiger wurde man damit, als der Wohlstand zunahm, und die Sitten sich immer mehr verfeinerten, oder verweichelichten; so daß Herr G. in der Folge lieber ganz wegließ, was ihm bis zum werthlosen Compliment und einer Art von Scheidemünze herabgesunken schien. An Characterzügen, die dem Volksgeist Ehre machen, fehlt es übrigens alle

Zeiten hindurch nicht; und welcher Ausländer wird z. B. nicht mit Bewunderung lesen, daß in einer Stadt, die wegen ihrer Mildthätigkeit gegen öffentliche Anstalten von jeher gerühmt ward, es 1723 doch einen Armenfreund, Namens Franconis, gab, der seit vielen Jahren so viel als alle seine übrigen Mitbürger zusammen, ja mehr noch, dem dasigen Hospital hatte zuzuführen lassen! Herr G., der keinesweges des Honorars halber schreibt, eifert einem so edeln Vorbilde gleichfalls nach, indem er von der nicht mehr als 500 Abdrücken starken Auflage seines Werkes 300 zum Besten eben; dieses Hospitals verkaufen ließ, die auch innerhalb dreier Monate insgesamt abgesetzt waren; wozu der so mäßige Preis des auf schönem Papier sauber gedruckten Buchs, nur anderthalb Thaler nämlich, das seinige beytragen mochte. Bey uns hätte man so was, ohne die eingedruckten Bildnisse, gewiß dreys und mit diesen wohl zehnmahl theurer bezahlen müssen! Was nun diese 97, die Hälfte einer Seite einnehmenden, und von dem Holländischen Mahler Herrn! Grand in der vor etwa hundert Jahren beliebt gewesenen Manier geätzten Bildnisse oder Bruststücke betrifft, so können solche freylich eben nicht für Meisterstücke gelten; viele darunter sind indeß doch ansprechend genug, und werden, da es Abbildungen zum Theil auch im Auslande berühmter Männer sind, den eignen Landsleuten immer Vergnügen gewähren. Nur ihr Geburts- und Sterbejahr — denn noch lebende Mitbürger sind mit gutem Bedacht von dieser Galerie ausgeschlossen — wird dabey angezeigt, weil es an umständlichen Lebensbeschreibungen in andern Büchern gar nicht fehlt; dadurch aber daß Hr. G. nach Abdrucke des Werks sämtliche Kupfertafeln zererschlagen lassen, hat er einen neuen Beweis seines Zart-

geföhls gegeben; weil dergleichen bey neuen Auflagen, wie leider so oft geschieht, wieder aufgekraste Platten ein Buch, statt es zu zieren, nur verunstalten helfen. Da übrigens sich nicht daran denken läßt, bey Anzeige eines Werks dieser Art ins Einzelne zu gehen, so muß man sich auf das Zeugniß beschränken, daß wer sich belehren will, was die Vorsteher des Gemeinwesens zu Genf dritthalbhundert Jahre hindurch über Sitten, Policey, Kirchensachen, Handel, Abgaben, Bertheidigungs- und Erziehungsanstalten, Armenpflege, auswärtigen Dienst und andre Verhältnisse zc. in ihren Sitzungen zur Sprache gebracht, eine Menge Andeutungen finden wird, die oft genug zum Nachdenken reizen, und für das sie umgebende, mitunter vielleicht gar zu Kleinliche schadlos halten werden.

Eine, größern Spielraums wegen, ohne Zweifel noch günstigere Bewandniß hat es mit dem zweyten oben angezeigten Werke. Hier werden nicht weniger als 370 aus den Archiven der 4 ehemahls so genannten guten Städte, Moudon, Yverdon, Morges und Nyon des Pays de Vaud gezogene Urkunden mitgetheilt (den vormahligen Bischofsitz Lausanne betreffende sind bereits anderwärts abgedruckt) die insgesammt auf Geschichte und Verfassung des anmuthigen Ländchens Bezug haben. Zwar hatte solches ein paar Duzend Jahre vor 1293 schon Landstände, und mithin auch Theil an der Gesetzgebung; ältere Belege hierzu, wollten sich jedoch nicht mehr auffinden lassen; bis zum Jahr 1750 aber nur erstrecken die Mittheilungen des Herausgebers sich deshalb, weil er noch eine Menge Leute am Leben vermuthen mußte, die zu der seit 20 Jahren erfolgten Veränderung der Dinge mitgewirkt; er selbst aber damahls noch viel zu jung gewesen, um als Augenzeuge irgend ein Urtheil sich anmaßen zu dürfen. Mit eben so löblicher Zurückhaltung geht auch der umständliche Vorbericht zu Werk; worin genau angezeigt wird, was in der Sammlung zu suchen, und

wie man sich dabey zu benehmen habe. Bis ins 16te Sec. hinein fanden, wie zu erwarten war, die meisten solcher Urkunden sich in dem lauderwelschen Latein des Mittelalters abgefaßt; diese nun ohne Beyfügung des Lateinischen Textes hier ins Französische übersetzt vor sich liegen zu sehen, darüber werden die Herren Diplomatiker freylich die Köpfe schütteln; da indeß dem Herausgeber vor allem um allgemeine Verständlichkeit zu thun war, er auch für Jeden dem etwas daran liegen kann, überall Nummer und Stelle der Archive genau angibt, wo die Originale zu finden, so glaubt er um so mehr auf Entschuldigung rechnen zu dürfen, weil unter Tausenden seiner, selbst gelehrterer, Mitbürger, kaum Einer die Arbeit würde benutzen können. Ueberdies sind nur wenige dieser Uebersetzungen aus seiner eignen Feder, sondern die Archive selbst waren schon seit langer Zeit her damit versehen, was doch auch für ihre Treue und Brauchbarkeit zu sprechen scheint. Wie willkommen würde eine solche Sammlung dem verewigten Müller gewesen seyn, und wie sehr muß sie es den Bürgern des nunmehrigen Cantons Naud für immer bleiben, nachdem er seine volle Selbstständigkeit wieder errungen hat; denn so milde auch die Oberherrschaft des Cantons Bern gewesen seyn möchte, auch beym bloßen Durchblättern vorliegender Urkunden ergibt es sich zur Gnüge, daß Freyheiten und Begünstigungen sich von jeher noch schwerer behaupten als erwerben ließen; weil überall nämlich Erschlaffung ungleich länger anhält als Ermannung. Also *parta tueri!* Daß es beyden Werken weder an genauen Namen- noch Sachregistern fehlt, versteht sich von selbst; und seine Uneigennützigkeit beweiset der edle Mann abermahls, indem er diesen nochbogenreichen Band nicht nur für eben so mäßigen Preis dem Publico anbietet, sondern wiederum auf 300 Abdrücke davon, diehmahl dem Kaufanner Hospitale zum Besten, verkaufen läßt!



## P a v i a.

By Capelli: *Identità del Fluido elettrico col così detto Fluido Galvanico, vittoriosamente dimostrata con nuove esperienze ed osservazioni, memoria comunicata al Sign. Pietro Configliachi, Prof. di Fisica sperimentali nell'Univ. di Pavia. 145 Quartf. 1814.*

Diese Schrift eines Ungenannten ist nach *S. Configliachi's* eigenem Urtheile eine *Storia ragionata del galvanismo*. Sie enthält eine Darstellung der vorzüglichsten Versuche, wodurch *Volta* sowohl in seinen Vorlesungen als auch in wissenschaftlichen Journalen sich der Meinung derjenigen entgegenstellte, welche zur Erklärung der bekannten physiologischen Erscheinungen des Galvanismus eine besondere thierische Electricität in dem Nerven- und Muskelsystem annehmen zu müssen geglaubt hatten. Der Verf. dieser Schrift war ein Schüler und thätiger Gehülfe *Volta's* bey allen Versuchen desselben, ein Freund *Configliachi's*, und ward durch einen frühzeitigen Tod den Wissenschaften entrissen, denen er sich mit einem Eifer und Fleiße gewidmet hatte, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Er ertheilte kurz vor seinem Tode *Hrn. C.* den Auftrag, diese größtentheils nach *Volta's* Vorlesungen selbst gesammelten Materialien zu ordnen, und sie dem Drucke zu übergeben, welchem Verlangen seines Freundes denn auch hiedurch ein Gnüge geleistet worden ist. Da indes die darin enthaltenen Thatfachen und Versuche sowohl aus gelehrten Journalen, als auch durch die Herausgabe von *Volta's* sämtlichen Schriften selbst (n. i. unsere *G. A.* 1818. S. 2009) jetzt schon hinlänglich bekannt sind, so halten wir es für unnöthig, über den Inhalt dieser Schrift hier noch ausführlicher zu sprechen, und bemerken nur, daß sie sich durch eine lichtvolle Entwicklung des darin behandelten Gegenstandes empfiehlt. Beygefügt ist noch ein Bildniß *Volta's* (gezeichnet und gestochen von *Giavita Guaravaglia*) und ein vollständiges Verzeichniß aller Schriften dieses berühmten Naturforschers, bis zum J. 1813.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 3. Julius 1819.

P a r i s.

Deu Le Normant, Neveu und Delaunay 1818: Histoire de la guerre d'Espagne contre Napoleon Buonaparte, par une Commission d'Officiers de toutes armes, établie à Madrid, auprès de S. E. le Ministre de la guerre; traduite de l'espagnol avec notes et éclaircissements, par un témoin oculaire. Tome Ier. 385 Seiten. 8.

Der ungenannte Uebersetzer dieser angeblich unter Autorität des Kriegsministers von den Officieren der Section der Kriegsgeschichte in Madrid verfaßten Geschichte, versichert seine Uebersetzung, von dem Original-Manuscript, ehe es von der Censur verändert worden sey, gemacht zu haben; auch habe er mehrere Stellen, die nur ermüdendes Detail enthielten, weggelassen, und dagegen durch eigene Anmerkungen, die mit einem J. bezeichnet sind, Erläuterungen hinzugefügt. Es ist nirgends zu ersehen, ob das Original wirklich in Spanien gedruckt ist. Zwar steht am Eingange eine Dedication an den jetzigen Kö-

G (5)

nig von Spanien unterzeichnet von den Officieren der Section d'histoire militaire, und in der Einleitung behaupten selbige, durch die Spanischen Gesandten in Paris und London wichtige Materialien für ihre Geschichte erhalten zu haben; allein der Geist, der in selbiger herrscht, macht es höchst unwahrscheinlich, daß dieß Werk von Spaniern unter den Augen des Königs und der wachsamem Inquisition wirklich geschrieben ist, während Ferdinand VII. durch alle Verhandlungen seiner Regierung klar die Absicht an den Tag legt, alles Alte, so wie es vor 1808 in Spanien war, wieder herzustellen, sehen wir hier jene Einrichtungen mit den schwärzesten Farben geschildert. Ueberdieß ist der Styl und die Art, die Gegenstände anzusehen, ganz und gar Französisch, und wenn diese Geschichte wirklich von Officieren des Spanischen Generalstaabs verfertigt worden ist, so ist ein Franzose ohne Zweifel der Redacteur gewesen \*). Welches Bewandniß es nun aber auch mit dem Ursprunge dieses Werks haben mag, so bleibt es doch immer, — in so fern man von diesem ersten Theile, auf das Ganze schließen kann —, ein schätzbarer

\*) Der Contrast des Inhalts dieses Werks mit der Angabe auf dem Titel ist so groß, daß die Direction dieser Anzeigen sich für verpflichtet gehalten hat, obige Zweifel drucken zu lassen, ob sie gleich, nachdem das Manuscript dieser Anzeige schon mehrere Wochen in ihrer Hand war, einen Spanischen Titel dieses Buchs in öffentlichen Blättern aufgefunden hat: *Historia de la guerra de España contra Napoleon Bonaparte, escrita y publicada de orden de S. M. por la tercera seccion de la commision de gefes y oficiales de todas armas, establecida en Madrid à las immediatas ordenes del exc. Señor Secretario de Estado y del despacho universal de la guerra. T. I. Introducion. Madrid 1818.* Es gehört eine nähere Bekanntschaft mit der Geschichte dieses Buchs dazu, um das angezeigte Problem genuegend zu lösen.

Beitrag zu der demnächst zu erwartenden vollständigen Geschichte der großen Kriegsbegebenheiten in Spanien, wovon wir Zeitgenossen gewesen sind; indem es eine vollständige und aus den besten der bis jetzt vorhandenen Quellen entlehnte Uebersicht derselben enthält. Dieser ganze erste Band ist in dem Spanischen Original, nach Angabe des Uebersetzers in 4 Kapitel abgetheilt, und als Einleitung abgehandelt. Der Uebersetzer hat aber, das 4te Kapitel als zu der Geschichte gehörend, als das erste Buch derselben, aufgeführt. Das erste Kapitel der Einleitung enthält ein historisches und politisches Gemälde von den vornehmsten europäischen Mächten seit dem Frieden von Amiens bis zum Anfange des Jahres 1808. Das zweyte führt die Ueberschrift: *Etat économique militaire et politique de la France au commencement de 1808*. Die darin aufgestellten Data sind aus sehr bekannten Quellen geschöpft. Wichtiger ist der Inhalt des 3ten Kapitels, der sich mit dem Zustande von Spanien vor 1808 in Vergleich mit dem von Frankreich beschäftigt. Es hebt mit dem harten Ausspruche an: im J. 1808 hatte Spanien weder Schiffe noch Truppen, noch Schätze, noch Credit, weder Gränze noch Gouvernement, noch politische Existenz: wir hatten kein Vaterland mehr. Hätte das Spanische Gouvernement im J. 1808 an Bonaparte den Krieg erklärt, so war Spanien ohne Hülfe verloren. Auf diesen Vorderatz sich stützend, suchen die Verfasser im Verfolge, das sonst nicht zu entschuldigende Benehmen des gegenwärtigen Königs von Spanien, sich freywillig in Bonapartes Hände zu werfen, zu entschuldigen. Nach den Berechnungen, die Florida Blanca im J. 1787 von der Bevölkerung von Spanien aufstellen ließ, betrug sie 10,268,150 Seelen. Mit den Africanischen Besitzungen ein:

geschlossen, rechnet der Verf. 11 Millionen, für America  $13\frac{1}{2}$  Million, und für die Asiatischen Besitzungen  $1\frac{1}{2}$  Million, folglich für die ganze Spanische Monarchie 26 Millionen; der Ertrag des Bodens in der Halbinsel wird berechnet 1. von vegetabilischen Producten 879 Millionen Franken, 2. aus dem Thierreiche 405 Mill. Fr., 3. aus dem Mineralreiche 2 Mill. Fr.; die Ausfuhr in Spanien verhielt sich zu der Einfuhr wie 3 zu 7. Das Ausbleiben des Goldes und Silbers aus America, die großen Subsidien, die an Frankreich bezahlt wurden, und die alles zerstörenden Maßregeln, womit der Friedensfürst, das jährlich sich ergebende Deficit deckte, untergruben den öffentlichen Credit, nachdem sie die königlichen Cassen gänzlich erschöpft hatten. Die Stärke der Armee im J. 1808 war 86,314 Infanterie, 18,078 Cavallerie, 6868 Fuß. 558 reisende Artillerie, 1600 Sappeurs und 39,229 Miliz-Truppen. Außerdem gab es noch Invaliden, Bürgercorps u. s. f., die aber größtentheils nur auf dem Papier vorhanden waren. Ein Theil der Spanischen Provinzen war von der Stellung der Miliz, vermöge alter Gerechtsame, befreit. Die Armee ward durch freiwillige und gewaltsame Werbung ergänzt; war aber niemahls complet, und die Recruten wurden, der Regel nach, aus den verworfensten Menschenclassen genommen. Die Verwaltungsbehörden waren zu complicirt, und handelten nicht in Uebereinstimmung. Im Frieden herrschte ein äußerst schläfriger Gang in allen öffentlichen Geschäften; die Regierung ließ alles seinen Gang gehen, wie es wollte. Sobald ein Krieg das Bedürfnis zu entscheidenden Schritten zwang, kannte sie keine Schranken in den willkürlichsten Maßregeln, die mit einer eben so großen Härte ausgeführt wurden. Das Gewesen lag ganz darnieder. Als Bonaparte

im J. 1808 den König von Spanien zur Stellung einer Flotte aufforderte: so konnte der Friedensfürst, so groß sein Interesse es auch war, die Befehle des Beherrschers der Franzosen zu erfüllen, doch nur 6 Linienschiffe ausrüsten, die in einem so schlechten Zustand waren, daß sie ihren Bestimmungsort Toulon nicht erreichen konnten. Als der Urheber der unglücklichen Verhältnisse Spaniens wird der Friedensfürst bezeichnet, von welchem sich folgende Schilderung findet: Godoy verdankte der Natur eine schöne Gestalt und ein einnehmendes Aeußere; seine Beurtheilungskraft war durchdringend, verbunden mit einem starken Gedächtniß. Als er erst einige Zeit in den Geschäften eingeweiht gewesen war, erlangte er die Fähigkeit, mit Schnelligkeit angemessene Entscheidungen zu geben; er kannte die Menschen, und wußte von ihren verschiedenen Fähigkeiten Gebrauch zu machen; allein der Mangel einer guten Erziehung war unverkennbar. Nur seine Muttersprache, und auch diese nur mangelhaft, kannte er. Seine Ausdrücke waren niedrig, sein Styl barbarisch; er hatte keine Idee von Wissenschaften und Künsten. Das Schicksal hatte ihn zu schnell auf eine solche Höhe gestellt, daß es ihm an Lust und Zeit gebrach, die Fehler seiner Erziehung zu verbessern. Gleichsam durch einen Zauber Schlag aus der Caserne auf den Thron gesetzt, — wenn gleich nicht dem Namen nach, doch in der That —, hatte sein Verstand sich nicht bilden können. Ein Narciss, in vollem Sinne des Worts, war seine Toilette, ein Hauptgegenstand seiner Sorgfalt. Geizig und habgüchlich, beschäftigte er sich mit seinem eigenen Haushalt, bis zu dem kleinsten Detail, nahm auch das kleinste Geschenk an, das ihm dargebracht ward, und war käuferig, wenn er selbst geben mußte. Er liebte zwar Orden, Federn

und Redaction, aber nicht den eigentlichen Militärglanz, und wohnte weder den Paraden, noch den Musterungen, oder überhaupt den Uebungen der Truppen bey. Sein weibisches Herz hatte kein Gefühl für Ruhm, geschweige denn für Nachruhm. Hoffärtig, aber auf eine kleinliche Art war er eben so sehr den niedrigsten Vergnügungen ergeben, als unreligiös. Er war ein Poltron, dabey aber von so großer Reizbarkeit, daß er keinen Widerspruch ertragen konnte. Und doch kann man ihm nicht den Vorwurf, Blut vergossen zu haben, machen. Er entfernte vom Hofe die, welche sich ihm widersetzten, oder die er fürchtete, aber gemeiniglich ließ er ihnen ihre Würde und Einnahme; nur in wenigen Fällen fanden Gefängnißstrafen statt; kein Spanier hat den Haß des Friedensfürsten mit seinem Leben bezahlt. — So zeichnen die Verfasser einen Mann, der lange Zeit die Aufmerksamkeit Europa's beschäftigte. — Daß Godoy Talente von nicht gemeiner Art besitzen mußte, beweiset die lange Dauer seiner Regierung. — Wir übergehen die Geschichte der politischen Verhandlungen Spaniens bis zu dem Jahre 1806. Als Preußen im October desselben Jahrs den Krieg an Frankreich erklärt hatte, glaubte der Friedensfürst, der Augenblick sey gekommen, Spanien von der Oberherrschaft Bonapartens zu befreien. Ohne zum Kriege vorbereitet zu seyn, erließ er die bekannte Proclamation vom 5ten Oct., die fast eine Kriegserklärung war; aber kaum erfuhr der Spanische Hof die Niederlage der Preußen bey Jena, und sogleich suchte er durch jede Niederträchtigkeit, den gemachten ungünstigen Eindruck auf Bonaparte wieder auszulöschen; allein vergebens. Die Aufmerksamkeit auf Spanien war erregt; von nun an war der Untergang der regierenden Familie beschlossen. Das erste Buch der eigentlichen

Kriegsgeschichte fängt mit dem berühmten Tractat von Fontainebleau vom 27. Oct. 1807 an, durch welchen Spanien sich ganz in die Hände Bonaparte's gab. Junot durchzog mit einer Französischen Armee Spanien, zu der Eroberung von Portugal bestimmt, zu welchem Zweck ein Corps Spanier sich mit ihm vereinigte. Gerade in diesem Zeitraum ereignete sich am Spanischen Hofe eine Begebenheit, die eine glückliche Wendung hätte herbeiführen können. Als der König von Spanien im J. 1806 sehr gefährlich krank war, hatte der bis dahin von allen öffentlichen Geschäften ausgeschlossene Prinz von Asturien unter den Großen des Reichs bedeutende Verbindungen, gegen die üblen Absichten des Friedensfürsten, von dem man besorgte, daß er nach dem Ableben des Königs, die Regierung an sich reißen würde, geschlossen. Er hatte sogar dem Herzoge von Infantado mittelst eines Patents, auf den Fall, daß der König mit Tode abgehen würde, gegeben. Der König genas wieder; allein der Friedensfürst, unterrichtet von den Schritten des Prinzen, glaubte sich seiner dadurch mehr zu versichern, wenn er ihn mit seiner Schwiegerin, Marie Louise de Bourbon und de Vallabriza verheirathete. Der Prinz verwarf diese Heirath, und faßte auf den Rath seiner Anhänger den unglücklichen Entschluß, sich mit einer Verwandtin Bonapartens zu vermählen; der Französische Gesandte zu Madrid, Beauharnais, übernahm das Schreiben, das er zu dem Ende an sie schrieb, zu befördern, wdrauf aber keine Antwort erfolgte. Der Friedensfürst hatte von diesem Schritt des Prinzen Nachricht erhalten; er veranlaßte, daß dem Könige von Spanien ein anonymer Brief zugestellt ward, des Inhalts, daß eine Verschwörung gegen seinen Thron und sein Leben, an deren Spitze sich der Prinz von



Asturien befände; im Werke sey. Der König ließ sogleich den Prinzen verhaften und sich seiner Papiere bemächtigen. In einer Ministerialzeitung vom 30. Oct. ward ein königliches Decret bekannt gemacht, in welchem der Prinz des Hochverraths schuldig erklärt ward. Der Prinz erklärte auf eine genügende Art, die unter seinen Papieren als verdächtig gefundene Chiffren. Der Friedensfürst, fürchtend einen Aufstand des über die Verhaftnehmung des Prinzen höchst aufgebrachtten Volks, gab sich den Anschein eines Vermittlers, und erhielt von dem Prinzen Verzeihung unter der Bedingung, daß er sich für schuldig erklären, und seine königlichen Aeltern um Verzeihung bäte, wozu er sich bereitwillig finden ließ. Der König, gab von diesem Vorfall sofort Bonaparte Nachricht, und erwähnte zugleich, daß er großen Verdacht gegen den Französischen Gesandten, Beauharnais habe, ein Theilnehmer dieses Complots gewesen zu seyn. Daß letzteres wirklich der Fall gewesen sey, ist nach dem Verf. nicht zu bezweifeln, und wird noch mehr durch das Antwortschreiben von Bonaparte bestätigt, in welchem er ausdrücklich darauf drang, daß keine Untersuchung gegen die Französische Gesandtschaft statt finden solle. Die Verf. suchen das Betragen des Französischen Gesandten zu rechtfertigen. Auffallend ist es aber, daß der Friedensfürst sich bey der Uebersendung des erwähnten anonymen Briefes an den König, der Hilfe eines Mitglieds der Französischen Gesandtschaft bedient haben soll. Es scheint demnach, daß dieser auf eine gedoppelte Art den Verräther machte. Während dieser Vorgänge nahmen die Franzosen und Spanier Besitz von Portugal und eine neue Französische Armee verkammelte sich an der Spanischen Gränze. Der König bat Bonaparte um die Erlaubniß für den Prinzen von

Asturien, sich mit einer Prinzessin seines Geblütes vermählen zu dürfen. Nach langer Zögerung gab Bonaparte dazu in einem Schreiben aus Bayland seine Einwilligung. Dieß geschah kurz vorher, ehe Dupont, der die Gironde-Armee commandirte, in Spanien einrückte. Andere Französische Corps überschritten auf verschiedenen Puncten die Gränze, ohne Widerstand zu finden, und sie als Bundesgenossen betrachtend, ließen die Spanier es zu, daß sie Besitz von den wichtigen Plätzen Pampelouna, Barcellona u. f. f. nahmen. Die Aufmerksamkeit des Spanischen Hofes ward endlich aufgeregt. Der König faßte auf Anrathen des Prinzen von Castel Franco den Entschluß, sich nach Sevilla zu begeben und Anstalten zum Widerstand zu treffen. Dieser Entschluß erregte große Unruhe im Volke, bis eine königliche Erklärung erschien, daß er ihn nicht ausführen wollte. Als aber neue Anstalten zur Abreise des Hofes gemacht wurden, da brach ein völliger Volksaufstand aus, welchen zu stillen der König sich veranlaßt fand; die Entlassung des Friedensfürsten von allen seinen Stellen bekannt zu machen, aber als auch dieses nicht das Volk befänstigte, so übergab er die Regierung dem Prinzen von Asturien; ein Ereigniß, das Spanien mit Freude und großen Erwartungen erfüllte. Allein wie sehr fanden sich die Spanier in ihren Hoffnungen getäuscht! Schon war Murat begleitet von einer bedeutenden Armee in Frankreich eingerückt, als diese Thronveränderung statt fand, er eilte nach Madrid, wo vorzüglich folgende Gegenstände das Ziel seiner Anstrengung waren; den Friedensfürsten, der sich seit dem Aufstande zu Aranjuez noch immer im Verhaft befand, vor der Wuth des Volks zu schützen, Ferdinand VII. mit der Hoffnung, daß Bonaparte ihn als König anerkennen würde, zu tödten, und den Kö-

nig Carl zu bewegen, seine Abdankungsacte zurückzunehmen; seinen Bemühungen ein desto größeres Gewicht zu geben, verkündigte er die baldige Ankunft Bonaparte's in Madrid. Bald nachher traf Savary daselbst mit der Nachricht ein, daß Bonaparte schon auf dem Wege dahin sey, und nun faßte Ferdinand VII. den unglücklichen Entschluß, ihm entgegen zu reisen, wozu ihn Savary vorzüglich durch die Erklärung verleitete: Bonaparte werde ihn gleich bey seiner Ankunft in Bayonne als König anerkennen. Kaum hatte Ferdinand Madrid verlassen, als Murat nicht nur die Freylassung des Friedensfürsten, und gleich nachher auch die Erklärung des Königs Carls bewirkte, daß er den Thron wieder besteigen wollte. Dieser unglückliche König hatte unterdessen mit seiner Familie gleichfalls die Reise nach Bayonne angetreten. Bonaparte glaubte dadurch, daß er die Königliche Familie in seiner Verwahrung habe, auch der Eroberung Spaniens gewiß zu seyn; allein gerade dieß von ihm gewählte Mittel endigte sich zu seinem Verderben. Die Schwäche der Regierung, sowohl die des Vaters, als des Sohnes, wäre ihm ein mächtiger Bundesgenosse gewesen, weil sie den Ausbruch der Rache des Volks zurückhielten; beide entfernt, konnte es sich ungehindert gehen lassen. Mit der Ankunft der Königlichen Familie in Bayonne, endigt sich dieser erste Theil.

#### Erlangen.

Domitii Ulpiani, quae in primum Digestorum librum migrarunt, fragmenta. Textu ad Codd. Mss. recognito edidit D. Carolus Bucher, Bavariae regi ab aulae consiliis et professor p. o. in academia Erlangensi. Er-

langae sumt. Palm et Enke. MDCCCXIX. P. XXVIII, 127.

Die vorliegende Schrift ist das Antrittsprogramm des von Halle nach Erlangen versetzten Herrn Hofraths Bucher. Sie enthält eine Sammlung der aus Ulpian's Schriften in das erste Buch der Pandecten aufgenommenen Fragmente, mit erklärenden Anmerkungen; zugleich aber auch eine Ausstattung des zum Grunde gelegten Florentinischen Textes mit einer *varietas lectionum* aus dem schon früher bekannten und benutzten Erlanger Pandectenmanuscript und aus drey ganz neuen Bambergischen Handschriften. Die Idee des Buches erinnert an die Cujacische Methode die Fragmente der Pandecten nach den Schriftstellern als ein Ganzes zusammenzustellen. Für den exegetischen Zweck hätte wohl Mancher die Beschränkung auf eine einzelne der vielen Schriften Ulpian's gewünscht, um wenigstens eine theilweise Vollständigkeit erreicht zu sehen; und für den kritischen die Behandlung einiger ganzen Titel vorgezogen, weil dies für die Vergleichung der Handschriften und Auffuchung ihrer Familien-Ähnlichkeiten mehr Erleichterung darbietet. Die erklärenden Anmerkungen, welche in dem Buche die Hauptsache auszumachen scheinen, enthalten nichts Neues; sie sind aber aus der bessern civilistischen Litteratur geschöpft, oder verweisen doch darauf; vielleicht hat sie der Verfasser als eine Probe geben wollen, wie etwa bey einer neuen Ausgabe des Corpus juris, welche durch den Unternehmungsg Geist einer unserer bedeutendsten Buchhandlungen nicht mehr sehr entfernt scheint, der dem kritischen Theile freylich sehr untergeordnete, und wohl am besten ganz getrennt davon erscheinende, exegetische zu behandeln seyn möchte. Das wichtigste an dem Buche, wofür der Verfasser auf den Dank aller Leser rechnen darf, ist die Ein-

führung der neuen Bambergischen Codices in das größere Publicum; daher auch der Recensent besonders eilt, diese erste ihm von der Oberrhesse zugekommene Neuigkeit sefert zur Anzeige zu bringen. Schon durch die gelehrte Reise des Herrn Etatsraths Cramer in Kiel im Sommer 1815, und dann wieder von Ostern 1816 bis Johannis 1817, von welcher die Litteratur zwar noch keine Folianten als Ausbeute aufzuweisen hat, die aber doch durch gemachte Entdeckungen und durch Beyträge für die Arbeiten einzelner Gelehrten so nützlich geworden ist, war die erste Kunde davon verbreitet, und wahrscheinlich auch aus dieser Quelle zu unserm Verfasser gelangt; und wenn gleich Spanaenberg's Einleitung in das Corpus juris des Dafeyns derselben noch nicht erwähnen konnte, war doch die Existenz den Gelehrten, welche sich für solche Gegenstände interessieren, keine so unbekante Sache, wie der Verfasser glaubt, namentlich kann Recensent gegen den im Buche darüber geäußerten Zweifel versichern, daß Herr Professor Schrader in Tübingen längst davon wußte, und nur auf hinlängliche Muße wartete, um an Ort und Stelle von allem Einsicht zu nehmen. Jetzt giebt nun die Vorrede zu unserer Schrift die Beschreibung der Manuscripte; die Schrift selbst, so weit sie reicht, das Resultat der mit dem Florentinischen Texte angestellten Vergleichung, und ein hinten angehängtes Blatt einen kleinen Probestich aus sämtlichen Handschriften. Recensent beschränkt sich hier auf einige Mittheilungen über die beyden ersten Bambergischen Codices; da der dritte, ein Digestum vetus mit Accursischer Glosse aus dem Ende des 13ten oder Anfange des 14ten Jahrhunderts wenigstens seinem Alter nach mit den beyden anderen an Werthe nicht verglichen werden kann. Von diesen beyden ist nur der erste

ein schön geschriebenes, leicht zu lesendes, Digestum vetus in Folio Format von 290 dünnen glatten Pergamentblättern. Die Schriftzüge sind Longobardische Minuskeln, nähern sich aber schon der eckigen Gothischen Form. Das Griechische ist bloß nachgemacht, aber doch meistens lesbar; der Abkürzungen der Schrift sind wenige, von den Abtheilungszeichen kommt bloß das Punctum vor. Das Manuscript hat vollständige Inscriptionen und gehört in dieser Hinsicht wenigstens in Deutschland zu den Seltenheiten. Die Summen, welche sich bey mehreren Titeln finden, will der Verfasser sonst noch nicht angetroffen haben. Außer den Interlinearglossen finden sich von neuerer Hand auch Randglossen, besonders von Azo; sie sind nach der Beschreibung kürzer als die sonst bekanntesten, und zum Theil ganz neu. Einiges von den Glossen ist mit R. bezeichnet; der Verfasser bezieht dies nicht auf Rogerius, sondern dessen Schüler Rofredus, wodurch die Handschrift nicht nothwendig jünger wird, wenn man voraussetzt, die Glosse sey von späterer Hand hinzugefügt. Von Accurs, welchen aber der Verfasser viel zu früh schon 1229 sterben läßt, findet sich nichts. Nimmt man alles zusammen, so kann es kein Bedenken haben, die Handschrift ins Ende des 12ten, oder doch in den Anfang des folgenden Jahrhunderts zu setzen. Der zweyte Codex ist ebenfalls ein Digestum vetus; aber un glossirt, und in etwas kleinerein Folio Format, wie der vorige, mit nur 248 Blättern. Das Pergament ist von gleicher Beschaffenheit, wie bey dem ersten; auch die Schriftzüge sind im Ganzen die nämlichen; nur ist die Form der Buchstaben nicht ganz so geregelt, auch etwas weniger in die Länge gedehnt; nimmt man dazu daß die Wörter oft keinen Zwischenraum haben und die Theilung am Ende der Sylben bloß nach dem Raume gemacht

ist, so mag der Verfasser, welcher diesen Codex bloß der späteren Vergleichung wegen Bamb. 2. nennt, allenfalls recht haben, wenn er denselben noch für älter hält, als den ersten; zu völliger Gewißheit läßt sich hier nichts bringen und noch weniger die Beweisführung der Behauptung ersparen. Der Abbreviaturen sind viele; das Griechische fehlt, oder ist doch bis zur Unleserlichkeit entstellt; auch nennen die Inscriptionen nur den Juristen. Ueber den inneren Werth beyder Handschriften hätte man von dem Verfasser wohl mehr zu hören gewünscht. So weit Recensent verglichen hat, findet sich mehrmals eine Uebereinstimmung mit der Florentina, in Fällen, wo die Vulgata entschieden anders liest. Dagegen giebt es auch eine beträchtliche Zahl von Abweichungen; aber fast immer nur in einem einzelnen Worte; in einigen dieser Abweichungen stimmen die Handschriften mit der Vulgata zusammen, in anderen mit Haloander, in mehreren haben sie eine ganz eigene Lesart. Daß Manche von den Abweichungen von der Florentina offenbar unrichtig sind, ist kaum anders zu erwarten. Besonderes Interesse erregen die vollständigen Inscriptionen des ersten Codex; wobey aber viele Verschiedenheit im Verhältniß zur Florentina herrscht; namentlich sind in Rücksicht der 78 Fragmente, welche aus Ulpian's Schriften in das erste Buch der Pandecten aufgenommen sind, 18 Inscriptionen nicht übereinstimmend. Es sind 2 in dem Namen des Juristen abweichend, und zwar handgreiflich falsch, nämlich l. 20. D. de statu hominum, Celsus lib. 38. ad Sabinum, und l. 24. D. eod. Modestinus lib. 27. ad Sabinum, statt Ulpianus in beyden Stellen; ferner 1 Inscription abweichend in dem Titel der Schrift des Juristen, nämlich l. 39. D. de adoption. Ulpianus lib. 3. de offi.

cio proconsulis, wie freylich auch Haloander liest, statt des Florentinischen de officio consulis; und 15 nicht übereinstimmend in der Zahl des Buches, wovon aber drey mit Haloander zusammenstimmen, und zwey auf Stellen gehen, bey welchen letzterer wenigstens ebenfalls eine abweichende Lesart hat. Mögen bald noch Andere mit unserem Verfasser in einen Wettstreit treten, den neuen Fund durch weitere Untersuchung und Mittheilung für die Critik nutzbar zu machen. Verdienste um den gelehrten Theil des Römischen Rechts lassen sich dadurch in Menge erwerben, gesetzt auch, daß von andern bekannten Manuscripten, namentlich von den in Italien, mehr als eines der Florentina an Werth näher kommen, als die unsrigen.

Schweppe.

### M a i l a n d.

Principj di Scienza nuova di Giambattista Vico d'intorno alla commune natura delle nazioni, colla vita dell' autore, scritta da lui medesimo. Edizione sesta. Vol. I. II. III. 1816. Octav.

Die wiederholte Auflage der sich so nennenden Neuen Wissenschaft des Neapolitanischen Juristen Vico kann in Deutschland noch immer für ein neues Buch gelten, das aber diesseits der Alpen schwerlich jemahls mehr Leser finden wird, als es bisher gefunden hat. In einem gewissen Sinne kann dieser Vico allerdings für den Vorläufer von Montesquieu gelten. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, da unter den Juristen eben noch nicht Sitte war, über den Geist der Gesetze nachzudenken, benutzte er die Kenntnisse, die er sich durch das Studium der alten und neuern Geschichte und auch der



Philosophie erworben hatte, um sich die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit des bürgerlichen Wesens aller Zeitalter und Nationen einigermaßen zu erklären. Da er sich selbst für ein Genie vom ersten Range hielt, wie man aus der von ihm selbst aufgesetzten Geschichte seines Lebens lernen kann, nannte er diesen Theil der Politik, den er geschaffen zu haben glaubte, schlechthin die neue Wissenschaft, ohne einen andern Titel nöthig zu finden. Wenn man Geduld genug hat, durch den schleppenden und verworrenen Styl sich hindurch zu arbeiten, findet man mit einer bunten Gelehrsamkeit, die sich über Philosophie, Poesie, Theologie, Mythologie, Jurisprudenz und alle historischen Wissenschaften verbreitet, den Lieblingsgedanken des Verfassers ausgeführt, daß die Menschen zuerst nach dem Nothwendigen streben, dann nach dem Nützlichen, dann nach der Bequemlichkeit, dann nach dem Vergnügen, dann nach dem Luxus; und zuletzt endige alles in Verschleuderung der erworbenen Lebensgüter. Aber so, wie in dieser summarischen Zusammenstellung, liegen auch in dem ganzen Buche die Begriffe durch einander. An historische Critik ist nicht zu denken. Besonders wunderliche Dinge enthält der zweyte Theil, der *Sapienza poetica* überschrieben ist, aber sich darum nicht weniger mit Politik beschäftigt. Wir führen also diese neue Auflage eines bey uns fast unbekanntes Buchs (die erste Auflage ist vom Jahre 1726), das Montesquieu benützt haben soll, nur als einen Beweis des abgesonderten Ganges an, den die Philosophie der Gesetzgebung, selbst nach Filangieri, in Italien noch immer fortzugehen scheint.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 5. Julius 1819.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Gesellschaft der Wiss. am 19. Jun. verlas H. Hofr. Tychsen eine Abhandlung de Inscriptionibus Indicis et privilegiis Judaeorum et Christianorum S. Thomae in ora Malabarica, cum explicatione inscriptionis trilinguis a Bucharano adlatae. Bey den großen Verdiensten der Britten um die Beförderung der Kenntniß Asiatischer Völker, Religionen, Wissenschaften und Künste, worin sie alle übrigen Nationen übertreffen, vermißt man noch eine genauere Kenntniß der älteren Indischen Geschichte, für welche die alten epischen Gedichte, Purana's und Upapurana's sehr unzuverlässige Quellen sind. Ein nicht ganz unbedeutendes Hülfsmittel geben die Inschriften, die den Vorzug haben, daß sie nicht nur merkwürdige Personen und Begebenheiten erwähnen, sondern auch häufig die Zeitbestimmung beyfügen, und um deren Entzifferung Jones, Wilkins, Wilford, und vorzüglich Colebrooke sich ein bleibendes Verdienst erworben haben. Freylich ist nur noch ein Anfang gemacht; weder die alten Dia-

Lecte noch die Provinzialschriftarten in welchen sie geschrieben sind, sind hinlänglich bekannt, und wir hängen noch von den Pandits ab. Es fehlt noch an einem Indischen Wabillon, der jedoch nicht ausbleiben wird. Da es indessen nicht ohne Interesse seyn kann, zu übersehen, was bisher davon bekannt ist: so gab der Verf. ein kurzes Verzeichniß Indischer Inschriften nach der Zeitfolge geordnet. Diese sind entweder eigentliche Inschriften an Tempeln, Höhlen oder auf einzelnen Steinen, mit oder ohne Zeitangabe, deren hier 18 angeführt wurden; oder sie sind auf kupfernen Tafeln eingegraben. Letztere (14 — 16 Stück) enthalten theils Schenkungen von Land an Brahminen oder Pagoden, theils königliche Bewilligungen zum Besten von Personen oder Gesellschaften und sind also als Diplome oder Privilegien zu betrachten, die man in Indien auf Metalltafeln schrieb, wie einst die Römer ihre Gesetze, weil das gewöhnliche Schreibmaterial, die Palmblätter, dafür so wenig dauerhaft und angemessen war. Es finden sich darunter auch erdichtete Privilegien aus den nämlichen Ursachen wie im Occident. Die berühmtesten, schon lange in Europa bekannten, Diplome oder Inschriften dieser Art sind die Privilegien, die den Juden in Codschin und den Christen auf der Malabarischen Küste ertheilt worden. Das Jüdische Privilegium von Cheran Perimal machte schon der Jude Pereyra 1687 bekannt. Anquetil, der dieses nicht gewußt zu haben scheint, erhielt die Originaltafeln zur Einsicht, und gab in seinem Zendavesta den Abdruck der 3 Platten aus welchen es besteht. Diese scheint genauer als die im 14. Theil des Büschingschen Magazins, die jedoch in einer Stelle, wie der W. zeigte, vollständiger ist. Man kennt jetzt von diesem Privilegium 6 Uebersetzungen, von welchen die bekannt gewordenen unter sich so sehr verschieden sind, daß sie einer Revision bedürfen. Die älteste, von Pereyra, die zugleich die zuverlässigste seyn dürfte, theilte der W. in einer Anmerkung mit. Eine besondere Schwierigkeit

macht die Zeitrechnung, in welcher die bekannten Uebersetzungen sowohl unter sich, als von andern Datis über das Zeitalter des Scharan Perimal abweichen. Der W. bemerkt, daß das Privilegium vielleicht überhaupt nicht von diesem Könige herührt, da in dem Diplome selbst der König mit ganz andern Namen bezeichnet wird, und daß es sich nicht auf die Jüdische Nation in Codschin, sondern einzig auf einen Josef Rabban bezieht, den der König durch verschiedene Ehrenbezeugungen auszeichnet

Das Privilegium für die Christen soll gleichfalls von Scharan Perimal gegeben seyn, und die Nestorianischen Christen in Malabar gründeten darauf die Vorzüge und Freyheiten die sie bey der Ankunft der Portugiesen genossen. Unglücklicher Weise war dieses Privilegium nebst einem andern für den Mar Thomas oder Thomas von Kana, einen Armenier, wie Gouvea erzählt, seit dem Ende des 15. Jahrh. verloren gegangen, und nachdem man sie lange vergeblich gesucht hatte, gelang es erst im J. 1806, dem O. Lieut. Macauley, Britischem Residenten in Travancore, sie wieder aufzufinden. Es sind 6 Tafeln, auf beyden Seiten beschriebn, also 12 Seiten. Da selbst die Brahminen diese Tafeln nicht lesen konnten, ein Zeichen ihres hohen Alters; so hat sich Dr. Buchanan bey seinem Aufenthalt in Indien das Verdienst erworben, sie, so wie die Jüdischen, in Kupfer stechen zu lassen. Diese Kupfertafeln sind in der Univers. Bibliothek zu Cambridge niedergelegt, und die hiesige Königl. Bibl. besitzt durch die Gefälligkeit des H. Dr. Herschel, Sohns des berühmten Sternkundigen, einen Abdruck der 12 christl. Tafeln, der durch H. Dr. Nöbden der Königl. Societät d. W. überschiedt worden war, und dessen Betrachtung den W. zur Wahl dieses Gegenstandes bestimmte. Die Erklärung dieser Indischen Inschriften selbst kann man nur von Britischen Gelehrten in Indien, wie Colebrooke, erwarten; der W. schränkte sich auf einige critische Bemerkungen und Vermuthungen ein, die von dem künftigen Erklärer nicht übersehen werden dürften. Indem man diese Tafeln verloren glaubte,

erhielt Anquetil (1758) von dem Bischof von Varapalli eine Sanscrit-Üebersetzung, wie er behauptet, dieser Urkunde des Königs Scheran Perimal, deren Original auf 4 Kupfertafeln im Besitz der Nestorianischen Christen zu Coelan war, und theilte sie nachher im Zendavesta mit. Auffallend ist es, daß weder A. noch der Bischof von dem Verlust der Tafeln etwas wußte, und daß er eine Uebersetzung in Sanscrit hatte, da man wohl aus letzterem in die gangbaren Volkssprachen übersezt, aber nicht umgekehrt. Auch ist es zweifelhaft, ob sein Dolmetsch, der Nestorianer Mattape, die alte, heilige Sprache verstand. Sollte vielleicht A. sich gerirt, und etwa wegen der Schrift das Privilegium für Sanscrit gehalten haben? Wie dem auch sey, diese Tafeln bey A. enthalten nicht die alten Privilegien der Christen, sondern nur specielle Begünstigungen, und Bestätigung älterer. Auch ist zweifelhaft, ob sie von Scheran Perimal sind, dem sie die Ueberschrift beylegt; denn im Text sind andre Namen. Da dieser Scheran Perimal der mächtigste König der Malabarischen Küste war, dessen Andenken noch in später Zeit in Achtung stand; so scheint es, daß man von ihm alle Privilegien ableitete, um ihnen desto mehr Ansehen bey den kleinen Indischen Fürsten zu verschaffen. So legten Juden und Christen ihre von alten Königen oder Kadashia's bewilligten Rechte und Freyheiten dem Scheran bey, welches um so leichter geschehen konnte, wenn da Perimal ein Titel oder gemeinschaftlicher Name der Könige von Travancore gewesen zu seyn scheint. Nach Gouvea, dem ältesten und kundigsten Schriftsteller in dieser Sache, muß man drey vielleicht von verschiedenen Fürsten den Christen erteilte Privilegien unterscheiden. 1. Das Privileg. von Scheran Perimal, wodurch den Christen der Rang vor den Nairen und andre Vorzüge zuerst bewilligt wurden. 2. Das dem Armenier Mar Thomas erteilte Privilegium, worin auch ein großer Platz zur Erbauung einer Kirche geschenkt wird. Da letzteres und der Name Thomas Knaye in den von Anquetil bekannt gemachten Tafeln vorkommt, die im Text den Namen des Königs

Meradigel und des zweyten Königs Lama nennen, so dürften diese das Privileg. des Mar Thoma enthalten. Auf den Einwurf gegen diese Vermuthung, daß das Privilegium des Mar Thoma, nach Gouvea, zu den Tafeln gehörte, die dem Portugiesischen Factor zu Codschin in Verwahrung gegeben, und erst 1806 wieder aufgefunden worden, läßt sich antworten, daß, da dieses Privilegium in 4 Sprachen oder Schriftarten geschrieben war, vielleicht ein Exemplar in den Händen der Christen geblieben sey. Man kann ferner einwenden, daß Wrede (Al. Research. VII. 365) in der alten Malabarischen Chronik, die er verglich, die erste Erwähnung der Christen bey der Nachricht von der Ankunft des Mar Thoma fand, den der König Cocurazgon, ungefähr im 6. Jahr, gütig aufnahm. Allein diese Nachricht schließt die Ertheilung früherer Begünstigungen an die Christen, die unstreitig früher dort waren, gar nicht aus. 3. Das Privilegium für die Bischöfe Mar Schabro und Mar Prod (Schabur und Sirus) zu Coilan, welches man auf 4 kupfernen Tafeln dem Erzbischof Menezes um 1600 zeigte, und sorgfältig aufbewahrte. Die Zeit der Ertheilung desselben setzt Gouvea um 820, Wrede 100 J. später. Die Untersuchung und Entzifferung der Tafeln oder Abdrücke von Buchanan wird nun das nähere zeigen. Es wird daraus erhellen, ob unter ihnen sich die ersten Begünstigungen von Scheran Perimal, und die für Mar Thoma finden, und ob letztere die Anquetilschen sind. Es wird entschieden werden, was in den Tafeln der Nestorianer zu Coilan enthalten ist, und ob Anquetil davon eine Sanscritübersetzung hatte? Auch wird sich ergeben, ob die Tafeln in verschiedenen Sprachen oder Schriftarten sind. Auf die Zeitangaben wird besonders zu achten seyn, und ob sie von verschiedenen Königen oder Einem unter verschiedenen Namen sind. Endlich wird die Anquetilsche Uebersetzung, die manches Unverständliche enthält, und die der Jüdischen Tafeln, nebst der schwankenden Zeitangabe der letztern, berichtigt werden.

Die Privilegien des Mar Schabro und Prod lassen

sich unter den Buchananschen Tafeln nicht füglich erwarten. Indessen findet sich doch darunter eine, deren Schrift ein so spätes Zeitalter verräth, daß sie, dieser zufolge, allenfalls dahin gehören könnte. Dieses ist die Tafel mit 3 Orient. links gehenden Schriftarten, von welchen die erste, wegen der keilförmigen Zusätze an den Enden der Buchstaben für eine Art von Keilschrift gehalten worden ist. Ueber diese Tafel gibt der V. als Beytrag zur künftigen Erklärung der Buchananschen Abdrücke, einige Erläuterungen. Die erste Schriftart ist Arabisch, in 10 Zeilen, wovon das erste Wort verwischt ist, und enthält folgendes:

(شهد) لذلك ميمون بن ابر  
 هيم وشهد ثمد بن ميب \* \* \*  
 وشهد طسخ بن ابي وشهد  
 عثمان بن ايموريان وشهد  
 ثمد بن ابي وشهد عمرو بن  
 ابراهيم وشهد ابراهيم بن  
 انطني وشهد نظمر بن منصور  
 وشهد القاسم بن ههتك  
 وشهد منصور بن عشي و  
 شهد اسمعيل بن يعقوب

Dieses bezeugt Meimun, Sohn des Ibrahim — — —  
 Thamed Sohn M. . . . Thag Sohn des Ali, Othman  
 Sohn des Amurian, Thamed S des Ali, Amru Sohn  
 des Ibrahim, Ibrahim Sohn des Anthana, Nethr  
 Sohn des Mansur, Kasem Sohn des Mohartek,  
 Mansur Sohn des Ascha und Zemail Sohn des  
 Jacub.

Es sind also 10 Zeugenunterschriften von Muhamme-  
 danern, deren Namen jedoch nicht alle deutlich und  
 zum Theil nicht gewöhnlich sind. Die Schrift ist der  
 ältern Arabischen, auf Münzen der Soffariden, Ge-

maniden und auf Inschriften, der 10. und der folgenden Jahrhunderte ähnlich, hat aber, besonders durch die dreyeckten Endverzierungen und gewisse eigenthümliche Züge, ein fremdartiges Ansehen. Das  $\text{◌}$  ist durch zwey dreyeckte Punkte bezeichnet. — Auf diese folgen 11 Zeilen einer Schriftart, die weder mit den bekannten Syrischen noch Hebräischen Aehnlichkeit hat, und die daher der V. geneigt ist für eine Art Pehlvi zu halten. Sie weicht zwar von der auf Persischen Münzen und Inschriften der Sassaniden merklich ab; vielleicht aber findet sich in Schriften der Parsen in Indien etwas ähnliches. Parsen lassen sich hier neben Muhammedanern und Juden füglich als Zeugen erwarten. Denn daß auch hier sich 10 Zeugen unterschrieben haben, zeigt das erste Wort der Unterschrift, das 10 mahl wiederkehrt. Wenn es Pehlvi ist, so darf man vielleicht vom H. Baron de Sacy die Erklärung erwarten. Die Schrift hat mehrere unbestimmte Züge. Die dritte Unterschrift ist Hebräisch von 4 Juden, die gleichfalls als Zeugen unterschrieben. Es sind 8 Zeilen, ziemlich großer und deutlicher Schrift, aber die einzelnen Buchstaben haben oft überflüssige Züge und wechselnde unbestimmte Figur, und in Sprache und Rechtschreibung ist manches schwierige oder unrichtige, welches theils den Zeugen selbst, die das Hebräische nicht zu schreiben gewohnt waren, theils dem Künstler, vermuthlich einem Muhammedaner, dem die Schrift unbekannt war, zuzuschreiben ist. Der Verf. liest sie:

הסגן בן חמן שלט	Der Sagan (Vorsteher) Sohn
פדיגהום	des Haman auf Befehl des
הסגן בן יצחק	Königs.
קמישל פדיש	Der Sagan Sohn Isaaks nach
גהום הסגן בן	dem Gebot des Königs.
מברהם קול ב..	Der Sagan Sohn Abrahams
(oder' עבריה מקול)	(od. Obadiah's) auf Geheiß des
גהום הסגן בן	Königs. Der Sagan Sohn
בש.. ד.. גהום	— — — Konias.



Die letzte Zeile ist unleserlich. Zur Erläuterung hier nur so viel. Das Sagan kann Rabbinen bezeichnen, oder bloß Ehrentitel seyn. Padisgahom nimmt der W. für den bekannten Königstitel Padischah, mit hinzugesetztem am als Endung. Bey וְלִשׁ, das sehr undeutlich ist, muß א ergänzt werden, so wie bey וְלִשׁא, wo das voranstehende P entweder für א verschrieben, oder aus dem vorhergehenden Namen irrig wiederholt seyn kann. Für אֵל steht, vermuthlich verfehlt, אֵל, und da der vorhergehende Name auch verschieden gelesen werden kann, so läßt sich das א auf verschiedene Weise verbinden, und man kann אֵלֵאֵל lesen. — Wenn auch einiges anders kann gelesen und erklärt werden, als hier versucht ist, so ist doch klar, daß hier 24 Zeugenunterschriften sind, und daß sich die Tafel auf eine andre Urkunde bezieht, zu der sie als Ergänzung und Beglaubigung gehörte. Da die Zeugen auf Königl. Befehl unterschreiben, wie die Juden vorsichtig bemerken, so war es wohl ein Act der vom Könige ausging, etwa ein Privilegium oder Schenkung (wie die Land-schenkungen für die Persischen Bischöfe zum Bau einer Kirche.) Doch dieses muß erst durch die Entzifferung der Indischen Inschriften klar werden. Daß die Christen durch Unterschrift und gleichsam Zustimmung der Häupter der übrigen Religionsparteyen, die neben ihnen wohnten, Muhammedaner, Parsen, Juden, den ruhigen Besitz oder Genuß des ihnen vom Könige zugestandenen zu sichern suchten, scheint ganz in der Ordnung.

## M a r b u r g.

Von der bey Krieger 1814 angefangenen Ausgabe der History of Tom Jones, a Foundling, By Henry Fielding, mit den reichen critischen und exegetischen Zugaben des Hrn. Prof. Wagner, ist 1819 auch der dritte Band erschienen. Wegen der Merkwürdigkeiten dieser Ausgabe verweisen wir auf die Anzeigen des ersten und zweyten Bandes (1814. S. 121. 1816. S. 1920).

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 8. Julius 1819.

Göttingen.

Ein im Namen der Universität erschienenenes Programm vom Hofr. Mitscherlich erhielt Nachricht von der am 4. Junius, als dem Tage der Geburtsfeier unsers Königs, erfolgten dießjährigen Preisvertheilung an die Studierenden. Die für die dießmahligen Preise ausgesetzten Aufgaben sind G. A. vorigen Jahrs S. 1002. angezeigt. Den theologischen Preis erhielt Hr. Carl Friedr. Christoph Heinrichs, aus Burgdorf im Hannöverschen, und das Accessit Hr. Daniel Serégelly aus Ungarn. Den homiletischen Preis erhielt Hr. Severt Fr. Güber aus Bassum im Hannöverschen ganz; ein zweyter, der voriges Jahr nicht zugetheilt werden konnte, wurde zwischen Hrn. Georg Gottfr. Weidner aus Hannover, und Hrn. Carl Fr. König aus Kneesebeck im Lüneburgischen getheilt. Den juristischen Preis erhielt Hr. Jul. Levin Ulrich Dedekind, aus Holzminde im Braunschweigischen. Den medicinischen Hr. Aug. Heinr. Ludwig

Westrum b aus Hameln, und das Accessit Hr. Philipp Georg Carl Ehrhardt Barkhausen aus Bahum im Hannöverschen. Von der philosophischen Facultät waren zwey Fragen aufgegeben; die erste verlangte eine Untersuchung der Echtheit einiger neuerlich bestrittenen Dialogen des Plato; den Preis erhielt Hr. Julius Friedr. Carl Dilthey aus Nordhausen; in der zweyten, mathematischen Inhalts, erwarb sich den Preis Hr. Enné Heeren Dirksen aus Ostfriesland. Das Accessit erhielt Hr. Christian Heintr. Ferdin. Weissenborn, aus Schnepfenthal im Gotha'schen.

Die neuen Aufgaben für den 4. Junius künftigen Jahres 1820 sind folgende:

Von der theologischen Facultät: *ut comparetur doctrina Platonis ethica cum christiana, ita ut utriusque tum consensus tum discrimen exponatur.*

Die homiletische: die beste Predigt über Pauli Brief an die Römer 8, 31—34.

Von der juristischen Facultät: *de pignore nominis, ejus natura et effectu; Speciatim, an et quo effectu, sub hypotheca generali, nomina quoque comprehensa sint?*

Von der medicinischen: *Somni vigiliarumque status morborum symptomatice, aetiologicè, et prognostice exponantur ac dijudicentur; uberioribus tamen in somnambulismum inquisitionibus omisiss.*

Von der philosophischen: *historia doctrinae de fontibus et ortu cognitionis humanae ita conscribatur, ut illorum potissimum ratio habeatur, quae Plato, Aristoteles, Cartesius, Lockius, Leibnitius et Kantius de his fontibus probare studuerunt.*

Und eine zweyte, außerordentliche: *ut disqui-*

ratur, num nomina et notiones Deorum, qui in Hesiodi theogonia inveniuntur, ex linguis semiticis explicari possint ac debeant; ita tamen, ut non solum etymologiarum, verum etiam antiquissimorum mythorum, symbolorum, rituum, rerumque reliquarum, quae reconditae antiquitatis tenebris lucem inferre possint, ratio habeatur.

L e i p z i g.

Ueber das repräsentative Geldsystem; oder in wie fern ist das Papiergeld ein stellvertretendes Mittel, die edlen Metalle zu ersetzen? Ein auf Geschichte und Erfahrung gegründeter staatswirthschaftlicher metrologischer Versuch von Johann Isaac Berg haus, Königl. Preussischem Hofrathe und Rentanten der Haupt-Instituten-Casse in Münster ic. In der Gräffeschen Buchhandlung. Auf VIII und 103 S. in 4.

Unserem Bedünken nach ist die Frage nicht ganz zweckmäßig gestellt. So wie sie es ist, versteht sich die Antwort von selbst; aber sie hat kein Interesse. Das Papiergeld kann nämlich nur in so fern ein stellvertretendes Mittel für das Metallgeld seyn, als von diesem wirklich so viel vorhanden ist, als zur Wiedereinführung des Papiergelds erfordert wird. Man will aber wissen, in wie fern das Papiergeld das Mittel ist, das bey dem Verkehre an die Stelle des nicht vorhandenen Metallgelds treten; oder da Papiergeld und Staatscredit einerley ist, in wie fern der Staatscredit den Geldbedarf zum Verkehr erfüllen kann. Auch darauf läßt sich zwar kurz antworten "in so fern, als kein Mißbrauch davon gemacht wird, und die Voraussetzungen, worauf man die Creirung des Papiergelds gründet, wirklich eintreffen." Aber wer

will es denn wagen, das Maximum des rechten Gebrauchs zu bestimmen — zumahl, wenn die Noth des Staats dabey mit gebietet; und wer kann einen Erfolg versichern, der so, wie die Schicksale der Staaten überhaupt, immer ein Spiel des Zufalls bleibt! Der H. H. N. B. sagt hier gleichwohl über das Geldwesen überhaupt, und über das Papiergeld insbesondere viel Wichtiges, Nützlichs und Schönes; aber nur fragmentarisch: etwas Ganzes oder auch nur eine vollständige Beantwortung der von ihm selbst aufgeworfenen Frage wissen wir daraus nicht zusammen zu reihen. Er geht von der neuen Benennung, womit der H. Prof. Krug die drey Mittel des Verkehrs aus Sinnes-, Bestands- und Bernunftgeld wohl mehr witzig als lehrreich bezeichnet hat, aus, und erklärt darnach besonders die verschiedenen Arten des Papiergeldes. Uns dünken die alten Namen der Verkehrsmittel "Waren, Geld und Credit" weit fruchtbarer für die Wissenschaft; und wir sehen daher ungern, daß sie hier verlossen werden. Daß H. Watterroth das Recht des Staats zur Erreung von Papiergelde bis zur Erfüllung seiner Bedürfnisse, wenn sie durch die vollkommenste Verwaltung seiner Finanzen nicht ganz befriedigt werden können, ausdehnt; misbilligt H. B. mit H. Klüber wegen des Misbrauchs, der dabey eintreten könne; aber diese Misbilligung kann doch nur das Wort "Recht" treffen: die Noth hat kein Gesetz: Der Tadel der Adam Wüllerschen Behauptung, daß das Papiergeld in dem Falle als haltbar nachzuweisen sey, wo ihm die Realisation durch Metallgeld fehle, scheint uns aber allein auf einem Mißverständnisse zu beruhen. Uebrigens untersucht H. B., wie das Verhältniß des Goldes zum Silber von der frühesten Zeit bis jetzt gestanden hat. Das Resultat ist, daß

das Gold nie über 22, und nie unter 7 Silber gekommen; gemeinlich aber in dem Verhältnisse von 1 zu 14 bis 16 geblieben ist. S. 44 bis 54 ist die Preiscourant der vorzüglichsten in und außer Europäischen Staatspapiere vom Julius und August mit erklärenden Anmerkungen mitgetheilt, und darauf das Verhältniß und der Werth des Russischen und Dänischen Papiergelds auseinandergesetzt. Den Englischen Geldverhältnissen sind noch einige Seiten besonders angewidmet, wovon wir aber hier nur Einiges anführen können. Angenommen, daß das productive Vermögen, das die Nation als selbst geschaffenes Eigenthum aufstellt, 430,521,372 £.; das Umlaufsgeld aber an klingender Münze 15, in Bank;edeln . . . . . 65; Ueberhaupt also 80 Millionen sey; würden sich das Umlaufsgeld zu dem Productionsvermögen = 1 : 5 3/8; und die klingende Münze zum Papiergelde = 1 : 4 2/7 verhalten; die große Summe des mit Metallgelde nicht gedeckten Papiergelds würde aber wegen der Vortheile dieses Verkehrsmetalls demungeachtet zu dem Gewerbe, das die Production erfordert, unentbehrlich seyn. Sollten im Frieden die Staatsausgaben, welche vorhin der Krieg verursachte, auf die Erweiterung der Handelsindustrie und der Ausfuhrproducte verwandt werden; so würden zwar die edlen Metalle sich anhäufen, und die Nachfrage nach dem Papiergelde mindern: Alsdann stünde aber zu erwarten, daß bey der Fortdauer der Handelsbilanz zu Gunsten der vereinigten Königreiche die edlen Metalle so häufig werden könnten, daß das Pfund Sterlingsgeld bis zu 46 £. 14 S. 6 Pf. Sterl. herabsänke. Unter der Ueberschrift von "Zusätzen" schließt der Verf. sein Buch mit ungemein interessanten Betrachtun-

gen. Wir können uns hier aber nicht darüber aussprechen.

### Kopenhagen.

**Specimen novae editionis Lexici Photii ex apographo Reiziano, quod in regia bibliotheca hauniensi adservatur. Cum Laurentii Ancheri suisque adnotationibus edit Nicolai Schow. Mit Joh. Friedr. Schulz Schriften. 1817. S. XVI und 176. In Octav.**

Der gelehrte Verfasser dieses Werkchens, der unsern Lesern gewiß nicht unbekannt ist aus seinen schätzbaren Bemühungen um die altclassische Litteratur der Griechen, besonders um den Hesychius und Joh. Stobäus, beschenkt uns hier unerwartet mit einer Probe seiner Ausgabe des Lexicons von Photius, welches der Herr Prof. Hermann im J. 1808 zu Leipzig bey Crusius nach Abschriften berichtigt, ohne Commentar, abdrucken ließ. Vergl. G. g. Anz. 1809. S. 455 ff. Bald nachher hatte dieß Wörterbuch das Glück, an dem Hrn. Probst Schleußner einen Bearbeiter zu finden, der demselben sehr zur Ehre gereicht. S. diese Anz. 1812. S. 46 und 1726 ff. Lange vor dem ersten Abdrucke hatte sich der (am 7. Jun. 1798 verstorbene) geschickte Humanist Laur. Ancher ebenfalls mit diesem Werke beschäftigt, und den Cambridger Codex verglichen, in der Absicht, eine Ausgabe zu veranstalten, aber die Arbeit nicht zu Stande gebracht. Zum Glück finden sich seine dahin gehörigen ganz ungeordneten Papiere in des Verf. Händen, den seine Bekanntschaft mit den alten Wörterbüchern der Griech. Sprache, wie sein Werkchen über den Hesychius beweiset, in den Stand setzte, die Absicht des sel. Ancher auszuführen. Er hat den Commentar vollendet, und stellt diese Pro-

ans Licht, um einen Verleger zu finden. Die Behandlung ist ganz zweckmäßig, kritisch, mit Anchers und seinen Anmerkungen, mit welchen einige vom H. Bibliothekar und D. Bloch zu Kopenhagen mitgetheilte Verbesserungsvorschläge einiger Philologen verbunden sind. Daß auf die Stellen, welche Photius erläutert, und auf Hesychius, Euidas u. s. w. stets Rücksicht genommen, versteht sich dabei von selbst. Doch den vorhingedachten Commentar hat er nicht zu Rathe gezogen, um, wie der Verf. sagt, nicht zu weitläufig zu werden. Wenn sich dieß Verfahren auch vertheidigen läßt, so werden doch gewiß sehr viele, ja die meisten Käufer des Werks, dem es schwerlich an einem Verleger fehlen wird, nicht mit Unrecht wünschen, daß der Verf. hierin seinen Plan ändere. In der Vorrede hat er sehr befriedigend ausgeführt, daß das einzige vorhandne Originalmanuscript sich in Cambridge befinde, vorhin dem bekannten Thomas Gale gehörig, daß daraus Simon de Bries, aus dessen Abschrift unser sel. D. Lüder Kulenkamp (1766), und aus dessen Copie Reiske (1767) wieder seine Abschrift genommen, daß die Segaarsche Abschrift, die der Leipziger Ausgabe zum Grunde liegt, eben daher rühre, so wie die Hamburgische, Dresdensche, Gothaische, Cöttonsche und Küstersche nicht sorgfältig gefertigten Abschriften. Wer der Verf. des Wörterbuchs sey, ist nicht mit völliger Gewißheit auszumitteln: daß er die ältern Grammatiker und Lexicographen ausgeschrieben, lehrt der Augenschein, so wie es deutlich ist, daß Photius die Absicht gehabt, die schweren Wörter und Sachen in den zehn Griechischen Rednern, Geschichtschreibern, Philosophen, im Homer, in den drey Tragicern und den berühmtern Comikern zu erklären, wozu auch Dio Cassius, die Septuaginta und das Neue Testament noch hinzukamen. Die Quellen werden gut angezeigt: womit die Littmansche Vorrede (Prolegomena) zur Sonoras verglichen zu werden verdient, weil daraus in litterarischer Hinsicht die nöthigen Er-



gänzungen gezogen werden können. Diese Probe enthält die Buchstaben O. I. P. In den ersten beyden ist Ancher sehr thätig gewesen, in P zeigt sich der Verf. fast allein als Commentator. Den Schluß macht C. 174 bis 176 notatio lectionum, in quibus apographum Reiskianum discedit ab editione lipsiensi in litteris, quas hoc specimen continet.

### Hildesheim.

Bey J. D. Gerstenberg: Critische Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen. 1819. In Octav.

Von dieser in zwanglosen, doch schnell auf einander folgenden Hefen zu 6 bis 6 Bogen erscheinenden literarischen Zeitschrift sind jetzt zwey Hefte uns zugekommen. Ihre lobwürdige Absicht ist die Beurtheilung oder auch nur Anzeige der auf dem großen Gebiete der Alterthumswissenschaft und Pädagogik erscheinenden Schriften zu liefern: jedem Hefte ist ein Anhang beygefügt, der kurze Abhandlungen, Auszüge, Bemerkungen, Anfragen, Nachrichten, Beförderungen, Todesfälle, Biographien und Schulchroniken enthalten soll. Der Preis des ganzen Bandes, oder 6 Hefte ist 4 Thlr. Conv. Münze. Wenn wir nach diesen beyden Heften, welche vor uns liegen, über das Ganze urtheilen dürfen, so finden wir die Einrichtung, den Geist, Vortrag und Ton beyfallswürdig. Die Urtheiler zeigen sich als Gelehrte, welche Einsicht, Unparteylichkeit, Bescheidenheit und Geschmack vereinigen, und gewiß in ihrem Kreise, den wir recht ausgedehnt wünschen, sehr viel Licht verbreiten werden, wenn die Fortsetzung dem Anfange gleich bleibt. Sehr nützlich ist auch der Anhang. Der Redacteur hat sich nicht genannt, er ist uns aber als ein eben so gelehrter als thätiger Schulmann in Hildesheim bekannt, idem wir den besten Erfolg dieser nützlichen und mühevollen Unternehmung wünschen. Apf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1819.

London.

Surgical Essays, by Astley Cooper and Benjamin Travers. Part. I. second edition. 1818. 291 Seiten in gr. Octav, mit 13 Kupfertafeln.

Preface. Da Thomas und Guys Hospital mehr als achthundert Kranke mit Bequemlichkeit aufnehmen, und überdieß sehr viele sogenannte Out-patients besorgen, so fehlte es den beiden, an ihnen angestellten, würdigen Verfassern gegenwärtigen Werkes nicht an häufiger Gelegenheit, merkwürdige Krankheitsfälle zu beobachten, und durch deren Mittheilung den zwar zahlreich aber doch nicht lange genug diese Anstalten besuchenden Lehrlingen auch in der Entfernung zu nutzen. Die Herausgeber gingen gar nicht darauf aus, wunderbare Fälle und Seltenheiten bekannt zu machen, sondern zogen lieber wegen öfteren Vorkommens gewöhnlich weniger beachtete Vorfälle in Betrachtung, wenn solche zu wichtigen Bemerkungen Veranlassung darboten. Die misglückten Fälle wurden daher von ihnen mit gleicher Umständlichkeit als die glücklichen erzählt, und die Irrthümer sowohl als richtigeren Ansichten treulich mitgetheilt, alles polemische aber vermieden. Die Verf. haben daher auch schon bey dieser zweyten Ausgabe manches hinzugefügt, und

R (5)

wesentliche Veränderungen in den Platten, deren zwey wieder neu gestochen wurden, angebracht. *On Dislocation by Mr. Astley Cooper.* Der Verf. zeigt die Nothwendigkeit anatomischer Kenntniß, die Gelenke und ihrer Bänder, weil solche auch in England von jungen Wundärzten gewöhnlich zu sehr vernachlässigt werden, und man doch ohne sie, nicht, was doch erforderlich ist, auf der Stelle einer Verrenkung abzuhelpen vermag. Bisweilen verursache die Ansammlung des Gelenksaftes in einem verrenkten Gelenke ein Knarren (*crepitus*), daß man glauben sollte, ein Knochen sey zerbrochen. Sehr gut werden, ganz nach eigener nicht entlehnter Anschauung, die durch anhaltende Verrenkung bewirkten Veränderungen der Gelenke geschildert, durch treffende Abbildungen versinnlicht, und durch umständlich erzählte einzelne Fälle erläutert. Im St. Thomas Spital befindet sich ein verrenktes *os humeri*, dessen Kopf zugleich zerbrochen ist. Was man Verrenkung des Rückgraths nenne, seyen in der That wahre Brüche der Wirbelbeine, denn eigentliche Verrenkung könne nur zwischen dem ersten und zweyten Halswirbel vorkommen, von partieller Verrenkung des Gelenks der Knöchel am Fuße findet sich ein Beyspiel im Thomas Spital. Es sey eine Schande für die Englischen Gesetze, daß man noch die arme Menschen nur quälenden sogenannten Knochen-Einrichter (*bone setters*) die man vielmehr Knochenverrenker (*dillocators*) nennen sollte, dulde. Schiefe Brüche der Gelenkknochen des Oberarmbeins gäben unwissende Wundärzte häufig für Verrenkung aus. Aus der Fälle seiner Erfahrungen ertheilt der Verf. die gründlichsten Anweisungen zur Heilung der Verrenkungen. Seit einigen Jahren bediene er sich nur, die Wirkung der Muskeln, welche alleinig die Einrichtung hindern, zu schwächen, Ekel erregender Gaben von Brechweinstein. Die Ursache der meisten misglückenden Einrichtungen läge, in der nicht hinreichenden Fixirung der

Gelenkhöhle, während der gewaltsamen Extension des Gliedes. Der eine Knochen müsse deshalb eben so kräftig fixirt als der andre angezogen (extended) werden. Bisweilen gelingt die Einrichtung ganz leicht, sobald man nur des Kranken Willen von den gespannten Muskeln abzulenken vermag. So schnappte ein verrenkter Oberarm, an dem man lange vergeblich gezogen hatte ein, indem er plötzlich dem im Bett liegenden Patienten aufzustehen befahl, während H. C. sein Ziehen noch fortsetzte. Insbesondere handelt er nun von den Verrenkungen des Hüftgelenks nach oben, nach unten, nach hinten und nach vorn. Die Verrenkung unter- und zugleich hinterwärts, kam ihm nie vor, auch nicht in 30 Jahren im Thomas Spitale, und er zweifelte daher an deren Existenz. Die Stellung des leidenden Gliedes bey diesen verschiedenen Verrenkungen des Hüftgelenks werden in fünf sehr niedlichen, ganzen Figuren deutlichst versinnlicht, so auch die Art der Einrichtungen origineller und anschaulicher als Rec. sie noch irgendwo antraf. Unter vier Fällen von Verrenkung des Hüftbeins aufwärts, mislang die Einrichtung nur in einem weil er zu spät gerufen wurde. Er sah drey Fälle von nicht erkannter Verrenkung des Schenkelbeins gegen das Schambein, so leicht doch der Kopf desselben in der Weiche sich dem Gefühl verräth. Von Brüchen des Hüftbeins. Werden sie verkannt, für Verrenkungen gehalten und dem gemäß behandelt, so könne das tödliche Folgen haben. Außer zwey umständlich erzählten tödlich abgelaufenen Fällen von Brüchen des Hüftbeins, gedenkt er dreyer glücklich geheilten. Plate 1. zeigt in fünf meisterhaft gezeichneten, ganzen Figuren die Lage der untern Gliedmaßen bey den vier verschiedenen Arten der Verrenkung des Schenkelbeins und bey zerbrochenem Halse des Schenkelbeins. Plate 2 fig. 1. 2. Hüftbein nebst dem Becken an welchem sich nach der Verrenkung des Schenkelbeines ins Hüftbeinloch daselbst eine neu

Nfanne gebildet hatte. Fig. 2. Verrenkung des Hüftbeins gegen den Sitzbeinknorrn. Fig. 4 u. 5. Verrenkung gegen das Schienbein. Fig. 6. In drey Stücke zerbrochenes Hüftbein. Alles nach Präparaten die man im Thomas Epitale aufbewahrt. Plate 3. Fig. 1. Verrenkung des Schenkelbeins nach oben, nebst der zur Einrichtung angelegten Maschine und Binde. Fig. 2. W. d. S. nach unten in das Hüftbeinloch, nebst angelegtem Apparate zur Einrichtung. Plate 4. Derselben Fig. 1. zur Einrichtung der Verrenkung des Schenkelbeins nach hinten gegen den Sitzknorrn, so wie Fig. 2. der zur Verrenkung gegen das Schambein angelegte Apparat. Musterhafte und lehrreiche Darstellungen. Plate V. Fig. 1. Durch Coralgie verändertes Hüftgelenk. Nach geschwundenen vollkommen gewesenen, alten Gelenke hatte sich ein neues unvollkommenes erzeugt. Fig. 2. Becken, an welchem das Scham- und Sitzstück des rechten Hüftbeins abgebrochen, und beyde Hüftbeine vom Kreuzbeine losgerissen erscheinen. On Iritis by Mr. Travers, mit einem sauber ausgemahlten Kupfer, by Iritis I mean to express the deep seated inflammation of the eye. Selten sehe man die Entzündung der Blendung (iritis) als Folge von syphilis, falls man nicht so viel Quecksilber gereicht hatte, daß es die Constitution angriff. Man habe also den Kranken zu fragen, nicht, ob er kürzlich venerisch gewesen, sondern ob er Quecksilber genommen habe? Iritis sey daher mehr eine Folge vom Gebrauche des Quecksilbers, als eine idiopathische Krankheit. Die auf die Blendung (iris) ergoffene Lymphe könne eben sowohl eine Wirkung der venerischen Entzündung seyn, als wenn sich diese Lymphe auf die Weinhaut absetzt. It is remarkable, that the inflammation of the choroid and iris, coexists with affections of the throat, skin and bones; whether these are referred to syphilis, pseudo-syphilis, mercury, or rheumatism. Eben so merkwürdig sey es, daß diejenige Arznei, welche die kräftigste und augenscheinlichste Wirkung auf die entzündete Weinhaut und die Haut äußert, die nämliche merkwürdige Kraft auch auf die entzündeten Häute des Auges äußert und vice versa. H. L. schildert genau die acute und die chronische Iritis. Es sey dermaßen

entschieden, daß kein Mittel gegen Iritis dem Quecksilber gleich komme. Nächst den Schußblättern sey keine That-  
 sache gewisser und der allgemeinen Kundwerdung würdi-  
 ger. Die Deffnung der Arteria temporalis vermehrt in  
 diesen Fällen die Augenentzündung, weil nämlich alsdann  
 das Blut um so heftiger in deren Seitenäste dringt. Zwey  
 Fälle werden sehr genau erzählt, zum Beweise, daß Queck-  
 silber dieselbe Krankheit, welche es erregte, nachgehends  
 doch heilte; the idea of a specific anti-syphilitic virtue  
 des Quecksilbers is an erroneous one, Quecksilber heile  
 schnell und kräftig, jede iritis, ihr Ursprung sey welcher er  
 wolle. H. Farre zufolge, ist es das allerwirksamste Mittel,  
 um den desorganisirenden Proceß der adhäsiven Entzün-  
 dung aufzuhalten, sowohl in der Iris als in irgend einem  
 andern Gewebe des Körpers, welcher Meinung der Verf.  
 doch nicht beypflichtet. Wird die Iris entzündet, so ist dieß  
 die ihr eigene Entzündung, nämlich die adhäsive. Die ent-  
 zündete Iris sondert weder Eiter ab, noch nimmt sie eine  
 schwärende Gestalt an. Case of Ligature on the aorta, by  
 A. Cooper. Nach einigen treffenden einleitenden Bemerkun-  
 gen, über die höheren Pflichten eines Wundarztes, er-  
 zählt der Verf. seine Beobachtung einer geborstenen rechten  
 oder Lungenkammer, verursacht durch die Verengung der  
 Aorta in der Gegend des ductus arteriosus, rückt die Schil-  
 derungen ähnlicher Fälle von Verengung der Aorta des H.  
 Graham und H. Paris ein, und gedenkt seiner an einem  
 Hunde glücklich verrichteten Unterbindungen der Aorta  
 abdominalis, von welchen sich ein schönes Präparat im  
 Thomas Spital vorfindet. Dann erzählt H. Cooper mei-  
 nerhaft eine äußerst interessante, unseres Wissens, von Nie-  
 mand weder vorgeschlagene, noch viel weniger wirklich ver-  
 richtete Unterbindung des Stammes der Aorta  $\frac{3}{4}$  Zoll  
 über ihrer Theilung (bifurcation) in die iliacas commu-  
 nes wegen eines, bis in den Unterleib sich erstreckenden Aneu-  
 rysmas der linken untern Gliedmaßenarterie, welche der  
 Patient 40 Stunden überlebte. Des Verf. Menschenliebe,  
 Geschicklichkeit und Entschlossenheit verdient wahrhafte  
 Bewunderung. Welche Ehre macht ihm auch seine Offenheit  
 indem er aus den entferntesten Theilen Londons sich die Ge-  
 genwart der größten Kenner zu der Leichenöffnung erbat.  
 Zwey treffliche Abbildungen erhöhen den Werth dieser Mit-  
 theilung. Bey dieser Gelegenheit kam H. Cooper auf den  
 glücklichen Einfall, ob es nicht gut seyn dürfte, sich der  
 Darmsaiten zur Unterbindung der Arterien zu bedienen,  
 und wirklich heilte er bereits mittelst derselben ein Aneu-  
 rysma Art. popliteae sogar in einem 80jährigen Manne  
 auf eine einfache, schnelle und so vollkommen glückliche Wei-  
 se, daß wir ihm kaum ein gleiches Beyspiel aufzuweisen

wüßten. Wie bescheiden schließt er diesen Aufsatz mit den Worten: that I hope the operation for aneurism may become at some future period, infinitely more simple than it has been rendered to the present moment.

On Phymosis and Paraphymosis, by Mr. Travers. Man sollte Quecksilber nie während einer activen Entzündung im Zellgewebe brauchen, weil es unvorsichtig gebraucht, den Brand in den Zeugungstheilen herbeiführe. Der Verf. unterscheidet drey Stadien der Phymosis, und ist nur in chronischen nicht in frischen Fällen fürs ausschneiden mit dem Messer, weil die Wunden doch nicht recht heilen, und besser mit verschiedenen Aufschlägen behandelt würden. Eilf Fälle werden einzeln nach dem darüber geführten Tagebuche erzählt.

On Exostosis by A. Cooper. Der V. unterscheidet in Rücksicht des Sitzes periosteal und medullary, in Rücksicht der Natur cartilaginous und fungous Exostosis. Der schwammige Knochenauswuchs sey bösartig. Beispiele mannichfaltiger Knochenauswüchse befinden sich in der Präparatensammlung des Thomas Spital, von denen er einige kürzlich schildert und abbildet. An einem Oberarmbein z. B. waren Hydatiden Ursache der Knochenauswüchse. Am häufigsten sey das Schenkelbein den Auswüchsen unterworfen, nächst diesem das Schienbein.

Of the fungous Exostosis of the medullary Membrane. Die Zufälle bey dieser Krankheit werden ausführlich angegeben, so wie auch das Ansehen und die Beschaffenheit der Knochen durchaus nach eigenen Untersuchungen. In Ansehung der Ursache wisse man noch nichts gewisses, bisweilen schien ein Schlag oder ein Sprung von einer Höhe oder ein verdorbner Zahn die nächste Ursache. Eben so richtig als wichtig ist die Bemerkung: it implies an unhealthy state of the constitution. (Rec. sah noch nie einen Fall wo nicht feuchte oder dunkle, kurz verdorbene Stubenluft anzuklagen gewesen wäre.) Das beste Mittel im Anfange sey Sublimat in kleinen Dosen nebst Sarsaparill Absud; das Quecksilber reproducire die natürlichen Secretionen des Körpers, und Sarsaparilla mindere die Irritabilität desselben. Dertlich braucht H. C. Bluteigel nebst Blasenpflaster, und will es nicht gehen, das Wegschneiden der Geschwulst oder die Abnahme des Gliedes. Er sowohl als H. Lucas versuchten ohne Erfolg die Unterbindung der Arterie, welche die Geschwulst ernährte, zwey Krankengeschichten zum Belege.

Of the cartilaginous Exostosis of the Medullary Membrane. Dieser Auswuchs eines Knochens sey sehr von dem vorigen verschieden, in Ansehen und Beschaffenheit (nature). Die Schaale des Knochens wird äußerst ausgedehnt, oder eigentlich statt der absorbirten originellen Schaale wird eine neue abgesetzt und innerhalb dieser Knochenhöhle eine große Masse von

elastischem, festem und fastrigen anfänglich nichts bössartiges verrathendem Knorpel. Entzündliches Beyspiel von einer solchen Geschwulst des Unterfiefers, welche 16 Zoll im Umfange und  $5\frac{1}{2}$  Zoll im Durchmesser hatte. Eine kleinere ähnliche Geschwulst längs der einen Seite des Unterfiefers schnitt er glücklich weg. *Of periosteal Exostosis.* Sey wie die vorhergehende beides sowohl von schwammiger als knorpeliger Art. Wird sehr genau geschildert, künstliche Einspritzungen der Gefäße zeigten, daß solche Geschwülste nur zum Theil organisiert seyen (*partially organized*). Bis jetzt sey keine Arzenei bekannt, welche specifisch gegen Krebs und Fungus wirke. *Of the cartilaginous Exostosis, between the Periosteum and the Bone.* Diese Knochenauswüchse unterscheiden sich sehr von den vorhergehenden, weil sie sich durch Wegnahme heilen lassen. Sie entstehen durch Entzündung der Weinhaut, zwischen welcher und dem Knochen sich Knorpel absetzt, der sich nachgehends verknöchert. Diese Knochenmasse ist übrigens von gesunder Beschaffenheit. Sie lassen sich nach Verschiedenheit der Umstände bald durch innere, bald durch äußere Mittel heilen, und wenn diese nicht helfen, durchs Wegsägen heben, wie mehrere hier erzählte Fälle beweisen. Zwey niedliche Platten verfinnlichen in einem Duzend Abbildungen die Hauptsachen. *On Wounds and Ligatures of Veins.* By M. Travers, nebst vier schonen Kupferplatten. John Hunter habe zuerst die mitunter gefährliche Entzündung der innern Haut der Venen gehörig beachtet, welche, wie es schien, dennoch bis jetzt nicht für so bedeutend gehalten wurde, indem man in England, und auf dem continente Venen unterbände, gerade als wenn dieß von keinen schlimmen Folgen seyn könnte, und doch erzählt der Verf. vier Fälle, wo die durchs Aderlassen entzündete Venen, den Tod, und in einem fünften Falle, wo sie die bedenklichsten Zufälle veranlaßten; auch die Unterbindung der Venen wird tödlich, wie die Fälle vom Verf. von Hodgson, Freer, Oldknow, Stenison bewiesen. Die Venen könnten sich auch durch Sympathie mit den benachbarten Theilen entzünden, wovon mehrere Beyspiele beygebracht werden. In Pferden sey die Entzündung der Jugularvene nach dem Aderlasse sehr gemein selten aber tödlich, sie entzündet sich auch nicht gegen das Herz sondern gegen den Kopf hin, die gemachte Wunde der Venen eitern und haben nicht die Geneigtheit, wie im Menschen, durch die adhäscive Entzündung zu heilen. Hiernach müssen J. Hunters Angaben berichtigt werden. Gute Beobachtungen über Entzündung und Eiterung der Venen in Pferden mit trefflichen Abbildungen. Der Verf. fand verschiednemale in menschlichen Leichen Venen obliterirt. Zu einer solchen Verschließung scheint schon ein Druck hinreichend.



welcher der Mündung der nebenliegenden Arterie nichts schadet. Es gelang ihm, einen varicosen Sack der Vena saphena durch künstliche nämlich durch einen Druck erregte Entzündung zu schließen. Diese Entzündung war jedoch sehr schmerzhaft. The healing of Wounds of Veins. Wird eine Vene ihrer Länge nach oder schräg verwundet, so schließt sie sich in kurzer Zeit. Wird sie aber der Quere nach verwundet, so zeigen sich Erscheinungen, welche hier vom ersten bis zum 20sten Tage geschildert, und mit denen von Jones an Arterien beschriebenen unter gleichen Umständen verglichen werden. Läßt man aus der Wunde einer Vene das Blut nicht rinnen, so heißt sie nach der sogenannten ersten Intention. The effects of Ligatures upon Veins. Die Resultate von Versuchen an Pferden werden sehr genau angegeben, und durch sehr schöne Abbildungen anschaulich gemacht. Wichats Angabe fand der W. nicht ganz richtig. It is an error to suppose, that any quicker sympathy exists between the constitution and the venous than the arterial or absorbent system. All the mystery of veins is that they are indisposed to inflame, but when excited, inflame by continuity and therefore it is that the constitution sympathizes so deeply. Das selbe würde geschehen, falls die Arterien demselben Gesetze unterworfen wären. Das Unterbinden oder Zerschneiden einer Vene ist keine Cur für Venengeschwulst (varix), und wäre sie es auch, so würde die Cur einer Krankheit, die wenig mehr als Unbequemlichkeit (inconvenience) ist, zu theuer mit dem auf Spiel gesetzten Leben erkauft. So verhält es sich nicht mit der Arteriengeschwulst. Die Erklärung der vier herrlichen Kupfertafeln, dieses wegen sehr ansehnlicher Bereicherung der Wissenschaft nicht genug zu empfehlenden Werkes. Pl. 10 fig. 1. Innere Fläche der mit Stücken von Lymphe besetzten Vena cava. Fig. 2. Jugularvene eines Pferdes, durch Adernaffen sehr übel zugetichtet. Fig. 3. Durchschnittsfläche der unterbunden gewesenen Femoralarterie und Fig. 4 der unterbunden gewesenen Vene nach der Schenkelamputation aus demselben Menschen, von welchem Fig. 1 genommen ist. Pl. 11. Fig. 1. Innere Fläche der Jugularvene eines Pferdes, welche vor drey Tagen verwundet worden. Fig. 2 Beschaffenheit einer solchen Wunde nach fünf, Fig. 3 nach sechs, Fig. 4 nach acht, und Fig. 5 nach vierzehn Tagen. Fig. 5 umgewandte Jugularvene eines Pferdes, um die Säure zu zeiaen, welche durch Verwundungen derselben entstehen. Pl. 2 Wirkungen der Ligaturen der Venen Fig. 1 nach drey, Fig. 2 nach vier, Fig. 3 nach fünf, Fig. 4 nach sieben, und Fig. 5 nach zehn Tagen. Pl. 13. Ansehen einer Vene durch die am 25. Tage abgegangene Ligatur zerschritten.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 10. Julius 1819.

Berlin.

Bey G. Reimer: Christliche Sittenlehre. Von D. Wilh. Mart. Leber. de Wette. Erster Theil. Die allgemeine Sittenlehre. 1819. 330 S. 8.

Nach der eigenen Versicherung des Verfassers gehört die wissenschaftliche Eigenthümlichkeit dieses Werks dem Hrn. Prof. Fries zu, doch hat man darin nicht bloß dessen philosophische Sittenlehre, in biblische Ausdrücke übersezt, zu suchen, sondern ein unabhängiges theologisches Lehrgebäude. Er will ein zugleich philosophisches und theologisches System der Sittenlehre liefern, in welchem Vernunft und Offenbarung ihre besondern Stellen behaupten und miteinander in Uebereinstimmung gebracht, nicht in einander aufgelöset werden. Er gesteht, daß er sich erst durch das Studium der Sittenlehre in seiner theologischen Ansicht ganz befestiget habe und daß er, da die Sittenlehre alle Elemente der Theologie enthalte, durch dieß Werk auch für die übrigen Theile der Theologie die Gesichtspuncte habe feststellen wollen. Er glaubt, daß einsichtsvolle

L (5)

und unbefangene Richter, deren er leider nur wenige wisse, wenigstens zweyerley an ihm loben müssen, nämlich, daß er eine christliche, auf die Thatsachen der christlichen Offenbarung und Gemeinschaft gegründete Sittenlehre geliefert habe und daß er damit auf den lebendigen Geist und die Gesinnung wirken wolle, und durch beydes dem ertödtenden Begriff- und Sazungswesen in der Sittenlehre entgegengewirkt habe. Wir werden daher dieses Werk zuerst überhaupt als ein philosophisches und theologisches, systematisches Lehrgebäude, hernach in Ansehung seiner theologischen Eigenthümlichkeit, so weit über beydes aus dem bis jetzt Gelieferten geurtheilt werden kann, in Betracht ziehen, und zuletzt auf einzelne Bestimmungen und Stellen Rücksicht nehmen.

Wenn wir überhaupt dieses Werk als System betrachten, so meinen wir hier nur den Plan, die Anordnung und Eintheilung, die Materien, welche in diesem Lehrgebäude eine Stelle finden, die Methode, und lassen uns noch nicht auf die eigentlichen Principien ein. Der Plan des Ganzen ist der: I. Theil: Allgemeine Sittenlehre; II. Th. Geschichte der christlichen Sittenlehre; III. Th. Besondere Sittenlehre; zugleich mit geschichtlicher Entwicklung. "Nach diesen Verhältnissen, heißt es S. 35, werden wir die Didactik der christlichen Sittenlehre abhandeln. Ein letzter (IV.) Theil mag die allgemeine Asceetik enthalten." Wir wollen hier nicht darüber rechten, daß die Geschichte der christlichen Sittenlehre einen besonderen, wesentlichen Theil ein Hauptglied des Systems selbst ausmacht und zur Didactik gezogen wird, sondern uns nur an die systematische Einrichtung der in diesem ersten Bande gelieferten allgemeinen Sittenlehre halten. Diese hat hier folgende Gestalt: I. Anthropologie oder von der Anlage und Wit-

dungsfähigkeit des Menschen zur Sittlichkeit; 1. Triebe, 2. Wille, 3. Verstand und Weisheit, 4. Verstand und Klugheit, 5. Gewissen und Zurechnung, hier auch von der Freyheit, dem Bösen, der Sünde, Erbsünde, dem Teufel, dem Sündenfall, der Reue, der Besserung, der Askese, der Demuth, 6. Bedürfniß der Erlösung. II. Die christliche Offenbarung oder die Erlösung durch Christum. 1. Christus der göttliche Verstand: Vollendung der Weisheit in ihm, Offenbarung, Princip der Verstandesfreyheit in ihm, höchste Kraft des Wissens und Könnens in ihm, Weissagungen, Wunder, höchste Klugheit Christi etc. 2. Christus der Heilige, sein Tod und die sittliche Nothwendigkeit desselben, seine Sündlosigkeit und göttliche Natur; 3. Christus der Versöhner. Bestätigung der durch ihn geschehenen Versöhnung durch seine Auferstehung und Vollendung derselben durch seine Erhöhung zur Rechten Gottes. III. Die christliche Gemeinschaft, 1. der Glaube an Christum, 2. der heilige Geist, 3. die Gemeine. IV. Christliche Sittengesetzgebung, 1. Christliche Weisheit — Falschheit des Principes der Vollkommenheit und der Wahrheit — das Christenthum, schmeichelt der Sinnlichkeit nicht und lehrt auch keine überspannte Strenge gegen dieselbe — Christliche Idee der Tugend — der Vollkommenheit — Allgemeine Menschenliebe — Hebung der dem Christenthum gemachten Vorwürfe, daß es den Menschen vom Irdischen zu sehr abziehe und durch Nahrung der Lohnsucht die reine Liebe der Tugend trübe, daß es Mysticismus enthalte. 2. Christliche Klugheit — Fleiß, Geschicklichkeit, Wissenschaft — Gemeingeist, Beruf etc. 3. Die Gesetze des Reichs Gottes oder die allgemeine Pflichtenlehre. Idee der sittlichen Gemeinschaft unter dem Bilde des Reichs Gottes, dessen oberstes Gesetz der

Wille Gottes. Grundsätze, welche aus diesem Gesetze entwickelt werden: Grundsatz der Würde des göttlichen Ebenbilds im Menschen, Grundsätze der Freiheit und Gleichheit. Der Wille Gottes als Aufgabe gefaßt und in die Ueberzeugung aufgenommen, die Grundgesetze der Liebe zu Gott und der Treue gegen Christum und gegen die eigene Ueberzeugung, Pflichten der Ehre und Gerechtigkeit, Rechtspflicht, Tugendpflicht, Geselligkeit, Sittlichkeit, allgemeine christliche Liebe. Rücksicht auf die öffentliche Meinung, die Ueberzeugung Einzelner und die Sitte. Pflichten, welche durch die Klugheit vermittelt sind. Sittliches Verhalten in Absicht auf den sinnlichen Genuß; 4. Zurechnung und Vergeltung. Die christliche Zurechnungslehre stimmt ganz mit der natürlichen überein. Voraussetzung der Freiheit. Gewissen. Volle Beruhigung des Gemüths durch die Rechtfertigung mittelst der Gerechtigkeit Christi durch die Gnade Gottes. Verzichtleistung auf das Verdienst der Tugend, Unterwerfung unter die göttliche Gnade. Vergeltung durch Strafe und Lohn. Christliches Gericht, Scheidung des Todes und Lebens.

Gewiß werden die allermeisten Leser sich fragen, warum denn hier so Manches vorkommt, was sonst in die Dogmatik nicht ohne Grund gezogen wird, warum so Manches fehlt, was sonst zur christlichen Sittenlehre gerechnet wird, warum so Manches an mehreren Stellen wieder vorkommt, und wie so Manches gerade in die Stelle, wo es sich findet, gekommen ist? Wir wollen damit kein Urtheil über die Wahl und Anordnung der Materien selbst sprechen; aber das konnte doch mit Recht gefordert werden, daß der Verf. mehr Rechenschaft von der von ihm gewählten Weise gab, daß er die Gründe von seinem Verfahren angab, oder daß er es sich selbst

durch ein echt logisches, methodisches Verfahren, durch Synthesis und Analysis rechtfertigen ließ. Wir können doch nicht glauben, daß er Alles, was wir vermiffen, bloß zu dem ertödtenden Begriffs- und Sagungswesen in der Sittenlehre gerechnet habe. Er selbst sagt: "Für die christliche Sittenlehre ist eine philosophische Behandlung d. h. Zurückführung des Besonderen auf das Allgemeine und Begründung des Ganzen durch Principien nöthig. Wir halten einen Scepticismus, der an der Möglichkeit, für die christliche Moral ein allgemeines Princip aufzufinden, zweifelt, für unwissenschaftlich. Was keine Einheit in sich trägt, kann der menschlichen Vernunft nicht Genüge leisten, deren Grundgesetz die Einheit ist; diese Einheit aber muß in einem Princip darstellbar seyn — der Theolog muß bey wissenschaftlicher Behandlung der christlichen Sittenlehre sich des analytischen Verfahrens bedienen, während der Philosoph synthetisch verfährt. S. 24 f. Diese eigentlich wissenschaftliche, abgemessene und fortschreitende Entwicklung, diese richtige Zurückführung des Besonderen auf das Allgemeine ist in diesem Systeme nicht anzutreffen, wie man denn auch den Mangel daran der philosophischen Sittenlehre des H. Prof. Fries zum Vorwurfe gemacht hat. Ohne noch darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Verf. selbst denn ein höchstes Princip der christlichen Sittenlehre aufgestellt habe und ob denn dieß gerade eben das seyn müsse, welches die Vernunft aufstellt, wollen wir dieß System jetzt von andern Seiten seiner Wissenschaftlichkeit betrachten.

In dem Kapitel, welches Anthropologie überschrieben ist, und von den sittlichen Anlagen und Bedürfnissen der menschlichen Natur und von der Bildungsfähigkeit des Menschen zur Sittlichkeit handelt, kommt theils weniger, theils mehr vor,

als hieher gehört. Man findet hier die Triebe, den Willen, den Verstand mit Weisheit und Klugheit, und das Gewissen, als sittliche Anlagen. Von den Trieben soll alle Sittenlehre, auch die christliche, ausgehen. Es soll auch einen selbstständigen, vernünftigen Trieb, neben dem sinnlichen geben, beide sollen darin übereinstimmen, daß der Mensch sich selber liebt, aber sich dadurch unterscheiden, daß der sinnliche nur das eigene Fleisch und was diesem dient, der vernünftige aber das Ewige und Geistige im Menschen liebt. Der Wille soll, indem er entscheidet, welchen Trieben der Mensch folgen, ob er dem einen einseitig folgen und die anderen verlegen oder einem jeden in schöner Uebereinstimmung Gehör geben wird, kraft des Vermögens der Aufmerksamkeit die Erkenntniß nicht bloß für das einzelne Geschäft der Willkühr, sondern für das ganze Leben in Anspruch nehmen und sie so zum Verstande machen. Wenn der Mensch durch den Verstand die wahre Gesetzgebung seiner Natur gefaßt, sie in der allseitigen einstimmigen des geistigen Lebens gefunden und in dieser den höchsten Werth und höchsten Zweck anerkannt hat, so entsteht die Weisheit. Und wenn er der Regel der Weisheit mit selbstständigem Willen und freyer Ueberlegung folgt, so entsteht die Tugend. Die Klugheit wählt die Mittel zur Erreichung der Zwecke, welche die Weisheit fordert, nämlich zur Befriedigung der Triebe. Durch das Zusammenwirken von Weisheit und Klugheit, durch den Einfluß von Gesetzgebung, Religion und Sitte und das Maß von eigenem Geist bildet sich die sittliche Ueberzeugung oder das System von Regeln, nach welchem der Mensch sein Leben ordnet und beurtheilt, was recht und unrecht sey. Die Ueberzeugung der Pflicht in sich tragend, soll der Mensch in jedem Falle wis-

fen, was er zu thun habe. Dieses Urtheil dessen, was im Einzelnen recht und unrecht sey, nennen wir Gewissen, oder richtiger sittliches Gefühl. Dieß also sollen die Anlagen des Menschen zur Sittlichkeit seyn. Es ist aber dieß nicht befriedigend und klar ausgeführt. Es mußte doch auch darauf Rücksicht genommen werden, wie Vieles und Gründliches dawider gesagt worden ist, die Sittenlehre bloß auf Triebe zu gründen und ob es nicht noch andere sittliche Anlagen in der menschlichen Natur gibt. Es mußte namentlich die Vernunft als Anlage zur Sittlichkeit besonders untersucht werden. Es mußte Rechenschaft davon gegeben werden, warum gerade dem Verstande hier ein so hoher Rang in sittlichen Dingen eingeräumt, und mit welchem Rechte er gerade in diesem Sinne genommen werde. Die Weisheit und Klugheit sind nicht bloß Anlagen und werden auch nicht bloß als solche behandelt, sondern Tugenden. Und warum wird denn gerade hier in dem Kapitel von den Anlagen und der Bildungsfähigkeit zur Sittlichkeit von der Zurechnung gehandelt und wenn einmahl diese Lehre hier ihre Stelle finden sollte, wie kommt die ganze Lehre von der Sünde hieher, und wenn diese angebracht werden sollte, warum ist hier nicht auch von der Zurechnung der Tugend und dem Verdienste die Rede? Und wie kommt die Lehre von der Freyheit und Besserung gerade in das Kapitel von Gewissen und Zurechnung?

In dem Kapitel von der christlichen Gemeinschaft, welche aber selbst nicht weiter erklärt wird, sind auch die Lehren vom Glauben an Christum und vom heiligen Geiste begriffen, es ist aber nicht einzusehen, und wird auch nicht gesagt, warum sie gerade unter jene Kategorie gebracht werden. Es findet sich auch in der Ausführung nichts sich besonders auf jene Gemeinschaft Be-



ziehendes. In dem Capitel von der christlichen Sittengesetzgebung steht die christliche Weisheit und Klugheit voran, und dann folgt die allgemeine Pflichtenlehre, wie wenn jene nicht auch Pflichten wären. Im ganzen Capitel kommen schon so viele einzelne Pflichten vor, daß dadurch für die besondre Sittenlehre sehr vieles voraus weggenommen wird. Unter den Begriff der Sittengesetzgebung ist auch die Zurechnung und Vergeltung gestellt. Im Ganzen ist der Lehre von der Besserung und Tugend nur ein sehr kleiner Raum gegönnt. Von den moralischen Beweggründen ist gar nicht besonders gehandelt.

Sehr erfreulich sind für uns die nunmehrigen theologischen Ansichten des Verf. gewesen. Er nimmt Manches stillschweigend zurück, was in seinen früheren Schriften vorkommt, und spricht sich über Manches bestimmt aus, was er dort zweifelhaft gelassen oder übergangen hatte. Er erkennt die volle Göttlichkeit der christlichen Sittenlehre an und diese feyert in ihm einen Triumph, der sich auch auf die übrigen Gebiete der Theologie ausdehnt. Er übt nicht bloß die gemeine historische, sondern eine tiefe, philosophische, religiöse und moralische Interpretation der heiligen Schriften des Christenthums aus. Er sucht schon in der moralischen Anthropologie die Uebereinstimmung der christlichen Sittenlehre mit der Philosophie ins Licht zu setzen, stellt nachher jene in ihrer Eigenthümlichkeit dar und zeigt, wie sie zwar auch so mit der Philosophie harmoniere, aber Bedürfnisse befriedige und Aufgaben auflöse, welche die Philosophie zwar erzeuge, aber keine jemahls vollkommen befriediget und aufgelöset habe — Alles, wie es einem christlichen Theologen geziemt. Wir bedauern, daß es uns hier an Raum mangelt, zu zeigen, wie alles dieß hier ausgeführt ist. Im Wesentlichen sind wir durch-

aus einverstanden. Desto mehr aber haben wir freylich wider einzelne Bestimmungen und Stellen im Philosophischen und Theologischen einzuwenden, allein darauf einzugehen, würde noch mehr Raum erfordert werden. Wir beschränken uns also auf einige Stellen, wo der Verf. selbst andere ausdrücklich bestreitet. Sogleich S. 1 erinnert er wieder diejenige, welche die Glaubens- und Sittenlehre auch wie Theorie und Praxis unterscheiden, daß die Glaubenslehre keine Theorie sey. Es wird dafür kein Grund angeführt. Der Verf. selbst sagt nachher S. 8 "So scheidet sich also die christliche Theologie als der Speculation und Betrachtung über die göttlichen Dinge gehörig, von der Sittenlehre, welche dem Willen des Menschen für sein irdisches Leben die Gesetze des Handelns vorschreibt." Das ist aber ja gerade die alte Bedeutung des Worts: Theorie, und auch in dem andern Sinne, nach welchem es eine zusammenhängende, erschöpfende Lehre anzeigt, ist die Glaubenslehre doch wohl eine Theorie. Reinhard Syst. d. christl. Mor. I. 16 f. sagt: "Nach der Vorstellung des Christenthums verhalten sich Religion und Moral gegen einander, wie die Kräfte des Geistes, auf die sie sich beziehen, wie Verstand und Wille, beyde haben etwas Selbstständiges und Unabhängiges, können aber, um völlig evident und wirksam zu seyn, einander nicht entbehren." Dawider wird gesagt, daß diese Vergleichung sehr schwankend sey, da die Sittenlehre des Verstandes eben so sehr bedürfe, als die Religionslehre, und diese auch des Willens nicht ganz entbehren könne, indem der betrachtende Verstand im Dienste des Willens stehe. Da kömmt es aber darauf an, was man mit dem Verstande, intellectus, meint. Im gewöhnlichen Sinne ist die Glaubenslehre unstreitig mehr Sache des Verstandes,

als die Sittenlehre. An die ungewöhnliche Bedeutung, daß der Wille die Erkenntniß für das ganze sittliche Leben in Anspruch nehmend sie zum Verstande mache, konnte Reinhard nicht denken. Und wenn auch der Mensch denken kann, woran er will, wenn er Vorstellungen festhalten, verfolgen, fahren lassen kann, je nachdem er vermöge seines Willens Interesse dafür hat a. D. wenn auch in so fern der betrachtende Verstand im Dienste des Willens steht, so folgt nicht, daß der Wille die Erkenntniß zum Verstande mache und daß daher die Moral desselben eben so sehr bedürfe, als die Theologie. Der Verf. selbst definiert S. 8 die Sittenlehre so, daß sie dem Willen des Menschen für sein irdisches Leben die Gesetze des Handelns vorschreibe. S. 24 f. wird wider Flat's Bemerkungen über die Aufgabe, das höchste Princip der christlichen Sittenlehre zu bestimmen, gesagt: "Daß der Scepticismus des Verf. aller wissenschaftlichen Grundlage ermanget, geht schon daraus hervor, daß er Zeit und Papier mit der Untersuchung verschwendet, ob man auch wohl das oberste unter allen denkbaren (!) sittlichen Grundsätzen überhaupt (das absolut oberste) oder das höchste unter allen, für menschliche Geister im Ganzen ihres Daseyns (im gegenwärtigen und künftigen Leben) denkbaren Principien (das relativ höchste) entdecken könne: als wenn es eine andere Wissenschaft als eine menschlich irdische gäbe, und als wenn die christliche Moral selbst für andre Wesen, als für irdische gegeben sey. Das kommt daher, wenn man glaubt, mit leerer dürrer Logik denken und philosophiren zu können." Das ist ein sehr wegwerfendes, herabsehendes Urtheil über einen verdienten Mann, dergleichen sich unser Verf. überhaupt in seinen Schriften oft zu erlauben pflegt. Die Aufgabe ist wirklich von sehr vielen unter

denjenigen, welche Flatt bestreitet, in diesem Sinne gefaßt und angeblich gelöst worden. Man hat das höchste moralische Princip oft als ein durchaus für alle vernünftige Wesen ewig gültiges vorgestellt, gesucht und aufgestellt, und das Christenthum verlangt, daß Gottes Wille auf der Erde, wie im Himmel geschehe. Seine allgemeinen Gesetze gelten auch für höhere Geister, für das gegenwärtige und künftige Leben und werden selbst in Gott vollbracht. Es war also allerdings Grund zu der Untersuchung da, ob wir das höchste allumfassende Gesetz der christlichen Moral auffinden können. Der Verf., der schon die Bezweiflung der Möglichkeit, ein solches aufzufinden, für unwissenschaftlich ausgibt, hat doch selbst kein solches aufgestellt. S. 32 f. wird wider diejenigen, welche behaupten, daß die moralischen Lehren der biblischen Bücher überhaupt, weil sie zum Theil einander widersprechen und un wahr sind, nicht in ein übereinstimmendes systematisches Ganzes gebracht, sondern nur in einer historischen Entwicklung dargestellt werden können, erinnert: "Wie sich damit die Idee einer göttlichen Offenbarung im A. T. vertragen und die unleugbar im N. T. vorausgesetzte Uebereinstimmung der alten Offenbarung mit der neuen gerechtfertiget werden soll, ist schwer einzusehen. Richtiger erkennen andere das A. T. als eine Quelle der christlichen Moral, in so fern es mit dem N. T. übereinstimmt und die Lehren desselben nicht in diesem aufgehoben oder anders bestimmt sind." Allein eben dieß können ja auch diejenigen ganz consequent behaupten und haben es auch vielfach behauptet, welche annehmen und zeigen, daß nicht alle einzelne moralische Lehren, die in den biblischen Büchern vorkommen, in ein System gebracht werden können.

Sie können doch anerkennen, daß das, was im N. T. göttliche Offenbarung, ewige moralische Wahrheit ist, mit der christlichen Sittenlehre vollkommen übereinstimme. Sie erkennen ausdrücklich an, daß das N. T. auch eine Erkenntnisquelle der christlichen Moral sey und daß Jesus das Gesetz nicht aufheben, sondern vervollkommen wollte. S. 105 f. lesen wir: "Nur Mangel an Speculation kann behaupten (wie Reinhard thut), daß die sinnlichen Antriebe nie so stark seyen, daß der Mensch unterliegen müßte. Wenn man so die Freyheit in die Natur setzt, so vernichtet man sie eigentlich, gerade wie wenn man einen sichtbaren Gott in der Natur aufzeigen wollte, und damit des Glaubens an den Unsichtbaren spottete. Eine ähnliche empirische Ansicht von der Freyheit hat Stäudlin Moral f. Theologen S. 153." In dieser Stelle wird behauptet, daß die menschliche Freyheit auf mancherley Weise beschränkt, daß keine menschliche Handlung ganz und in aller Rücksicht frey, daß jede, als Handlung, an die Gesetze der Natur gebunden sey, daß wir aber doch die unsere Freyheit beschränkende Ursachen und Umstände oft beherrschen, vermindern, überwinden, wegräumen können, daß die Form, Regel, Triebfeder und Wahl der Handlung doch oft, ja meist von uns abhängen. Wir wünschten doch, daß gezeigt worden wäre, warum und wiefern denn diese Vorstellungen nur aus Mangel an Speculation entspringen können, wie denn durch dieselbe die Freyheit in die Natur gesetzt werde und wiefern denn das Angeführte eine empirische Ansicht von der Freyheit an sich seyn soll. Wir wollen dem Leser zu eigener Vergleichung und Beurtheilung die Vorstellung des Verf. mittheilen: "Im Gebiete beschränkter Kräfte ist keine Kraft als die

stets und allen überwindende zu denken, über jede noch so große Kraft wird noch eine größere zu denken seyn, und so mag die Kraft des verständigen Willens noch so groß seyn, die Möglichkeit ist da, daß die Sinnlichkeit sie überwinde. Der verständige Entschluß ist sonach selbst etwas Zufälliges, von Naturgesetzen abhängiges und sonach unfreyes. Demungeachtet setzt das Gewissen voraus, daß ich dem sinnlichen Antriebe, er sey so stark, als er wolle, widerstehen solle, und, wenn ich ihm unterlegen bin, daß ich ihm hätte widerstehen können. Denn thäte es dieses nicht, so könnte es mich wegen dieses Unterliegens nicht tadeln und es mir nicht zurechnen. Es ist sonach klar, daß die der Zurechnungsfähigkeit menschlicher Handlungen zum Grunde liegende Freyheit nur eine ideale Bedeutung hat. Der Mensch ist nicht wirklich frey, aber er glaubt sich frey. Dieser Glaube aber ist kein leerer Wahn oder die Einbildung eines irren Verstandes, sondern er hat die höchste Wahrheit, eine höhere, als die Erfahrung, denn er entspringt aus dem innersten Wesen der Vernunft, der Quelle aller Wahrheit, aus der auch unser Glaube an Gott und Ewigkeit fließt. Wir müssen eigentlich sagen: Der Mensch ist frey, aber er erscheint nur als unfrey." Wir wollen diese Vorstellung hier nicht prüfen, sondern nur bemerken, daß es sich mit ihr gar wohl verträgt, ja im Grunde mit in ihr enthalten ist, daß der Mensch auch die stärksten sinnlichen Antriebe überwinden könne, daß seine Freyheit in ihren Anwendungen und Aeußerungen beschränkt sey, daß die freyen Handlungen nach der einen Seite unfrey, nach der andren aber doch frey seyen. Demnach ist entweder die Ansicht der von dem Verf. bestrittenen Verfasser auch nicht empirisch oder die seinige ist

es gleichfalls. S. 111. "Man nimmt wissentliche und unwissentliche Sünden an, aber offenbar sind die letzteren keine Sünden, indem man sie ja eben darein setzt, daß wir ihre Unrechtmäßigkeit und Strafbarkeit nicht erkennen. Diese Eintheilung ist falsch — Unwissenheitsfünden, die darin bestehen, daß es an gewissen Kenntnissen fehlt, die doch hätten da seyn können und sollen, können in so fern angenommen werden, als die verschuldete Unwissenheit Sünde ist." Eben. so aber haben es auch die von ihm hier getadelten Moralisten verstanden. S. 261 "Man hat fast von jeher zwischen vollkommenen und unvollkommenen Pflichten unterschieden und auch Kant läßt diesen Unterschied noch stehen. Fries aber hat den Widerspruch hierin richtig aufgedeckt: eine unvollkommene Pflicht, welche Ausnahmen und Unterlassung leidet und nicht verpflichtet, ist offenbar keine Pflicht. Er hat zuerst richtig geschieden zwischen dem, was dem Gesetze des absoluten Werths angehört, und dem, was in verschiedenen Graden Werth und Schönheit hat, und vom reinen Triebe der Vollkommenheit oder der reinen Liebe gefordert wird." Allein eine unvollkommene Pflicht ist doch in Ansehung des Zwecks der Erfüllung, den alle haben sollen, bestimmt, keinen Ausnahmen unterworfen und von absolutem Werth. Und warum sollte in einer Sittenlehre, die von lauter Trieben ausgeht, nicht auch das Pflicht seyn, was der Trieb der Vollkommenheit fordert? Und warum soll dieser einerley mit dem Triebe der reinen Liebe seyn?

London.

Historical Sketches of the South of India, in an attempt to trace the History of

Myloor; from the Origin of the Hindoo Government of that State to the extinction of the Mohammedan Dynastie in 1799. Founded chiefly on Indian Authorities collected by the Author while officiating for several years as Political Resident at the Court of Myloor. By Lieut. Colonel Mark Wilks. Vol. I. 1810. XXXVI und 517 Seiten nebst Karte Vol. II. 1817. 580 Seiten Vol. III. 1817. 483 Seiten in Quart nebst vollständigem Register.

Dieses Werk gehört zu den unentbehrlichen in der Reihe der Specialgeschichten des weitläufigen Indiens, und ist besonders wichtig für die Begebenheiten Hyder Ali und Tippe Sultans. Es enthält größtentheils gesammelte Materialien für einen künftigen Bearbeiter der Geschichte des südlichen Hindostan, vorzüglich Original-Nachrichten aus Handschriften am Hofe zu Mysore, welche durch den Verf., welcher selbst Resident an demselben war, der Vergessenheit entrisen sind. Ein Memoire über die Landesgeschichte von einem Gelehrten in Mysore; eine Chronik der Rajas dieses Reiches aus dem Canara ins Persische übersetzt und 1799 im Palast zu Seringapatnam gefunden, und nebst mehreren aus der allgemeinen Zerstörung gerettet; eine ganze Reihe kleiner Handschriften über einzelne Facta der Mysorischen Geschichte; die Copien aller Inscriptionen auf Stein und Kupfertafeln, meist fromme Schenkungen und Stiftungen bezeichnend, welche in der Colin-Mackenzieschen Collection in der Kriegsschule des Fort St. George aufbewahrt werden; zum Theil Documente, die in ein hohes Alter hinaufreichen, und merkwürdige Facta enthalten, für Genealogie und Chronologie von Wichtigkeit sind, aber auch sonst



für alle Zweige der Geschichte und Indischen Antiquitäten. Die Benutzung der Sammlungen und Tagebücher von drey Gouverneurs, mehreren Englischen Beamten und Militärs; die Geschichte des Landes Coorg vom Raja desselben selbst geschrieben, und ein historisches Werk, unter dem Titel: Sultan u Towarikh von Tippos Sultan selbst dictirt, und im Persischen ausgearbeitet. Dieß sind die Hauptquellen, aus welchen dieses Werk geschöpft ist, das wichtige Zusätze zu den frühern Arbeiten von Ormes enthält und in Beziehung auf die jüngern Begebenheiten ganz neu zu nennen ist. Fleiß, Treue, Gewissenhaftigkeit der Benutzung sind unverkennbar, und selbst die beygefügtten Noten, welche öfter von Kundigen der Indischen Sprachen und Antiquitäten herrühren, geben vielfache Belehrung. Es wird hier hinreichen, nur darauf hinzuweisen, daß der erste Theil die ältern Landesfagen mit aufnimmt, eine Abhandlung über das Grundeigenthum in Indien mit Rücksicht auf Menus Gesetzcodex enthält, Kap. V. S. 104 bis 199, und die politische Geschichte bis zum Jahr 1767 führt, der zweyte aber bis zum Sturz Tippos und bis zur Verwandlung Mysores in eine Britische Provinz. Hiebey sind viele handschriftliche Nachrichten Englischer Officiere und die Brieffammlung Tippos Sultans benutzt, von welcher Colonel Kirkpatrick nur einen Theil herausgegeben hatte.

---

Druckfehler.

Jahrg. 1818 S. 1000 Z. 14 st. Okeräger f. Waräger.  
 Jahrg. 1819. S. 880 Z. 10 v. u. st. zweyjährigen  
 I. zweyjährigen.  
 S. 75 Z. 35 st. Biographie f. Bibliographie.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

III. Stück.

Den 12. Julius 1819.

Göttingen.

Früher als erwartet werden konnte, hat Herr Professor Zipser zu Neusohl in Ungarn seine Zusage erfüllt, das hiesige Academische Museum mit einer zweyten Folge Ungarischer Mineralien zu beschenken. Die neue, wieder aus hundert Stück bestehende Sendung, welche das Museum seiner zuvorkommenden und ganz uneigennütigen Güte seit einiger Zeit verdankt, stehet der ersteren in diesen Blättern (J. 1817. S. 176. S. 1753) erwähnten, an Reichhaltigkeit nicht nach, und gewährt nun in Verbindung mit den Merkwürdigkeiten dieser, eine um so vollständigere Belehrung, da durch das schätzbare, von dem Hrn. Prof. Zipser im Jahre 1807 herausgegebene, topographisch = mineralogische Handbuch von Ungarn, über das Vorkommen der mitgetheilten Gebirgsarten und einfachen Fossilien, Aufschlüsse ertheilt sind; so daß anderer Seits jene Sammlungen zugleich als Belege für die in diesem Werke enthaltenen Angaben dienen können. Besonders erfreulich ist es, durch das neue Ge-

M (5)

schenk die Folge der Ungarischen Hornstein-, Thon-, Perlstein- Obsidian- und Bimsstein- Porphyre, so wie anderer porphyrartiger Gesteine; sodann auch die Sammlung der Grauwackenähnlichen Gebirgsarten bedeutend erweitert und vervollständigt zu sehen. In der großen, instructiven Reihe der ersteren, treten die Uebergänge unter Gebilden, welche einzeln betrachtet, sehr fern von einander zu stehen scheinen, klar hervor und bestätigen auf das Vollkommenste die von dem Herrn von Buch über die sogenannten Trapp- porphyre anderer Länder gesammelten und so meisterhaft dargestellten Beobachtungen. Die Folge der grauwackenartigen Gesteine erinnert an ähnliche in den Alpen, zumahl in einigen Gegenden von Savoyen; in deren Bildung weit mehr Crystallinisches sich zeigt, wie in den meisten Abänderungen der Deutschen Grauwacken und in einem höheren Grade wie diese beweiset, daß die rein chemisch gebildeten Gebirgsarten durch unmerkliche Uebergänge mit denen verknüpft vorkommen, in denen mechanische Kräfte freyere Wirkung zeigen. Unter den einfachen Fossilien, welche in dieser Schenkung sich befinden, zeichnen sich besonders aus: schöne Abänderungen von Rothstein (Rothbraunsteinerz) von Praxendörp und sogenannte grüne Eisenerde in dreyen Stücken von Ungvár, deren genaue chemische Analyse wünschenswerth seyn dürfte.

## Göttingen.

In der Versammlung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 19ten Junius erstattete der Professor Hausmann einen Bericht über den Zustand der zu Herculanium gefundenen verkohlten Papyrussollen und die zur Abwickelung derselben befolgten Verfahrensarten. Er fand sich dazu besonders veranlaßt, da ihm seine vdr kurz

zem beendigte Reise durch Italien, auf welcher er die Ehre hatte, Se. Durchlaucht den Erbprinzen zur Lippe zu begleiten, die erwünschte Gelegenheit darbot, sich mit jenen Rollen und ihrer Abwicklung zu Neapel durch eigene Ansicht genauer bekannt zu machen, welches für ihn ein doppeltes Interesse haben mußte, da es ihm früher verstattet war, die von dem Hrn. Schulrathe Dr. Sicker zu Hildburghausen erfundene Abwicklungsmethode kennen zu lernen und über die Anwendbarkeit derselben, als Mitglied einer zu diesem Zweck von der Königl. Societät der Wissenschaften ernannten Commission, sein Urtheil abgeben zu dürfen. (S. Vött. gel. Anz. 1814. Er. 200.) Damals konnte der Prof. Hausmann seine Meinung über diesen Gegenstand nur mit Schüchternheit aussprechen, weil er die Beschaffenheiten obiger Rollen nur aus Beschreibungen kannte. Jetzt glaubt derselbe aber mit weit größerer Zuversicht behaupten zu dürfen: daß die Sickersche Methode bedeutende Vorzüge vor der bisher befolgten besitze und daß sie, bey gut erhaltenen Rollen angewandt, nach aller Wahrscheinlichkeit zu einem erwünschten Resultate führen würde.

Der Professor Hausmann schilderte in seinem Berichte zuerst die äußeren Beschaffenheiten der verkohlten Papyrusrollen von Herculaneum, welche gegenwärtig in dem Gebäude der Studien zu Neapel aufbewahrt werden. Er bestätigte dasjenige, was schon aus anderen Nachrichten darüber bekannt ist, daß sie verschiedne Grade der Verkohlung und sehr verschiedne Abstufungen der vollkommeneren und unvollkommeneren Erhaltung zeigen. In manchen, und zwar besonders in den vollkommner verkohlten, sind die höchst zarten Lagen in großer Regelmäßigkeit erhalten; wogegen Andere in einem solchen Grade zerrissen,

verdrückt oder verdreht erscheinen, daß man bey ihnen in Neapel längst die Hoffnung aufgegeben hat, mit gutem Erfolge eine Abwicklung zu bewirken. Nur vollkommen verkohlte und gut erhaltene Rollen sind abgewickelt worden, bey denen auf dem schwarzen Grunde die Schriftzüge durch das tiefere Schwarz und die sehr schwache Erhöhung derselben lesbar sind. Die Rollen sind im Allgemeinen nach der Güte geordnet, so daß unter den höheren Nummern die Mehrzahl der weniger gut erhaltenen sich befindet, zu denen auch diejenigen gehörten, welche nach England gekommen sind. (Vergl. Gött. gel. Anz. 1817. St. 137.)

Der Professor Hausmann wandte sich darauf zur Beurtheilung der Verfahrensarten, welche man bey der Abwicklung der Rollen bisher angewandt hat und stellte die großen Unvollkommenheiten derselben dar. Die vom Padre Piaggi angegebene Methode ist diejenige, bey welcher man zu Neapel stehen geblieben ist. Nur stückweise lassen sich mit Hülfe derselben die Rollen entwickeln; und da die Abwicklung in senkrechter Richtung geschieht, da die höchst zarten Streifen von Goldschlägerhaut, worauf die Stücke der Rollen mit Fischleim geklebt werden, keine feste Unterlage haben, sondern ganz frey hängen; so ist die ganze, sehr langsam von Statten gehende Arbeit, im höchsten Grade unsicher und ein Zerreißen der zarten Kohlenlagen unvermeidlich. Hat man sich mit der Beschaffenheit der Rollen und mit dieser Abwicklungsmethode bekannt gemacht und vergleicht mit ihr das sehr einfache Siccardi'sche Verfahren, bey welchem jene wesentlichen Mängel vermieden werden, bey welchem der Arbeit Sicherheit gegeben wird und die zarten Kohlentheile so viel wie möglich in ihrer Verbindung erhalten werden; so wird man bey

unparteyischer Beurtheilung keinen Augenblick Anstand nehmen, derselben den Vorzug einzuräumen, um so mehr, da bey derselben nichts in Anwendung kömmt, wodurch die reine Ablösung der verschiedenen Lagen erschwert oder die Schrift zerstört werden könnte. Es scheint sich daher die Annahme völlig rechtfertigen zu lassen: daß wenn durch Anwendung der höchst unvollkommenen Piaggischen Methode die Abwicklung gut erhaltener Rollen und die Lesung ihrer Schrift möglich wurde, solches um so mehr noch bey der Anwendung des Säckler'schen Verfahrens möglich seyn müßte. Dieses Urtheil ist ja auch durch den Erfolg der im Auftrage der Englischen Regierung von dem Hrn. Dr. Säckler vorgenommenen Versuche: die Abwicklung der dortigen Herculanensischen Rollen zu bewirken, bewährt worden. Bey Rollen von der schlechtesten Beschaffenheit, bey denen man in Italien die Abwicklung nie zu versuchen gewagt hat, ist die Abwicklung dem Hrn. Dr. Säckler gelungen; nur konnte von ihm nicht das Unmögliche erreicht, nicht die entweder zerstörte oder nie vorhandene Schrift zum Vorschein gebracht werden. (Man vergl. die Nachrichten eines Augenzeugen in d. Göt. gel. Anz. 1818. St. 191.)

Der Professor Hausmann erwähnte auch einen Versuch, der von dem berühmten Englischen Chemiker, Sir Humphry Davy, während seines kurzen Aufenthaltes in Neapel, im Januar d. J. mit einer Rolle von Herculanium an gestellt wurde und der nach der von einem glaubwürdigen Augenzeugen darüber erhaltenen Nachricht, zum Zweck haben sollte, durch eine gewisse Behandlung mit heißen Dämpfen, die Trennung der zarten Lagen des verkohlten Papyrus zu erleichtern; über deren vortheilhaften Einfluß auf die Entwicklung aber erst fortgesetzte Versuche ein entscheidendes Resultat werden liefern können.

Gelegentlich verbreitete sich der Prof. Hausmann in seinem Berichte auch über die Art der Verschüttung von Herculaneum und die Ursachen, welche die Verkohlung der Papyrusrollen bewirkt und verschieden modificirt haben mögen; wobei von ihm mehrere darüber aufgestellte Hypothesen, besonders auch die in neuerer Zeit von Lippi geäußerten Ideen, näher beleuchtet wurden.

Fast zu gleicher Zeit, als der obige Bericht in der R. Societät abgestattet wurde, erhielten wir die eigne Schrift des Hrn. D. Siedler: Die Herculaneusischen Handschriften in England; und meine, nach erhaltenem Rufe und nach Auftrag der Englischen Regierung im Jahr 1817 zu ihrer Entwicklung gemachten Versuche; mit einem Steinabdruck, die sieben behandelten Rollen enthaltend; Leipzig 1819. 8. 115 S. Die Schrift enthält einen actenmäßigen, mit allen Belegen versehenen Bericht über die ganze Geschichte der Verufung des Verf. nach London, und der daselbst zur Abwicklung jener Rollen gemachten Versuche; so wie von der, zu der Untersuchung seines Verfahrens beauftragten, Committee erfahrenen Verhandlung; nebst einer Aufforderung an diese, sich über einen, in dem Courier 3. Apr. 1818 aufgenommenen, und ihr beigelegten, aber wesentlich entstelltem Bericht, befriedigend zu erklären. — Wir halten es nicht für zweckmäßig, einen Auszug aus dieser Schrift, die selbst gelesen seyn will, und ohne Zweifel auch allgemein gelesen werden wird, zu geben; wo denn das Urtheil über das Verfahren, das man sich gegen den D. Siedler erlaubt hat, wohl nicht zweifelhaft seyn kann. Erwiesen ist jetzt, unsers Erachtens, durch die hier mitgetheilten Belege, daß der D. Siedler das wirklich geleistet hat, was er versprochen hatte: nemlich ein Verfahren anzugeben und zu

erproben, wodurch jene Rollen ohne Verletzung der auf ihnen befindlichen Schrift, abgewickelt werden können. Erprobt ist dieses Verfahren an sieben Rollen, die nicht etwa zu den besser erhaltenen, sondern zu den allerverdorbensten, nach dem Urtheil der Kenner aufzugebenden (desesperés) gehörten; auf denen schon vor der Abwicklung jede Spur von Schrift, bis auf Weniges, längst vertilgt war. Erwiesen ist, daß dennoch von diesen, so übel zugerichteten Rollen, von dem D. S i c k l e r nicht etwa einzelne Fesseln, sondern große Stücke in Gegenwart der Comitée, so zu ihrer Zufriedenheit abgeliefert wurden, daß sie noch vor abgelaufenem Probetermin dem D. S i c k l e r die Fortsetzung seiner Arbeit auftrug. Bestätigt endlich sind die hier angegebenen Erfolge schon früher durch das Zeugniß eines gänzlich unparteyischen Augenzeugen, der dieses unaufgefordert in unsern Blättern ausführlich niederlegte; (G. 3. N. 1818. S. 1897 bis 1910; ) und auf das wir unsere Leser verweisen. — Hatte denn nach diesem Allen D. S i c k l e r nicht das Versprochene geleistet; oder kann noch ein vernünftiger Zweifel seyn daß das, was an den verdorbensten Rollen gelang, weit leichter an den besser erhaltenen gelingen werde? Wenn die Freunde der classischen Literatur über die Vereitelung der gefaßten Hoffnungen einen gerechten Schmerz empfinden; (denn nicht von einer unbedeutenden, sondern von der größten Vereicherung ist die Rede, welche dieselbe seit ihrer Wiedererweckung erhalten sollte; ) so werden sie sich nicht wenig dadurch beruhigt fühlen, daß diese Vereitelung nicht die Schuld der neuen Methode und ihres Erfinders war, sondern in Umständen ihren Grund hatte, die sie am besten aus der Schrift selbst werden kennen lernen. Wenn nun aber ihr Verf. in den Augen jedes uneingenommenen Lesers keiner weitem Rechtfertigung bedürfen wird, so knüpft sich daran von selbst die Hoffnung; daß die so erprobte Methode nicht verloren bleiben; und das, was jetzt nicht zur Ausführung kam, doch dereinst dazu kommen werde.      Hn.



## Tübingen.

Bey C. F. Oslander: Magazin für Deutsche Elementar-Schullehrer, Eltern und Erzieher. Herausgegeben von Phil. Jak. Bölt er, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. Des dritten Bandes erstes Stück. Auch unter dem Titel: Theoretisch-practisches Handbuch für Deutsche Schullehrer und Erzieher u. s. f. des achten Bandes erstes Stück. 1816. S. 153. In kl. Octav. — Dieses Stück des nützlichen Werks beginnt mit einer Zusammenstellung der sämtlichen Beantwortungen der im J. 1810 den Königl. Württembergischen Deutschen Schullehrern vorgelegten Preisfrage: Worin besteht das Eigenthümliche der Pestalozzischen Lehrmethode in Ansehung der Arithmetik? Hat sie Vorzüge vor der gewöhnlichen Methode, und welche? Von den 15 Beantwortungen sind 3 mit Preisen gekrönt, und 3 als gute öffentlich belobt worden. Alle setzen das Eigenthümliche der P. Lehrart in die Anschauung und in die Einheitstabelle als Mittel dazu; daraus entstehe die Freyheit von allem Mechanismus arithmetischer Formeln, die Erregung und Entwicklung aller Seelenträfte; der Unterricht gewinne an Ordnung, sey ganz lückenlos, erhalte durch das bestimmte tactmäßige Zusammensprechen Mehrerer Leben, Klarheit, Festigkeit und Munterkeit. Hieraus gehen eben so viele Vorzüge hervor ic. II. Ueber den richtigen Gebrauch einiger Buchstaben bey dem Schreiben: sehr bekannte Sachen, die aber den Landschullehrern jener Gegend vielleicht nützlich seyn mögen. Er empfiehlt Büchners Hülfswörterbuch für Ungelehrte, Steinkopf, Stuttgart 1812 (1 Fl. 12 Kr.) Er meint gar nicht übel, daß das ß, das nach einem gedehnten Vocale steht (groß, Fuß), aus s und z in der alten Schreib- und Sprechart zusammengesetzt, und von dem s verschieden sey. Unter den übrigen Aufsätzen zeichnet sich das kurze Leben des trefflichen catholischen Geistlichen und Kön. Baier. Schulinspectors Engelhards aus, der zu früh im J. 1814 zu Gundelshingen starb: ferner Neu-Lanarks in Schottland Stiftung durch David Dale u. s. Der Verf. schreibt immer: der Synodus. Rpf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. 113. Stück.

Den 15. Julius 1819.

L o n d o n.

For Baldwin, Cradock and Joy. Practical illustrations of typhus fever and other febrile and inflammatory diseases, by John Armstrong, M. D. second edition p. XI. 337. Octav. 1818.

Ueber wenige Gegenstände im Fache der Arzneykunde ist wohl in den letzten Jahren mehr geschrieben und verschiedener geurtheilt worden, als über diejenige Form der Fieber, welche man mit dem Namen Typhus bezeichnet hat. Einige geben diese Benennung allen Fiebern, welche bey dem Scheine von Gelindigkeit große Gefahr mit sich führten, weswegen man sie auch wohl bössartige nannte. Andre verstanden darunter alle Fieber, deren hervorstechender Character Schwäche war, und wobey das Nervensystem vorzugsweise litt, und wieder andre wollten nur die Classe der ansteckenden Fieber so benannt wissen. Hieraus entstand eine Verwirrung der Begriffe, die auf die Vertheilung und Behandlung dieser Krankheit einen bedeutenden und nachtheiligen Einfluß hatte.

R (5)

Besonders zeigten sich diese üblen Folgen, als das Brown'sche System die Oberhand hatte, keinen Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Schwäche festsetzte, sondern alle Krankheiten, in welchen ein Kraftmangel sich zeigte, mit reizenden und stärkenden Mitteln behandelte. Tausende wurden ein Opfer dieses Mißsystems, bis die Stimmen besserer Aerzte, besonders eines von Hildenbrandt erschallten, und das für Unwissen ein Ende zu machen suchten. Seitdem ist man mehr zu der ältern Meinung zurückgekehrt, und hat den Typhus als eine von Ansteckung entstandene Krankheit angesehen, die sich durch einen eigenthümlichen Character auszeichnet, aber dabey eine verschiedene Form annehmen kann, und nicht immer eine und die nehmliche Behandlungsweise zuläßt. Marcus und mit ihm mehrere Andre nahmen hiebey immer locale Entzündung, vorzüglich des Gehirns an; aber, obgleich dieselbe zuweilen mit dieser Art des innern Leidens erscheinen kann, so irret man doch sehr, wenn man dieselbe immer vorhanden zu seyn glaubt, und darüber den wahren und wesentlichen Character derselben aus den Augen verliert. Eben so wenig wie beim Typhus immer Schwäche vorwaltet und stärkende Mittel angemessen sind, eben so wenig hat derselbe jederzeit einen entzündlichen Character und erfordert schwächende Mittel; ja, wenn dieses auch sehr oft im Anfange der Krankheit der Fall ist, so nimmt sie doch zuletzt eine andre Form an, und macht die entgegengesetzte Heilmethode nothwendig. Hr. Kemst. sucht dieses in seinem vor uns liegenden Werke aus seiner Erfahrung zu beweisen, und hat dieses auf eine Weise gethan, die sein Buch zu einem der wichtigsten und brauchbarsten in dieser Materie macht, und ihm als einem treuen Naturgemäßen den Beyfall aller von Systems

sucht freyen Aerzte erwerben muß. Rec. ist mit dem Verf. in Allem ganz einverstanden und findet nach dem, was ihm Beobachtung und Erfahrung gelehrt haben, die Ansichten des Verf. richtig und in der Natur begründet, so wie er auch seiner einfachen und doch wirksamen Heilmethode seine Bestimmung nicht versagen kann. Nur möchte er wünschen, daß der Verf. in seiner Darstellung des Typhus den Zustand des Nervensystems und die Rücksichten auf dasselbe nicht zu sehr aus den Augen gesetzt und dagegen die Disharmonie im Gefäßsystem allein berücksichtigt hätte. Zwar zeigt er bey den letzten Stadien des Typhus, besonders des congestiven etwas darauf hin; allein seiner Fingerzeige sind doch zu wenige und die Behandlung zu unwirksam; hier hätte er aus den Erfahrungen Deutscher Aerzte lernen können. — Diese zweyte Auflage ist nicht sehr von der ersten verschieden; manche Abschnitte haben jedennoch erläuternde Zusätze erhalten, so daß die Seitenzahl, welche bey der ersten Ausgabe nur 302 war; in dieser auf 337 gestiegen ist. Auch ist an einigen Stellen die Ordnung der Materien abgeändert.

Rec. geht jetzt zur kurzen Inhaltsanzeige über. Typhus ist nach dem Verf. eine eigenthümliche Krankheit, welche von einem specifischen Contagium (Krankheitsstoffe) erzeugt wird, und die Kraft besitzt, eine ähnliche Krankheit in andern Individuen, die seinem Einflusse ausgesetzt sind, hervorzubringen. Sie entsteht mehr in kalten und gemäßigten Climates, als in warmen; übt ihre ansteckende Kraft gleich am ersten oder zweyten Tage nach der Mittheilung aus, oft aber auch erst am 13ten oder auch später. In ihrer reinen-ungemischten Natur erscheint sie mehrertheils unter dreyerley Formen; nemlich der des einfachen, des entzündlichen und des congestiven

**Typhus.** Erster ist die reinste Krankheit, in welcher das Fieber oder das Stadium der Hitze gleich vollkommen entwickelt ist, und wobey keine Wirkung einer örtlichen Entzündung vorhanden sind. Die zweyte hat das nämliche entwickelte Stadium der Hitze oder einfacher Fiebererregung, aber mit örtlicher Entzündung verbunden; die dritte Form endlich zeichnet sich dadurch aus, daß das Stadium der Hitze gar nicht oder sehr unvollkommen entwickelt ist, wobey zugleich Zeichen von Congestionen in den Venen einer oder mehrerer innerer Organe vorhanden sind, die nicht durch die Kraft des arteriösen Systems überwunden werden können. Diese einzelnen Formen stellen sich nun folgendermaßen dar. 1. Einfacher Typhus. Dieser hat dreyerley Stadien; das erste nennt der Verf. das der Niedergeschlagenheit, des Ergriffenseyns (oppression), das zweyte das der Aufregung. (excitement) und das letzte das der Schwäche (collapse). Im ersten sind Blässe, Unterdrückung der Kräfte, eine gewisse Art von Dunkelheit oder blauer Farbe um die Augen, Muthlosigkeit, Mangel an Empfindlichkeit, Kälte und Schauer, Beschwerde der Verdauung, Druck und ängstliche Empfindung in der Herzgrube, schnelles mit öftern Seufzern unterbrochenes Athemholen, Kopfschmerz, Schwindel, Kälte in dem Rücken, Schmerz in den Schenkeln, kleiner unbeständiger Puls und ein Gefühl von Ermüdung vorhanden. Dieses Stadium dauert zwey oder drey Tage, nach welcher Zeit sich das Fieber immer mehr und mehr entwickelt. Der Blutlauf ist geschwinder und verstärkter, der Puls wird hart, widerstehend und voll, das Gesicht wird roth, die Augenlieder werden schwer, die Lippen trocken, die Respiration ist geschwind, die Haut trocken, und allgemein heiß, die Zunge unrein; der Durst stark, der Kopf eingenommen,

das Gehirn sehr erregbar. Alles überhaupt zeigt von großer Erregung. In der Folge entstehen Hysterien, Delirien vorzüglich gegen Abend, und der Kraftmangel entwickelt sich am stärksten, wobei zugleich eine krankhafte Veränderung in den Ge- und Excretionen vorhanden ist. Nach sechs oder sieben Tagen gehet dieses Stadium in das der Schwäche über, hiebey sind die Kräfte der willkürlichen Muskeln geschwächt, die Haut schlaff, die Temperatur geringer und veränderlicher, die Circulation langsamer, kraftloser, der Puls weich, wellenförmig. Diese Zufälle zeigen oft eine wirkliche Veränderung zur Besserung und einen Uebergang zur Reconvalescenz an, besonders wenn dabey die Respiration besser, die Verdauung natürlicher wird, und der Harn ein kritisches Ansehen bekommt. Oft aber auch tritt das Gefährliche dieses Stadiums deutlicher hervor, die Kräfte sinken stark, der Puls wird geschwinder und schwächer, die Zunge unreiner und trockner, die Stimme leise, die Respiration kürzer, ängstlicher, die Verrichtung des Sensoriums unordentlicher, das Aussehen unbetebet. Es tritt eine beständige Unruhe ein, ein faulichter Geruch verbreitet sich um den Kranken, es kommen Sehnenhüpfen, stille Delirien, und der Körper sinkt zu dem Fußende des Bettes herab. Wenn diese Art von Typhus vom Anfang an richtig behandelt wird, so verläuft sie gewöhnlich günstig. Bey denen, die darin gestorben sind, hat man keine Fehler in den innern Organen entdecken können, ausgenommen eine stärkere Derivation des Bluts, die aber von Entzündung weit verschieden war; überhaupt zeigen uns Leichenöffnungen hier öfters nur wenig. Im Ganzen ist in dieser Art des Typhus die Circulation von der gesunden Norm abweichend und dieses der Hauptgrund fast aller Erscheinungen in den beiden ersten Stadien. In

dem ersten ist die Schwäche bloß scheinbar, und rührt von der Anhäufung des Bluts in den Gefäßen der innern Organe her, während dem es von der Oberfläche zu sehr zurückgezogen ist. Im zweyten sind das Herz und die Arterien in einem überreizten Zustande, die Schwäche also wieder nur scheinbar; im dritten letztere aber wirklich vorhanden und Folge der durch die starke Erregung herbeigeführten Erschöpfung. 2. Entzündlicher Typhus. Die örtlichen Entzündungen, welche den Typhus begleiten, sind zuweilen schon im ersten Stadium vorhanden, im allgemeinen aber mehr die Folgen der starken Erregung des Herzens und Gefäßsystems im zweyten. Die Theile, welche am häufigsten dabey von der Entzündung ergriffen werden, sind das Gehirn mit seinen Häuten, die Pleura, Lungen, Brusthöhle, Magen, Leber, Peritoneum, die Gedärme. Es entstehet in ihnen die Entzündung unter acuter oder subacuter Form, die nur dem Grade nach verschieden sind, und wovon die erste früher eintritt und sich deutlicher auszeichnet, als die andre. Das Gehirn und dessen Häute sind der Entzündung am meisten ausgesetzt; ihre Zeichen sind hier ausführlich angegeben. Die subacute Form derselben kommt langsam und unmerklich an, und zeichnet sich wenig aus, außer durch das starke Pulsiren der Carotiden und der Schläfpußader und krankhafter Affection der Sinneswerkzeuge, besonders der des Gehörs, wobey der Kranke sehr unruhig ist, sich umherwirft und an großer Reizbarkeit leidet, die Augen werden gegen das Licht sehr empfindlich, der Kopf schmerzet stark, der Patient liegt in Betäubung, oder ist beständig wachend. Delirien und mehrere Zeichen eines leidenden Gehirns finden sich in der Folge ein. Die Dauer dieser Form ist von 13 bis zu 20 Tagen, und nach dem Tode findet

man sowohl bey ihr als bey der acuten eine Vergrößerung und Anschwellung der Gefäße der harten und weichen Hirnhaut, und oft ergossene gerinnbare Lymphe zwischen beyden. Bey schwächlichen, sehr reizbaren Subjecten, Frauenzimmern und denen, welche an hitzige Getränke gewöhnt sind, erscheint diese Art des Typhus mit heftigern und beunruhigendern Zufällen. Mit dem Typhus verbinden sich nicht selten Entzündungen der Lungen, der Brusthaut und der Luftöhre, so wie der Gedärme, des Magens und der Leber und bringen denselben auf die höchste Höhe der Gefahr, wo alle Aufmerksamkeit des Arztes erfordert wird, den Zustand zu erkennen und ihn mit den zweckmäßigsten Mitteln zu bekämpfen. Des Verf. schöne aus der Erfahrung geschöpfte Bemerkungen und Winke verdienen alle Aufmerksamkeit und machen das Studium seines Werks zur nothwendigen Pflicht des Arztes, der etwas mehr, als ein gewöhnlicher Receptschreiber seyn will; Ref. bedauert, daß seine Grenzen ihm nicht erlauben, sich in eine nähere Darlegung derselben einzulassen. 3. Congestiver Typhus. Der Verf. vergleicht denselben mit der *lipyria* und *epiala* des Hippocrates. Robert Jackson hat vorzüglich in neuerer Zeit eine getreue und deutliche Beschreibung davon geliefert. Der Hauptcharacter dieser Art ist eine gänzliche Abwesenheit der bey den andern sich zeigenden fieberhaften Aufregung des arteriellen Systems, welche durch die Anhäufung des Bluts in den Venen an der Entwicklung gehindert wird. Der Ausbruch derselben ist gemeinlich schnell und ihre Zufälle sind folgende: große Schwäche, besonders in den untern Extremitäten, Schmerz, oder das Gefühl einer Last, im Gehirn, Schwindel, Blässe des Gesichts, ängstliches Athemholen, kalte Extremitäten bey Wärme des Körpers, feuchte, auch



wohl trockene Haut, kleiner, ungleicher, veränderlicher Puls, Umneblung der Sinne, Unbesinnlichkeit, schwere stammelnde Sprache. Der Patient hat das Ansehen und Benehmen eines Betrunknen, oder Eines, der einen Schlag auf den Kopf erhalten hat. Das Auge ist zuweilen glänzend, zuweilen trübe und trähnend, wie bey einem Betrunknen oder einem Schlastrunknen. In den letzten Zeiten der Krankheit wird der langsame Puls geschwind, die Zunge, die anfangs rein war, belegt und braun. Im Anfange ist der Stuhlgang braun, wenig und beschwerlich, zuletzt wird er diarrhoeartig, und kommt unwillkürlich. Alle Secretionen sind vermindert oder unterdrückt, die Haut ist sehr unempfindlich, es erscheinen Petechien, brandichte Flecke an den Extremitäten, und Blutungen aus mehreren Theilen. Die Zufälle des Gehirns, der Respiration und der Praecordia zeigen das Steigen oder Abnehmen der Heftigkeit der Krankheit an; doch geben sie nicht immer sich in Zeichen ab, indem oft bey dem größten Anschein der Besserung schnell ein Rückfall kommt, und dem Leben unerwartet ein Ende macht. Zuweilen ist der Gang der Krankheit schleichender, die Zufälle sind dem Anscheine nach geringer, aber sich selbst überlassen, ist der Ausgang doch tödtlich. Bey einer andern Species dieser Typhusart werden Paroxysmen von Fieberregungen wahrgenommen, die aber keinen regelmäßigen Typus haben, zuweilen in 24 Stunden zwey oder drey mahl zurückkehren, aber von der Art sind, daß man die Schwäche der Naturkraft, einen förmlichen Paroxysmus zu entwickeln nicht verkennen kann; zuletzt hören dieselben auch ganz auf, und machen einem Zustande von gänzlicher Unwirksamkeit und Unthätigkeit Platz. Bey den Leichenöffnungen der an dem congestiven Typhus Verstorbenen

hat man das Gehirn und die Leber, so wie die Milz am meisten von der Norm abweichend gefunden. Die auszeichnendsten Zufälle bey demselben sind immer und bey jeder Modification, welche bey ihm stoct hat, ein unterdrückter Puls, schwache Circulation, Ergriffenseyn des Gehirns, Angst in den Præcordien, ungleiche Temperatur der Haut, Mangel an Fiebererregung, innormale Secretionen, allgemeine Unterdrückung der Kräfte. Die wesentlichste Abweichung vom gesunden Zustande bey ihm besteht in einer verringerten Kraft und Thätigkeit des arteriösen und einer völligen Unterdrückung derselben im venösen Systeme, besonders in denen Theilen, in welchen die Congestion ihren vorzüglichsten Sitz hat. Nach dem Tode findet man zum Beweise des letztern Satzes die größern Venen der leidenden Organe mit schwarzem, dickem geronnenem Blute angefüllt. Die weitem Gründe zur Unterstützung dieser Meinung des Verf., denen mit Recht nichts entgegen gesetzt werden kann, und nach welchen er seine Ansicht von der Natur dieser Typhusart auch auf andre Fieber mit scheinbarer Schwäche überträgt, sind mit aller Ausführlichkeit auseinander gesetzt, und verdienen im Buche selbst nachgelesen zu werden. Von der Pest. Diese Krankheit ist nach dem Verf. ein dem Typhus sehr verwandtes Leiden, dessen Hauptcharacter nicht Schwäche, sondern innormale Erregung des Gefäßsystems und Congestion ist. Er nimmt mit Dr. Faulkner, der dieselbe auf Malta beobachtete, drey Arten derselben an; bey der ersten ist die Kraft und Thätigkeit des Gehirns und Sensoriums sehr herabgestimmt; diese ist die schlimmste und am schnellsten tödtende Art. In der zweyten herrscht der entgegengesetzte Zustand; alles zeugt von erhöhter Erregung und größerer Thätigkeit im Gefäßsysteme und heftiger, stürmischer Wirkung des Sensoriums. Die dritte endlich ein

milderer Grad der zweyten. Die erste Art hat die größte Aehnlichkeit mit dem congestiven Typhus, die zweyte mit dem entzündlichen und die dritte mit dem einfachen. Die Beweise für diese Aehnlichkeit nimmt der Verf. theils aus den Zufällen, theils aus dem Besurde der Leichendöffnungen, wie er von ältern und neuern Aerzten, die diese Krankheit beobachtet haben, angegeben ist, theils aus dem günstigen oder ungünstigen Erfolge der Behandlung, aus welchem es sich ergeben hat, daß Blutlassen die besten Wirkungen gehabt hat, die Kranken aber bey dem Gebrauche der wirksamsten stärkenden Mittel gestorben sind. Behandlung des einfachen Typhus. Diese richtet sich ganz nach den drey verschiedenen Stadien desselben. Im ersten, dienen oft Brechmittel und gleich nach diesem sind Clystiere und Abführungsmittel, welche den Darmcanal schnell ausleeren, als Calomel mit Jalappe, Ricinusöl und abführende Mittelsalze zu geben, so daß 3 oder 4mahl Oeffnung in 24 Stunden erfolgt. Nächst diesem dient das warme Bad und mäßige Temperatur des Zimmers. Im zweyten Stadium sind die kalten Uebergießungen von 60° Temperatur sehr heilsam, doch nur bis zum vierten Tage desselben; nach dieser Zeit zeigen sich die wärmen von 74 bis 96° vortheilhafter, besonders wenn dazu See- oder Brunnenwasser, in welchem Salz aufgelöst, oder wozu etwas Branntwein gemischt ist, genommen wird. Indem der Kranke aufsteht, und die Füße in warmes Wasser gesetzt hat, wird derselbe damit übergossen. Dieß Uebergießen wird so oft wiederholt, bis die heiße Haut kühl geworden ist. In diesem Stadium läßt sich auch vieles vom wärmen Bade erwarten. Diese Heilmittel, welche auf die Circulation und die Herstellung des Hautgeschäfts so kräftig einwirken, werden selten ohne heilsamen Einfluß auf die Krankheit bleiben; nur müssen

sie mit Vor- und Umsicht gebraucht werden. Auch in diesem Stadium sind die abführenden Mittel, die vorzüglichsten, auf welche man sich am besten verlassen kann, und von deren Anwendung man sich nicht durch den Anschein von Schwäche abhalten lassen darf, denn sie ist nie wirklich, sondern immer nur scheinbar. Alle reizende und sogenannte stärkende Mittel sind in den beyden ersten Stadien nachtheilig und bewirken einen traurigen Ausgang. Die Diät in demselben, besonders in dem zweyten, muß wässrig, leicht und kühlend seyn, wie sie in entzündlichen und hitzigen Fiebern nützlich befunden worden ist. Wein und Fleischspeisen sind sehr schädlich. Im dritten Stadium müssen die abführenden Mittel noch immer gereicht werden, wenn sie in den beyden vorhergehenden nicht in dem gehörigen Maße gegeben sind. Sollten sich aber blutige Stuhlgänge ohne üblen Geruch, so wie schwarze Petechien zeigen, so muß man von ihrem Gebrauche ablassen, dagegen frische Luft, Zitronensaft mit Maderawein, Opium und gewürzhafte Mittel geben. Das Blut ist hier selbst entmischt und mit der größten Erschlaffung der Gefäße verbunden. Doch muß man die Petechien wohl unterscheiden, die rothen zeigen vergrößerte Thätigkeit der Gefäßenden, die braunen Erschlaffung derselben, die schwarzen aber Entmischung. Die kalten Uebergießungen, die auch in diesem Stadium empfohlen sind, können nur höchst nachtheilig seyn, doch sind Waschungen des Gesichts, der Brust und Extremitäten mit kaltem oder warmen Wasser sehr erfrischend und heilsam. Wein ist in diesem Stadium eins der Hauptmittel; doch muß man auch bey seiner Darreichung mit Vorsicht verfahren, und genau auf die Folgen, die davon entstehen, achten; sobald die Gehirnaffectationen, die Beschwerden des Athemholens oder die Hitze darnach größer werden, muß

man ihn weglassen; nach diesen muß sich auch die zu reichende Art des Weins richten; überhaupt muß man ihn nur in geringen Gaben geben. Besser als Wein bestimmt zuweilen Bier. Bey Hysterischen oder an Trunk Gewöhnten, zeigen sich gewöhnlich in diesem Stadium heftige und gefährliche Delirien, die mit nichts besser als mit leichten Abführungsmitteln, warmen Uebergießungen, kleinen oft wiederholten Gaben von Opium mit Kolomel beschwichtigt werden können. Leicht und die Restauration befördernde Nahrungsmittel, Sago, Salep, Pfeilwurzel, dünne Fleischbrühen, Gelees und Milch sind die besten Nahrungsmittel. Aderlassen findet zwar in der Regel beym einfachen Typhus nicht Platz; die angegebenen Mittel zeitig und richtig angewandt, machen es entbehrlich. Indessen können sich bey dem Verlaufe desselben, selbst noch in der Reconvalescenz bettliche Entzündungen innerer Organe bilden, und dann muß allerdings zu ihnen geschritten werden.

Behandlung des entzündlichen Typhus. Blutentziehung ist in dieser Art des Typhus eins der wirksamsten und nothwendigsten Mittel; allein es ist hiebey auch die größte Aufmerksamkeit auf den Zeitpunkt der Krankheit, Alter, Körper, Constitution und andre Umstände nöthig; denn so großer Nutzen damit gestiftet werden kann, so nachtheilig kann dasselbe werden, wenn die Anzeige dazu unrichtig aufgefaßt wird. Die ersten drey Tage des zweyten Stadiums des hitzigen Typhus sind Aderlassen gewöhnlich angezeigt, und hiervon darf der Anschein der Schwäche nicht abschrecken, da die Kräfte nur durch die Gewalt der Krankheit unterdrückt, nicht aber wirklich vermindert sind; nach dem Abflusse des Bluts heben sie sich. Doch ist wohl zu bemerken, daß eine allgemeine starke Blutaussleerung auch nur in den ersten Tagen

von Nutzen seyn können, späterhin kann es schädlich und tödtlich werden; und sollte in der spätern Zeit eine örtliche Entzündung eines edlern innern Organs es nothwendig machen, dasselbe vom Blute zu befreien, so müssen zu diesem Zwecke örtliche Blutungen gewählt werden und nach diesem Blasenpflaster und Abführungsmittel. Ja es können Umstände vorhanden seyn, wie entzündliche Affectionen des Gehirns und der Brust bey herannahenden dritten Stadium, wo örtliche Blutungen mit flüchtigen Reizmitteln angewendet werden müssen. Ueberhaupt muß man bey dem Blutlassen im Typhus immer bedenken, daß diese Krankheit dasselbe nicht so gut und in seiner ganzen Ausdehnung verträgt, als wie ein entzündliches Fieber. Auf die Art der Blutentziehung kömmt hier so wie in allen Krankheiten, wo man einen schnellen guten Erfolg davon erwartet, Alles an; das Blut muß aus einer großen Oeffnung so schnell als möglich herausgelassen werden, je geschwinder darauf eine Ohnmacht erfolgt, desto weniger hat man nöthig und desto wirksamer ist dasselbe. Weßwegen man auch wohl thut, den Kranken bey dem Aderlassen stehen oder im Bette in einer halb aufrechten Lage sitzen zu lassen, weil in dieser am leichtesten Ohnmacht erfolgt. Die größte Menge Blut, welche der Verf. im entzündlichen Typhus hat abziehen lassen, betrug 64 Unzen, dieß war aber auch bey einem starken Manne, der an heftigen Seitenstichen litt. Nächst dem Blutlassen ist der Calomel das wirksamste entzündungswidrige Mittel in dieser Krankheit. Nach Anwendung der erstern und möglichst geschwinden Ausleerung des Darmcanals gibt es der Verf. in einer Gabe von wenigstens acht Gran mit einem Gran Opium drey, vier oder fünfmal in 24 Stunden; in dringendern Fällen hat er bis zu einem Scrupel gereicht. Vor-

zügliche Aufmerksamkeit verdienen aber auch die örtlichen Blutungen durch Blutegel oder Schröpfköpfe, welche bald nach dem allgemeinen Blutlassen angewandt werden müssen. Sie mindern oft besser die innere Thätigkeit des Herzens und Gefäßsystems als allgemeine. Hiebey einige sehr beherzigungswürdige Bemerkungen rüchfichtlich der Oeffnung der Schlapfader und großen Halsvene. Nach der Minderung der Blutmasse im allgemeinen und örtlich fand der Verf. die Blasenpflaster nahe dem leidenden Orte sehr nützlich. Von dem kalten Uebergießen scheint sich der Verf. nicht viel zu versprechen, mehr vom warmen Bade. Nimmt die Krankheit einen schleichenden Gang, und sind die Localentzündungen mehr subacuter Art, dann wird ein weniger eingreifendes Verfahren nöthig; seltner bedarf man hier, außer bey Gehirn- oder Brustentzündungen der allgemeinen Blutausleerungen, örtliche erfüllen alle Zwecke, mit ihnen müssen Abführungen, der Gebrauch des Kalomels und der Spieghlanzpräparate verbunden werden. In der Reconvalescenz zeigt sich zuweilen ein sehr erhöhter Grad von Reizbarkeit und Aufregung des sensiblen Systems, daß der Patient unruhig, schlaflos, fieberhaft ist und zuweilen heftige Delirien hat; hier nützt nichts besser als ein warmes Bad, abführende Mittel und öfters wiederholte Gaben von Opium.

Zum Schluffe dieses Abschnitts fügt der Verf. mehrere sehr zu beherzigende Bemerkungen in Rücksicht der Behandlung der örtlichen Entzündungen, besonders des in demselben so nöthigen Blutlassens bey, und sucht vorzüglich zu zeigen, daß es hiebey nicht auf die Menge und öftere Wiederholung desselben, die oft sehr nachtheilig werden kann, und wenig nützt, sondern auf den davon hervorgebrachten Effect ankomme. Je geschwinder dadurch eine allgemeine Wirkung auf das Gefäßsystem erfolgt, je schneller

ler darnach eine Ohnmacht entsteht, desto geschwirder und besser räumt es die Zufälle der Entzündung weg, und ein oder zwey Aderlässe wirken hier mehr, als wiederholte, wenn auch mehr Blut dadurch weggenommen wird. Durch zu viel Blutverlust werden die Kräfte unwiederbringlich erschöpft. Deßwegen kann die Menge des wegzunehmenden Bluts auch nicht im Allgemeinen bestimmt werden, bey dem Einen erfolgt ein schneller günstiger Einfluß von wenigem, bey dem Andern von vielem Blutverluste. Bey allen örtlichen Entzündungen leisten aber örtliche Blutentziehungen oft mehr als allgemeine, besonders wenn dabey Abführungen und kleine Gaben von Calomel mit Opium in kleinen Zwischenräumen gegeben werden. Der V. gibt hier zugleich eine Vorschrift der sogenannten schwarzen Tropfen eines sehr wirksamen, schon vor 100 Jahren von Edward Constatl erfundenen Opiumpräparats, welche folgendermaßen lautet Nimm  $\frac{1}{2}$  Pfund zerschnittenes Opium, 3 Pinten guten Essig,  $1\frac{1}{2}$  Unzen Muscatennüsse,  $\frac{1}{2}$  Unze Safran. Koche diese bis zur mäßigen Dike ein und misch dann  $\frac{1}{2}$  Pfund Zucker und zwey Eßfel Hefen hinzu; laß das Ganze in mäßiger Wärme 6 bis 8 Wochen stehen, und seße es dann in freye Luft, damit es die dicke Consistenz eines Syrops erhalte. Sieße es durch, mische noch etwas Zucker hinzu, und thue es jetzt in eine wohl verwahrte Flasche. Ein Tropfen davon ist gleich drey Tropfen der gewöhnlichen Opiumtinctur. Die Ansicht über diese Art des Typhus und die Nichtigkeit der Heilmethode werden durch verschiedne angehängte Krankengeschichten bewiesen.

Von der Ruhr. Der Verf. betrachtet dieselbe im Allgemeinen als eine dem entzündlichen Typhus nahe kommende Krankheit; aber wenn dieses auch in vielen Fällen wahr ist, so ist es auch eben so wahr, daß dieselbe einen ganz andern Character haben; z. B. bloß catarrhalisch, gallicht, nervöser Art und faulicht seyn könne, und in dieser Rücksicht ist wohl das Bild derselben, so wie es der Verf. liefert, zu eingeschränkt, und könnte leicht, wenn man es auf alle Arten von Ruhren



anwenden wollte, zu einer schädlichen Nachahmung führen. So wie der V. diese Krankheit aufstellt, hat er in seiner Ansicht von der Natur und Behandlungsweise derselben wohl ungezweifelt Recht und sein Verfahren ist so kräftig und wirksam, daß es empfohlen werden kann. Er geht von der Idee aus, daß bey derselben im ersten Stadium eine Drüzung zu Congestionen nach den innern Theilen besonders der Leber, der Milz und den Gedärmen statt habe, die oft so stark seye, daß schon dadurch der Tod herbeygeführt werden könne. Geht dieses auch glücklich vorüber, so ist dadurch doch schon der Grund zur Entzündung gelegt, und das nun folgende Fieber wird dieselbe leicht zur Entwicklung bringen. Daß ein entzündlicher Zustand vorhanden sey, zeigen schon gleich vom Anfange die Begierde nach kaltem Getränke, das Gefühl von Hitze im Unterleibe, der Ekel, die Blähungen, wovon der Unterleib aufgetrieben ist, der kurze Athem und der geschwinde Puls; sind dabey viele Schmerzen im Leibe, häufige blutige und blutig-schleimichte Stühle, so ist an einer Entzündung der zellichten Haut der Gedärme nicht zu zweifeln, zu welcher sich noch oft eine Leberentzündung gesellet. Auf diese entzündlichen Zufälle und auf den Zustand der Haut muß man bey der Ruhr vorzüglich Rücksicht nehmen; und diese drey Theile leiden auch mehr oder weniger bey der leichtesten Art derselben. Kleine Gaben von Calomel und Ricinusöl dienen im letztern Falle als die besten Hülfsmittel, wobey noch das warme Bad angewendet werden kann, so wie das Doverische Pulver, um den Reiz zu mildern, und das Blut mehr nach der Haut zu bringen. Sollten aber im ersten Stadium sich gleich Zeichen einer bedeutenden Congestion nach den innern Gebilden einfinden, so muß gleich nach dem warmen Bäd die Ader geöffnet werden, damit dieselben von der Last des in ihren venösen Gefäßen angehäuften Blutes befreyet werden, weil sonst ein heftiges Fieber eintritt, welches ihnen sehr gefährlich werden kann.

(Die Fortsetzung im folgenden Stück.)

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 17. Julius 1819.

London.

Fortsetzung der Anzeige von Armstrong's  
practical Illustrations of typhus.

Nach dem Ueberlassen muß gleich eine Dose Calomel mit Opium gereicht werden. Hat sich Fieber entwickelt, und die Entzündung trägt das Gepräge der subacuten Form, so sind Calomel und Ricinusöl zum Abführen, ein Anodynum und das warme Bad oft hinlänglich zur Cur; aber sicherer wird es doch immer seyn, Blut zu lassen. Ist aber die Entzündung stärker ausgebildet, so müssen auch stärkere und entscheidendere Blutentziehungen gemacht werden, und zwar kurz nacheinander, damit die Wirkung davon so geschwind als möglich erfolge. Ist die Krankheit schon in die Länge gezogen, so muß man, um die Kräfte zu schonen, damit vorsichtiger seyn. Gleich nachdem die nöthige Menge Blut hinweggenommen ist, reicht der Verf. in schweren Fällen einen Scrupel Calomel mit 2 Gran Opium, und zwey oder drey Stunden nach diesem kleine Dosen von schwefelsaurer Bittererde, zu denen er

D (5)

noch oft uncalcinierte Bittererde setzt. Nachdem hiedurch hinlängliche Abführungen zuwege gebracht sind, werden kleine Gaben Opium oder Doverspulver gereicht, zwischen welchen, wenn keine Deffnung erfolgt, noch Colomel oder Bittersalz gegeben werden. Doch muß das Abführen auch nicht zu lange fortgesetzt werden. Bey der erwähnten Behandlung werden die Secretionen wieder normal und selbst die Ausdünstung wird wieder frey. Sollte das Letztere nicht der Fall seyn, so kann man Antimonium, oder Kampfer reichen, und dabey ein warmes Bad nehmen lassen, den Leib aber mit einer Flanellbinde umwinden. Auch örtliche Blutentziehungen durch Blutegel verdienen angewandt zu werden, wenn allgemeine vorausgegangen sind, oder die geschwächten Kräfte sie nicht mehr zulassen; ebenfalls sind Vesicatorien zu empfehlen.

Von der Rose. Da die äußere rosenartige Entzündung sehr oft mit einer der innern Organe, besonders der Leber und des Gehirns verbunden ist, oder in diese übergeht, so betrachtet sie der Verf. aus einem ähnlichen Gesichtspuncte wie die Entzündungen bey dem Typhus. In dieser Rücksicht empfiehlt er auch in ihr ein ganz entzündungswidriges Verfahren und warnt vor der Anwendung aller reizenden Mittel. Zu diesem Ende wendet er, wenn dieselbe von Bedeutung ist, erst ein allgemeines Aderlaß an, setzt dann auf die ergriffene Partie Blutegel, und macht Bleyüberschläge; alsdann gibt er ein Brechmittel und nach diesem Abführungsmittel, vorzüglich Calomel. Die Scarificationen, welche Dr. Hutchinson empfohlen hat, verdienen geprüft zu werden. Sind Leber oder Gehirn deutlich ergriffen, so müssen die erwähnten Mittel nicht allein in ihrer ganzen Ausdehnung angewandt werden, sondern man muß auch ein großes Vesicarium dem

leidenden Orte so nahe als möglich, oder, wenn dieses nicht angeht, über den Magen legen. Von scheinbarer Schwäche darf man sich bey dieser Krankheit nicht verleiten lassen, von dem entzündungswidrigen Verfahren abzustehen. In der Rose der Neugeborenen und Kinder empfiehlt der Verf. das nämliche Verfahren, besonders das Ansetzen von Blutegel auf die entzündete Fläche, und hat davon den größten Nutzen gesehen. Nach gehöriger Blutaussäuerung und Abführung können, um den gereizten Zustand des Kindes zu entfernen, ganz kleine Gaben Opium und Nahrungsmittel gegeben werden, die am besten besänftigen.

Vom Rheumatismus. Zu den Krankheiten, welche zu ihrer gründlichen Heilung die Anwendung von ausleerenden Mitteln bedürfen, zählt der Verf. mit Grund den Rheumatismus. Er gehört ohne Zweifel zu den entzündlichen Krankheiten, bey welchem nur eine gründliche Heilung statt findet, wenn er bey dem ersten Erscheinen gleich mit kräftigen ihm angemessenen Mitteln behandelt wird. Der Verf. hat es durch vielfältige Erfahrungen bestätigt gefunden, daß Aderlaß, Calomel, Abführungsmittel und Spießglanzpräparate ihn am geschwindesten und sichersten heilen und allen bösen Folgen desselben vorbeugen. Vor allen hitzigen und äußern Mitteln warnt er mit Recht, und will nur das Ansetzen von Blutegeln in solchen Fällen, wo kein allgemeines Aderlaß mehr zulässig ist, erlauben. Vesicatorien auf den leidenden Theil zu legen, widerräth er, ausgenommen, wenn er plötzlich von denselben auf innere Organe gegangen ist. Will man sie außerdem anwenden, so kann man sie zwischen die Schultern oder auf die Magengegend legen lassen, sie befördern die Ausdünstung. Auch der Gebrauch des Opiums ist bedenklich und oft mit gefährlichen Folgen verbunden.

**Augenentzündung.** Diese hat sehr oft einen unglücklichen Ausgang, weil bey ihrem Erscheinen keine kräftige Mittel zu ihrer Entfernung angewandt sind, und doch sind diese fast in keiner Krankheit so nothwendig als in dieser. Gewöhnlich begnügt man sich mit äußern Mitteln und setzt höchstens Bluteigel; aber dieses ist fehlerhaft, und ziehet nicht selten den Verlust dieses Organs nach sich. Ein oder zwey kräftige allgemeine Blutaussäuerungen bewirken oft Wunder und entfernen die Entzündung augenblicklich. Nach diesen können Bluteigel angefest, Calomel und Abführungen gegeben werden. Dieses Verfahren bewährt sich selbst bey chronischen Entzündungen, die oft eine Folge von Gehirnleiden sind. Zuweilen wird die Augenentzündung von Anhäufung des Bluts in den Gefäßen der innern Haut der Augenlieder unterhalten und weicht nicht eher, als bis diese durch Scarificationen entleert worden sind. Gegen die nach Entzündungen oft zurückbleibenden kleinen Geschwüre der Hornhaut, die wohl von den Flecken derselben unterschieden werden müssen, empfiehlt der Verf. eine verdünnte Auflösung des salpetersauren Silbers.

**Gesichtsschmerz.** Der Verf. weicht in seiner Meinung von dem Sitze und der Ursache dieser peiniglichen Krankheit von fast allen seinen Vorgängern ab, die sie als ein bloßes Leiden einzelner Zweige des Gesichtsnerven angesehen und bey ihrer Behandlung auch bloß darauf nur Rücksicht genommen haben. Nach seiner Ansicht ist ihre Ursache im Gehirn begründet, und sie selbst nur entferntere Folge derselben. Die Unwirksamkeit der dagegen gebrauchten äußern Mittel und der gute Erfolg eines auf der Idee von Ueberfüllung der Gehirngefäße gegründeten entzündungswidrigen und ausleerenden Verfahrens, so wie die

Zusammenstellung der vor und mit dem Schmerze sich einstellenden krankhaften Erscheinungen haben ihn hiebey geleitet, und mehrere nach dieser Ansicht behandelte Fälle, die einen erwünschten Ausgang hatten, bestätigten ihn in seiner Vermuthung. Die so oft sich zeigende Unheilbarkeit dieses Uebels, wenn es lange gedauert hat, scheint ihm in einer endlichen Desorganisation oder unheilbaren Erweiterung der Gehirngefäße zu liegen; woher auch oft ein plötzlicher Tod die daran Leidenden von ihren Schmerzen befrejet. Er erwähnt hiebey noch eines seltenern, aber auch sehr beschwerlichen Uebels, nämlich eines auf einen der Finger beschränkten und mehrentheils unter dem Nagel sitzenden heftigen Schmerzes. Hiebey sind Schwindel, nervöses Kopfweh, Ohrensausen, Gesichtsz- und Gehörschwäche zugleich vorhanden, und an dem leidenden Theile ist selten eine andre krankhafte Erscheinung zu bemerken, als der Schmerz, der bey der Berührung vermehrt, zu Zeiten gelinder wird, oder aufhört, dann aber auch wieder nach kurzen Zwischenräumen zurückkehrt. Alle äußere Mittel helfen nichts, sogar die Amputation des Fingers ist ohne Nutzen gewesen, dagegen haben sich so wie bey dem Gesichtschmerz ausleerende und entzündungswidrige Mittel heilsam bewiesen. Zum Schlusse dieses Abschnitts gibt der Verf. noch eine kurze Uebersicht der Anwendungsart des Calomels in Verbindung mit Opium, wie sie von Hamilton vorzüglich in allen entzündlichen Krankheiten nach vorausgegangenen Blutausleerungen gebraucht ist, welcher auch noch zwey andre wirksame Mittel mit den angegebenen verbunden hat, nämlich den Brechweinstein und Kampfer, vorzüglich in den Fällen, in welchen er auf die Haut zu wirken, für angezeigt hielt. Er bestätigt die Wirksamkeit der Hamiltonschen Methode nach seinen eigenen vielfältigen Erfahrungen.

Behandlung des congestiven Typhus. Die meisten Schriftsteller und Beobachter haben sich verleiten lassen, von den bey dieser Gattung des Typhus sich zeigenden Zufällen auf die Natur desselben zu schließen und Schwäche als den Hauptcharacter desselben anzusehen. Aber dieses ist nicht der Fall, und die Schwäche nur scheinbar, sie entsteht hier allein von einer Ueberfüllung der venösen Gefäße, der innern Organe, besonders der Leber, des Gehirns und oft auch der Brustgebilde. Diese Art des Typhus zeichnet sich dadurch von den andern aus, daß auf das Stadium der Oppression keine erhöhte Thätigkeit des arteriösen Systems kein Fieber, sondern nach demselben gleich das Stadium der Herabsinkung der Kräfte folgt, weil die Congestionen die edlern Organe so belästigen und in ihrer Thätigkeit beschränken, daß sie ihre Functionen nicht mehr verrichten können, und zuletzt ganz in Unthätigkeit und Desorganisation gerathen. Das Stadium der Oppression ist hier nur kurz, und muß wohl beachtet werden, weil es den Haupt- und fast einzigen Zeitpunkt ausmacht, in welchem von der Hülfe der Kunst etwas erwartet werden kann, und die in demselben passenden Mittel in dem zweyten keine oder eine nur beschränkte Anwendung leiden. In dem ersten kömmt alles darauf an, das gestörte Gleichgewicht in der Circulation wieder herzustellen, die innern Theile von den Congestionen zu befreien und einen freyen Blutlauf in der äußern Oberfläche zu bewirken. Aderlaß findet allein im Anfange dieses Stadiums statt und ist oft das einzige und beste Mittel, allen fernern Uebeln vorzubauen. Zuweilen will das Blut nicht fließen; dieses darf aber von der Operation nicht abschrecken, mit Geduld und Mühe gelangt man doch meistens zu seinem Zwecke, und, wenn auch die ersten

Quantitäten Blut nur sparsam abfließen, so kommen doch die folgenden leichter hervor. Oft ist es selbst nöthig, eine Arterie zu öffnen, wenn nemlich die Bewegung des Bluts in dem Venensysteme wegen der Schwäche der Herzthätigkeit zu sehr aufgehalten wird. Mehrentheils wird gleich nach der Blutausleerung der Puls freyer und die Haut warm und feucht; hier hat man bloß warme Getränke zu reichen, um den Trieb nach der Haut zu vermehren. Sollte aber die Circulation und der Puls keine heilsame Veränderung erleiden, mag etwas Wein und Wasser gegeben werden, und der Patient ein warmes Bad nehmen, in welchem Salz aufgelöst ist. Nach dem Bade wird die Haut mit Flanelldüchern, die in spiritubse Dinge oder warmes Del getaucht sind, gerieben, und der Kranke nun in ein erwärmtes Bette gebracht. Hiernach entsteht oft ein Trieb der Säfte nach der Haut und eine bedeutende Minderung der innern Congestionen. Will das Blut bey der Aderöffnung nicht fließen, so erreicht man diesen Zweck doch gewöhnlich, wenn ein warmes Bad vorher gegeben wird. Nach diesem muß der Darmcanal erst durch Clystire und dann durch starke Dosen von Calomel und Jalappe ausgeleert werden, wobey man ein großes Spanisches Fliegenpflaster auf die Magen- gegend legt. Alles kömmt hier darauf an schnelle Entleerung zu bewirken, weßwegen man, wenn die angegebenen Mittel diesen Zweck nicht hinlänglich erfüllen, noch nebenbey abführende Salze reicht. Der Nutzen des Calomels in reichlichen Dosen gegeben, besteht nicht allein in der Ausleerung, welche er als ersten Effect bewirkt, sondern auch in seiner zweyten Art von Wirksamkeit nemlich einen Speichelfluß hervorzubringen. Mit diesem ändert sich oft die ganze Scene, die ganze Circulation wird freyer, und alle üble Zu-



fälle lassen nach. Wenn dieses eingetreten ist, wird er in Verbindung mit Opium, Spieghlanzpräparaten und Kampfer gegeben. Hat sich der Speichelfluß ganz entwickelt, so läßt man den Calomel weg, oder gibt ihn in sehr kleinen Dosen. Alle diese erwähnten Mittel müssen so dreist als möglich in den ersten Zeitpuncten der Krankheit angewendet werden; machen sie darin keine wohlthätige Veränderung, so ist wenig zu hoffen. Mit dem Aderlassen muß man indessen vorsichtig seyn, und damit nicht so weit gehen, wie in dem entzündlichen Typhus; es paßt auch nur ganz zu Anfange und darf nicht bis zur Ohnmacht angewandt werden. In den schlimmsten Arten dieser Typhusgattung sind flüchtige Reizmittel nothwendig, theils um die Kräfte aufrecht zu erhalten, theils die Thätigkeit des Herzens und der Arterien aufzuregen, damit sie zur Wiederherstellung des verlorenen Gleichgewichtes in der Circulation wirksamer auftreten können. Als ein vorzügliches Mittel dieser Art empfiehlt der Verf. das kohlensaure Ammonium. Auch Brechmittel sind zuweilen nach dem Aderlasse und den ersten Abführungsmitteln von großem Nutzen, und bringen eine heilsame Veränderung in der Circulation und der Thätigkeit der Haut hervor. Kalte Uebergießungen sind in dem congestiven Typhus immer nachtheilig.

Einige Arten von Congestionen vorzüglich als Folgen von Erkältungen. Zu diesen zählt der Verf. erstlich eine Krankheit kleiner Kinder, bey denen die Lungen von Blutanhäufungen in ihrer Function gehemmt sind. Sie entsteht schnell nach Erkältungen, ist mit großer Unterdrückung der Respiration, Blässe des Gesichts, kleinem, schnellem Pulse und großer Unruhe verbunden, und tödtet oft in den ersten 24 Stunden. Nach dem Tode findet man die

Lungen gewöhnlich mit dickem Blute schwammartig angefüllt und die Bronchien voller Schleim. Diese Krankheit erfordert die nehmliche Behandlung, wie der congestive Typhus, warme Bäder, Blutentziehungen und Abführungen müssen schnell angewandt werden. Das krampfhafte Asthma ist eine zweyte Krankheit, die oft auf Erkältung folgt, und venöse Congestionen in den Lungen sind die dadurch hervorgebrachten Veränderungen. Die Natur heilt daselbe zuweilen durch Expectoration, Hautausdünstung und Harnabsonderung. Deswegen sind Brechmittel, Copavabalsam, das warme Bad und schweißtreibende Mittel auch die besten Arzeneien; oft aber ist die Congestion so stark, daß Aderlassen, Spanische Fliegenpflaster auf der Brust und Calomel erfordert werden. Ältere Personen sind schnell entstehenden Congestionen nach der Leber sehr unterworfen, und diese werden von Erkältungen veranlaßt. Diese zeigen sich durch Schauer, Druck in der Herzgrube, Blähungen, Ekel und Erbrechen, der Puls wird unterdrückt, und es entsteht Schmerz in den Eingeweiden mit Unterdrückung der Kräfte. Wird nicht schnell geholfen, so erfolgt bald der Tod; allein Aderlaß, Abführungsmittel und Calomel mit Blasenpflastern und dem warmen Bade beugen demselben vor. Auch das Nesselfieber, eine gewöhnlich unbedeutende Krankheit, ist zuweilen mit Lebercongestionen verbunden, und kann dadurch sehr gefährlich werden. Die bey dem congestiven Typhus angeführten Mittel sind auch hier angezeigt, besonders Brechmittel. Oft sind dabey die Congestionen so stark, daß dadurch alle Thätigkeit des Gefäßsystems unterdrückt wird, und deutliche Zufälle von Apoplexie entstehen. Der Verf. hat mehrere Fälle dieser Art beobachtet. Brechmittel waren auch hier mit den andern Mitteln, die Hauptbezwinger des Feindes.

**Apoplexie.** Der Verf. nimmt zwey Arten von Schlagflüssen an; bey der einen ist Ueberfüllung der Gehirngefäße mit Unthätigkeit des arteriösen Systems verbunden, bey der andern erhöhte Thätigkeit des letztern mit Drang des Bluts nach dem Kopfe. Sie sind bald acut bald chronisch, erstere gleichen entweder dem congestiven Typhus oder einem entzündlichen Fieber. Von beyden ist hier nur die Rede. In ersterer Art, welche von Einwirkung der Kälte, Unmäßigkeit, Leberverstopfung oder schädlichen Stoffen in dem Magen entsteht, und mit Gesichtsblassheit, Falter Haut, kleinem unbedeutenden Pulse, Muskelschwäche und oft mit Convulsionen begleitet ist, sind Brechmittel, Aderlässe, Abführungsmittel und Calomel angezeigt, und, ist die Krankheit von Kälte hervorgebracht, das warme Bad, Reibungen und Blasenpflaster. Mit dem Blutlassen muß man aber sehr vorsichtig seyn und dasselbe nicht zu weit treiben. Die andre Art, welche mit starker Erregung des Gefäßsystems verbunden ist, wird wie der entzündliche Typhus behandelt. In den nach beyden oft zurückbleibenden paralytischen Zufällen, vorzüglich bey Lähmung der Zunge, hat sich Calomel bis zur Exsiccation gegeben, nützlich bewiesen.

**Wahnsinn.** Der Verf. nimmt zwey Arten dieser Krankheit an, eine primäre von Affection des Gehirns unmittelbar hervorgebrachte und eine secundäre, aus Unordnungen, in entfernten Theilen besonders den Verdauungsorganen hervorgebrachte; ferner theilt er sie in acute und chronische, und in solche, welche von venösen Congestionen ihren Ursprung nehmen und diejenigen, wozu krankhafte Aufregungen in dem Arteriensysteme die Veranlassung geben. Er bezeichnet die letzten beyden Arten auch durch ihre hervorstechendsten Merkmale, und bemerkt, daß sie

oft in einander übergehen, besonders die congestive Art leicht in die von zu großer Aufregung übergehe. In sehr vielen Fällen ist hiebey ein Leiden der Leber entweder als Ursache oder als Wirkung vorhanden. Die Disposition zu dieser Krankheit setzt er in Abweichungen des gesunden Blutlaufs durch Abnahme der Erhöhung der Thätigkeit des Herzens oder durch ein mechanisches Hinderniß des freyen Laufes des Bluts durch die Gefäße. In keiner Krankheit ist die Neigung des Bluts nach dem Gehirn, die von einer Stöckung in den kleinern Gefäßen herrührt, und wodurch der Rückfluß des Bluts durch die Venen aufgehalten wird, so groß, als im Wahnsinne, und aus der angegebenen Ursache wird das Blut in den größern Arterien immer mehr angehäuft, und dehnt sie auf eine für das Gehirn nachtheilige Weise widernatürlich aus. Dieser Ursache wegen sind die heftigen Anfälle von Wahnsinn auch oft lebensgefährlich, da das Gehirn durch die Blutanhäufung zu sehr gedrückt und in seiner Function gehindert wird. Kälte, niederdrückende Gemüthsbewegungen, sitzende Lebensart, und unverdauliche Nahrungsmittel sind oft die Veranlassung zur congestiven Form der Manie, so wie Hitze, heftige Leidenschaften, hitzige Getränke und Unmäßigkeit leicht die andre Form herbeysühren, und der Verf. schreibt es der Neigung seiner Landsleute zu den beyden letztern zu, daß unter ihnen diese Krankheit so häufig sey. Nach Beschreibung der Zufälle, die im Verfolge der chronischen Manie sich zeigen, wenn sie von Congestionen entsteht, so wie derjenigen, die bey der andern Form mit größerer Aufregung des Gefäßsystems erscheinen, sucht er es seinen Lesern ans Herz zu legen, daß bey allem Anscheine von bloß consensuellem Ursprunge dieser Krankheit vorzüglich von Leiden der Leber,

doch sehr oft ein Fehler des Gehirns oder seiner Umgebungen dieselbe allein veranlasse, und man beym Vorkommen derselben genau untersuchen müsse, ob auch äußere Gewaltthätigkeiten, die durch das Gehirn durch Schlag, Stoß, Fall oder auf andre Veranlassungen erlitten habe, mit in den Kreis der Ursachen gezogen werden können. Nach den Beobachtungen des Verf. ist diese Krankheit nach den angegebenen Grundsätzen betrachtet und behandelt im Anfange größtentheils heilbar, in späten Perioden derselben schwindet aber die Aussicht dazu immer mehr und bey einem eingewurzelten Uebel scheitert oft alle Kunsthülfe, weil dann der Organismus des Gehirns mehrentheils so gelitten hat, daß er nicht zur gesunden Norm zurückgeführt werden kann. Die Behandlung dieser Krankheit, welche nun im Verfolge vorkommt, ist ganz nach dem Maßstabe abgemessen, welchen der Verf. bey den Typhusarten und den demselben verwandten Uebeln angenommen hat. Beym schnellen Ausbruch derselben und bey Ueberfüllung der Gefäße des Kopfs wendet er dreistes Aderlassen und Abführungsmittel an und setzt diese Mittel so lange fort, bis die Gefäße des Kopfs mehr entleert, und die Bewegungen des Herzens naturgemäßer geworden sind. Calomel ist ihm hier auch wieder das Hauptmittel und er gibt es bis zum Speichelflusse; so bald dieser erscheint, legt er Blasenpflaster auf den abgeschworenen Kopf. Bey dieser Behandlung sah er  $\frac{2}{3}$  seiner Kranken, bey denen die Krankheit noch neu war, in Zeit von 3 bis 4 Monaten genesen. Fast keiner aber zeigte Merkmale von Besserung bis die Speicheldrüsen anliefen, und auch, wenn dieses geschehen war, setzte er den Gebrauch der Mercurialien in kleinen Dosen fort. Oft hielt es schwer, den erwünschten Speichelfluß hervorzu-

bringen, und in diesem Falle gab er Ausleerungsmittel, die den Körper am besten für jene Ausleerung empfänglich machten. Nach der gehörigen Anwendung der benannten Mittel reichte er kleine Gaben Wohnsaft. In Fällen von größerer Aufregung fand er das kalte Spriz- und Sturzbad heilsam, eben so kalte Umschläge um den Kopf, in der congestiven Form aber waren diese Mittel schädlich, und warme Bäder so wie warme Sprizbäder zeigten eine gute Wirkung. Den Beschluß des ganzen Werks macht die Beschreibung der Zufälle und Behandlung einer Krankheit, die bisher in unserm nosologischen Systeme noch keinen Platz erhalten hat, und welche in einem neuerlich von Dr. Sutton herausgegebenem Tractate, welcher in Kurzem von Dr. Philipp Heineken übersetzt und von Dr. Albers mit einer Vorrede versehen, erscheinen wird, den Namen delirium tremens erhalten hat. Diese Krankheit, die ein Mittelding zwischen hohem Fieber und Manie ist, findet sich leicht bey denen, die dem Trunke ergeben sind, ein, und ist ihnen eigenthümlich; sie entsteht leicht, wenn dieselben auf einmahl von ihrer Gewohnheit ablassen und anfangen ein nüchternes Leben zu führen. Es zeigen sich dabey folgende Zufälle: Mattigkeit, Schauer, unbehagliches Gefühl im Kopfe, unruhiger Schlaf, Angst, Druck vor dem Magen, Ekel und Erbrechen, wilder unsteter Blick, matter geschwinder Puls, große Reizbarkeit, Schlaflosigkeit, Zittern der Hände, Neigung zu Schweißen. In der Folge erscheinen Verwirrung, Vergessenheit, Phantasien, ängstliche schreckende Bilder vor den Augen, ungewöhnliche Töne vor den Ohren, Murmeln und Schwachhaftigkeit, unruhiges Planmachen, beständige Geschäftigkeit, Unaufmerksamkeit auf die Reden Andern, Eigensinn, beständige Unruhe und

Beweglichkeit, wozu sich nach des Verf. Erfahrung zuletzt Sinnlosigkeit und die heftigste Raserey gesellen. Gewöhnlich dauern diese Zufälle von 4 bis 10 Tagen, oft noch länger. Wird die Krankheit langwieriger, so artet sie oft in unheilbare Geistesverwirrung aus. Bey ihrer kurzen Dauer ist das Leben nicht selten in großer Gefahr und viele sterben daran, wenn ihnen nicht bald zweckmäßige Hülfe geleistet wird. Ein ruhiger Schlaf ist der erste und beste Schritt zur Genesung. Bey der Leichenöffnung fand der Verf. Zeichen von Congestionen nach dem Gehirn und der Leber. Der gereizte Zustand des Nervensystems, die Congestionen im Venen- und die Reaction im Arteriensystem nebst dem Gesunkenseyn der Kräfte des Organismus machen den Character dieser Krankheit aus. Bey dieser allgemeinen Ansicht derselben darf aber nicht vergessen werden, daß es ein wesentlicher Unterschied sey, ob sie bey alten schon entnervten Trunkenbolden oder bey jungen kräftigen sich nur zu Zeiten der Neigung zum Trunke hingebenden entsteht, indem die Behandlungsweise hiernach wichtige Modificationen erleidet. Bey den ersten sind Aderlässe und starke Abführungen nachtheilig, da sie bey den andern mit Nutzen angewendet werden, und oft dringend besonders im Anfange nothwendig sind. Bey erstern ist der Puls schwach, das Gesicht blaß, die Haut kühl und feucht und Muskelschwäche gegenwärtig, und hier müssen abführende Mittel aus Calomel und Jalappe mit schwefelsaurer Bittererde gegeben werden, zugleich ist es aber auch nöthig, auf Erhaltung der Kräfte zu sehen, und zu diesem Ende reich man Getränke mit Wein oder einem andern spirituosfen Dinge gemischt. Nach diesem wird der Körper mit warmem Salzwasser überschüttet, und die Haut darauf trocken gerieben mit warmem Blaneil. Hierauf legt man

den Kranken zu Bette und reicht ihm 40 bis 50 Tropfen Nohnsaft-Tinctur in etwas warmem Wein, und wiederholt dieses alle zwey oder drey Stunden bis Schlaf entsteht, wodurch derselbe gewöhnlich wieder hergestellt wird. Sollte dieses noch nicht der Fall seyn, so läßt man noch einige Zeit Calomel mit Opium nehmen, und wiederholt die Uebergießungen mit warmem Wasser. Bey starken und nur selten sich dem Trunke überlassenden Subjecten müssen starke Abführungsmittel, mehrere Tage durch gegeben werden, und nur wenn der Unterleib nicht gereinigt ist, darf man den Nohnsaft reichen. Zuweilen sind bey diesen, wenn das Blut sehr in den Gefäßen des Gehirns angehäuft ist oder stark zum Kopfe dringer, Aderlässe nöthig, aber diese müssen nur klein seyn Blasenpflaster sind gewöhnlich nachtheilig. Bey beyden Arten von Trunkeliebhabern muß der Gebrauch der abführenden Mittel auf die erste Zeit der Krankheit eingeschränkt werden, da sie in der Folge schädlich sind und gegen Calomel und Opium umgetauscht werden müssen. Auch kalte Uebergießungen haben sich bey dieser Krankheit sehr nützlich bewiesen, doch verdienen die warmen immer den Vorzug. Doch hier muß Ref. die Anzeige dieses Werks schließen, da sie schon zu bedeutend angewachsen ist, und kann nur noch hinzufügen, daß dasselbe reich sey an wichtigen und beherzigungswerthen practischen Bemerkungen. Daß demselben von Vielen der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht werden könne, ist nicht zu leugnen, und Ref. muß gestehen, daß ihm der Gedanke daran sehr oft gekommen sey; allein bey näherer Prüfung findet es sich doch, daß der Verf. aus reiner Erfahrung geschöpft habe, und von dem schönsten Bestreben beseelt worden sey. Einfachheit in die Ansicht und in die Behandlung zu bringen, ein Bestreben, dessen sich jeder Heilkünstler befließigen sollte, wenn er glücklich in seinem Geschäfte seyn will; der Character der Natur ist bey aller ihrer Mannichfaltigkeit doch Einfachheit; ihr nachzuahmen muß das letzte Ziel des guten Arztes seyn.

Hkn.



## Tübingen.

In der C. F. Oslanderschen Buchhandlung: Allgemeines Fremdwörter-Handbuch für Deutsche, worin zur Verständigung, Ausschcheidung und Würdigung der in Deutschen Schriften und in der Kunst- und Umgangssprache vorkommenden fremdartigen Wörter, Ausdrücke, Namen und Redensarten Anleitung gegeben wird. Ein ausführlicher Beytrag zur Deutschen Sprachreinigung sowohl, als ein gemeinnütziges Handbuch für alle Stände, Berufsarten, Künste, Gewerbe, Schul- und Bildungs-Anstalten, so wie für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und für jeden Vaterlandsfreund. Vom Pfarrer M. J. F. Heigelin. 1819. XXVIII 398 378 und 256 C. in 8. Kürzer ließe sich nicht wohl Inhalt und Bestimmung dieses Buchs zusammendrängen, als es auf seinem Titel geschehen ist: weshalb wir ihn vollständig abgeschrieben haben. Die Deutsche Litteratur hat in den letzten Jahren mehrere Bücher dieser Art aus verschiedenen Gegenden von Deutschland erhalten; wovon — wäre unser Bücherwesen auch weniger provinciell, als doch wirklich trotz einer Leipziger Büchermesse der Fall ist — doch keines das andere überflüssig macht, sobald in ihnen zugleich auf die Umgangssprache Rücksicht genommen wird. Jede Provinz hat ihre eigene Fremdlinge, die ihr Nachbarschaft, Schicksal des Landes, ein ganzes Aggregat von Umständen zugeführt hat, und Fremdlinge, die sie mit andern Provinzen gemein hat, sind in ihr doch in einer eigenen Aussprache im Umlauf, daß sie dadurch wenigstens einen besondern Platz im Wörterbuch bedürfen u. s. w. Sind alle solche Verdeutschungsbücher so flüchtig gearbeitet, wie das Heigelinische, das wir anzeigen, so kann sich jedes außer der Provinz, in der es erschienen ist, auch noch einen allgemeinen Wirkungskreis versprechen.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 19. Julius 1819.

Berlin.

Bey Duncker und Humblot: Sermons de Frédéric Ancillon, prononcés dans l'église réfugiée de Berlin. 1818. Tome I. 418 S. II. 382 S. gr. 8.

Der Verfasser des Gemähltes der Revolutionen im politischen Systeme von Europa seit dem Ende des 15. Jahrhunderts und verschiedener politischer, philosophischer und literarischer Versuche beschenkt hier das Publicum mit 24 Predigten, die er ehemahls zu Berlin gehalten hat. Sie zeichnen sich insgesammt durch einen ungemein gebildeten und gefeiltten Stil, durch Klarheit und Ordnung, aber auch dadurch aus, daß Vernunft und Gefühl in ihnen sich zur Seite gehen, daß sie oft an die größten geistlichen Redner, welche Frankreich ehemahls hervorgebracht hat, erinnern und zugleich mit Deutscher Wissenschaft, homiletischer Theorie und Kunst ausgestattet sind, auch Themen behandeln, die sonst nicht leicht auf die Kanzel gebracht werden und zwar oft so, daß sehr gebildete und einsichtsvolle Zuhörer voraus-

P (5)

gesetzt werden. Ueberall wird die christliche Offenbarung mit tiefer Ehrerbietung behandelt, doch werden weit mehr philosophische als evangelische Beweise, Beweggründe und Mittel gebraucht. Es ist der Mühe werth, die Leser näher mit dem Inhalt dieser Predigten bekannt zu machen und die Weise des Verfassers durch Beispiele zu characterisiren. I. Werth der Religion Joh. 14, 6. Es wird der Werth derselben für die Vernunft, das Gewissen, das Herz und Gefühl ins Licht gesetzt. II. Nothwendigkeit des Gesetzes Gottes, nach dem Urtheile des Gewissens, der Vernunft, der Menschen und Gottes Luc. 10, 24. III. Unveränderlichkeit des göttlichen Gesetzes Marc. 13, 31. Es ist in diesen beiden Predigten tiefe Philosophie mit großer Klarheit, Gewandtheit, Eindringlichkeit und Erbaulichkeit, vorgetragen. IV. Die Schwierigkeiten der Tugend Math. 11, 30. V. Die Macht des Gewissens 2. Sam. 12. VI. Die Kraft des Willens Phil. 4, 3. VII. Die Bestimmung des Menschen Phil. 3, 13 f. VIII. Liebe zur Wahrheit und Achtung, die sie verdient Sprüchw. 22, 23. Hier eine schöne, besonders beredte Stelle, die sich auf die ersten Französischen Refugiés in den Preussischen Staaten bezieht S. 282 — 286. IX. Unsterblichkeit der Seele 1. Cor. 15, 19. X. Die innige Verbindung der Unsterblichkeit: Lehre mit dem Gefühle Joh. 20, 12 — 17. Zwey Sätze werden hier ausgeführt: Ohne die Unsterblichkeit würde das moralische Gefühl, die Sympathie, die Liebe, die Freundschaft ic. ein Unglück seyn. — Ohne jenes Gefühl würde keine vollkommene Ueberzeugung von der Unsterblichkeit seyn, so stark und zahlreich auch die Gründe für dieselbige sind. S. 337. Si d'un côté le sentiment a besoin de la conviction de l'immor-

talité, de l'autre il porte en lui même le remède à ses maux; dans ses profondeurs secrètes il trouve cette certitude qu'il cherche, et c'est dans son sein que la religion pousse des racines vigoureuses et produit les plus beaux fruits. Il y dans les affections profondes du coeur quelque chose de pur et de désintéressé, qui annonce l'excellence et la dignité de l'ame humaine; il y a dans les sacrifices et les privations volontaires d'un amour véritable, quelque chose de fort, de libre, d'indépendant de temps et des lieux, qui prouve l'empire de l'ame sur les objets extérieures et qui la distingue de la matière. Il y a dans la durée de ces attachemens qui survivent à la mort, dans cette douleur qui se renouvelle toujours, dans les regrets, les desirs, les craintes et les espérances de la sensibilité quelque chose d'infini, qui appartient déjà à une autre économie et qui est à la fois un signe et un principe d'immortalité. Oui, mes frères, et j'en appelle ici à votre coeur qui dépose en faveur de ce que j'avance, la sensibilité aime l'infini, soupire après lui, l'associe à tous les objets qui l'intéressent, l'unit à toutes ses affections et repousse toutes les barrières que les hommes, les temps et la nature voudroient lui opposer. Tout ce qui est limité paroît étranger au coeur, et il franchit toutes les limites qui l'entravent, l'inquiètent et l'agitent, pour respirer librement. L'ame humaine repugne à toute espèce de bornes, et se transportant dans les régions immenses du possible, y enfante des espérances immortelles, qui seules sont assorties à sa haute origine, à la nature divine, qui charment les ennuis, et par ce charme qu'elles lui font éprouver, lui révèlent les

mysteres de la destination, et lui font sentir une existence future. — E. 343. La sensibilité, en se saisissant des preuves de l'immortalité les convertit dans sa propre substance, et se les approprie véritablement. Ainsi les principes sortent du champ de la spéculation, pour entrer dans celui de la vie active; les idées abstraites prennent un corps et des traits, formant des intelligences avec le coeur elles lui deviennent familières, elles exercent sur lui une influence puissante et continue, et le coeur à son tour leur prête une vivacité qu'elles n'auroient jamais sans lui.

XI. Nothwendigkeit des öffentlichen Gottesdienstes Joh. 4, 24. XII. Geist des Jahrhunderts Röm. 12, 2. Unglauben, moralischer Indifferentismus und grobe Täuschung über die wahre Ursache der Uebel, die uns drücken, welche man vornehmlich in den Fehlern der gesellschaftlichen Verfassungen gefunden hat. E. 405 f. Ce qui caractérise notre époque, c'est que les progrès de l'esprit allant de pair avec ceux de la corruption, on y raisonne le vice, on y réduit le desordre en système; on ne se contente pas de violer la loi de Dieu, on revoque en doute son autorité, on lui substitue les maximes les plus dangereuses; ne pouvant pas l'élever à la hauteur du devoir, on le fait descendre jusqu'à soi et on le met à son propre niveau; on prête aux passions les couleurs de la vertu; on ne juge presque plus des actions que par le succès, l'on empoisonne ainsi les sources mêmes de la vie morale et l'on tombe à la fin dans un parfait indifférentisme. XIII. Vaterlandsliebe Psalm 122, 6. XIV. Egoismus Phil. 2, 4. XV. Luxus Matth. 16, 19. XVI. Ungleichheit der Glücksgüter Sprüchw. 15, 16. XVII. Die

wahre Empfindsamkeit Joh. 11, 34 f. oder sollen wir sensible lieber durch Gefühl geben? Sie wird als ein Geschenk der Natur betrachtet und darauf wird gezeigt, wie sie entwickelt und auf wichtige Gegenstände gerichtet, durch die Vernunft geleitet und gemäthet werden müsse, zuletzt, welche wohlthätige Wirkungen sie im Forschen nach Wahrheit, in der Uebung der Tugend und im Streben nach Glückseligkeit hervorbringe. XVIII. Wohlthätigkeit gegen Arme Math. 16, 22. XIX. Die Urtheile über andere Menschen Jac. 4, 12. XX. Die Fortschritte der Aufklärung Röm. 13, 12. Die Moralität hat nicht gleichen Schritt mit der Aufklärung gehalten, weil 1. das Gefühl seine Kraft verloren und die Vernunft seinen Platz usurpirt hat. Diese soll freylich herrschen, aber jenem auch seine Stelle lassen und es nicht verdrängen wollen; 2. weil wir selbst das Vernünftige, ohne Reflexion und Prüfung, annehmen oder nachbeten; 3. weil wir von der Vernunft erwarten, was sie nicht leisten kann, sondern was bloß Wirkung der Stärke des Characters ist. Diese Predigt ist vorzüglich lehrreich und hätte verdient, in einer Versammlung vieler jetzt lebenden Philosophen und Theologen gehalten zu werden. XXI. Die Ungleichheit der Menschen Ps. 4, 7. XXII. Die Resignation Luc. 22, 42. XXIII. Das Jubelfest der Preussischen Monarchie 1. Tim. 1, 17. am 10. Jan. 1801 gehalten. XXIV. Leichenrede auf die Königin Louise von Preußen Jes. 55, 8 f. Diese beyden letzten Predigten waren schon vorher besonders gedruckt. Wir wünschen allen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich viele Leser, damit, was dieser Prediger aus jenem Lande gezogen hat, auch für dieses fruchtbar werde.

## G i e ß e n.

Bey Meyer: Rechtswissenschaftliche Abhandlungen von J. E. F. Sommer, Hofgerichtesadvocaten zu Kirchhunden im Herzogth. Westph. und des lit. Vereins in der Graffsch. Mark Mitglied. Erster Bd. 1818. 304 S. in Octav.

Die in diesem Bändchen enthaltenen Abhandlungen sind von sehr verschiedenem Gehalte; so wie denn auch die Darstellung selbst bald verworren, bald klar; die Sprache bald bescheiden bald höchst unbescheiden, ja oft von der Art ist, daß man es bedauern muß, wie sich der Verf. manche Ausdrücke und Trivialitäten erlauben konnte. I. Ueber die Verjährbarkeit der Einreden. Der Verf. sucht gegen Claproth, Weber und Thibaut die ältere Ansicht, daß nämlich dann die Einreden binnen der Verjährungszeit der Klagen verjähre, wenn der Anspruch, der durch selbige vorgeschützt wird, ebenfalls mittelst einer Klage geltend gemacht werden könne, zu rechtfertigen, aber auch diese Ansicht näher zu begründen und zu berichtigen. Das heftige Polemisiren des Verf. hat aber die Darstellung so verworren gemacht, daß Ref. ungewiß geblieben ist, wohin die wahre Meinung des Verf. gehe. II. Ueber das rechtliche Verhältniß Roms zu Deutschland. Auf Veranlassung der Streitigkeiten über Besetzung und Verwaltung des Bisthums Constanz, nebst Erörterungen des Anspruchs Welfenbergs. Eine leidenschaftliche Vertheidigung der Ansprüche des Papsts an die Deutsche Kirche, und seines Verfahrens gegen Welfenberg. Bitterkeiten gegen die Vertheidiger der Rechte des Staats gegen den Papst; Schmähungen des vereinigten Dalbergs und Welfenbergs, nebst scandalösen Anekdoten; was eine herbe Rüge verdient, da auf diese Art auch eine gute Sache nicht vertheidigt werden sollte. III. Ueber Redefreyheit nach L. 18. pra. d. de iniuriis. Gegen Berners Schrift: über bedingte Injurien, und den Beweis ehrenverletzender Aeußerungs

gen überhaupt. (Gießen 1813.) Nicht wohl gerathen. Gegen Werner wird dargethan, daß das Fr. 18 nicht bloß auf erlaubte Verbreitung von Verbrechen zu beschränken, sondern auch von Immoralitäten zu verstehen sey, und daß dieser Ansicht die c. 5. 10. c. 9. 35. de injur. nicht im Wege stehe. Der Verf. bildet aus diesen Bestimmungen folgende Theorie: Bey einer Injurienklage ist als Präjudicialpunct auszumachen, ob der Kläger die Ehre im allgemeinen in Anspruch nehmen könne, über deren Verletzung er sich beschwert, ob er z. B. den Status habe, und in Verhältnissen stehe, die besondere positive Ehre begründen c. 10. 6. Ist dieses berichtet, so ist bey Verbalinjuriën zu unterscheiden: a) ob der sittliche Character des Klägers d. durch angegriffen wird, daß man ihn des Begehens illegaler oder unmoralischer Handlungen beschuldigt. Kann der Beklagte hier beweisen, daß der Kläger jene Vergehen sich zu Schulden kommen lassen, so ist er loszusprechen. Fr. 18 d. cit. Kann die Wahrheit des Vorwurfs aber nicht bewiesen werden, ist also das dictum als injuriosum zu betrachten, so ist der Beklagte zu verurtheilen, wenn er nicht den Mangel eines animus convicii darthut. c. 5. 6. eod. b) Sind dem Beklagten aber keine illegalen oder unmoralischen Handlungen vorgeworfen, und ist das dictum an und für sich beleidigend, so muß der Beklagte die Abwesenheit des animus injuriandi erweisen; ist solches nicht der Fall, der Kläger das Daseyn desselben. c. 5. 6. eod. IV. Ueber L. 3. 6. de bon. matern. gegen Schraders Abhandl. Der V. zeigt mit nicht unwichtigen Gründen, daß die Mutter den für den Vater aus der väterlichen Gewalt, oder aus der gedachten Stelle, an dem mütterlichen Vermögen, begründeten Nießbrauch zwar bis zum Pflichttheil beschränken, nie aber völlig ausschließen könne, weil der Vater nicht Notherbe der Mutter sey, und weil sich gar keine Ausschließungsgründe denken ließen. V. Ueber L. 16. d. qui potiores in pignoro. Gegen Westphal. Basser behandelt in v. Bülow's und Hagemann's pract. Erört. IV, 52. VI. Reichsgesetzliche



Strafe des Ehebruchs. Gegen Feuerbach. Sehr bemerkenswerth. Die Lex Julia de adulteris machte zuerst den Ehebruch zum öffentlichen Verbrechen, welches binnen 60 Tagen der Vater und Ehemann, und nachher qualibet ex populo durch Anklage verfolgen konnte. fr. 4, §. 1. 2. D. 48, 5. Constantin setzte Todesstrafe fest, verbot aber den Fremden die Anklage. c. 30. C. 9, 9. Justinian hob die Todesstrafe in Bezug auf die Ehebrecherin auf. Novell. 134. cap. 10. Die Carolina (Art. 120) sprach zuerst im Geiste des Christenthums aus, daß die Rechte der Ehegatten gleich seyen, also auch in Bezug auf die Strafe, gab jedoch nur dem beleidigten Ehegatten das Recht der Anklage. Solchemnach hing die Eröffnung des Verfahrens lediglich von der Anklage ab; es war aber leicht beargwöhnt, daß, wenn die Ehegatten gegen einander nachsichtig waren, und vielmehr beyde im öffentlichen Ehebruch lebten, das öffentliche Uergerniß um desto größer und dennoch in der Gesetzgebung kein Verhinderungsmittel anzutreffen war. Hier griff also die Policey ein; die Reichspol. Ordn. 1550. Tit. 33. 1548. Tit. 25. 1577. Tit. 26. verordnete für diesen Fall Leibes- und Geldstrafe. Wenn nun Feuerbach behauptet, daß durch jene Policeyordnungen die Todesstrafe aufgehoben sey, so beachtet er nicht, daß die Bestimmung derselben nur auf den öffentl. Ehebruch geht, während die Carolina die Strafe des Röm. Rechts und zwar auf die Anklage des beleidigten Ehegatten, vorbehalten hat; so beachtet er ferner nicht, daß die Verfügung der Reichspoliceyordnung vom Jahre 1550 datirt, und nur 1548, 1577 wörtlich wieder aufgenommen ist, dieselbe also unmöglich die Strafbestimmung der Carolina von 1532 aufgehoben haben kann. VII. Ueber die Glaubwürdigkeit der Deutschen Juden. Trivial. VIII. Ueber den Ursprung der Gerichtsbarkeit, über Cabinetjuris und Justiz gegen den Souverain und dessen Verwaltungsbehörden, und über Entsetzung der Richter. Gegen v. Haller. Einzelne treffende Bemerkungen mit gewöhnlichen untermischt. IX. Ueber das Catholische und Protestantische Princip in der Rechtswissenschaft. Gegen Salat. Auch treffende Bemerkungen. Der Verf. ist ein warmer Verfechter des Colibats der Geistlichen.

## St. Petersburg.

Der Genauigkeit wegen wollen wir bemerken, daß von der S. 542 angezeigten neuen theoretisch-practischen Russischen Sprachlehre des Hrn. A. W. Lappe jetzt Prof. der Königl. Sächsisch. Akad. zu Charant schon die fünfte verbesserte und vermehrte Ausgabe (mit der Jahrzahl 1819 auf 331 S.) erschienen ist.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen.  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 22. Julius 1819.

Göttingen.

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den dießjährigen Julius-Termin auf-  
gegebene öconomische Preisfrage, über die An-  
wendung des Wasserdampfes statt sonstiger  
Brennmaterialien zu mancherley  
Bereitungen im Stadt- und Landhaus-  
halte etc. (— g. N. 1817. S. 1236 u. f. —) ist bey  
ihre unbeantwortet geblieben. Vielleicht daß die  
indef vor anderthalb Jahren erschienene wichtige  
Schrift des Hrn. Dr. Dingler über diesen Ge-  
genstand, manchen von der sonstigen Concurrnz  
abgehalten haben mag.

Für die nächsten beyden Jahre sind aber fol-  
gende öconomische Aufgaben theils wieder in An-  
denken zu bringen, theils zuerst nun bekannt zu  
machen:

Für den November des laufenden  
Jahres:

Es ist bekannt, wie nachtheilig in gewis-  
sen Jahren und unter gewissen Umständen  
die Ackerschnecke (*Limax agrestis*) den Saa-  
ten ist, und besonders fühlbar sind diese

Nachteile im verfloffenen und gegenwärtigen Jahre in unsern Gegenden geworden. Die Mittel, welche bisher zur Vertilgung derselben in Vorschlag und in Anwendung gebracht worden, sind entweder unvollkommen (wie das Ueberwalzen der Saat, der Gebrauch von Kalk, Heerdasche, Ofenruß, u. s. w.) oder umständlich und kostspielig (wie das in neuesten Zeiten empfohlne Absuchen der Schnecken), und man wird schwerlich eher mit glücklichem Erfolge jenen Feind der Saaten bekämpfen können, bevor man nicht im Besitze einer genauen Kunde der Naturgeschichte des Thiers und der Bedingungen der außerordentlichen Vermehrung derselben zu gewissen Zeiten ist.

Die Königliche Societät wünscht daher eine auf genaue Beobachtungen gegründete, vollständige Angabe der Naturgeschichte der Ackerschnecke (*Limax agrestis*) nebst einer Anleitung zur Anwendung sicherer, durch Erfahrungen erprobter und im Großen mit Vortheil verknüpfter Mittel zur Verhütung der starken Vermehrung oder zur Vertilgung derselben.

Für den Julius künftigen Jahrs:

Da das Zusammentreffen verschiedener Umstände bewirkt, daß der Betrieb der Bergwerke am Oberharz gegenwärtig nicht mehr so schwunghaft seyn kann, als er es vormahls war; und da die allmähliche Verminderung der Erze, falls nicht etwa unerwartet neue, große Anbrüche entdeckt werden sollten, eine Einschränkung des Betriebes und dadurch die Verminderung einer Haupterwerbsquelle für viele Menschen nothwendig zur Folge haben muß; so ist es gewiß gerathen, bey Zeit

ten zu untersuchen: welche Arten von Gewerben sich am besten dazu eignen dürften, um am Oberharz neben den eigentlichen Bergmännischen Gewerben mit Vortheil betrieben zu werden, und welche Mittel am dienlichsten seyn möchten, um solche neue Gewerbe dort mit Glück einzuführen.

Die Königl. Societät d. W. bestimmt daher, um ihrer Seits dazu beyzutragen, die Aufmerksamkeit auf diesen, für jeden Freund des Vaterlandes und jener merkwürdigen Gebirgsgegend insbesondre, so wichtigen Gegenstand zu leiten, zur Preisaufgabe, die beste Beantwortung der Frage:

Welche Arten von Gewerben sind in Hinsicht auf die natürliche Beschaffenheit und die übrigen Verhältnisse des Oberharzes am Mehrsten dazu geeignet, neben den eigentlichen Bergmännischen Gewerben, einem Theile der dortigen Einwohner einen angemessenen und dauernden Unterhalt zu verschaffen, und durch welche Mittel würde dort solchen neuen Gewerken am leichtesten Eingang verschafft werden können?

Für den November desselben Jahres 1820:

Die Innerste, welche bey Langelsheim den Harz verläßt, und dann ihren Lauf durch das Hildesheimische nimmt, um sich bey Rulthe mit der Leine zu vereinigen, führt von den Abfällen der am Oberharze an ihr liegenden Poch- und Hüttenwerke viele Theile mit sich fort, wodurch nicht allein ihr Wasser gewisse nachtheilige Eigenschaften zu erhalten scheint, sondern wodurch auch besonders die in ihrer Nähe liegenden Wiesen und andere Ländereyen mit sehr unfruchtbaren, der

Vegetation schädlichen Theilen überschwemmt werden, wodurch jährlich der Ertrag eines sehr großen Areal's bedeutend vermindert wird, wie solches mit Mehrerem aus einem diesen Gegenstand betreffenden schätzbaren Aufsatze im 28. Stücke des dießjährigen Hannoverschen Magazins zu ersehen ist. Es sind bereits zu verschiedenen Zeiten Mittel vorgeschlagen, um jenem großen Uebel zu steuern, gegen deren Anwendbarkeit man aber mit Recht Zweifel erhoben hat. Man wird auch wahrscheinlich nicht eher zweckmäßige Vorkehrungen zur Verminderung des durch die Innerste bewirkten Schadens auffinden, bevor man nicht eine gründliche Einsicht in die Natur desselben erlangt hat. Es ist aber bis jetzt noch nicht einmal entschieden, ob die Innerste allein durch die sogenannten Äster (die Abfälle von den Döckwerken) welche durch sie aufgeschwemmt werden, oder auch durch ihr Wasser, welches vielleicht schädliche Theile chemisch aufgelöst enthält, schade; ob die Äster bloß mechanisch, oder ob sie auch durch ihre Bestandtheile nachtheilig einwirken u. s. w.

Die Königliche Societät d. W. verlangt daher, um die Aufklärung dieser Sache und wo möglich die Auffindung wirksamer Mittel gegen das große Uebel, welchem die Landwirthschaft einer Provinz des Königreichs Hannover fortwährend ausgesetzt ist. zu veranlassen, eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Schadens, den die Innerste den angränzenden Ländereyen auf ihrem Laufe durch das Hildesheimische zufügt, nebst Vorschlägen zu wirksamen und im Großen ausführbaren Maßregeln, um demselben soviel wie möglich Einhalt zu thun.

Was die zu erwartenden Vorschläge betrifft, so würde dabey unter Andern zu berücksichtigen seyn:

1. Vorkehrungen, die etwa in der Nähe der Pochwerke und Hütten selbst, zur Verminderung der in die Innerste übergehenden Abfälle zu treffen seyn dürften.
2. Vorkehrungen zur Ableitung und Auffangung der bereits fortgeführten Afler.
3. Vorkehrungen zur Verminderung der Ueberschwemmungen der Innerste.
4. Erprobte Mittel um die bereits aufgeschwemmten Theile oder das mit den Ländereyen in Berührung kommende Wasser, auf die Vegetation wo möglich weniger schädlich zu machen.
5. Auf Versuche sich gründende Angaben, in wie fern vielleicht die aufgefangenen Afler auf irgend eine Weise, z. B. zum Wegebau, sich benutzen lassen dürften.

Und nun eine neue für den Julius 1821:

Der Mangel sehr feuerfester Schmelzgefäße, welche höhere Grade als z. B. die bekannten Almeröder Tiegel aushalten können ohne zu schmelzen) ist in manchen Gegenden von Deutschland, bey verschiedenen technischen Anwendungen, sehr fühlbar. Die Erfahrung lehrt, daß Talkerde die Feuerbeständigkeit des Thons sehr zu vermehren vermag und es fragt sich, ob nicht etwa die aus den Mutterlaugen von der Kochsalziedung auf manchen Salinen in Menge darstellbare kohlensaure Bittererde oder Talkerde haltige Sossilien, wie u. A. der Serpentin, mit Vortheil als Zusatz bey der Fabrication solcher Schmelzgefäße angewandt werden könnten?

Die Königl. Societät d. W. macht daher zum Gegenstande einer Preisaufgabe:

Eine auf Versuche gegründete Beantwortung der Frage: wie die auf den Salinen zu gewinnende kohlen-saure Talkerde, oder andre Talkerde haltige Körper, zur Verfertigung sehr feuerfester Schmelzgefäße mit Vortheil benutzt werden können?

Wobey die Königl. Societät d. W. erwartet, daß der Anleitung zu Anfertigung derselben, Proben von dem nach derselben bereiteten Schmelzgeräthe zur Prüfung beygefügt werden.

Der auf jede dieser Preisfragen ausgesetzte Preis ist von zwölf Ducaten.

Die Concurrenz-Schriften für die Juliusaufgaben müssen vor Ablauf des Mayes, und die für den November vor Ende des Septembers jedes Jahrs postfrey eingesandt seyn.

London.

Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio and Guillen de Castro, by Henry Richard Lord Holland. 1817. Vol. I. 261 Seiten. Vol. II. 232 Seiten. Octav.

Der edle Lord, dem wir diesen Beytrag zur Geschichte der Spanischen Poesie verdanken, ist selbst in Spanien gereiset, hat dort interessante Bekanntschaften gemacht, und eine wohl begründete Zuneigung zu der Spanischen Nation, die er a high-spirited and warm-hearted nation nennt, und zu ihrer Litteratur mit zurückgebracht. Aus den Nachrichten, die er uns über die beyden auf dem Titel genannten Spanischen Dichter mittheilt, lernt der Kenner der Spanischen Litteratur wenig Neues. Aber wie viele sind derer außerhalb Spanien, die diese Litteratur so genau kennen? Die Nachrichten sind mit vielem Fleiße gesammelt, gut geordnet, und critisch gemustert. Das Buch ist überdies gut geschrieben; die angeführten poetischen Stellen sind von dem Verfasser mit vieler Ge-

wandtheit des Styls in Englische Verse übersetzt; und in diesen Uebersetzungen, wie in den critischen Bemerkungen, erkennt man durchgängig einen Mann von feinem Geschmack. Ueber die bekannte Polygraphie des Lope de Vega wird geurtheilt, daß die Berechnung, die man von der Anzahl seiner Theaterstücke und den übrigen Beweisen seiner poetischen Thätigkeit gemacht haben will, nicht etwa an das Unglaubliche gränze, sondern auf eine Unmöglichkeit hinaus laufe. Dann nach der gewöhnlichen Annahme wären nicht weniger als achtzehnhundert, nach Andern gar zweytausend Schauspiele dieses Dichters auf das Theater gebracht, und die gesammte Zahl der Zeilen in seinen gedruckten Werken betrage 21 Millionen und 300,000. Wie dem auch sey; die Summe läßt sich nicht mehr nachrechnen, da kaum noch der vierte Theil der Werke vorhanden ist, die im siebzehnten Jahrhundert dem Lope de Vega von seinen Bewunderern zugeschrieben wurden; und was übrig geblieben, ist genug für Einen Mann. Ueber den poetischen Geist der Schriften dieses merkwürdigen Dichters urtheilt der Verf. treffend und unbefangen, wenigstens nach der Einsicht des Rec., der schon vor längerer Zeit sein Gutachten über die schöne Litteratur der Spanier abgegeben hat. Ueber den zweyten, weit weniger merkwürdigen Dichter Guillen de Castro war weniger zu sagen; aber dieser Dichter wurde zufällig außerhalb Spanien bekannter dadurch, daß der Französische Tragiker Corneille einen Theil seines berühmten Cid aus dem Schauspiele *Mocedades del Cid* von Guillen de Castro entlehnte. Durch die Vergleichung beyder Schauspiele sucht M. lord Holland zu zeigen, daß einige Scenen in dem Spanischen Stücke von nicht geringerem Werthe sind, als einige in dem Cid des Corneille. — Unter den Anhängen zum zweyten Bande sind besonders einige Nachrichten über den Spanischen Staatsmann *Jovellanos* lesenswerth, der beyläufig Einiges über die Spanischen Schauspiele geschrieben hat, an den neuesten Ereignissen seines Vaterlandes sehr thätigen



Antheil nahm, und nach vielen Leiden, in denen er ehrenwürdig erscheint, das Glück hatte, wie der Verf. sagt, den jetzigen Zustand des Landes, für das er litt, nicht zu erleben.

#### Hannover.

**Beh Hahn:** Die Ordnung des Königlichen Ober-Appellations-Gerichts zu Celle. Von neuem herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet, von Dr. Theodor Hagemann, Königl. Großbr. Hann. Rath und Ritter des Kön. Suelphen-Ordens. 1819. VIII und 302 S. in Quart.

Die einzelnen Abdrücke der Oberappellationsordnung waren schon seit geraumer Zeit nicht mehr in den Buchläden zu haben, und selbst aus Bucherversteigerungen nur äußerst selten und schwer zu erhalten. Schon in dieser Hinsicht war ein neuer Abdruck des hohen Textes äußerst wünschenswerth; aber, wenn sich gleich der V. schon allein durch einen solchen ein großes Verdienst erworben haben würde, so hat er auf der andern Seite daselbe noch zu einem hohen Grade, durch die Zugaben, welche dieser neue Abdruck erhalten hat, vermehrt. Nicht allein hat der so sehr verdiente Verf. diesem Texte, die supplementarischen Reglements vom Jahre 1733, und 1818, und eine vollständige Sammlung aller gemeinen Bescheide und gerichtlichen Verordnungen des Oberappellationsgerichts, von Zeit seiner Entstehung bis auf die gegenwärtige, angehängt, sondern auch den Text durch erläuternde Anmerkungen und Remissionen auf die Werke vaterländischer Rechtsgelehrten, vorzüglich aber durch hinzugefügte Parallelstellen, erklärt und ergänzt, so daß also diese neue Ausgabe als ein Werk zu betrachten ist, welches jedem practischen Rechtsgelehrten unsers Vaterlands, nicht allein höchst willkommen seyn muß, sondern auch wahrhaft unentbehrlich ist. Ein vollständiges Sachregister trägt zu dem bequemen Gebrauche desselben, außerordentlich viel bey.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 24. Julius 1819.

Regensburg.

Gedruckt und im Verlag bey Heinrich Augustin: Chronik der Stadt und (des) Hochstifts Regensburg, vom Jahre 1430 bis zum Jahre 1496. Aus unbekanntten Quellen, den hochstiftlichen und städtischen Urkunden und Acten bearbeitet. Erste und zweyte Lieferung, 1816; dritte und vierte, 1817; fünfte, 1818; sechste, 1819. Zusammen 528 S. in Quart.

Diese Arbeit verdanken wir, wie manche andere gründliche historische Forschung, dem Hrn. Landesdirections-Rath Gemeiner. Es sind verarbeitete Materialien von großem Werth, nicht nur für Regensburg, für Baiern; sondern auch für die benachbarten Staaten, Oesterreich und Böhmen, auch für Deutschland, aus einer Periode, wo Concilienrechte, Hussiten, Befehdungen und Türkengefahr alle Stände in Bewegung erhielten. Weit entfernt, daß diese Auszüge, wie man so oft findet, trocken und förmlich seyn sollten, sind sie vielmehr fast durchgängig anziehenden Inhalts, versehen uns ganz in

das rege Leben jener Zeit und bereichern uns mit einer Menge unbekannter, theils wichtiger, theils sonst vielfach die Aufmerksamkeit erweckender Nachrichten. Folgendes aus den vor uns liegenden Heften zur Probe, größtentheils in Beziehung auf Cultur- und Sittengeschichte: I. Im Jahre 1430 hatte ein Künstler ein Gemälde in Regensburg ausgestellt: "wie die Junkchfrau zu Frankreich gefochten hat." Im Jahre vorher war Orleans entsetzt. S. 15. In Baiern und in mehrerer Fürsten Ländern hatte der Papst eine Kegertilgungssteuer auszuschreiben und auf jeden Menschen einen Groschen zu legen geboten. Im J. 1431 war Regensburg zu den Kriegsrüstungen 2 große Hauptbüchsen, 4 Cammerbüchsen und 6000 Pfeile zu liefern verpflichtet. Eben damahls wurde zu Nürnberg eine Verordnung wegen abzustellender Misbräuche der Westphälischen heimlichen Gerichte beschlossen, die auch im süblichen Deutschland und in den Frey- und Reichstädten täglich um sich griffen. S. 22, merkwürdige Nachrichten von den Rüstungen und Proviantirungen in dem Zuge gegen die Böhmen. S. 35. Bey Verpfändungen von Land und Leuten gingen im Mittelalter alle Gerechtfame und Nutzungen auf den Pfandinhaber über, was man nicht immer bey Territorialstreitigkeiten beachtet hat. S. 43 f. ist das vollständige Kaiserliche Urtheil gegen Ludwig von Baiern, vom J. 1434 mitgetheilt. Der Herzog hatte, unter andern, Kaiserliche Boten gefangen, ihnen die Ohren abgeschnitten und einen Landgerichtsboten zu Nürnberg genöthigt, die Kaiserlichen Briefe zu essen. (Beym Aventin steht unrichtia: öffen) S. 54. Das Ehrengeschenk, was der Rath, gekleidet in Feyerkleider: "rothe, graue und schwarz seidene mit Mädrin unterlegte Mäntel," dem Kaiser darbrachte, be-

stand in 2 Fudern Oesterreichischer Weine, 10 Scheff Hafer, 8 Ochsen, 50 Fischen, 2 Fuder Heu und 2 Scheff Holz. S. 60 Bey der Abreise des Kaisers fehlte es am Gelde zur Bestreitung der Kosten der Hofhaltung; die Cammerer schossen 4600 Fl. vor, aber der Kaiser mußte ihnen seinen Tresor unterpfändlich zurücklassen, der in 10 silbernen Schüsseln, 3 silbernen Flaschen, 3 Kandel, 2 Köpf mit Lidern und ein Stuzel, 1 Gießkandel, 1 Kopf, 2 Schalen; dann in vergoldeten 9 Krüglein, 16 Schalen, 3 Kandel, 9 Köpf, 15 vergoldeten Bechern bestand, sammt der goldenen mit Edelsteinen besetzten Krone. S. 68 wird, gegen Fischer's Behauptung, gezeigt, wie nachtheilig die Fehden dem Commerz gewesen. — Im J. 1437 erhielt die Stadt vom Kaiser das Recht, einen Pfasterzoll von jedem beladenen Wagen zu nehmen. S. 81. Wichtig war die Stiftung eines Bruderhauses durch den verdienstvollen Landschreiber Kastenmeyer, in diesem Jahre, der auch eine jährliche Aussteuer von 100 Ungar. Gulden und 50 Pfund Pfennigen, für 3 von Regensburg gebürtige Jungfrauen, "die sich jederzeit ehrbarlich gehalten," gestiftet hat.

II. Im J. 1439 bewirthete der Rath die Frau Albrechtinn (so nannte man die Gemahlinn des Herzogs Albrecht) auf öffentliche Kosten und verzehrte ihr einen Sittich, den man um 15 Flor. gekauft hatte, in einem schön vergoldeten Vogelhaus. S. 107. Im Rath der Hanse ergingen 1440, auf Anhalten der Messerschmiede, Verordnungen gegen den Verkauf der Ober- und Niederländischen Messer. — Eine Steinmezerordnung regulirte, nach der großen Normal-Uhr auf dem Marktturme, den Tagelohn der Gesellen. S. 122 f. lesenswerthe Nachrichten von den heimlichen Verichten. S. 125 im J. 1441,

bey der Ankunft Herzogs Abrecht und seiner Gemahlinn, kaufte man von einem Apotheker: "süß Ding und Pomeranschen" für 10 Schill. 20 Pfennige, um der Herrschaft die Liebe und Ehrfurcht zu bezeugen und ein Bote trug der Herzoginn "einen Spaczner" nach; aber 1444 ward dem Herzog ein mit Goldstücken gefüllter Pocal überreicht. S. 141 wird, gegen Beckmann's Behauptung: daß die Männer noch im Anfang des 16ten Jahrhunderts es unanständig gehalten, zu fahren, aus den Stadtrechnungen von 1417 und 1435 der Gebrauch der Wagen erwiesen. S. 150. Was hier von den Freystädten erwähnt wird, ist schon von dem Hrn. Verf. umständlicher ausgeführt. (Gött. gel. Anz. 1818. Nr. 165. S. 1653.) S. 156. Die Welschen Weine, von welchen der Rath immer ein gutes Lager vorräthig hatte, wurden aus Florenz bezogen; wohin ein Kaufner zum Einkauf geschickt wurde. S. 166. Verzeichniß des Schages, oder der Kleinodien, die sich 1447, bey dem Tode Herzogs Ludwigs des ältern, in des Raths Händen befanden.

III. S. 188. Beym J. 1450 wird eines Guts achtens durch den Doctor Hans von Bayreut erwähnt: ob Wilsensaame, Nußlaub u. s. w. als Zuthaten des Biers der Gesundheit nachtheilig seyen? und Ausländer erhielten, als Stadtlärzte, eine bestimmte Besoldung. S. 196. Für ein Glas in die alte Capelle zu mahlen, erhielt 1451 Meister Conrad die Summe von 24 Pfunden bezahlt. S. 201. Der Zelot, Bruder Johann von Capistrano, ließ 1452 alle Spielbretter verbrennen und der Rath verbot für das folgende Jahr alles Spielen ohne Ausnahme, die Würfel, Carten, Brett, Kugel, Regel, Sponzajel und Kreischießenspiele, bey einem Pfund Pfennige vom Spielenden und vom Wirth zu

erheben. S. 203. Das Project eines Nauttarifs enthält Kammergefälle von den Deltischen, den Hausentischen, den Haringtischen, Feigentischen, von Erdäpfeln und vielen andern Feilschafien. "Item von Erdäpfeln, wenn sie en for sind (?)" In Rechnungen des Niederlandes Bayern vom Jahr 1422 geschieht schon der Brodbirnen Erwähnung. S. 207. In einer Hebammenordnung vom Jahre 1452, war den Hebammen verboten, zu einer Jüdin zu kommen. S. 212. In einem Kaufbriefe vom J. 1452 wird noch, aus der alten Landeseintheilung, Gmünd an der Donau, in der Erlinger Grafschaft gelegen, benannt. S. 216. Ein Pflichtformular für Apotheker, vom J. 1453, auch Vorschriften für die Doctoren der Arzneikunst. In der Apotheke sollte seyn ein Register, nach Nürnberger Gewohnheit, darinn die Aerzte die Recepte "nach Wälschen Sitten" schreiben, was sie geben. S. 227. Im J. 1454 wurde in Augsburg, zur Jahrmesse, um Michaelstag, ein Pferderennen um 4 Preise, einen Scharlach, eine Armbrust, ein Schwert und eine Sau, ausgeschrieben und ein Laufen, wo bey gute Gefellen, auch Frauen und Töchter, die zuerst über das Ziel kämen, ein Darchanttuch gewinnen sollten. S. 241. Ueber Einrichtung des Stundenzählens und der Uhr. S. 242 wurde 1455 eine alte Anordnung erneuert: an Kirchen und Klöstern keine Zinse anders, als unter dem Vorbehalt des Wiederkaufs, zu verschreiben.

IV. Um 1457 war für acht Pfennige schon ein gutes Herrenessen, sammt Wein zum Trunk, zu erhalten. 10 Pfund Pfennige erhielt ein Soldner, welcher dafür 2 Pferde auf eigene Kosten halten mußte. Ein Stadtarzt 32 -- 75 Guldin; der Stadthauptmann, der vornehmste

und erste Staatsdiener, 120 Pfund und der erste Bürgermeister selbst nicht mehr als 200 Pfunde, jedes zu 240 Pfennige oder 2 Fl. 51 Kr. 2½ Pf. jetziger Währung. Ein geschickter Handwerksmann bekam 7 Pfennige, Gesellen 4 — 5 Pf. und 2 Pfennige Badgeld. Das Fuder Landwein wurde 1458 zu 7 — 8 Pfunden gekauft. S. 307. Im J. 1459 war in Regensburg eine merkwürdige Zusammenkunft der berühmtesten Architekten Deutschlands, vorzüglich der Dombauhüttenmeister. Die näheren Umstände werden aus Grandidiers *Ellais histor. et topogr. sur l'église cathedr. de Srasbourg etc.* mitgetheilt. Die Baukünstler sollen hier sich eines eigenen Wortzeichens, Grubes und Handschents verglichen, Statuten errichtet und den Beschluß gefaßt haben, in mehreren Provinzen dergleichen Vereine zu errichten, und dieselben der Haupthütte in Straßburg unterzuordnen. Mit einem Worte: es habe sich hier eine Maurerey gebildet und zu der großen, weltberühmten Verbindung der Freymaurer die erste Idee gegeben. Der Hr. Verf. zucht aber mehrere von Grandidiers Angaben in Zweifel, da die Bauhütte am Dom zu Regensburg schon vor dem Anfang dieses Vereins vorhanden gewesen und Gründe dawider streiten, daß man dem Dombaumeister in Straßburg für beständig einen Vorsitz oder ein Großmeisterthum in dem Verein der Baukünstler sollte zugestanden haben. (Eingeweihte behaupten übrigens: daß die Freymaurerey erst seit dem Jahre 1717 auf Deutschen Boden verpflanzt sey.)

V. S. 362. Der Hr. Verf. ist so glücklich gewesen, einen Originalabdruck des Manifests vom J. 1462 zu finden, was Erzbischof Dither wider Graf Adolf von Nassau (nach Lehmann's Behauptung, durch Johann Guttenberg,) in den Druck gegeben hatte. Er ist unter den

Jacunabeln der Stadtbibliothek befindlich gewesen und wird jetzt auf der Königl. Bibliothek zu München verwahrt. S. 372. Im J. 1463 starben in N. 6300 Menschen an der schwarzen Krankheit. S. 376. Revers eines Stauenwirths vom J. 1486, der wöchentlich, Palm- und Osterabend ausgenommen, 60 Pfennige Zins entrichtete. Dieses privilegirte Bordell wurde 1553 verkauft. S. 392. Wider den Böhmischn König Georg Podinbrad sollte 1465 ein förmlicher Anklageproceß zu Rom eingeleitet werden. S. 399. In einer Ordnung, die in eben diesem Jahr dem Steinmeg- und Maurerhandwerke gegeben wurde, schloß ein Artikel alle die von der Kunst aus: "die des Jahrs nicht ihre christlichen Rechte thun." S. 400 wird gefragt: was für ein Calendertag (wahrscheinlich im M. Mai) unter dem Tag der Seiden Spinnerinnen verstanden werde? Der Hr. Verf. räth auf den Cephientag. Sollte nicht Potentianax virgo (19. Mai) gemeint seyn, eine Heilige, die in Weberarbeiten berühmt war und in einigen, weniger gültigen Martyrologien, von Pudenciana virgo unterschieden ist? S. 405. Höchst merkwürdig ist ein Schreiben des Paps Paul II. vom J. 1466, in Beziehung auf die Böhmischn Handel mit dem König Podinbrad. S. 427. Erst im Jahre 1467 hatte der Rath den Muth, mehreren freyen Grafenstühlen den Gehorsam förmlich aufzukündigen, nachdem das Jahr vorher die Nürnberger beym Kaiser eine Freyheit wider die westphälischen Gerichte ausgebracht und verkündet hatten.

VI Im J. 1469 wurde hier, wie in Salzburg u. a. O. auf Ansuchen der Schneidergesellen, das böse Lied "von der Geiß" verboten. S. 499 f. finden sich lesenswerthe Nachrichten aus einem Criminalproceße wider Hans Erlbach, der zwar als Opfer eigner Unbesonnenheit und Rachsucht fiel, aber doch wirklich nach justizmäßigen Formen gemordet wurde. — Diese



6te Lieferung schließt mit dem Jahre 1475. Sobald die Geschichtserzählung das Jahr 1496 erreicht haben wird, soll alles unter einem allgemeinen Titel vollständig ausgegeben werden. Möge der Hr. Verf. in seiner glücklichen Muse, noch lange Kraft und frischen Muth behalten, die Geschichte mit der Fortsetzung dieser und ähnlicher Arbeiten zu bereichern! Wd.

### Paris.

**Bey Paris: Les oeuvres d'Euclide, en grec, en latin et en français, d'après un manuscrit très ancien qui était resté inconnu jusqu' à nos jours, par F. Peyrard. Tome troisième. 1818. XVIII und 616 S. in Quart.**

Da wir erst kürzlich den zweyten Theil dieser Ausgabe umständlich in diesen Blättern (vergl. G. g. A. St. 113, 114 den 16. Jul. 1818. S. 1133 u. f.) angezeigt haben; so können wir uns hier desto kürzer fassen. Der Plan ist derselbe. Der gegenwärtige dritte Band enthält das 11., 12. u. 13. Buch der Elemente, die Data und die zwey Bücher de quinque Corporibus, welche dem Hypsicles zugeschrieben werden. Hr. P. zweifelt aber, ob sie diesem Geometer angehören, wenigstens habe man, meynt er, Gründe, anzunehmen daß das zweyte Buch von einem spätern Verf. sey. Es fehle an der Strenge und Eleganz in den Beweisen. In der Vorrede fügt der Herausgeber überdieß noch einen Beweis von Prop. LXXXVI. Dat. oder nach ihm von Prop. LXXXVII bey. Gregory hält das Theorem für verstümmelt. Hr. P. zeigt aber, daß der Beweis auf einem Lemma des vorhergehenden Satzes beruhe, welches in der Orforder Ausgabe fehlt, und nur in einigen Handschriften vorlämmt. Er hat dasselbe also in den Text aufgenommen. Außerdem gibt er noch von andern Veränderungen und Verbesserungen im Texte von Hypsicles Büchern Rechenschaft, wozu er zum Theil durch die Handschriften, zum Theil durch den Zusammenhang veranlaßt worden ist.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118 Stück.

Den 24. Julius 1819.

London.

Bey Longmann, Hurst, Nees, Orme und Brown: An Introduction to Entomology: or Elements of the Natural History of Insects. By W. Kirby and W. Spence. Vol. I. Third Edition. 1818. XXIV und 520 S. Mit 3 Kupfert. Vol. II. Second Edition. 1818. 530 S. Mit 2 Kupfert. In 8.

In England war bisher, wie die Verf. in der Vorrede bemerken, die Entomologie weit weniger als die Botanik geachtet. Sie glaubten die Ursache dieser Vernachlässigung vorzüglich in dem Mangel eines allgemein verständlichen Lehrbuchs der Insectenkunde zu finden, und entschlossen sich, demselben durch ein Werk abzuhelpfen, das in der Form von Briefen, als der bequemsten für ihren populären Zweck, eine strenge Revision der, ihrer Meinung nach, noch sehr unvollkommenen und verworrenen, entomologischen Nomenclatur nebst einer möglichst vollständigen Sammlung aller bisherigen Beobachtungen über die Anatomie und Physiologie der Insecten mit

S (5)

genauer Angabe der Quellen enthalten und zugleich die Aufmerksamkeit des Lesers von der Natur auf den Schöpfer leiten sollte. In dem anatomischen und physiologischen Theil konnten sie nicht viel Neues liefern. Der äußere Bau der Insecten aber wurde von ihnen ganz nach eigenen, durch alle Classen durchgeführten Untersuchungen beschrieben. Sie wählten in der Terminologie neue Namen für neue Gegenstände, änderten alle Benennungen, die ihnen unpassend schienen, und befolgten den Rath, den Morveau bey Reformirung der chemischen Nomenclatur von Bergmann bekam: *Ne faites grace à aucune dénomination impropre. Ceux qui savent déjà, entendent toujours; ceux qui ne savent pas encore, entendent plutôt.* Doch hielten sie für gerathen, nicht mit dem trocknen terminologischen und systematischen, sondern dem mehr anziehenden, physiologischen Theil der Wissenschaft anzufangen und durch diesen die Wichtigkeit des erstern fühlbar zu machen. Der letztere macht den Inhalt der beyden obigen Bände aus. Von dem ersten ist in kurzer Zeit die dritte und von dem zweyten die zweyte Auflage erschienen. Ein so schneller Absatz beweiset immer etwas für die Brauchbarkeit eines Werks. In der That ist auch das Ganze mit Liebe zum Gegenstande, großem Fleiß und, was sich von Kirby erwarten ließ, tiefer Kenntniß des systematischen Theils der Insectenkunde gearbeitet. Die Verf. haben außer einer reichhaltigen entomologischen Bibliothek eine große Menge Reisebeschreibungen, landwirthschaftliche Bücher und was ihnen sonst noch merkwürdige Thatsachen liefern konnte, benutzt, und die Summe des Bekannten mit einigen neuen Beobachtungen vermehrt. Aber Eines fehlt dem Werk, was sich nicht durch Eifer und Gelehrsamkeit ersetzen läßt, der Geist.

der den einzelnen Thatfachen einen höhern Werth gibt, indem er sie zu einem organischen Ganzen verbindet, der den Leser zu sich heraufzieht und auf einen Standpunct führt, wo die Natur groß in jedem ihrer Producte wie in ihrem ganzen Weben erscheint, wo es keiner Hinweisungen auf kleinliche Nutzenwendungen des Einzelnen bedarf, um dessen Wichtigkeit einleuchtend zu machen. Dieser Mangel fällt gleich im 1sten und 2ten Briefe auf, die eine Empfehlung des *Studiums* der Entomologie und eine Verantwortung von Einwendungen (gegen das Sammeln und Beobachten der Insecten) enthalten. Die Verf. haben viel zusammengetragen, um ihre Wissenschaft wichtig zu machen. Im Jahr 1788, so erzählen sie unter andern, verbreitete sich in einer Gegend von England das beunruhigende Gerücht, die Hessische Fliege wäre mit einer Ladung Weizen von Nordamerica überkommen. Es wurden Eilboten nach allen Häfen geschickt, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und Banks erhielt den Auftrag, die Kennzeichen der Fliege anzugeben. Dieser verschaffte sich Nachrichten von Nordamericanischen Landleuten, Berichte von Gesandten, Auszüge aus Zeitschriften u. d. gl. Aber keines der vielen Papiere enthielt eine Beschreibung, woraus sich abnehmen ließ, was für ein Ding die Hessische Fliege eigentlich wäre. Solche Vorfälle sind freylich Beweise, daß es oft gut ist, entomologische Kenntnisse zu besitzen. Aber sie sind eben so wenig geeignet, für die Wissenschaft zu begeistern, als *argumenta ad verecundiam* von der Art derer, mit welchen der zweyte Brief anhebt, daß schon Adam im Paradiese, Noah und Salomo Entomologen gewesen wären. III. *Verwandlungen der Insecten*. Die Verf. fangen wie die Epopeendichter von der Mitte der

S (5)

Handlung an. Dem Uebel, daß der Leser noch nicht weiß, was Coleoptera. Strephiptera u. s. w. sind, ist durch eine kurze Note abgeholfen. IV. Unmittelbarer Schaden, den die Insecten verursachen. Insecten, die dem Menschen durch ihren Stich, ihren Biß oder auf sonstige Weise nachtheilig oder lästig sind. Die Phthiriasis rührt nicht von Läusen, sondern von einem andern, noch unbestimmten Insect her. (S. 86.) In den Krähspusteln konnten die Verf. eben so wenig als mehrere andere Beobachter Milben entdecken. (S. 95.) Neu und der Auszeichnung werth ist eine, S. 110 vorkommende Nachricht von einem electrischen Schlag, den der verstorbene Generalmajor Davies (well known as a most accurate observer 'of nature and an indefatigable' collector of her treasures) erhielt, als er einen *Reduvius ferratus* F. auf die Hand gesetzt hatte. Die Erschütterung drang bis in die Schulter. An der Stelle, wo die sechs Füße des Thiers auf der Hand gestanden hatten, waren eben so viele Flecken zurückgeblieben. S. 140 findet sich ein Beytrag zu den Beobachtungen von lebenden Insectenlarven, die mit dem Urin ausgeleert wurden. Das Thier gehört zur Familie der Tipulidae. war aber von allen, dem Verf. bekannten Larven dieser Insecten sehr verschieden. V. - VIII. Mittelbarer Schaden, von Insecten verursacht. Insecten, die den Hausthieren, den öconomischen Gewächsen, den Zierpflanzen, dem Hausgeräthe, den Bibliotheken, Naturaliensammlungen u. s. w. nachtheilig sind. Den zweifelhaften Buprestis der Alten erklären die Verf. für eine Mylabris-Art, die noch zu Belon's Zeiten am Berge Athos unter dem Namen Voupriski bekannt war. (S. 157.) *Rynchaenus fulvicollis*, in Betreff dessen Gyllenhal zweifelhaft war, ob er nicht bloß

feruell von Rynch. assimilis F. verschieden seyn möchte, ist eine eigene Art. Einer der Verf. fand beyde Geschlechter des R. assimilis in der Paarung und beyde von R. fulvicollis verschieden. (S. 189.) Die *Limnoria terebrans* Leach. verursachte vor einigen Jahren solche Zerstörungen an den hölzernen Brückenpfeilern zu Bridlington, daß ein eben so großer Schaden von diesem Insect wie von der *Teredo navalis* zu fürchten seyn würde, wenn nicht das Verbreitungsvermögen desselben sehr beschränkt zu seyn schiene. (S. 238.) IX. Mittelbare Vorthelle von den Insecten. Nutzen, den die Insecten schaffen, indem sie faulende Substanzen, sonstige schädliche Materien und andere nachtheilige Insecten vertilgen, und nutzbaren Thieren zur Nahrung dienen. X. Unmittelbare Vorthelle von den Insecten. Gebrauch der Insecten als Nahrungsmittel, in der Medicin, in Fabriken, Manufacturen u. s. w. XI. Liebe der Insecten für ihre Zungen. XII. Nahrungsmittel der Insecten. Unrichtig werden hier (S. 397) von den Verfassern, die doch alle äußere Theile der Insecten selber untersucht zu haben versichern, dem Schnabel der Hemipteren statt vier, nur drey Stacheln zugeschrieben. XIII. Kunstgriffe, wodurch sich die Insecten ihre Nahrung verschaffen. Neu sind (S. 415) einige Beobachtungen der Verf. in Beziehung auf die Frage, wie sich die Spinnen Zugang zu Verttern verschaffen, wozu sie nicht durch Kriechen gelangen können? Bey einem Versuch, wo eine Kreuzspinne auf einen, in einem Gefäß mit Wasser stehenden Stock gesetzt war, ließ dieselbe sich von der Spitze des Stocks an zwey Fäden herab, von welchen sie den einen an dem untern Ende abriß, der dann in der Luft flatterte und, als er

an einen Gegenstand befestigt war, dem Thier als Brücke diente. Ein anderer Versuch an einer *Aranea reticulata* bestätigte die, vor mehreren Jahren von einem Ungeannten im Journ. de Phyl. bekannt gemachte Wahrnehmung, daß isolirte Spinnen Fäden in der Luft nach entfernten Gegenständen ausschleßen. Der Prediger Sheppard entdeckte in den Moorgräben bey Norfolk eine große Spinne, die sich ein Floß von Unkraut verfertigt, worauf sie schwimmend Wasserinsecten verfolgt. XIV. Wohnungen der einsam lebenden Insecten. XV. Wohnungen der Insecten, die ein gesellschaftliches Leben führen.

Zweyter Band. XVI Unvollkommene Gesellschaften der Insecten. Gesellschaften, die nur auf eine gewisse Lebensperiode beschränkt sind, oder wobey keine gemeinschaftliche Wohnung und keine Vereinigung zu gemeinschaftlichen Arbeiten statt findet. S. 5 wird der bis jetzt un erklärten Thatsache gedacht, daß man von manchen Insecten zu gewissen Zeiten bloß Männchen und diese in einer großen Anzahl beisammen findet. Ueber den Grund dieser Erscheinung erhält man aber keinen Aufschluß. XVII - XX. Vollkommene Gesellschaften der Insecten. XVII. Termiten und Ameisen. Einer der Verf. fand mit Latreille mehrere der Beobachtungen Huber's über die Ameisen bestätigt. (S. 79.) XVIII. Wespen und Hummeln. XIX. XX. Honigbienen. XXI. Vertheidigungsmittel der Insecten. Diese werden hier einaetheilt in passive, wodurch die Insecten geschützt sind, ohne daß Kraftäußerungen von ihrer Seite dabey erforderlich sind, und in active, wobey es der Anstrengung ihrer Kräfte und Organe bedarf. Zu den passiven gehören die Gestalt, die Farbe, die Lebenstenacität u. dgl. Ein

*Coccinella 22 punctata* lebte wieder auf, nachdem sie vierundzwanzig Stunden in Branntwein gelegen hatte, und ein *Lyrtus Juglandis* F. nachdem er eine ziemlich lange Zeit in kochendem Wasser eingetaucht gewesen war. Reeve traf lebende Insectenlarven in einer heißen Quelle bey Leuk im Walliserlande an, worin das Thermometer auf 200° F. stand. (S. 229. 231.) Nach der Versicherung eines Hrn. E. Forster gehört die *Mutilla coccinea* zu den giftigsten Insecten. Eine Person, die davon gestochen war, verlor binnen fünf Minuten das Bewußtseyn, und schwebte mehrere Tage in Lebensgefahr. (S. 256.)

XXII. Bewegungen der Insecten.  
 XXIII. Bewegungen der Larven und Puppen.  
 XXIII. Bewegungen der ausgebildeten Insecten. In Betreff der Fühlhörner äußern die Verf. die, wie Rec. glaubt, richtige Meinung, daß dieselben bey vielen Insecten nicht zum unmittelbaren Betasten, sondern zur Aufnahme gewisser atmosphärischer Eindrücke dienen. (S. 312.) Unrichtig aber ist es, wenn (S. 347) die Adern der Insectenflügel als hohle Röhren beschrieben werden, die mit den Tracheen des Rumpfs in Verbindung ständen. Die Dauer und Schnelligkeit des Flugs der Insecten hängt nach den Beobachtungen der Verf. von der Temperatur der Atmosphäre ab. Eine warme Luft lockt diese Thiere nicht nur aus ihren Schlupfwinkeln hervor, sondern gibt ihnen auch, indem sie, wie bey den höhern Thieren das Blut, ihren ganzen Körper durchdringt, die Kraft zum Fliegen. (S. 363.)

XXIV. Geräusch, welches die Insecten hervorbringen. Ein Aufsatz, der wenig befriedigt, so viel auch darin zusammengetragen ist. An den Tönen vieler Insecten, z. B. der Bienen, hat gewiß das Hervordringen der Luft aus den Luftsäcken des Bauchs



weit mehr Antheil als das Reiben der Flügel und anderer Organe, wovon hier, wie in den meisten entomologischen Schriften, das Meiste abgeleitet wird. Ueber manche Punkte hätten sich aus den Schriften älterer Anatomen gute Beobachtungen sammeln lassen, z. B. über das Tympanum der Cicaden aus den Werken des Cafferius. XXV. Leuchtende Insecten. Die Zahl der Insecten, die man als phosphorescirend kannte, ist hier (S. 421) durch *Buprestis ocellata* und *Gryllotalpa vulgaris* vermehrt. Jene hat, wie die Verf. von Latreille vernehmen, zwey leuchtende Ocellen auf den Flügeldecken. Diese soll, nach der Erzählung eines Dr. Sutton zu Norwich, phosphoresciren. Einige neue, von Cheppard angestellte Versuche über das Leuchten der Johanniswürmer sind S. 426 mitgetheilt. Das Licht der, von dem Thier getrennten, leuchtenden Materie erlosch augenblicklich in camphorirtem Weingeist. Als das ganze Thier, an welchem die leuchtenden Organe der einen Seite unverletzt waren, in diese Flüssigkeit getaucht war, dauerte das Licht mit allmählicher Abnahme fünf Minuten lang fort, obgleich das Thier selber schon nach einer Minute keine Zeichen von Leben weiter äußerte. Nach dem Ausnehmen der phosphorischen Substanz aus ihren Behältern heilte die Wunde binnen zwey Tagen und die Behälter füllten sich von neuem mit leuchtendem Saft. Dieser trocknete, außerhalb dem Körper des Insects sehr schnell zu einer glänzenden, dem Gummi ähnlichen Materie mit Verlust des Lichts aus. Das Letztere wurde durch Befeuchtung mit Speichel wieder hergestellt, verschwand aber von neuem beim Trocknen. Die, aus mehreren Käfern genommene, leuchtende Substanz fuhr in flüssigem Arabischem Gummi eine Viertelstunde fort zu leuchten. XXVI. Winteraufenthalt und

Winterschlaf der Insecten. Ein Freund der Verfasser, Etickney, fand die Erfahrungen Lysters und Reaumur's, daß manche Insecten nach völligem Gefrieren wieder aufleben können, an der Larve der *Tipula olivacea* bestätigt. Mehrere dieser Thiere kamen ins Leben zurück, ungeachtet selbst ihre innern Theile in Eis verwandelt waren. (S. 455.) Die Verf. unterscheiden mit Recht zwischen *hybernation* und *torpidity*, und machen die gegründete Erinnerung, daß dieser Unterschied bey den Untersuchungen über den Winterschlaf nicht immer gehörig berücksichtigt ist. Die Ursache der Erstarrung ist die Kälte. Aber daß die Insecten sich schon vor dem Eintritt der Kälte einen Winteraufenthalt suchen, läßt sich nicht aus der nehmlichen Ursache erklären. XXVII. Instinct der Insecten. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der Oeconomie der Insecten gehören die zahlreichen Beyspiele von Modificationen der Handlungen, die bey ihnen Folgen des Instincts zu seyn scheinen, nach Veränderung der äußern Umstände. Man findet hier diese Thatsachen ziemlich vollständig gesammelt. Tieferes Eindringen in den Grund der Erscheinungen darf man aber hier, wie alenthalben in diesem Buche, nicht suchen. Nur Darwin's Meinung von dem Instinct ist unständiglich widerlegt. Unser Landsmann Steffens wird mit der Erklärung abgefertigt, daß es unnöthig sey, to advert at length to the explanations of instinctive actions more recently given by Steffens, a German author (one of the transcendentalists, I conclude, from the incomprehensibility of his book to my ordinary intellect), who says that the products of the vaunted instinct of insects are nothing but "shootings out of inorganic animal masses." — Man sieht aus dieser Inhalts-

anzeige, daß Alles in dem vorliegenden Werk auf Anlockung des großen Haufens, selbst mit Vernachlässigung jeder logischen Ordnung, berechnet ist. Wer das Lesen desselben von hinten anfängt, wird nicht übler dabey fahren, als wer auf die gewöhnliche Weise liest. Die von uns ausgezogenen Beobachtungen sind übrigens die einzigen neuen und erheblichen, die wir aufgefunden haben. G. N. L.

### Karlsruhe und Baden.

In der D. R. Marx'schen Buchhandlung: Versuch einer critischen Entwicklung der Geschichte des hörnernen Siegfrieds, oder Sigurds des Schlangentödders, und der Bestimmung der Epoche seines thatenreichen Lebens und schmählischen Todès, und des Unterganges der Sükungen. Von Franz Freyherrn von Reden, Kön. Großbrittan. Hanndv. Geh. Rathe und Abgesandten bey den Höfen von Stuttgart und Karlsruhe (jetzt Ges. in Rom). X und 158 Seiten in Octav.

An die verschiedenen Versuche, das Geschichtliche der alten berühmten Dichtung auszufinden und aufzuklären, reihet sich auch diese Schrift des Hrn. Geh. R. von Reden. Der Grundsatz, von dem er bey seiner Untersuchung ausgeht, wird gewiß von keinem besonnenen Geschichtsforscher geleuanet werden. 'Wenn eine Sage so allgemein verbreitet, so allgemein vom Volke geglaubt ist, durch so manche Jahrhunderte sich in diesem festen Glauben erhalten hat, wie die Sage des hörnernen Siegfrieds oder Sigurds des Schlangentödders, so liegt zuverlässig eine historische Thatsache zum Grunde, die kein Scepticismus, keine noch so hoch gepriesene historische Critik wegzuräumen vermag. Wenn nun gar diese

Sage von den Ufern der Neva bis zu den schönen Regionen des Rheinstroms und von dem kalten Island bis zur südlichen majestätischen Donau, Volksfage, Volksglauben geworden, allen diesen Ländern auch wirklich angehört, so dürfte es sich wohl der Mühe verlohnen, den Grund dieser Sage aufzusuchen, die historische Thatsache auszuforschen, das Mythische, das Fabelhafte von dem Historischen zu sondern und diese historische Thatsache, so viel es die Beschränktheit der geschichtlichen Quellen der Zeit, in welche diese Begebenheit fällt, es zuläßet, in ein helleres Licht zu setzen? — Eine solche Untersuchung würde selbst von denen, die, wie Hr. D. Wene (s. unsere Anzeigen, Jahrg. 1818. S. 195), Siegfried für den Sonnengott der alten Deutschen erklären, nicht als überflüssig oder vergeblich abgewiesen werden können, da dergleichen Uebergänge aus der Götterlehre in die Geschichte, durchaus nicht abgeläugnet werden können. Der Gang, den die Untersuchung des Hrn. Geh. R. von R. nimmt, ist folgender: In der Mitte des dritten Jahrhunderts erscheint Othin (der zweite Othin) der Eroberer des Nordens und der Stifter einer neuen blutigen Religion, welche den früheren mildern und reinern Glauben der alten Deutschen verdrängt, und sich bis in die Allemannischen Gauen verbreitet. Einer seiner Edhne, unter welche er seine Eroberungen vertheilte, Sigi, erhält den Theil von Frankenland, den sich Othin unterworfen hatte, und wird König in Hunsingow. Ein Urenkel dieses Sigi ist Sigmund, König in Hunsingow und Vater des berühmten Sigurds oder Sigfrids. Die Gründe, wodurch der Verf. diese Zeit- und Geschlechtsbestimmungen gegen Suhms abweichende Meinung zu rechtfertigen sucht, sind der Hauptsache nach dieselben, die Gebhardi aufgestellt hat; und es

läßt sich nicht läugnen, daß der Zug Othins, in die Mitte des dritten Jahrhunderts gesetzt, sich dem was wir aus dieser dunkeln Periode der Deutschen Geschichte mit Sicherheit wissen, besser anschließt, als wenn dieser Zug fünfzig Jahre vor Christi Geburt angesetzt wird. — Die Geschichte Sigurds, wird nun nach den Edda-Liedern und der Volfunga-Sage erzählt. Das Land der Nibelungen so wie auch Brunhildens Land ist, nach der Vermuthung des Verfassers, in Westfalen und am Rheine zu suchen (S. 75 und 94). Die Burgunden haben den Namen Nibelungen wahrscheinlich erst durch den Besitz des Nibelungischen Hortes erlangt, wiewohl es möglich sey, daß der Name bereits früher unter ihnen war, ja sogar das jetzt in Frankreich regierende Königshaus von einem solchen Nibelung herstamme (S. 84). Der Drache Fafner bezeichne einen mächtigen Mann, der großes Geld und Gut erworben hatte, und in seiner Burg streng bewachte. — Zwischen den Jahren 414 und 420 kommt Sigurd zu den Giukungen den Heerführern der Burgunden, heirathet K. Gunthars Schwester, und vermittelt die Heirath zwischen Gunthar und Brunhild. Untersuchung ob Brunhild, wie die Nordische Sage angibt, Attilas Schwester, und ob dieser ein Gothe gewesen sey. Ueber die ältern Hunnenländer im Norden, in Saxonien und Frankland. Sigurd wird auf Anstiften Brunhildens durch seine Schwäger ermordet; seine Witwe flieht zu dem Stiefgroßvater ihres Gemahls dem alten Hialpreck, König in Dänemark. Attila der nebst seinem Bruder Bleda (Blödelin) im J. 428 seinem Oheim Rua und im J. 430 seinem zweyten Oheim Octar (Uptan) gefolgt, und nun Hauptanführer der Hunnen geworden war, heirathet Sigurds Witwe, und erzeugt mit ihr einen Sohn Ala-

thar (in der Wilkina-Sage Aldrian). Gunther sucht sich gegen Belgien auszubreiten, wird aber 435 von Aetius auf das Haupt geschlagen, und ein paar Jahre nachher wird er und das ganze Geschlecht der Siukungen von Attila vernichtet. Daß dieser Vertilgungskrieg nicht, wie die *Historia miscella* sagt, im Jahre 450 statt gefunden habe, wird durch die Vergleichung mehrerer Schriftsteller, und die Bemerkung (S. 149) daß die Stelle, in der dieß gesagt wird, in der ältesten von Muratori herausgegebenen Handschrift fehlt, bestätigt. Auch glaubt der Verf. (S. 96) daß der Kampf nicht in Ungarn, wohin unser Nibelungen-Lied ihn verlegt, sondern im Norden vorgefallen sey, wie denn auch die Wilkina-Sage ihn nach Soest verlegt; und dort die Geschichte, die nur einer Schlacht erwähnt, aus der Sage, in der die Ausrottung der Siukungen einer verrätherischen Einladung zugeschrieben wird, zu ergänzen sey (S. 136). Zuletzt wird noch bewiesen, daß Gundioch, Gunthars Nachfolger im Königreiche Burgund, weder Gunthars Sohn, noch von seinem Geschlechte, sondern ein Westgothe und Nachkomme des Königes Athanarich gewesen sey, wofür auch schon Joh. v. Müller ihn mit bestimmten Worten erklärt hatte. — Wir haben hier nur die Hauptsätze der von dem Verf. angenommenen Meinung ausheben können; die Begründung derselben muß in der Schrift selbst nachgesehen werden. Der Verf. kennt die Schwierigkeiten dieser Perioden der Völkergeschichte sehr gut, und begnügt sich daher auch, nach seiner eigenen Erklärung, mit einem Grade von Wahrscheinlichkeit, der sich der Gewißheit nähert. Die Anerkennung einer solchen nothwendigen Beschränkung macht, ohne den Eifer der Forschung zu lähmen, jedem Widerspruche die strengste Bescheidenheit zur Pflicht.

## C ö l n.

1819, bey M. Du Mont Schauberg: Ueber des Antonius von Worms Abbildung der Stadt Köln, aus dem Jahre 1531, von J. D. F. Sohmann, mit drey Vorstellungen in Steindruck. 88 S. 8. Der Verf., gegenwärtig Ober-Finanzrath zu Berlin, hatte schon in frühern Zeiten, als er die hiesige Universität in den Jahren 1800 und 1801 besuchte, mit vielem Eifer sich auf das Studium der zeichnenden Künste gelegt, und unerachtet seiner verschiedenen Amtsgeschäfte, in denen er bis vor kurzem bey der Preussischen Regierung in Köln stand, immer seine Neigung fortgesetzt; wovon diese Schrift ein hinreichender Beweis ist, und für die Einwohner so wohl als für Reisende, die diese Stadt besuchen, ein sehr schätzbares und angenehmes Geschenk seyn muß. Die Schrift nimmt ihren Anfang mit einem sehr passenden Gedicht an Wallraf, dessen Inhalt auf Köln, und auf die bekannte Güte des Hrn. Prof. Wallraf, Fremden die Merkwürdigkeiten der Stadt, und seine eigene Sammlung zu zeigen, und sie zu belehren, sich beziehet. Nachdem der Verf. mit vielen Gründen dargestellt, wie nützlich es sey, zu der Geschichte der Zeiten Abbildungen und Prospective von Städten zu besitzen ic., kömmt er besonders auf Köln, und gehet die verschiedenen Abbildungen dieser herrlichen Stadt durch, wo vorzüglich jene des Wenzel Hollar, den ersten Platz verdient, ohne Georg Braun, und Gerhard Mercator ic. zu verwerfen. Der Verf. bemerkt sehr richtig, daß ein glücklicher Zufall zuweilen den Kunstliebhaber belohnt. Ein solcher hat einen Holzschnitt in 9 Blättern in seine Hände gebracht, und der Vergessenheit, in der er auswärts lag, wieder entrisen, nemlich einen ausnehmend schön-

nen Prospect der Stadt Eöln, ein Werk von Anton von Worms. Von der Vollkommenheit dieses merkwürdigen Stücks kann man einen kleinen Begriff erhalten, wenn man die drey lithographischen Stiche von F. A. Motte betrachtet, die meisterhaft den Character des Holzstiches nachahmen. Auch wird mit einer großen Genauigkeit alles, was gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist, an Kirchen, Capellen, und andern Gebäuden, unternommenen Veränderungen, Restaurationen ic. beschrieben. S. 42 findet sich die ganze Dedication dieses herrlichen Werks an Kaiser Carl V., woraus man sieht, daß der Verleger Petrus Quentel hieß; daß diese Holzschnitte zum erstenmahl 1531 erschienen, und im J. 1557 von neuem abgedruckt wurden. Es folgen herrliche Betrachtungen über den Verfall der Holzschneidekunst, und mehrere Notizen über Ant. v. Worms Werke, wo vorzüglich eine Folge der 12 Apostel, die schon Harzheim in seiner Bibliotheca coloniensis, pag. 21 erwähnt. Es sind aber keine Kupferstiche, wie Harzheim sie nennt, sondern Holzstiche. S. 52 wird ein Gemälde von ihm beschrieben, was noch gegenwärtig in Eöln sich befindet. Den Anhang dieser interessanten Schrift macht ein Lateinisches Lobgedicht auf die Stadt Eöln, von Herrmann Buschius oder von dem Busche, zu Sassenberg im Münsterschen 1468 — 1534, dem bekannten Theilhaber an den Epistolis obscurorum virorum. S. 69 hat der Verf. aus dem eben genannten Gedicht einige Stellen übersezt. Wir empfehlen diese Schrift allen wahren Liebhabern der Vaterländischen Kunstgeschichte.

### Carlsruhe.

Nothhülfe gegen Mangel aus Mistwachs, oder Beschreibung wildwachsender Pflanzen, welche bey Mangel der angebaueten als ergiebige und



gesunde Nahrung für Menschen und Thiere; braucht werden können. Nebst Vorschlägen, d. Folgen des Miswachses vorzubeugen, und l Landescultur zu verbessern. Von Dr. Ca Christian Smelin, Großherzogl. Badensche Geheimen Hofrathe 2c. in der Müllerschen Buchdruckerey. 1817. Auf XIV und 312 S. in

Ein Verzeichniß der in Deutschland wildwachsenden Pflanzen, welche von Menschen oder Vie ganz oder zum Theile genossen werden könne nach dem Linneischen Systeme geordnet, und r Linneischen Beschreibungen auch hier und da r Bemerkungen über die Cultur und die Benutzg. versehen. So gut die Absicht des Verf. auch g wesen seyn mag, so fürchten wir doch, daß de Publico mit dem Buche wenig gedient seyn wir Der gemeine Mann kann die Gewächse darai nicht kennen lernen, weil er das System so leic nicht begreift; der Gebildete wird sich aber lieb anderer Bücher bedienen, woraus er sich die Kenntniß leichter und vollständiger verschaff kann. Die Benutzung der verzeichneten Gewäch zur Nahrung für Menschen oder Vieh ist au jetzt schon nicht unbekannt; sondern findet se allgemein statt, wenn auch die Namen der Gewäch nicht so allgemein bekannt sind. Was man zu ordinären Bedarfe schon verbraucht hat; darai läßt sich aber nicht noch einmahl als Nothhül rechnen. Wäre indessen das eine oder andere G wächs dazu auch übrig geblieben, so hat die Eifammlung und Zubereitung so manche Schwirigkeit, daß man die Benutzung darum doch au geben muß. Der Empfehlung der Schwämm zur Nahrung für den gemeinen Mann könne wir wegen der Gefahr, die den Genuß bedrohe unsern Beyfall nicht geben. Die Vorschläge, d dem Buche angehängt sind, sind nicht neu; ur doch auch nicht entschieden zweckmäßig.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 26. Julius 1819.

Göttingen.

In der am 3ten d. M. gehaltenen Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften, konnte auch die bis dahin ausgesetzte Entscheidung über die Beantwortung der für den November v. J. aufgegebenen, die Reinigung des Holzessigs betreffenden, öconomischen Preisfrage, bekannt gemacht werden. Es hatte nemlich der Verfasser der Concurränzschrift Nr. 2 mit dem Motto: „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Seegen ist der Mühe Preis,“ der an ihn durch diese Anzeigen (1818. St. 205 und 206) erlassenen Aufforderung gemäß, einen Nachtrag zu seiner Abhandlung eingesandt, in welchem er nicht allein sein zur Reinigung der Holzsäure angewandtes Verfahren weiter erläutert, sondern auch eine durch spätere Versuche aufgefundenene Vereinfachung desselben mittheilt; und welchem neue Proben von rohem und in verschiedenen Graden gereinigtem Holzessig in hinreichenden Quantitäten beygefügt waren, welche dem Hrn. Hofrath *Strömeher* und dem Hrn. Professor *Haus-*

S (6)

man n zur gemeinschaftlichen Prüfung übergeben wurden. Wenn nun gleich nach der damit vorgenommenen Untersuchung die beste unter jenen Proben durch den Geruch wie durch den Geschmack ihren Ursprung noch verräth und daher den bey der ersten Abhandlung eingesandten Essigproben an Güte nachstehet; so hat doch der Verfasser über diese Verschiedenheit in seinem Nachtrage keinen Aufschluß gegeben, daher noch immer ein Zweifel bleibt, wie jene 24 Proben, unter denen auch nicht eine einzige sich befindet, welche auf irgend eine Weise ihre Abkunft von der Holzsäure verräth, erhalten seyn mögen. Uebriens haben sorgfältig angestellte Versuche die Ueberzeugung gegeben:

1. Daß durch die von dem Verfasser angegebene Methode der Holzessig auf den Grad der Reinheit zu bringen ist, wie ihn die zuletzt übersandten Proben von gereinigtem Holzessig zeigen;

2. Daß die beste unter den eingelieferten Proben durch fernere Behandlung nach der von dem Verfasser gegebenen Anleitung, in einen noch höhern Grad der Reinheit zu versetzen ist, wiewohl dadurch nicht ein so vollkommner Essig erlangt werden konnte, wie ihn die ersten von dem Verfasser eingesandten Proben enthalten.

Nach ist nicht zu läugnen, daß durch die von dem Verfasser der Concurränzschrift Nr. 1 bewirkte Reinigung des Holzessigs — welche die von dem Verfasser der Abhandlung Nr. 2 bewerkstelligte auffallend übertrifft — viel geleistet ist, indem die beste unter den eingesandten Proben zu manchen öconomischen Zwecken und besonders zur Darstellung mancher pharmaceutischer Präparate und anderer technischer Producte tauglich seyn kann. Dennoch waltet immer noch eine Bedenklichkeit ob, wie sich die von dem Verfasser angegebene Methode bey der Ausführung im

Stoßen bewähren, und mit welchem öconomischen Vortheile sie verknüpft seyn wird?

Dieser Zweifel wegen, und besonders auch, weil der Verfasser der Concurränzschrift Nr. 1 durch seinen Nachtrag die Erwartungen nicht ganz befriedigt hat, welche die zuerst eingesandten Proben rege machten, konnte zwar die Königliche Societät der Wissenschaften jenem Verfasser nicht den auf die vollkommene Beantwortung der Frage ausgesetzten, doppelten Preis zugestehen; hat demselben aber, da er der Lösung der Aufgabe doch wenigstens sehr nahe gekommen ist, in Hinsicht auf die auf seine Versuche gewandte Mühe und zur Ermunterung, seine Versuche noch weiter zu verfolgen, den gewöhnlichen, einfachen Preis zuerkannt.

Als Verfasser nannte sich in dem in der Sitzung entsiegelten Zettel:

Georg Heinrich Stolke,  
Administrator der Apotheke des Waisenhauses zu Halle a. d. Saale.

Der Königl. Soc. d. Wissenschaften theilte Hr. Hofr. Mayer einen von dem Hrn. Amtmann Jacobi in Reinhausen verfaßten Aufsatz über einen merkwürdigen Blitzschlag mit, welcher sich am 28. Jun. 1818 Nachmittags um 2½ Uhr in der Nähe von Duderstadt auf dem dortigen Schützenhose ereignet hatte. Der Blitz hatte sich auf eine dort zum Bogelschießen errichtet gewesene Stange entladen, und auf dem Boden, wo sie gestanden, eine merkwürdige und sehr ausgedehnte strahlichte Figur nachgelassen, welche im November, da Hr. J. diesen Ort besuchte, noch vollkommen zu sehen war. Der Platz, wo die Stange gestanden, ist ein großer freyer Anger, ganz mit kurzem Grase überzogen, und die Stange

hatte eine Höhe, bey der sie über die sämmtlichen hin und wieder auf dem Platz befindlichen Bäume und andere Gegenstände hinausragte. Sie bestand aus einem runden geraden Tannenstamme, welcher am untern Ende etwa 10 Zoll im Durchmesser hatte, nach oben zu sich allmählich verjüngte, und oben mit einem lothrechten eisernen Stabe zur Befestigung des Bogels versehen war. Der Blitz hat diese Stange von oben bis unten in lauter kleine Späne zersplittert, und sie umher zerstreut. Es lagen dergleichen im November noch viele umher, keiner über  $\frac{1}{2}$  Zoll dick, und ungefähr 5 Zoll lang. Am Boden hatte sich auf dem Rasengrunde eine strahlichte Figur gebildet, deren Mittelpunct der Tannenstamm gewesen war. Die Strahlen, welche divergirend von dem Stamme als Halbmesser eines Kreises abgingen, hatten eine schlangenförmige Biegung, vom Ursprunge bis zum Ende, wie in der Peripherie eines Kreises. Acht derselben waren noch deutlich zu sehen, von denen viele sich in Nebenäste zertheilt hatten, jedoch so, daß zwischen jedem Paare solcher Strahlen mit Nebenästen, sich allemahl einer befand, welcher keine solche Nebenäste zeigte. Sie waren vom Mittelpuncte an gerechnet 18 bis 20 Catenberger Fuße lang, die bis vier Zoll breit, und eben so tief, so viel sich bey der Ungleichheit des Bodens ungefähr bestimmen ließ. Sie hatten das Ansehen, als wenn sie mit einem rauhen Werkzeuge aus dem Rasen ausgestochen wären, und an dem dicken Rasen umher, war auch keine Spur irgend einer Verletzung wahrzunehmen. In den strahlichten Riefen war seit den 5 Monaten noch kein Grassalm wieder gewachsen, die Wurzeln schienen gänzlich zerstört worden zu seyn. Der Wind war bey diesem Gewitter Nordwest. Es hatte vor dem beschriebenen Blitze wenig und nur entfernt

gedonnert. Doch schien das Gewitter stärker werden zu wollen, und kaum fing es an, in einzelnen dicken Tropfen zu regnen, als plötzlich ein ganz außerordentlicher Schlag die Vogelstange zerschmetterte. Der Schlag wurde in einem Umkreise von beynabe zwey Stunden rund um Duderstadt mit solcher Heftigkeit gespürt, daß jeder glaubte, es habe in sein Haus eingeschlagen. Der eiserne Stab, an welchem der Vogel befestigt ward, lag 10 Fuß abwärts gegen Osten, und war unverfehrt, nur vorn auf dem Schnabel der Biegung zeigte sich ein grünlich und roth schillernder Fleck. Von der Gabel, in welcher der Stamm ruhte, war nur der untere Theil stehen geblieben, der obere aber gleichfalls zerschmettert, ein Stück davon zwey Fuß lang, war über 60 Fuß weit weg geschleudert worden. Sechs Streben waren zur Haltung dieser Gabel angebracht. Von diesen waren drey bis auf den Grund zersplittert, die andern drey nur beschädigt, aber nieder geworfen. Die strahlichten Streifen auf dem Rasen hatten zum Theil die Richtung auf die Streben zu genommen, und wahrscheinlich sind also nur diejenigen Streben zersplittert worden, welche unmittelbar in der Linie der Streifen standen. Die eisernen Nägel, mit welchen die Streben angenagelt gewesen, sind ausgesprungen, und haben das Ansehen, als wenn sie ausgeglühet wären. Der große Nagel, an welchem die Stange aufgezogen wird, war 20 Fuß weit weggeschleudert. Die offenbar durch die 6 Streben entstandene strahlichte Figur hat eine Aehnlichkeit mit denjenigen von Lichtenberg entdeckten, welche auf einem Harzkuchen sich bilden, wenn man einen darauf gesetzten Leiter elektrifizirt und die Stelle, worauf er gestanden, mit Harzstaub bestreuet. Die merkwürdige symmetrische Abwechslung der mit und ohne Nebene

äfte versehenen Strahlen, scheint auf abwechselnde Zonen positiver und negativer Electricität hinzudeuten, und hiermit die Thätigkeit beyder Electricitäten bey einem Blitzstrahle zu bestätigen. Zugleich ergibt sich aus den übrigen Umständen dieses Blitzschlages, wie heftig die Entladung einer Gewitterwolke auf einen leitenden Gegenstand ist, welcher wie obige Stange, dem Blitze nur eine geringe Oberfläche darbietet. Der Hr. Verf. hat dieser Beschreibung eine sehr deutliche Zeichnung beygefügt, und sie noch mit verschiedenen Bemerkungen begleitet, welche einen rühmlichen Beweis von den Kenntnissen des Verfassers in der Naturlehre an den Tag legen.

### Paris.

Tableau historique et raisonné des événements qui ont précédé ou suivi le rétablissement des Bourbons en France, et de la paix en Europe, depuis mars 1815 jusqu'au 8 Juillet 1816. Par Charles Riccati, Piémontais 1817. 3 tomes 8, von 386, 379, 496 S. Die Absicht des Verf. ist offenbar, gute Gesinnungen, Zufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge, Liebe und Dankbarkeit gegen Ludwig XVIII. und die Allirten zu erwecken und zu stärken. Und wer könnte diese Absicht misbilligen; wenn er auch in Einigem andere Ansichten hat? Zumahl da der Verf. aus Ueberzeugung zu schreiben scheint; und seine Vorstellungen mit sehr achtbaren Zeugnissen und Urtheilen anderer unterstützt; z. B. den Vorträgen des Lord Castlereagh im Parlaamente u. a. Auch ist sein Vortrag im Ganzen gut; vielfältig durch passende Parallelen oder Contraste aus alter und neuer Geschichte geschmückt und aufgeklärt. Kürzere Fassung und

nicht so oftmahlige Wiederholung des Lobes und der Bewunderung Ludwigs XVIII. würden aber wohl den meisten Lesern die Schrift angenehmer gemacht haben. Auch scheint er zu abgeneigt, Gutes, was sich von B. P. in seinen Einrichtungen, z. B. im Schulwesen, sagen läßt, bezubringen; und wiederholt die Vorwürfe, die er ihm auch als Feldherr zu verdienen scheint, zu oft. Alles dagegen auf der andern Seite ist gut, vortreflich: auch die Streitigkeiten in den Kammern der Repräsentanten; obgleich les ennemis du gouvernement et quelques esprits superficiels tiroient de là des consequences absurdes, weil sie nicht bemerkten que cette lutte vigoureuse étoit une preuve incontestable que la liberté nationale avoit acquis, sous le règne de Louis XVIII, cette consistance, dont la marche progressive peut assurer à l'avenir au peuple françois une prospérité toujours croissante. III. 50. Nach ihm haben die Minister und die Deputirten denselben Zweck gehabt, celui de consolider de plus en plus la stabilité du trône de St. Louis, d'aider de tous leurs efforts les efforts du roi — tous ont rempli leur mission avec les intentions les plus pures S. 61. Steht freylich stark ab gegen die Vorstellungen des Fievée (S. gel. N. J. 1817. St. 295 und J. 1818. St. 65. 89.) La sagesse du gouvernement de Louis - le - désiré, est admirable par un génie transcendant qui fait donner à tous les établissemens et à toutes les institutions cet éclat et cette perfection dont ils sont susceptibles, et par cette bonté surhumaine qui paroît une vertu héréditaire dans la famille des Bourbons III. 94. Auch Monsieur erhält großes Lob. S. 119. Und, wie allen Eu:



ropäischen Nationen, so auch den Deutschen wird es im reichlichen Maße ertheilt; I. 278 u. s. w. den anmaßenden Brausetöpfen dabey Einiges gesagt, was auf sie wohl wenig Eindruck machen würde, wenn sie es auch zu lesen bekämen. II. 113 ff. Nicht nur aber die eigentlichen politischen Ereignisse, mit Inbegriff der Vermählungen, Feste, Denkmähler, wohlthätigen Vereine, sind die Gegenstände dieses Tableau, sondern auch wichtige Erfindungen; z. B. die Dampfmaschine III. 341 ff. Erscheinungen am Himmel, Eigenheiten der Witterung und dadurch veranlaßte alberne Prophezeihungen S. 328 ic. Und obgleich den Erzählungen durchweg politische und moralische Bemertungen beygefügt sind: so hat doch der Verf. diesen die ganze seconde partie tom. III. S. 273 — 488 insbesondere gewidmet. Wie wohl diese Schrift zum Ausheben einzelner Stellen wenig geeignet ist: so wollen wir doch für Leser, denen es vielleicht unbekannt geblieben oder wieder entfallen seyn könnte, Einiges anführen. Die Mutter der Soldaten, Schwester Marthe von Dijon, hat nicht weniger als eilf Orden erhalten, der Kayser Alexander hat ihr selbst einen umgehungen, und sie dabey mehreremahle umarmt. III. 224. Das Geld, was die Allirten im J. 1814 auf Französischem Gebiete ausgegeben haben, schlägt man auf 100 Millionen Fr. an. Den, ohne Zweifel erdichteten Briefwechsel Napoleons mit Schill, in welchen jener diesen chef de brigands und dieser jenen Monsieur et mon frere betitelt, scheint der Verf. I. 337 in allem Ernst aufgenommen zu haben; ohne die Quelle anzuzeigen. Das Preussische Commissariat vor der Schlacht bey Jena, wird III. 305 der Verrätherey beschuldiget.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Julius 1819.

Frankfurt am Main.

Bey Ferdin. Boselli: Ansichten und Actenstücke in Betreff der, in den Jahren 1734, 35 u. 36 in Amsterdam negociirten sogenannten alten schlesischen Obligationen. 1828; 31 S. gr. 8.

Der ungenannte Herausgeber dieser kleinen Schrift bemüht sich in derselben, aus staatsrechtlichen Gründen, und nach Grundsätzen des gemeinen Rechts, das höhere Publicum, besonders die Inhaber der, in der Ueberschrift dieser Bogen genannten Partial-Verbriefungen, auf einen Rechtsstreit aufmerksam zu machen, der, hinsichtlich der Erbörterungen, wozu er Anlaß gibt, nach der Ansicht des Verf., in der Folge viel Auffsehen machen dürfte. Die Veranlassung, welche diesen Proceß herbey führen soll, ist im Wesentlichen diese: Kayser Carl VI., welcher bekanntlich bey seinem Ableben (am 21. October 1740) die Oesterreichischen u. Staaten mit großen Schulden beladen, seiner Tochter der Kayserinn Maria Theresia hinterließ, hatte in den Jahren 1734 — 1736 in Amsterdam eine bedeutende An-

u (5)

leihe eröffnet; und dafür ganz Schlessien verpfändet. Diese Schuld, weil sie von den Schlessischen Landständen feyerlich war anerkannt worden, war als eine consolidirte Schuld anzusehen. Der Schlessische Krieg brach aus, dessen Folgen fast ganz Schlessien mit den Preussischen Staaten vereinigte. Im desfallsigen Definitiv-Frieden (am 28. Jul. 1742) wurde Art. 9 festgesetzt: daß mit dem von Oesterreich an Preussen zum größten Theil abgetretenen Schlessien, zugleich auch das kurz vorher in Amsterdam negociirte Anleihe, an den neuen Besitzer Schlessiens mit übergeben, und von ihm bezahlt werden sollte. Friedrich II. machte aber a. a. O. zugleich die Bedingung, daß dieses jedoch nicht eher geschehen solle und könne, bis er bey befristeter Liquidation seine Forderung an die Republik Holland, dabey in Compensafion oder in Anrechnung bringe, und daß er sich dieses ausdrücklich reservire. Diesen Vorbehalt Preussens, und die Einwilligung dazu von Seiten Oesterreichs, will der ungenannte Verf. nicht zugestehen; vielmehr glaubt er, der Umstand, daß diese Anleihe, dem Inhalt der Beschreibung gemäß, nicht bloß von Holländischen Creditoren, sondern auch von solchen sey vorgestreckt worden, welche mit der Republik Holland in gar keinem Verhältniß standen, führe darauf hinaus, allen Staatscredit zu vernichten, wenn man den Privaten, die das Geld zu jener Anleihe hergegeben, von Staatswegen nicht Wort hielte. ungeachtet gleich nach dem erwähnten Schlessischen Frieden (1742), alle Zinsen und jährliche Capitalabbezahlungen von jener Anleihe aufgehört hätten, wären doch in dem Hubertburger- (1763) und Teschner Frieden (1779), der gedachte 9te Art. v. J. 1742 von neuem bestätigt, aber die von Seiten Preussens sich vorbehaltenene Liquidation und Compensafion der Schuld, die Forderungen an Holland zu fordern habe, von Seiten

Oesterreichs nicht urgiret, geschweige darauf gedrungen worden, daß diese Abrechnung zu Stande käme. Der Schluß, den der Verf. S. 6. hieraus folgert: „Bis dahin bleibt die Meinung derjenigen wohl die wahrscheinlichste, die hierin nichts weiter als eine, den gründlichen Diplomaten jener Zeiten entschlüpfte Inconsequenz, entdecken wollten“ — ziehe offenbar den Mangel der Kenntniß des wahren Sachverhältnisses hervor, welche Ursachen die vor mehr als hundert Jahren Preussischer Seits gewünschte Liquidation mit Holland bisher behindert haben, und die der Verf. so wenig zu kennen, als entfernt zu ahnen scheint, worin die Forderung Preußens an Holland bestehe? — Wir wollen auf diesen Gegenstand, der vielleicht ganz wenigen Diplomaten und Staatsmännern, am wenigsten aber dem Verf. dieser Schrift bekannt zu seyn scheint, nachher wieder zurück kommen, und daher in der Kürze dem Vortrag des Verf. folgen.

Als Preußen in den harten Prüfungsjahren, wo es mit einem großen Theil von Europa unter fremden Joche seufzte, genöthiget war, im J. 1810 in Amsterdam eine neue Anleihe zu eröffnen, wurde dabey ihm von dem damaligen König von Holland die Bedingung gemacht, daß der eine Theil einst zu Lasten und unter Verpfändung Schlesiens in Holland negociirte Anleiheobligationen (von 1734 — 1736), unter Zurechnung von einem und einem halben Capital als Zinsen mit als Capitaleinlage, angenommen werden sollten, jedoch nur bis zu  $\frac{2}{3}$  des neu verbrieft werdenden Capitals, und so, daß die übrigen  $\frac{1}{3}$  in baarem Gelde zuzuschießen seyen. Für diejenigen, welchen dieses allgemeine Verhältniß nicht deutlich seyn möchte, wollen wir, nach Anleitung der Preussischen Verbriefungs-Urkunde d. d. Amsterdam vom März 1810, welche S. 19 — 25 abgedruckt worden, Art. III ein Beyspiel anführen:

1196: Göttingische gel. Anzeigen

Der Besitzer einer altschlesischen Obligation von . . . . . 600 Fl.  
gab dieselbe bey der neuen Anleihe zurück, und bekam, statt der rückständigen Zinsen, dafür, jenes Capital anderthalb Mal, oder . . . . . 900

Demnach erhielt er dafür durch Anrechnung 1500  
und legte dazu noch baar, um dafür neue Verbriefungen zu erhalten . . . . . 2500

Folglich erhielt er in 4 einzeln Partialobligationen, jede von 1000 Fl. dafür . . . . . 4000  
Holl. Cour. zu 5 Pr. C. jährlicher Zinsen.

Nach diesem drückenden Maßstabe, übernahm damals Preußen die neue Holländische Anleihe, die mit dem J. 1860 zur Summe von 32,000,000 getilgt seyn soll, und ließ sich dabey an Schlesische Oblig. von 1734 — 36 statt baar in Rechnung bringen:

a) In Capitalwerth . . . . . 4,800,000

b) Für die rückständigen Zinsen . . . . . 7,200,000

Also bloß in Papier und Zinsen . . . . . 12,000,000

Dagegen erhielt es nur baar . . . . . 20,000,000

Folglich mußte Preußen für das Ganze durch neue Verbriefungen zu bezahlen übernehmen jene Summe von . . . . . 32,000,000

wodurch die Anleihe bey der Witwe Ueberfeld und Serrurier in Amsterdam . . . balancirte.

Ungeachtet jeder weiß, daß Preußen damals von der Noth gedrungen, jene harte Bedingung allen frühern Reservationen zuwider, eingehen mußte, will der ungenannte Verf. daraus den juristischen Schluß fassen: S. 10. "Wer die Interessen zahlt, unterzieht sich der Capitalschuld." Diese Zinsenzahlung und das Anerkennen der alten Schuld, hatte Preußen aber seit 1742 bis 1810 nicht geleistet, und letzteres sich, nach den Staatsverträgen ausdrücklich vorbehalten. Ueberdem ist das Argument, welches S. 8 angeführt wird, aller Erfahrung zuwider, wenn es

1196: Göttingische gel. Anzeigen

Der Besitzer einer altschlesischen, Obligation von 600 Fl. gab dieselbe bey der neuen Anleihe zurück, und bekam, statt der rückständigen Zinsen, dafür, jenes Capital anderthalb Mal, oder 900

Demnach erhielt er dafür durch Anrechnung 1500 und legte dazu noch baar, um dafür neue Verbriefungen zu erhalten 2500

Folglich erhielt er in 4 einzeln Partialobligationen, jede von 1000 Fl. dafür 4000 Holl. Cour. zu 5 Pr. C. jährlicher Zinsen.

Nach diesem drückenden Maßstabe, übernahm damahls Preußen die neue Holländische Anleihe, die mit dem J. 1860 zur Summe von 32,000,000 getilgt seyn soll, und ließ sich dabey an Schlesische Oblig. von 1734 — 36 statt baar in Rechnung bringen:

a) In Capitalwerth 4,800,000

b) Für die rückständigen Zinsen 7,200,000

Also blieb in Papier und Zinsen 12,000,000

Dagegen erhielt es nur baar 20,000,000

Folglich mußte Preußen für das Ganze durch neue Verbriefungen zu bezahlen übernehmen jene Summe von 32,000,000

wodurch die Anleihe bey der Witwe Ueberfeld und Secrerier in Amsterdam ... balancirte.

Ungeachtet jeder weiß, daß Preußen damahls von der Noth gedrungen, jene harte Bedingung allen frühern Reservationen zuwider, eingehen mußte, will der ungenannte Verf. daraus den juristischen Schluß fassen: S. 10. "Wer die Interessen zahlt, unterzieht sich der Capitalschuld." Diese Zinsenzahlung und das Anerkennen der alten Schuld, hatte Preußen aber seit 1742 bis 1810 nicht geleistet, und letzteres sich, nach den Staatsverträgen ausdrücklich vorbehalten. Ueberdem ist das Argument, welches S. 8 angeführt wird, aller Erfahrung zuwider, wenn es

dasselbst heißt: "Selbst Frankreich und der Französische Eroberer haben, wie z. B. der 8. Art. des Luneviller Friedens beweisen, ihrer Weigerung gegen Uebernahme von Landesschulden „Grenzen gesetzt" ic. In wie fern Frankreich seit der Revolutionsperiode bis zum 20. November 1815, seine Verträge gehalten, das weiß die Geschichte, — das wissen die Staatsgläubiger, die Pensionisten, die Salarianten, und zahllose Individuen, die für Leistungen zu fordern hatten, in schrecklichen Zügen zu beschreiben.

Der Satz, den der Verf. überall zu Gunsten der Privaten vertheidigt, daß diese, durch die bisher verzögerte Liquidation zwischen Preußen und Holland, nicht leiden dürften, im Grunde, zu ihrem Nachtheil damit nichts gemein hätten, verdient, nach der Ansicht des Rec., einen, in der Natur der Sache gegründeten Einwurf. Dieser ist zweyfach: Einmahl können Inhaber alter Schlesiſcher Obligationen jetzt Besitzer derselben seyn, ohne daß ihnen dieselben, durch den mannichfaltigen Verkehr mit Staatspapieren an der Amsterdamer Börse, einen Pfg. kosten, indem solche, durch den oftmahligen Verkauf und den darauf erhaltenen Gewinn, das dafür gegebene Capital, völlig abgelöscht hat. So standen z. B. im December 1812 diese Schlesiſchen Papiere in Amsterdam 6 à 7 Proc. und im April 1819, sogar 13 à 15. Verkauft der Besitzer aus jener Periode gegenwärtig seine Obligationen, so gewinnt er das Doppelte. Zum andern, wenn es der Holl. Regierung im J. 1810 nicht misdeutet werden konnte, für das Beste ihrer Untertanen zu sorgen, warum soll es dem König von Preußen nicht frey stehen, das Interesse der seinigen wahrzunehmen, das seine trefflichen Vorfahren seit 1742 sich vertragemäßig reservirt haben? Wir wollen diese Ansprüche Preußens, die es zu Gunsten seiner Untertanen an Holland macht, auf den Grund der, in den angeführten

der Umstand, daß die Zinsen von dem ganzen Capital-Liquido bis zum J. 1788, Preuß. Seits berechnet werden, läßt vermuthen, daß die Zahlung in jenen Zeiten, wohl nicht erfolgt seyn dürfte, jedoch lassen wir dieses unentschieden auf sich beruhen. Ueberdem führt der Teschener Friede (1779) ebenfalls auf die Vermuthung, daß die seit 1742 Preussischer Seits sich vorbehaltene Liquidation mit der Republik der vereinigten Niederlande, damahls noch nicht erfolgt sey.

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die Forderung der Preussischen Regierung für Cley'sche Privaten in den benannten Städten gewiß bedeutend genug ist, um solche dem vertragsmäßigen Vorbehalte zu unterwerfen. Daß dieß Verhältniß bis zum J. 1805 unverändert geblieben, sagt selbst die Erklärung, welche der Königlich Preussische Staatskanzler, Fürst von Hardenberg, dem Anwalt der Inhaber alt-Schlesischer Obligationen, Hofrath Neuling in Darmstadt unterm 15. August 1818 erteilt hat, und die hier S. 26 fa. abgedruckt sich findet.

Eben dieser Sachwalter, Hr. Hofrath Neuling hat sich für die Sache seiner Committenten auch (S. 27 — 31) unterm 9. September 1818 an das K. K. Oesterreichische Staatsministerium gewandt, von deren Erfolg aber in der vorliegenden Schrift nichts enthalten ist.

Seitdem haben sich im April 1818 die öffentlichen Blätter mit diesem Gegenstande beschäftigt; allein in der allgem. Preussischen Staatszeitung vom 27. April 1819, 34. St. S. 4 waren die Inhaber dieser Schlesi'schen alten Obligationen, mit Recht auf den Friedens-tractat von 1742, S. 9 verwiesen und gezeigt, daß die Forderung Preussens an Holland, ungleich größer als die Schuld sey, welche die Besitzer jener Staats-Papiere noch zu fordern vermeinten. Jene Inhaber gedachter Obligationen sind sogar noch weiter gegangen, indem sie sich des-



halb an die Bundes-Versammlung in Frankfurt gewendet, und deren Vermittelung nachgesucht haben. Diese Hohe Versammlung hat aber bekanntlich auf den Vortrag des Königl. Gesandten Hrn. von Martens, am 22. April 1819 beschlossen: "die Reclamation der Inhaber dieser ältern Schlesiſchen Schuldverschreibungen, als zur Einmischung und Verwendung des Bundesstages gar nicht geeignet, völlig abzulehnen. — Dadurch ist dieser Proceß, von dem der Verf. vorliegender Schrift, wie wir im Eingange dieses bemerkten, glaubt: er würde viel Aufsehen erregen, nach einigem unbedeutenden literarischen Geschwätze, rechtlich entschieden und zur Ruhe gebracht worden."

#### Heidelberg.

Bey Aug. Nöwald: Specimen variarum lectionum et observationum in Philostrati vitae Apollonii librum primum. Edid. et Scholiast. graec. mscr. ad septem libros priores adiecit Ge. J. L. Bekker, Walldura-Badenlis, Philof. Dr. seminar. philol. heidelberg. nuper sodalis. Accedunt Frid. Creuzeri annotationes, 1818. VIII und 143 S. In Octav. Auf den Rath seines Lehrers des H. H. Creuzer wählte der Verf. zur kritischen Bearbeitung den Philostratus, und zwar das erste Buch des Lebens von Apollonius aus Epaphroditus, wovon ihn Heint. Brent Hamaker's lectiones philostratae, deren erstes Heft, Leiden, 1816 erschien, nicht abhielten, weil er noch manches übrig gelassen fand, zumahl da ihm sein Lehrer den Schellersheim'schen Codex auf Baumwolle, in Quart, etwa nach 1300 geschrieben, und mit 8, 16 endend, dazu dardobot, und nachher einige Anmerkungen hinzufügte, welches auch H. Prof. Moser gethan hat. Der V. tritt zum erstenmahl als Schriftsteller auf, und zeichnet sich durch Bescheidenheit und Gelehrsamkeit aus. Zwar legt er diese letzte ein wenig zu viel zur Schau theils wo man mit etnigen Belegen zufrieden gewesen wäre, theils wo gar keiner erforderlich war, aber einem angehenden Schriftsteller ziemt es, sich in schwerer Rüstung und wohl gewapnet zu zeigen. Künftig, wenn er den Zweck der Citationen recht erwogen, wird er anders auftreten, wie er selbst zu Ende der Vorrede äußert. Zu einer Ausgabe des Philostratus müssen wir ihn nach dieser wohlgerathen Probe zu urtheilen aufmuntern. Apf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Julius 1819.

P a r i s.

Noch waren wir die Anzeige der letztern naturhistorischen Lieferungen der eben so gehaltreichen als prachtvollen Description de l'Égypte schuldig. In der zweyten: 1. Herr Alire Raffeneau Delile über die in Aegypten wildwachsenden Pflanzen. Darunter nur ein Duzend dem Nilthal eigenthümliche. Ueberhaupt in Aegypten gar wenige Land-Cryptogamisten. Das Papierschilf ist jetzt in dieser seiner Heimath sehr selten worden. Für die botanische Geographie sehr nützliche Verzeichnisse derjenigen Gewächse, die Aegypten mit der Barbarey, und deren, die es mit Syrien, Arabien und Indien, auch Niederägypten — und zumahl um Alexandrien und auf den Dünen von Abukir mit dem südlichen Frankreich gemein hat. Andre interessante Bemerkungen zur Pflanzen-Physiologie. Z. B. wie die saftigen Gewächse sich in den dürren Wüsten bloß durch Einsaugung mittelst der Blätter erhalten; wie die dort perennirenden in feuchtem Boden zu Sommergewächsen werden;

K (5)

Wollkräuter dann ihren Sammetartigen Ueberzug, und Stauden ihr Holzgefüge verlieren.

2. D e s s e l b e n Geschichte der Gewächse, die in Aegypten gebaut werden. Von unsern Getreidearten bloß Weizen und Gerste; Roggen hingegen und Hafer wollen dort nicht gedeihen. Mais, Reis, die Aethiopische Hirse oder Dora (Sorghum), Von Futterkräutern, zumahl das Trifol. alexandrinum. Von Hülsenfrüchten, vorzüglich Bohnen als Camelfutter. Hanf, um die getrockneten Blätter (nach der uralten Weise) wie Tabak zu rauchen. In der Beschreibung des dortigen Ackergeräthes vieles zur Erläuterung der alten Classiker.

3. Herrn Girard's Beschreibung des von d'Anville sogenannten vallée de l'Egarement zwischen dem Nil, eine Meile oberhalb Cairo, und dem rothen Meere. Sie war seit dem trefflichen Sicard (1714) von keinem neuern Reisenden besucht. Merkwürdige geologische Folgerungen, zumahl über den Ursprung der unermesslichen Menge von Geröllen, so wie über den der Salzseen, und der mit Steinsalzcrystallen und Muscheltrümmeern bedeckten Sandebnen.

4. Des Hrn. de Rozière Versuch die Aegyptischen und Arabischen gemengten Gebirgsarten (die antiken Granite, Porphyre, Brecken ic.) in colorirten Kupfern darzustellen. So unübertrefflich treu und schön, daß sich der Rec. keines andern Versuchs von ausgemahlten Abbildungen von Fossilien (seit dem Museum Richterianum. und Schmiedels Erzstufen) erinnert, der mit dieser Musterarbeit verglichen werden könnte.

5. Florae aegyptiacae illustratio, auctore A. R. Delile. Das Namenverzeichnis mit den Fundorten von 1030 Gattungen. Auch eine Liste von officinellen Früchten und Saamen aus den Apotheken zu Cairo.

6. Wieder von de Rozière. Eine mineralogische Beschreibung des Thales von Dos

cent, vierthalf Meilen diesseit der Ruinen von Theben, wodurch die Arabische Bergkette unterbrochen wird. Wahrscheinlich die aus den alten Erdbeschreibern bekannte, aber noch von keinem der neuern Reisenden besuchte Handelsstraße zwischen Coptos und Berenice und von da zum Hafen von Myos-Hormos. Unter den dasigen gemengten Gebirgsarten, zumahl die eben so berühmte als seltne Breccia verde d'Egitto. (— Einige oryctognostische Berichtigungen dazu s. in einer Vorlesung des sel. Karsten über diese köstliche Breccie im IVten B. von Gehlen's Journal S. 400 —) Von den daraus gearbeiteten antiken Kunstwerken sey das vorzüglichste und besterhaltne un grand Sarcophage qui étoit placé dans une mosquée ruinée d'Alexandrie, et qui a été emporté en Europe. (— nemlich ins Britische Museum. Es ist der sogenannte Sarg Alexander's aus der St. Athanasius Moschee der so wie der Rosetta-Stein mit der triglottischen Inschrift nebst andern altägyptischen Kunstwerken von den Franzosen genommen, aber zu Folge der Capitulation von Alexandria den Engländern ausgeliefert und von dem gelehrten Reisenden Hrn. Edw. Dan. Clarke in einem eigenen Werke beschrieben worden, das unser Heyne in diesen Blättern — 1806. 17. St. — angezeigt hat.) Beyläufig werden einige Irrthümer bey Bruce gerügt. Was er hinter Sytah für Laven ansah, sind Sandsteinlagen; und die Spingie am Eingange von Theben, die nach ihm aus Basalt seyn sollten, sind von dem gleichen Sandstein wie die Gebäude dieser alten Wunderstadt.

7. H. Geoffroy Saint-Hilaire Beschreibung der Ägyptischen Fledermäuse und des Schnepfens. Davon viel lehrreiches zur Naturgeschichte und dem innern Bau der Fledermäuse überhaupt. Da

ste offenbar im System eine eigne Ordnung ausmachen müssen, so habe der Verf. und Hr. Euzvier schon 1795 die Benennung Cheiroptera für dieselbe vorgeschlagen. (— Gerade so ist diese Ordnung auch in allen neuen Ausg. des 1779 zuerst hier erschienenen Handbuchs der N. G. benannt worden —). Der Verf. theilt diese Chiroptera in 15 Geschlechter (genres), welche 78 bis jetzt bekannte Gattungen (espèces) enthalten, wovon aber nur achte in Aegypten einheimisch sind. Beym *Nycteris thebaicus* ist der kleine Intermaxillarknochen beweglich, wie um seine Achse; und dem *Taphozous perforatus* fehlt er gänzlich. — Neues Geschlecht der Nycteriden hat eine Art von Lutsfäden wie die Vögel, oder vielmehr wie der Kugelfisch. Des Zehneumon ist niemals in Aegypten als Hausthier gezogen worden. Jung eingefangene werden wohl ziemlich fixire, bleiben aber doch dem Hausgeflügel gefährlich. — Die Hyäne ist dort wenig gefürchtet; und überhaupt sind die dazigen Raubthiere minder wild als anderwärts; was denn selbst vom Crocodil gilt.

Die dritte Lieferung enthält 1. die Flore Aegyptens wieder vom Herrn Delile; meistens Erklärung von 62 herrlichen Kupfertafeln, die folglich hier keine speciellere Anzeige gestattet. (Es wenig als 36 eben so meisterhafte zoologische Tafeln, die vorläufig mit dieser Lieferung ausgegeben sind.) Vorläufig aber treffliche Excurse über einige wegen ihres wichtigen Nutzens, oder auch in Bezug auf Alterthumskunde merkwürdigen Gewächse. — So z. B. die *Persea* der Alten, — *Lebakh* bey Abdollatiph und Maktizi — die Schreiber irrig in der *Cordia myxa* gefunden zu haben meinte. Der Verf. zeigt, daß dieser Baum ein besondres Geschlecht bilde, das er wo-

gen Aehnlichkeit der Frucht mit den Myrobala-  
 ren Balanides nennt, und die Gattung ae-  
 gyptiaca. Der weiland so berühmte Baum  
 war aus Aethiopien nach Aegypten verpflanzt,  
 aber daselbst seit der Römer Zeiten immer feltner  
 worden. Jetzt fand der Verf. nur einen einzigen  
 Stamm davon in einem Garten bey Cairo. —  
 Von den dreyerley im Alterthum so berühmten  
 Gattungen des Nymphäengeschlechts, lotus,  
 caerulea und nelumbo ist die letzte, die soge-  
 nannte Aegyptische Bohne, jetzt weder in Aegypten,  
 noch — so viel bekannt — im übrigen Africa  
 mehr zu finden. Die kleine kommt auf den Aeg-  
 yptischen Tempelgemälden am häufigsten vor. —  
 Ausführlich über die Cultur der Dattl-Palme.  
 Die künstliche Befruchtung der weiblichen Stäm-  
 me (was die Alten, nach einer freylich sehr ent-  
 fernten Analogie mit der Procedur zur Zeitigung  
 der Feigen, ebenfalls Caprification nannten) ist  
 bey der zahmen Art durchaus nothwendig, und  
 da die Einwohner in dem Kriegsjahre 1800 nicht  
 hatten dazu kommen können, so trugen die weib-  
 lichen Palmen um Cairo davon zwar genug Blü-  
 then aber keine Datteln; unerachtet doch wohl  
 sicherlich von der wilden Art dieser Palmen, wo-  
 von sich männliche Stämme hier und da in der  
 Nachbarschaft finden, Blumenstaub auf die weib-  
 lichen Blüthen der zahmen Art geweht worden,  
 aber unwirksam geblieben war. Eine Dattelpal-  
 me kann in manchen Jahren gegen vier Centner  
 Frucht tragen. Jetzt sind die in Aegypten gezo-  
 genen Datteln vortreflich, da sie zu Strabo's  
 Zeiten diesseit Theben gar schlecht waren.

2. Von Hrn. Co utelle meteorologische Bes-  
 obachtungen in Cairo angestellt. — Gelegentlich  
 ein eigner Zug von Nationalstolz: die Einwoh-  
 ner von Philá oberhalb der Cataracten sind voll-  
 kommen schwarz, ohne jedoch die Gesichtsbildung

und das Wollhaar der Neger zu haben, mit welchen sie nicht verwechselt werden wollen. Der Verf. ließ einmahl einen jener Männer fragen, ob ihre Weiber eben so schwarz wären? und da der Dolmetscher wahrscheinlich das Arabische Wort gebraucht hatte, das Negresse bedeutet, so war die Antwort — etwas aufgebracht —: "sie sind weiß wie wir."

3 Vom verstorbenen Nouet meteorologische und hygrometrische Beobachtungen in verschiedenen Städten Aegyptens angestellt.

4. Observations sur la Vallée d'Egypte et sur l'Exhaussement séculaire du sol qui la recouvre. Von Hrn. Girard. Eine überaus wichtige Arbeit, die nicht allein in Hinsicht der Genauigkeit der Beschreibung, sondern besonders auch für Untersuchungen über die Umänderungen, welche der Boden eines Stromthales erleidet, zum Muster dienen kann. Zuerst eine Darstellung des Thales von Aegypten nach seinem gegenwärtigen Zustande, wobey die verschiedenen Gebirgsarten erwähnt werden, durch welche der Nil in Aegypten seinen Lauf nimmt und angedeutet wird, welchen Einfluss diese auf die Form seines Thales haben. Darauf von den Veränderungen des Nils in dem Zeitraum eines Jahres. Das Steigen und Fallen desselben ist nach den in den Jahren 1799, 1800 und 1801 gemachten Beobachtungen in einer Curve versinnlicht, wodurch mit einem Blicke übersehen werden kann, wie die Zunahme des Wassers ungleich schneller als die Abnahme zu erfolgen pflegt. Interessante Untersuchungen über die Wassermenge, verbunden mit mühsamen Quer-Nivellirungen des Thals und Sondirungen des Bodens. Die dadurch erlangten Querprofile des Thals geben eine genaue Kunde von der merkwürdigen inneren Structure des Bodens. Die daraus für Oberägypten hervorgehenden Hauptresultate sind: daß die Ober-

fläche des Bodens durch einen vom Nil abgesetzten, schwärzlichen Schlamm gebildet wird, der auf einer Lage von grauem, glimmerigen Sande von abweichender Mächtigkeit ruhet, welcher dem ähnlich ist, der an der Küste die beiden Strommündungen von Rosette und Damiette trennt; daß die Stärke der Schlamm- lage, die den culturfähigen Boden bildet, um so mehr zunimmt, je weiter man sich vom Nilbette gegen die das Thal einschließenden Berge entfernt; daß in der Mitte des Thals, bis zu einer Tiefe von 10 oder 12 Meter, abwechselnde Lagen von Schlamm und Sand angetroffen werden, unter welchen dann die aus Kalk- stein bestehende Grundlage sich findet, die dagegen in der Nähe des Fußes der Berge schon in einer Tiefe von etwa 4 Meter ansethet und hier von abwechselnden Lagen von Grand, Mergel und Geschieben bedeckt wird. — Es folgt nun eine historische Darstellung der verschiedenen, älteren und neueren Meinungen über die Beschaffenheiten und die Bildung des Bodens von Aegypten. Dann gehet der Verf. zu den eigenen, mit großer Umsicht und Vorsicht durchgeführten Untersu- chungen über die Erhöhung des Bodens von Aegypten über; aus welchen als Hauptresultat mit ziemlicher Gewisheit sich ergibt: daß in dem Zeitraume eines Jahrhunderts die Erhöhung des Bodens im Durch- schnitt 0,126 Meter beträgt. Zuletzt noch Betrach- tungen über die verschiedenen Ursachen, wodurch das Aeußere des Thals von Aegypten fortwährend Verän- derungen erleidet und über die Veränderungen, welche ihm vielleicht in der Folge bevorstehen können. Ange- hängt ist die früher schon einmahl bekannt gemachte Analyse des Nilflammes von Regnault.

5. De la Constitution physique de l'Egypte et de les rapports avec les anciennes institutions de cette contrée. Von Hrn. de Rozière. Nur der Anfang von dieser Arbeit, die Einleitung, welche u. A. Untersuchungen über die bey den alten Aegyptern üb- lichen Maße enthält, und der erste, der physicali-



fchen Geographie von Aegypten gewidmete Theil, befindet sich in der vorliegenden Lieferung. Manche Wiederholungen von dem, was bereits in der vorhergehenden Abhandlung mitgetheilt worden, waren wohl unvermeidlich. Die Untersuchungen des Verfassers gehen weniger in das Einzelne wie die des Herrn Girard, umfassen dagegen aber eine größere Mannichfaltigkeit von Gegenständen. Gelegentlich eine Widerlegung der von Dolomieu aufgestellten, geologischen Hypothese: daß die Bildung des Niltals und des rothen Niles eine gemeinschaftliche Ursache habe, die darin bestehe, daß die Bergkette, welche das Niltal von dem rothen Niere scheidet, über ihr altes Niveau gehoben, und von der Libyschen Bergkette, mit welcher jene sogenannte Arabische früher verbunden gewesen, abgerissen worden sey. Die Gebirgsart, welche in der Gegend von Syene verbreitet ist, woraus die Aegyptischen Obelisker nebst vielen andern Denkmählern gehauen sind, ist wahrer, nur hie und da mit Hornblende übermengerter Granit; welches von dem Verfasser auch früher schon, in der oben angezeigten vierten Abhandlung, S. 45 bemerkt worden. Daß von dem fetigen Werner mit dem Namen Syenit belegte Gestein, welches jener Gegend ganz fehlt, kommt dagegen in großer Verbreitung in dem steinigen Arabien und zumahl am Berge Sinai vor; daher der Verfasser den Vorschlag thut, den für dasselbe nicht passenden Namen Syenit in Sinait zu verwandeln. So ist nun also auch durch Beobachtungen an Ort und Stelle die Uebereinstimmung des Syenites des Plinius mit unserm Granite entschieden, wovon über schon längst, nach den bekannnten, auf Untersuchungen von Handstücken gegründeten Bemerkungen unseres Hrn. Obermedicinalrathes Ritter Blumenbach, kein Zweifel mehr hätte obwalten dürfen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.

Den 31. Julius 1819.

W i e n.

Fundgruben des Orients, sechster Band. 1818. Wir zeigen das 1. Stück dieses Bandes vor dem fünften an, weil uns letzterer zufällig noch nicht vollständig zugekommen war, und wie diese, ohnehin ganz für sich bestehende Abhandlung, wegen ihres merkwürdigen Inhalts unsern Lesern recht bald bekannt zu machen wünschten. Es enthält nämlich unter dem Specialtitel: *Mysterium Baphometis revelatum, seu fratres militiae templi, qua Gnostici et quidem Ophiani, apostasiae, idololatriae et impuritatis convicti, per ipsa eorum monumenta, eine Lateinisch geschriebene Ausführung, worin der Verf. H. Hofr. R. v. Hammer, nicht durch eine neue Revision der Processacten, sondern aus ganz andern, noch nicht gebrauchten Gründen, aus Denkmahlen, Bildern und Münzen der Tempelherren, zu erweisen sucht, daß der Orden sich des Abfalls vom Christenthum, der Verehrung scheusslicher Ophitischer Bilder und unnatürlicher Laster schuldig-gemacht, und also von Rechtswegen ver-*

W (5)

urtheilt und aufgehoben sey, und daß diese Verderbtheit nicht etwa, wie man sonst glaubte, spätere, durch Verkehr mit den Saracenen entstandene, oder in einzelne Capitel eingeschlichene Denkart und Unsitte, sondern ursprünglich, statutenmäßig und allgemein gewesen sey. Alles dieses ist hier, in der schon bekannten Manier des Verf. mit vielem Wiß, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, und mit mehreren Nebenuntersuchungen, besonders über den Ursprung der Fremdaurer und deren Ähnlichkeit mit den Ophiten und Templern ausgeführt. Wir können nach dem beschränkten Raum unsrer Blätter nur den allgemeinen Inhalt der 7 Abschnitte, worin die Abhandlung zerfällt, andeuten. I De Idolis Bafomet dictis. Es finden sich im Großherzogl. Weimarschen Cabinet und anderswo kleine Bilder von Stein, zum Theil mannweiblich, mit Schlangen, Sonne und Mond und andern seltsamen Attributen versehen, dergleichen man aus dem II. B. der Curiositäten kennt. Diese werden hier für Idole der Tempel genommen und ihrer 24 beschrieben und erläutert, zum Theil auch (zu 7) abgebildet. Sie haben meist Arabische, selten Griechische oder Lateinische Inschriften. Auf einem steht, wenn man es rückwärts liest, *μητρος*, d. i. Meti. Die Arabischen sind unter sich ähnlich und enthalten, oft verfest und verstümmelt, ungefähr folgende, auf einer Schale (Taf. II. 1) am deutlichsten ausgedrückte Worte: *تعلی مانه ناس نسلنا*, *انا قسبح كان انت منكري ماب تينر تسير*, d. i. nach des Verf. Uebersetzung: Exaltetur (aut Omnipotens) Mete germinans, stirps nostra ego et septem fuere. Tu es unus renegantium, reditus *πρωτος* fit, oder reditus (ab

apostatin) per *πρωτον* facilis redditur. Diese Inschrift habe einer der 9 ersten Stifter des Tempelordens als geheime Lehre von den Ophiten erhalten, und so sey sie auf alle Metisidole gesetzt, zum Theil mit absichtlichen Verstümmelungen und Verfehlungen, des Geheimnisses wegen. Mit der Figur dieser Bilder, so wie mit einzelnen Ausdrücken der Inschriften stimme überein, was von Anbetung von Bildern und Baffometusköpfen in den Capiteln, in den Anklagen und Ausfagen des Templerprocesses vorkommt. Letztere waren freylich größer; aber diese kleinen Figuren gehören zu denen, die einige Templer, laut der Aussage eines Zeugen, in ihren Koffern führten. Die *Mete*, die hier erscheint und in den Inschriften spricht (S. 10) ist nicht die *μητις* der Griechen, sondern die *Sophia*, *Ahamot*, *Prunicos* der Ophiten, also mannweiblich. Der Name *Mete* findet sich zwar in Büchern nicht, aber auf den Idolen überall; und da alles was von der *Sophia*, *Prunicos*, *Ahamot* etc. der Gnostiker und Ophiten berichtet wird (im Text ist hier S. 16 etwas ausgelassen) mit den Idolen zusammenstimmt; so ist an dem wahren Sinn derselben kein Zweifel. Den zusammengesetzten Namen *Baffometus* erklärt der Verf. mit *Nicolai* durch *βαφύ μητους*, Linctur oder Taufe der *Metis*. N. habe richtig eingesehen, daß die geheime Lehre der Templer gnostisch war; nur irrte er darin, daß er *Mete* für gleichbedeutend mit *Gnosis*, und die Idole für Bilder des Welt schöpfers hielt, da sie vielmehr die zweygeschlechtige *Ahamot*, Tochter (Mutter) des *Jaldabaoth* bedauteten. Die Taufe der Gnostiker war keine Wasser- sondern Feuertäufe, eine Erleuchtung des Geistes, die aber die Ophiten (S. 52) auf eine sinnliche obßcöne Weise deuteten. II. De crateribus. In  
 ¶ (5)

dem Kaiserl. Cabinet sind 3 Schalen oder Becher von Stein, mit ähnlichen Arabischen Inschriften; auf dem einen ist eine Menge von Figuren mit Schlangen u. a. Attributen, die jedoch nicht alle abgebildet sind. Der Verf. handelt hier gelehrt von dem symbolischen Gebrauch der Becher in der alten Mythologie. Sie waren überhaupt Symbol der Zeugung, dann des mystischen Mahls der Gnostiker und der geheimen Lehre der Tempel. Was über die einzelnen Figuren gesagt wird, müssen wir übergehen. Wie der Becher die *ursis*, so bezeichnet das abgestumpfte Kreuz T den Phallus und Schlüssel, und hieß daher bey den Ophiten der Lebensbaum und der Schlüssel der Gnosis. Es ist der Baffometische Character (S. 22. Rec. kann dem Verf. hier nicht folgen). In abgeleiteter Bedeutung ist der Kelch Symbol der Gesellschaft der Tempel, und kommt so auf den Gräbern von Tempeln in Sicilien (Gozo) vor. Nun ist kein Zweifel, daß der berühmte Graal Symbol der T. Ordens und der gnostischen Weisheit war. Die 12 Ritter der Tafelrunde unter Vorſitz des K. Artus sind nichts anders als die 12 Aeltesten oder Vorsteher des T. O. mit dem Großmeister, die Wächter des heil. Graals, eingeweiht in das gnostische Geheimniß der Bosheit; (S. 25), und der Titulur ist eine Allegorie der Gesellschaft und Lehre der Tempel (S. 88). III. Von den Bildwerken, die in Kirchen der Tempel sich finden. In 3 Kirchen in Oesterreich und 4 andern in Ungarn und Böhmen, die ehemals Kirchen des T. O. waren, sind noch Bildwerke, die, nach dem V. sich auf die geheime Lehre der Tempel beziehen. Rec. gesteht, daß ihn dieser Abschnitt besonders anzog, nur vermißt man den Beweis, daß diese Bilder aus der Zeit der Tempel sind, und die Vorstellungen sind nicht vollständig abgebildet,

daher es vielleicht kommt, daß die Beschreibung einiges enthält, das sich auf dem Kupfer nicht findet. 3. B. S. 27. *Eua non velatur — serpens flexuosis spiris etc.* Der Verf. deutet alles nach seinen Ansichten. Die Bilder zu Schöngraben stellen den Anfang, Fortgang und Triumph der Gnosis, d. i. der geheimen Lehre der Tempel dar. (Rec. glaubt, daß sie sich viel einfacher deuten lassen). In der Kirche zu Wültenhof wurden 1792. Figuren von Holz und Stein ausgegraben; das waren Baphometusbilder. Merkwürdig sind in der Kirche des heil. Wenzel zu Prag die monströsen Figuren der Fenstergemälde (Taf. IV. 13) die, nach dem Verf. alle die Netze darstellen, und 24 Kreise an der Wand mit Bauwerkzeugen Cirkel, Winkelmaß, Hammer ic. Kreuz, Sonne, Mond, Sterne, und zuletzt 7 Schlangen, alles Ophitisch-templermaurerische Symbole. Der ganze Abschnitt und die dazu gehörigen Anmerkungen enthält eine Menge von sinnreichen Combinationen und Vermuthungen über den h. Georg und dessen Drachen, über das Mayländische Wappen, über den Titul ic. die, so wie die Beschreibungen und Erklärungen der gedachten Bilder, in der Schrift selbst nachgelesen werden müssen. IV. Lehre der Ophiten S. 37 fg. Sie waren eine Abart der Gnostiker, aber, da sie Christus verachteten, nicht zu den Christen zu rechnen. Ihre Lehre war aus Phöniciſcher, Aegyptischer, Griechischer Mythologie abgeleitet, mit eigenen Dichtungen und Misdeutungen biblischer Stellen vermehrt. Die Schlange, die darin eine Hauptrolle hat, war ihnen Symbol des *vous*, Agathodämon, wie der Drache des Bösen, Typhon. Sie blieben auf den untersten Stufen der Ggdoas der Valentinianer stehen, bey der Achamot oder Netze und Zaldabaot, und ihrem Streit bey

der Schöpfung des Menschen, hielten das sinnliche für das höchste und verstanden unter Erleuchtung nichts anders als *coitum et promiscuam libidinem*. (S. 52). Die dadurch geweihten wurden für erleuchtet und getauft gehalten. Hier zeigt der Verf. S. 39 fg. daß die Symbole der Ophiten und Tempel, Kreuz, Becher, Schlange, Vorhang, Kette 2c. mit den maurerischen übereinstimmen, auch andre Symbole der Tempel, die nicht gnostisch sind (S. 42.) die Säulen, Hiram 2c. Auch wird der wahre Ursprung der Maurerey, die der Verf., obgleich kein geweihter, aus zuverlässigen Quellen zu kennen, versichert, aufgedeckt. Die nach dem Untergang des Ordens gereinigte Lehre der Tempel, stößt zwar mit der Maurerey zusammen; aber der Verf. hält letztere für älter. Die maurerischen Symbole, mathematische Figuren 2c. kommen schon auf gnostischen Denkmahlen und alten Schottischen (?) selbst Römischen Gebäuden vor, und rühren vermuthlich von den Astrologen, die man Mathematiker nannte, her; man darf also die Maurer zu den berühmtesten Mathematikern, die so oft aus Rom verwiesen wurden, und zur Orientalischen, Chaldäischen, Syrischen und Aegyptischen Philosophie rechnen. Noch glaublicher ist es, daß das Haus der Weisheit, das Hakem im 11. Jahrh. zu Cahira anlegte, die erste Maurerloge war. Hier ward, außer andern Wissenschaften, im geheimsten Grade zuletzt gelehrt, daß nichts zu glauben, und alles zu thun erlaubt sey. Aus dieser Schule gingen die Assassinen hervor, mit welchen die Tempel in mancherley Verbindung standen; vermuthlich waren die orientalischen Weisen, die, der Sage nach, dem Walter von Montbarey geheime Lehren mittheilten, Syrische Gnostiker oder Ismaeliten. (Schwerlich werden die Maurer für die nachgewiesenen dop-

pelten, obgleich alten Ahnen dem Verfs Dank wissen.) Zuletzt noch S. 52 über die unsittlichen und gefährlichen Grundsätze der Ophiten und Tempelherren, und die Ähnlichkeit der letztern mit den Assassinen. Beyde kamen, wie in mehreren Puncten, so besonders darin überein, daß sie die geoffenbarte Religion, die ihre geheime Lehre gänzlich untergrub, öffentlich strenge üben und eifrig vertheidigten, donec aptam occasiōnem nacti, tempus advenisse existimarent, ubi Gnohis throno insidens, leone mactato ac dracone seu mundo calcato, omni spiritali ac temporali potestate potirentur. (So große Pläne hatte selbst Philipp der Schöne wohl nicht gergwohnt.) V: Von den Münzen und Wahrzeichen (telleris) der Templer. S. 55. Es sind 100 Münzen in Kupfer gestochen (Taf. V.) und beschrieben, wovon 82 unedirt, 18 bisher misverstanden waren, meist Bracteaten. Mehrere sind in den Trümmern des Tempelhauses zu Neunkirchen in Steyermark, andre zu Wultendorf, bey dem Kloster der rothen Brüder in Ungarn und in der Burg Rabensberg gefunden. Der Verf. hält sie alle für Münzen der Tempelherren oder für Wahrzeichen, woran sie sich unter sich erkannten. Man sieht darauf Drachen und Adler (die der V. lieber für Schlangen und Phönixe halten will) Kreuze, Schwerter, Becher ic. die der Verf. für lauter gnostisch-templerische Symbole nimmt, das † ist der Baffometische Character, die unförmlichen Köpfe und Sphixe, deuten den Baffometus und die Mete an, so wie die Buchstaben M. B. Zwey gekreuzte Schlüssel bilden nebst dem Wort das Wort Myrr. Auf N. 20 ist L. R. verkehrt gelesen, und mit Ergänzung des als bekannt vorausgesetzten G. so viel als Gral, und dieses Wort muß als Sigle gelesen werden Gnohis Re-



git Anithas Liberas, oder Reducit Animam  
 Laplam oder etwas ähnliches. F. R. N 27 28  
 bedeutet gleichfalls Gral, das F als Digamma  
 genommen. Auf andern, aus Mader und See-  
 länder genommenen Münzen, die man bisher un-  
 richtig verstand, sey die Figur und die Anfangs-  
 buchstaben von Metis, oder MHT. Auf andern  
 GSOSH, mit Versetzung zu lesen  $\gamma\upsilon\sigma\eta\varsigma$ , oder  
 rückwärts RSCTAQVINOVM (für  $\Sigma$ ) IS. d. i.  
 Sacro Sancta Quinouis oder Gnosis. — VII. Ue-  
 bereinstimmung der Anklagen gegen  
 die Tempel mit ihrer Ophitischen  
 Lehre. Die drey Hauptbeschuldigungen, Apo-  
 stasie, Idenverehrung und Männerliebe, waren  
 Grundartikel der Ophitischen Lehre, und die Tem-  
 peler sind als Anhänger derselben durch die Denk-  
 mahle überswiesen. Die Ophiten waren keine  
 Christen, und gab es auch christliche Ophiten, so  
 gehörten die Tempel nicht zu diesen, wie die  
 Inschrift der Idole: si tu es abnegans beweiset.  
 Die Mishandlung des Kreuzes war also ihrer  
 Lehre gemäß, und daß sie diese vorzüglich am  
 Charfreytag verübten, war um so natürlicher, da  
 das Kreuz an diesem Tage in den christlichen  
 Kirchen feyerlich verehrt ward. Die Idolen-  
 verehrung ist nach den Taf. I. II abgebilde-  
 ten Figuren, dergleichen vor 26 Jahren in der  
 Tempelkirche zu Wultendorf ausgegraben wor-  
 den, kein Zweifel. Alle Ausagen über die Bas-  
 fometusbilder, deren Namen Rete auf Idolen,  
 Bechern, Gebäuden und Münzen steht, scheinen  
 eben so viele Beschreibungen dieser Bilder; nur  
 daß die in den Kapiteln aufgestellten groß und  
 kostbar waren. Die kleinern, dergleichen hier ab-  
 gebildet sind, kommen ungeachtet ihrer Verschie-  
 denheit, da jeder sie nach Gefallen abänderte,  
 doch alle in dem mannweiblichen Character, und

in der Schlange und dem Kesch. überein. Was den dritten Anlagepunct betrifft, so erhellet aus den Fragartikeln, daß der Gürtel der Temppler kein gewöhnlicher Gürtel gewesen sey; wahrscheinlich waren sie schlangenförmig. Da die meisten Symbole an den Idolen auch in Denkmahlen der Temppler und den Fragartikeln vorkommen; so ist zu vermuthen, daß auch die Schlange nicht werde gefehlt haben, die bey den Ophiten, wie in den Eleusinischen und Bacchischen Mystereien, überall sich zeigt. Schlange und Gürtel bezeichneten unnatürliche Wollust, die bey den Aufnahmen theils verübt, theils durch die geheime Lehre allgemein erlaubt ward. Auch die Kage, die in den Capiteln erschien, und die der Verf. lieber für einen Hund halten will, war Symbol dieser Unnatur, weil der Hund, *quahodegetes raidepasias*, überall auf gnostischen Bildwerken, an Gebäuden und Grabmahlen der Temppler vorkomme. Das wären die berühmtesten Geheimnisse der Capitel, die in der Dunkelheit der Nacht gefeyert, und unter dem Bilde der Feuertaufe angedeutet wurden, und die man nicht allen, sondern nur den stärkern, und unter dem Eide der strengsten Verschwiegenheit, mittheilte. Die Kirche, eingedenk der vom Orden geleisteten Dienste, suchte diese Schändlichkeiten zu verdecken, und durch Vereinigung mit den Hospitalitern zu verbessern. Da dieses mislang, so war die Aufhebung des O. unvermeidlich, und der Papst hob ihn per viam provisionis auf, um die Ausschweifigkeit und Laster, worauf die Aufhebungsbulle hindeutet, nicht bekannt werden zu lassen. Daß solche Gräuel so lange geheim blieben, war eine Folge der strengen Maßregeln, womit der O. das Geheimniß hütete. Die Statuten wären freylich unschuldig und gut; aber man hatte auch geheime Statuten, die in Weniger

Händen waren, und leicht vertilgt wurden, deren Inhalt aber nun aus den Inschriften der Becher und Kirchen ic. als Ophitische Lehre kund geworden ist. Ein Hauptgrund der Bertheidiger der Tempelherrn, daß man keinen der Köpfe, die sie anzubeten beschuldigt wurden, gefunden habe, sey gleichfalls, nachdem der Verf. mehr als 20 solcher Bilder dargelegt und nachgewiesen, völlig widerlegt. Durch diese, die Bildwerke, Becher und Münzen, die einen Cyclus von Beweisen bilden, deren einer den andern unterstügt, werde das Daseyn einer geheimen Lehre und die Schuld der Tempelherren außer allen Zweifel gesetzt. — Dieß ist der allgemeine Umriss der Schrift. Die Untersuchung, wiefern der V. seine schwere Anklage gegen den Tempelorden, begründet habe, und die Prüfung der einzelnen Gründe und Behauptungen müssen wir ausführlichern Zeitschriften und den Gegnern, in welchen es nicht fehlen wird, überlassen. Diese werden den Mangel an Klarheit und Methode bemerklich machen, der das Lesen der Schrift und das Auffassen des Sinnes nicht selten erschwert, den hin und wieder leidenschaftlichen Ausdruck, der sich mit ruhiger kritischer Forschung nicht verträgt, die kühnen, nicht selten sich durchkreuzenden Deutungen, und Folgerungen, wodurch der Verf. mehr überrascht als überzeugen zu wollen scheint. Rec. begnügt sich ein paar Erinnerungen beizufügen. Daß erstens die Idole und Becher von Tempelherren herühren, ist nicht erwiesen, und läßt sich schwerlich erweisen; und darauf beruht doch der ganze Beweis des Verf. Rec. ist mit dem Verf. darin einverstanden, daß den Beschuldigungen die dem V. gemacht wurden, etwas zum Grunde lag, daß gegen seine Rechtgläubigkeit Verdacht statt fand, daß in mehrern namentlich Französ. Logen Mißbräuche und Unsitlichkeit (vielleicht aus Gehor-

samsproben entstanden) sich eingeschlichen hatten; aber der Vorwurf, daß sie Götzenköpfe verehrten, schien Rec. schon bey der Untersuchung des Pariser Inquisitionsprotocolls, sehr ungereimt, und durch die darin aufbewahrte Nachricht, daß nach genauer Untersuchung zwar ein Kopf, aber ein silberner weiblicher Kopf mit Reliquien gefunden ward, deutlich widerlegt, und zugleich die Entstehung der Sage erklärt. Hätte man in den Generalkapiteln Idole gehabt, so könnten sie in Paris, wo der König sogleich von dem Tempel Besitz nahm, der Nachsuchung nicht entgehen; und doch wollte hier ein Zeuge einen Götzenkopf von fürchterlichem Anblick gesehen haben! (Process gegen d. D. d. Tempelh. S. 396 vergl. 609.) Andre Kapitel mochten bärtige Heiligenköpfe haben (das. S. 622). Ferner die hier erläuterten Idole, die ohnehin verschiedener Art sind, scheinen einem ganz andern Aberglauben anzugehören, da weder in den Anklagen noch den Aussagen der Templer irgend eine Spur von Schlangen ist, daher der Verf. diese in dem Gürtel der Templer zu suchen genöthigt war. Daß die Inschriften eben so sinnlos als sprachwidrig sind, sieht gewiß der sprachgelehrte W. am besten ein. Wären sie Ophitisch, so ließ sich daraus der Name der Achamot  $\text{אכמור}$  oder  $\text{אכמ}$  ganz natürlich erwarten. Mete, was der Verf. darauf liest, kommt nirgend, selbst bey den Ophiten nicht, vor, und wenn man sagt, es stehe doch auf den Idolen deutlich, müsse also mit  $\mu\eta\tau\iota\varsigma$  einerley seyn, so begeht man einen Cirkel im Beweise. Auch  $\mu\eta\tau\iota\varsigma$  ist kein Ophitischer Neon. Zwar wird S. 42 eine Inschrift in einer Kirche zu Prag erwähnt, *signata metis caritas extirpat hostes* von der hier öfters Gebrauch gemacht ist; allein im Kupfer (Taf. II. 12) steht *l. metes iritas extirat h.* Das scheint ein Hexameter

zu seyn, und man darf zweifeln, ob richtig copirt sey. Ueber den Sinn läßt sich gar nicht urtheilen, da nicht gesagt ist, auf welches Bildwerk sie sich bezieht. Unerwartet war dem Rec., daß der W. in der spißfindigen Erklärung des Worts Bassometus Nicolai folgt, und doch wieder ganz von ihm abweicht. Bey N. ist es ein Zeichen eines abstracten Begriffs, ein Fünfeck an dem Kopfe des Bildes gezeichnet; der W. nimmt es für den Kopf selbst, und bey ihm ist der Bassometus ein Proteus der in den verschiedensten Gestalten erscheint, und von dem man nicht recht weiß, ob er mit der Metē einerley ist oder nicht. Dem Rec. scheint es klar, daß die 2 Ritter, die den berühmten Kopf mit der Gestalt des Bassometus vergleichen, darunter nichts anders als den Mahomet verstanden, um die Kezerey des D. der sogar den Mahomet anbetete, recht einleuchtend darzustellen. Auch wird dieser Name durch die Aussage zu Florenz: *istud caput vester Deus est et vester Mahomet*, so deutlich erklärt, daß darüber kaum ein Zweifel statt findet. Das als Beyspiel der Gnostischen Wörterverdrehung angeführte *Βαζεμα* (S. 16) beweiset wohl nicht, daß sie *βαπτισμα* in *βαση* und *μητις* in *μητη* veränderten, da es kaum etwas anders ist als *ΝΩΒ*, ein Namen. Eine Hauptfrage bey der ganzen Untersuchung war, ob gnostische Secten; namentlich Ophiten bis ins 11. Jahrh. fortgedauert haben, da davon in der Geschichte keine Spur sich zeigt. Dafür wird S. 96 ein Griech. Codex des 9. Jahrh. aus Montfaucon angeführt, worin die Figur eines Drachen, der einen Menschen verschlingt, gemahlt ist, (d. i. ein Nichtgnostiker, den die Welt verschlingt) woraus erhelle, daß die gnostische Lehre damahls noch nicht untergegangen sey. Allein die Figur ist der verzierte Buchstabe K zu Anfang einer Rede des heil. Chrysostomus, dem der Calligraph diese Gestalt gab, weil darin von Höllenstrafen die Rede ist. Die große Gewandtheit des Verf., alte Denk-

mahle nach seiner Hypothese zu deuten, zeigt sich besonders an den Abbraxas und Münzen. Auf zwey Abbraxas (Taf. IV. 1. 2), wo nach einer schlechten Aussprache  $\chi\upsilon\upsilon\upsilon\mu\iota\varsigma$  für  $\chi\upsilon\upsilon\upsilon\beta\iota\varsigma$  geschrieben ist, soll man  $\chi\upsilon\upsilon\upsilon\sigma\iota\varsigma$ ,  $\gamma\upsilon\upsilon\sigma\iota\varsigma$  lesen. Auf den Münzen nimmt der Verf. die Schilde für Becher, und nach ihm müßten die meisten Münzen des Mittelalters von Tempeln, von denen man doch nicht weiß, daß sie Münzrecht gehabt haben, geprägt seyn. Ja auf Münzen der Stadt Goslar, auf welchen mehr oder weniger deutlich S. S. Simon Juda zu lesen ist, liefert der Verf. rückwärts S. S. Quinoufis, Aqueneom, Queileuofis etc., d. i. gnosis. Fast sollte man glauben, daß der Verf. hier eine Satire auf Deutungen alter Denkmahle nach vorgefaßten Hypothesen geben wollte, die dann freylich treffend genug seyn würde. Doch S. 75 scheint er die Münzen selbst gewissermaßen aufzugeben.

### D r e s d e n.

Predigten über Jesum und seine Lehre für gebildete Leser von Christoph Fried. Ammon. Erster Band. 1819. S. 478. in 8.

So gerne wir der Verbindung, in welcher der berühmte Verfasser dieser Predigten einst mit uns stand, den Einfluß einräumen, den sie noch fortdauernd auf den Ton und auf die Sprache unserer Anzeigen von seinen Schriften haben muß, so darf sie uns doch nie abhalten, ihrer Trefflichkeit und ihrem Verdienst volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Bey diesen Predigten muß man nur ihre Bestimmung für gebildete Leser beständig im Auge behalten, und zugleich die drey verschiedenen in der Vorrede S. IV. V. so treffend gezeichneten Stufen der

besondern christlich-religiösen Bildung im Auge behalten, auf denen man jetzt die Mehrheit unserer Zeitgenossen vertheilt finden mag, so wird jeder wissen, in welche Classe man sie zu stellen, und man wird mit Niemand über den Platz streiten dürfen, den man ihnen in dieser Classe anzuweisen hat. Aber außer dem Werthe der einigen darunter als Muster-Vorträgen in ihrer Gattung wegen der Kunst zukömmt, die auf die darin behandelten Materien verwandt ist, bekommen sie noch eine eigene, als Documente und Zeugnisse des Geistes, der sich darin ausspricht. Ohne Zweifel war es auch eine der Absichten des Verf. bey ihrer Herausgabe, daß sie dieß bey dem jetzigen Stande unserer theologischen Parteyen nicht nur für das besondere Publicum seiner Gemeinde, sondern auch für das noch größere, dem er als Schriftsteller und Gelehrter zugehört, werden sollten. Wir möchten selbst glauben, daß ihn vorzüglich diese Absicht dazu bestimmte, diese Sammlung mit einer Predigt zu eröffnen, worin mit eben so anziehender und würdiger Offenheit als erfahrungsmäßiger Wahrheit die Kämpfe beschrieben werden, die der gebildete Christ, und besonders auch der christliche Religionslehrer zu bestehen hat, wenn er sich zu dem rein-biblischen Glauben an Christum als den Sohn Gottes erheben und bey diesem Glauben behaupten will. Indem wir uns aber deswegen verpflichtet halten, die Aufmerksamkeit der Leser vorzüglich darauf hinzurichten, so fügen wir nur noch den Wink hinzu, daß es besonders die achte Predigt über Röm. 8, 1—11, worin S. 157—182 die christliche Ordnung des Heyls in ihrer natürlichen Klarheit gezeichnet wird, und die funfzehnte Predigt, über 1. Joh. 2, 1. 2, worin S. 323—346 die Lehre von der Versöhnung durch Jesum in dem heiligen Zusammenhange des Glaubens vorgetragen ist — daß es

Besonders diese sind, in denen sich der christlich-religiöse Geist des Verf. und auch der Geist seiner Theologie am verständlichsten — aber freylich auch nur für den verständigen Hörer, ausgesprochen hat. In einigen andern, unter denen vielleicht einige, wie die neunte, die siebzehnte und die einundzwanzigste nach einer kritischen Schätzung noch etwas höher stehen möchten, wird nemlich nicht sowohl der Inhalt als die Kraft und die Wirksamkeit einer christlichen Idee entwickelt und dargelegt; doch gibt es auch keine unter diesen, in welchen nicht noch die Tendenz zu dem gemeinschaftlichen in der Vorrede angegebenen Zwecke von allen sichtbar wäre, den in- nigen Zusammenhang der Lehre Jesu und der Lehre von Jesu dem Verstande möglichst erkennbar, und dem Gemüthe möglichst fühlbar zu machen. Ob aber diejenige unserer theologischen Parteyen, welche das ganze Leben und die ganze Kraft des Christenthums allein aus jenem Zusammenhang ableitet, hier immer auch ihre Ansicht erkennen wird, möchten wir doch bezweifeln, ja wir fürchten, daß sie schon durch den zweyten Theil der ersten Predigt abgeschreckt werden könnte, ihre Ansicht nur in diesen Predigten zu suchen, wenn sie hier gerade von demjenigen so gar nichts erwähnt findet, was doch nach ihren Grundsätzen dem Glauben an Christum als den Sohn Gottes in den Kämpfen, die er zu bestehen hat, allein zum Siege verhelfen kann.

#### Göttingen.

Das Gebet unsers Herrn in freyen Betrachtungen über dessen sieben Bitten von B. C. Br e i g e r, Superintendenten zu Dransfeld. Zum Besten der Kirche daselbst. 1819. C. 144 in 8. Nicht nur um des frommen Zweckes willen, der nach der Absicht des würdigen Hrn.



Verf. durch die Herausgabe dieser Betrachtungen befördert werden soll, sondern auch um ihrer selbst und um ihres Inhalts willen, wünschten wir durch unsere Anzeige etwas dazu beytragen zu können, daß sie in einem größern Kreise herum kommen möchten. Als freye Betrachtungen hat sie H. V. selbst angekündigt, weil sie — wie er in der Vorrede S. IV sagt — „nicht nach den strengen Regeln der Homiletik ausgearbeitet, weniger die Darstellung des Sinnes als die Anwendung der Gedanken zur Erbauung bezwecken,“ wenn aber schon die Richtung auf das letzte unverkennbar vorschlägt, so wird man doch auch niemahls die Wahrheit und Richtigkeit des Sinnes und der Gedanken vermiffen. Nur in der Anordnung und Stellung von diesen, hat sich der Verf. zuweilen eine Abweichung von den strengen Regeln der Homiletik erlaubt; dadurch erhält man jedoch nicht selten den Vortheil einer nicht unangenehmen Ueberraschung, denn was man zuerst vergebens an der Stelle gesucht hat, wo man es nach jenen Regeln erwarten durfte, findet man am Ende doch noch an einem andern Ort, und auch nicht unschicklich angebracht. Dieß ist Rec. vorzüglich bey der ersten Betrachtung „über den Geist des christlichen Gebets“ mehrmahls begegnet: das Hauptverdienst dieser Vorträge über die sieben Bitten des Vaterunser möchte er indessen darein setzen, daß in jedem bey dem übergroßen Reichthum des Stoffes, den das Thema anbot, gerade das gemeinnützigste, dem Bedürfnisse der Mehrheit entsprechendste und zu der allgemeinen Erbauung anwendbarste ausgehoben und durch eine sorgfältigere Behandlung unterschieden ist. Beweis davon wird man in allen, besonders aber in den Vorträgen über die fünfte und sechste Bitte finden, bey denen zugleich die populäre Behandlung unstreitig am schwersten war.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 2. August 1819.

Paris.

Bey Emery und Delaunay, 1818: Mémoires pour servir à l'histoire des événemens de la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle depuis 1760 jusqu'en 1810, par un Contemporain, impartial, feu Mr. l'Abbé Georget, Jésuite, ancien Secrétaire d'ambassade etc. Tome III et IV. 480 und 483 Seiten, gr. 8.

Was es mit der auf dem Titelblatte versprochenen Unparteylichkeit für Bewandniß hat, ist bey Anzeige der zwey ersten Bände unlängst erst in unsern Blättern erörtert worden. Auch in den beiden seitdem abgedruckten erscheint ihr Verfasser um nichts kaltblütiger oder gemäßiger, und statt der Nachrichten von seiner Reise nach Rußland, die aus mehrern Ursachen vielen Lesern weit lieber gewesen wären, hat er in vorliegender Fortsetzung es noch immer mit den Revolutionsgräueln seines Vaterlandes zu thun. Da die Erzählung erst bis an den Anfang der dritten Versammlung, oder des sogenannten Nationalconvents reicht, hat man also auf noch man-

3 (5)

den Band sich gefaßt zu halten, ehe an gedachte Reise die Reihe kommen wird. So lange der Abbé noch in Frankreich blieb, sind, wegen der nähern Bekanntheit, worin er mit vielen der bedeutendsten Staatsbeamten stand, seine Nachrichten, so einseitig sie mit unter auch geblieben seyn mögen, der Aufmerksamkeit gar nicht unwerth; weil er aber sehr früh schon ins Ausland deportirt worden, muß, wie natürlich, der größte Theil seiner Berichte doch nur leidiges Hörensagen, oder die eben so unsichern Pamphlets jener Zeit zur Gewährleistung haben; wodurch denn der Werth seiner Beobachtungen sehr zweydeutig ausfällt.

Um übrigens nicht unaufhörlich sich zu wiederholen, oder ungebührliche Sprünge zu thun, hat er die dre y Hauptabtheilungen der beyden Bände unter bald mehr bald weniger Rubriken gebracht; obschon, wie von dem so leidenschaftlich zu Werk gehenden Manne nicht anders zu erwarten stand, dieser Verfahrsart ungenüget, es dennoch an baaren Wiederholungen keineswegs fehlt. So bringt er die den 3ten Band zur Hälfte füllenden Misgriffe und Attentate der *Assemblée constituante* unter folgende Abschnitte: *Avilissement de la religion, dégradation du trône, destruction de la magistrature, désorganisation du royaume, dilapidation des finances, insubordination des armées, spoliation des propriétés, autorisation des excès de la licence.* — Daß er, als wohlunterrichtetes Mitglied der Geistlichkeit, über den ersten dieser Gegenstände am wärmsten und umständlichsten sich vernehmen läßt, wird ihm Niemand verargen; auch gibt es über die ehemahlige, mit unter ihm ganz eigne, Verfassung des Französischen Clerus allerhand daraus zu lernen. Ganz ohne Belehrung wird man auch die übrigen Abschnitte nicht aus der Hand legen; wenn man

andere die Geduld gehabt, Vieles längst schon hinreichend beurkundete mit zu durchlaufen. Bey aller Anhänglichkeit an die vormahlige Rangordnung erklärt auch Er doch die Auswanderung der Französischen Prinzen und die des Adels für eine der guten Sache höchst nachtheilig gewordene Uebereilung; weil nämlich vor Leistung des Bürgerweides, mit Ausnahme der zu Paris verführten Garden, der größte Theil der Linientruppen dem Throne noch gar nicht abgeneigt, und mancher General ihm sehr ergeben gewesen wäre. — An dergleichen Rubriken fehlt es der andern Hälfte des Bandes, die von der zweyten oder gesetzgebenden Versammlung handelt eben so wenig. Da der schreckliche 10te August, und die noch abscheulichern September-Verheulen in diesen Zeitraum fallen, so kann man denken, zu was für Farben gegriffen wird, sie dem Leser anschaulich zu machen. Nicht weniger als zwölftausend Schlachtopfer sollen in diesen die Menschheit entehrenden Tagen zu Paris und in dessen Nachbarschaft gefallen seyn: eine Angabe, die jedoch an Uebertreibung zu grenzen scheint.

In welchem Eifer, und in was für Verwünschungen der Abbé vollends ausbricht, wenn es an die dritte Versammlung, wo seine Rubriken sich bis zum Duzend häufen, oder den sogenannten National-Convent, und die mit vollem Recht so betitelte Schreckensperiode kommt, deren Geschichte im ganzen vierten Bande noch nicht beendigt wird, kann man leicht sich vorstellen. Einen großen Theil davon nimmt der vatermörderische Proceß gegen den unglücklichen König ein; worüber man jedoch längst schon so genau unterrichtet worden, daß die zahlreichen Randglossen dieses Beobachters gar wohl zu entbehren waren. Uebrigens sind und bleiben Dectot, Mirabeau, la Fayette, Breteuil u. Gegenstände seines unbe-

grenzten Hasses, als denen er fortdauernd Plane und Absichten Schuld gibt, woran sie schwerlich je gedacht gehabt. Nirgend fällt es ihm dagegen ein, bey dieser gänzlichen Umkehr aller Dinge auch auf solche Veranstaltungen und Ereignisse zu achten, von denen sich vorher sehen ließ, daß ihre Folgen auch nach dereinst wieder hergestellter Ruhe fortbauern würden und müßten. Selbst Bonaparte hatte, trotz seines Despotismus hiervon die Erfahrung gemacht; und noch mehr Belege liefert, wie bekannt, die von den rückkehrenden Bourbons der Nation bewilligte Verfassungsurkunde. — Der, wie man aus Anzeigen der frühern Bände sich erinnern wird, zu Berichtigung übertriebener oder offenbar falscher Angaben eigens angestellte Ungenannte läßt in vorliegenden Abtheilungen sich kaum ein halbdugendmächt blicken; z. B. bey Anführung des Ex-Bischofs von Kutun, und des auch als gelehrter Mann bekannten Deputirten Camus, die der Abbé beschuldigt ihre Stimmen für schweres Geld verkauft zu haben; da jenem doch seine ärgsten Feinde niemahls so etwas vorgeworfen, von diesem aber allgemein bekannt sey, daß er blutarm gestorben; so häufig er auch Gelegenheit gehabt sich zu bereichern. Dergleichen Berichtigungen wären in den beyden Bänden gleichfalls, und das in großer Menge anzubringen gewesen! Ueber den Rückzug der Verbündeten im Jahr 1792 ist er, wie sich denken läßt, höchst ungehalten; und erlaubt sich über Plan und Ausführung dieses Feldzugs die sonderbarsten Urtheile; worunter denn auch die abgeschmackte Anekdote gehört, daß die damaligen Mächthaber dem Könige von Preußen ein ausgesuchtes Pariser Serail, dem Herzoge von Braunschweig aber 20 Millionen förmlich angeboten gehabt! Das saubre Geschichtchen nicht etwa aus der Luft gegriffen zu haben,

versichert er ausdrücklich, und will anderwärts nochmahls darauf zurückkommen; was bis jetzt indeß, woran auch wenig gelegen, in seinem weitgeschichtigen Werke sich noch nicht hat wollen auffinden lassen.

### Kopenhagen.

Sturlunga - Saga edr Islendinga - Saga hin mikla. Nú útgengin á prent að tilhlutun hins íslenska bókmentafélags eptir samánburd hinna merkilegustu handarrita er fengilt gátt. Fyrra bindini 1817. 227 S. in 4. und XIX S. Forrede. Fyrra bindinis síðari deild. 1818. 260 S. in 4. (d. h. Geschichte von dem Geschlecht der Sturlungen oder die große Geschichte der Isländer. Auf Veranstaltung der Isländischen Literaturgesellschaft nach den vorzüglichsten Handschriften jetzt in Druck gegeben. Des ersten Bandes erster und zweyter Theil.) Eigentlich Jahrbücher der Isländischen Geschichte, welche in einem gewissen Zusammenhang die Zwistigkeiten und Befehdungen der ersten Geschlechter untereinander darstellen. Sie begreifen einen Zeitraum von ungefähr 150 Jahren, indem sie mit dem Jahr 1116 anfangen und mit der freiwilligen Unterwerfung der Insel unter den König von Norwegen Hagen Hagensen im Jahr 1261 endigen. Da diese innern Unruhen über die ganze Insel sich ausbreiteten, ja sie verwüsteten, so heißt die Sage mit Recht die große Isländische Geschichte; indessen kommt ihr auch der Name der Sturlungen Sage zu, weil dieses Geschlecht als das herrschende und mächtigste eine Hauptrolle darin spielt. Auch an äußerem Umfang ist es eine der größten und dieser starke Band enthält nur die erste Hälfte. Da sie zu-

nächst für Isländer bestimmt ist und die Ausgabe sohist zu kostbar würde, ist man von der gewöhnlichen Sitte abgegangen, und hat ohne Begleitung einer Lateinischen oder Dänischer Uebersetzung bloß den Originaltext, aber diesen mit der gewöhnlichen Sorgfalt, geliefert. Was den innern Werth betrifft, so daut man an der historischen Wahrheit der Erzählung in modernem Sinne nicht zweifeln, und in dieser Rücksicht wird gegenwärtige Sage über alle anderen zu stellen seyn; dagegen fehlt ihr, was die ältern, von einer poetischen Anschauung durchdrungenen auszeichnet; jene Frische und Lebendigkeit der Darstellung. Man liest diese Annalen der ganzen Insel mit weniger Theilnahme, als jene Lebensbeschreibungen Einzelner; doch damit soll die eiper andern Zeit nothwendig gewordene Richtung nicht herabgewürdigt werden, der rechte Gebrauch wird das Gute auch hier finden. Der Verfasser des spätern Theils ist Sturle Thordson, ein Brudersohn des berühmten Snorre Sturleson und bey dem König Hagen Hagensen wohlgelitten, der ihm auch deßhalb das Amt eines Laugmann in Island ertheilte. Der erste Theil bis zum Jahr 1201 wird hier zwar in der von B. Thorsteinson abgefaßten Vorrede dem Bischof Brand Sámundson auf Holum nach einer von den meisten nordischen Gelehrten angenommenen Meinung zugeschrieben, allein P. F. Müller hat in der Sagenbibliothek (Originalausg. I. 245. 46) dagegen wohlbegründete Einwendungen gemacht. Der Styl ist sehr ungleich, überhaupt keinem Zweifel unterworfen, daß spätere Zusätze eingeschoben sind; auch geht keine der Handschriften, welche bey dieser Ausgabe benutzt wurden, über das 17te Jahrhundert zurück.

## Regensburg.

Typis Laur. Steph. Schaupp: Codex chronologico-diplomaticus Episcopatus Ratisbonensis, collectus ac editus opera et studio Thomae Ri ed, Cancellariae Consistorialis Ratisb. Tomus I. continens DCCL. diplomata — inde a Saec. VIII. ad finem Saec. XIII. 1816. 4. Pag. 728 Tom. II. continens DL. Dipl. — a l finem Saec. XVI. Pag. 1272. (nebst 43 Bogen Register).

Der Herausgeber ist schon durch seine Geschichte der Markgrafen von Hohenburg auf dem Nordgau als ein wackerer Geschichtsforscher und Sammler bekannt. Vom 8. bis ins 12. Jahrhundert liefert er zwar wenige Inedita, besonders wenn man bemerkt, daß Nr. 10. 28. 37. 38. 44. 45. 52. 56. 57. 62. 72. 76. 92. 97. 98. 115. 116. 117. 143. 145. 248, welche man hier als ganz neu vom Original gegeben nehmen könnte, schon im Mausoleo S. Emerani — 61. 64. 65 in Ludwig Scriptor. R. G. n. 90. 127 in den Academischen Abhandl. 102. 103 bey Hund abgedruckt sind. Desto reicher an archivalischen Erstlingen sind die spätern Urkunden; Streng genommen sollte es wohl eher ein Codex Episcoporum Ratisb. als Episcopatus heißen, weil sich der Verf. weder an den Sprengel noch das ehemalige Bisthümlich weltliche Gebiet hält, sondern auch alle andere Urkunden herbeizuziehen sucht, wo Regensburger Bischöfe als Vermittler, Schiedsmänner, oder in andern individuellen Verhältnissen erscheinen. — Der Index ist vierfach, ein Chronologicus, vielleicht überflüssig, weil der Codex selber chronologisch ist, ein geographicus, sehr schätzbar vom Bibliothekar und Professor Joseph Moriz in Amberg, endlich ein Index Perlonarum und Re-



rum von demselben. Wenn nur mehr auf die neuen veränderten Namen der Orte hingedeutet worden wäre! Z. E. Nr. 45 Sundergave in Comitatu Rumoldi (im Donaugau) halten wir für das Sonderhay bey Ottering, Gericht Landau. Die Römischen Kalender-Daten sind vielfach unrichtig reducirt. Nr. 25 gehört ins Jahr 831. statt 830. Nr. 52 ins Jahr 874 st. 871; bey Nr. 54 muß es heißen 18. May st. 18. Dec. Nr. 132 Parvo Zinesheim st. Puzinesheim, Nr. 366, 1228 st. 1227, weil Gregor IX. am 11. März 1227 noch gar nicht gewählt war; die Urkunde Nr. 704 gehört statt zum Jahr 1295 weiter hinauf zum Jahr 1285. Arabische Zahlen gebraucht, wo offenbar Römische standen, z. E. Nr. 63 hobas 30 macht irre und zweifelhaft. Nr. 139 bey einer Urkunde vor 1012 steht das Rubrum in pago Kelesgoum in Comitatu Ottonis de Wittelspach. Von den beyden letztern Worten aber, die sehr merkwürdig wären, steht keine Sylbe in der Urkunde. Wo die Originalien selbst unrichtige Daten haben, wie z. B. Nr. 146. bey der Urkunde von 1021. Anno Regni XVII. Imp. VII. Ind. II. hätte der Herausgeber nie bloß von kurzer Hand emendiren sollen, ohne es zu bemerken; denn damit wird zweifelhaften Urkunden der Paß gar zu leicht gemacht Nr. 108. 109. 110 sind offenbar verfälscht oder ganz erdichtete Ottonianische Urkunden von 974. Sie hätten gar nicht, oder mit der gehörigen Bedeutung eingerührt werden sollen; auch Nr. 143 ist nichts weniger als unverbächtig und schon von Hansiz angefochten. Interessant, wie eine Menge anderer Urkunden, ist uns besonders auch Nr. 507 die Traditio Episcopi Leonis vom Jahr 1265 gewesen, wo ein Cunradus, Viceplebanus in Nittenau vorkommt, "per quem inventi sunt et comprehensi heretici secte pauperum de Lugduno."

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1819.

London.

A practical Treatise on Porrigo, or scalled Head and on Impetigo, the humid, or running Tetter: with coloured Engravings, illustrative of the diseases. By the late Robert Willan. M. D. etc. edited by Asby Smith, Member of the Royal College of Surgeons in London. 1814. 48 Seiten in gr. Quart, nebst fünf farbigen Kupfertafeln. Preface. Im Herbst 1811 reifete der kränkliche Dr. Willan um der Härte des Englischen Winters zu entgehen, begleitet von dem Herausgeber nach Madeira. Anfänglich schien das mildere Clima den Fortgang der Krankheit aufzuhalten, welche ihn im April 1812 im 54sten Jahre seines thätigen Lebens hinraffte. In Madeira revidirte Dr. Willan seine Handschriften, die er zum Theil beträchtlich ummodelte, und übergab gegenwärtiges Werk zum Drucke fertig dem Herausgeber, der ihm bey der Ausarbeitung desselben Hilfe geleistet hätte. Ueber Hautkrankheiten habe Dr. Willan was sehr zu bedauern sey, nun weiter

A (6)

nichts ausgearbeitetes hinterlassen. Die in gegenwärtigem Werke abgehandelten Gegenstände sind inzwischn the most material of all the genera that remained to be treated of by the learned Author; enthaltend die Resultate einer dreißigjährigen ausgebreiteten und glücklichen Praxis, in dieser Krankheit, die man bis jetzt zu den opprobriis medicorum rechnete. Porrigo sey eine ansteckende Krankheit, ohne Fieber, gewöhnlich begleitet mit einem Ausschlage von Pusteln, welche Achöres und Favi oder Ceria genannt werden, am häufigsten auf dem behaarten Theile des Hauptes erscheinen, und schon den ältesten Aerzten unter mancherley Namen, welche der Verf. genau citirt, bekannt waren. Er ziehe die aus dem Arabischen stammende Benennung Porrigo, Tinea vor, und schildert einzeln aufs genaueste folgende Varietäten. I. Porrigo Larvalis (gewöhnlich Crusta lactea) dieser Ausschlag erscheint gemeinlich zuerst auf der Stirne, doch auch oft auf dem übrigen Gesichte so arg, daß er eine dicke einer Larve oder Masse gleichende Cruste bildet, und daher larvalis vom Verf. genannt ward, ungeachtet er ihn auch fast an allen übrigen Theilen des Körpers beobachtete. Ist nicht so unbedeutend, als Underwood behauptete; sondern kann sogar tödlich werden, wenn sich Säugaderdrüsen-Geschwülste, Abzehrung u. s. w. als Folgen davon einfinden. Erwachsene würden selten davon ergriffen. Der Verf. sah diese Krankheit drey bis achtzehn Monate lang währen; auch mehreremahl wiederkehren, doch nach der Heilung keine Narben zurücklassen; er läßt die angegriffenen Theile zweymahl des Tages mit warmem Kleyn-Abfude waschen, gebraucht äußerlich das Unguentum zinci, innerlich den Mercurius dulcis. Blasenpflaster schafften keine Hülfe; die von Strack

hochgelobte Jacea scheint er nie angewendet zu haben. 2. *Porrigo furfurula*. Betrifft vorzüglich die Kopfschwarte Erwachsener. Der Verf. empfiehlt nach John Hume und Hamiltons Rathe, das Pulver von *Cocculus Indicus* (*Menispermum cocculus?*) mit Schweineschmalz zu einer Salbe gemacht. 3) *Porrigo Lupinosa* Ein dem Lupinen-Saamen gleichender Ausschlag. Nicht vom Verf., aber wohl in Aliberts Werke abgebildet. Langwierig, der *Lepra Alphoides* ähnelnd. Waschen mit Salzsäure und das *Unguentum Cocculi Indici*, Quecksilber, Spießglanz, Sarsaparill = Absud, Reinlichkeit, gute Diät, angemessene Leibesbewegung, scheinen die besten Mittel. 4. *Porrigo Scutulata* (Ringworm of the Head), gut abgebildet. Es greift Kinder von zwey Jahren, währt Jahre lang, und ist die hartnäckigste Species von *Porrigo*. Ist sehr ansteckend, und wird häufig durch die Kämmen der Haarkräuseler auf Menschen jeden Geschlechts, Alters und jeder Constitution verbreitet. Man wollte die Einführung dieses Grindes den aus Ost- oder Westindien herübergebrachten Kindern zuschreiben, allein man brauche nicht den Ursprung jenseits der See zu suchen. Der Verf. empfiehlt dagegen außer dem warmen Abwaschen, Salben aus *Cocculus Indicus*, Tabak, Opium, Blehertract, Zink, Quecksilber, Schwefel, Pech, *Helleborus albus*, Zink- oder Kupfervitriol, das *Ungt. ad scabiem Banyeri*, Waschen mit Essig, *Ungt. citrinum*, Blasenpflaster entfernten zwar den Ausschlag gänzlich; doch ohne die Wiederkunft zu verhindern. Die sogenannten *depilatoria* thun der Kopfschwarte in einem Tage mehr Schaden, als die sich selbst überlassene Krankheit in drey Jahren; Selten lange man mit einem der obigen Mittel allein aus. 5. *Porrigo decalvans*. Der

Verf. brauchte außer dem wiederholten Saareb-  
scheeren des ganzen Kopfs und warmen Linimen-  
ten, Naphtha, Theeröl, leichte Tincturen von  
Muscateennußöl, Campher und Tabak. 6. Por-  
rigo favosa (sonst genant Tinea volatica,  
Cruſta lactea volatica, Ignis volaticus, Ignis  
ſylveſtris, Lichen, Vitiligo Infantum. Menta-  
gra Infantum). Verrys Beobachtung, daß wenn  
die angeſchwollenen Halsdrüſen entſchwellen, das  
Fluſfeuer (Ignis ſylveſtris) vorbräche, und wenn  
es aufhöre, die Drüſen wieder anſchwellen, ſey  
nicht richtig. Der Verf. glaubt dieſen Ausſchlag  
am häufigſten an zahnenden Kindern angetroffen  
zu haben, children who had taken a variety  
of medicines, and continued to break out in  
fresh places, ſuddenly got rid of the eruption  
altogether upon my lancing the gums; and  
three or four teeth in conſequence coming  
through. (Wichtig wenn es ſich beſtätigte.) Wa-  
ſchen der Theile mit ſehr verdünntem Aqua kali  
ſaturat. (1 Drachme in einer Pinte Waſſer), das Ungt.  
ſulphuris und Hydragyri nitrati verſagten dem W.  
nie Heilung. On Impetigo; the humid  
or running Tetter. (Conſt Pſydracia.) Iſt  
wedert ansteckend noch einimpfbar. 1. Impeti-  
go ſparſa. Meißt an den Gliedmaßen älterer  
Perſonen, im Herbſte und Winter, begleitet mit  
Kopfwach, übler Verdauung, Magenweh, hefti-  
gen Schmerzen und Krämpfen in den untern  
Gliedmaßen. Die Anlage dazu ſey erblich und  
gelegentliche Urſache irgend ein Diätfehler; Ver-  
kältung oder heftige Bewegung. Lichen agris  
endigt ſich öfters in Impetigo. 2. Impetigo  
figurata. Beſteht aus einem dichten Bündel  
mit gelber Materie gefüllter Pſydracia. Unter  
dieſem Artikel könne man eine Species von Hil-  
lary's Ringworm in heißer Climated begreifen.  
In England iſt ſie gewöhnlich mit Nagelſchmerz

zen, Kopfweg und Mattigkeit verbunden. Erscheine alljährlich im Frühlinge wieder. 3. *Impetigo erysipelatos*. Gleicht dem *Erysipelas phlegmonodes*. 4. *Impetigo scabida*. Gleicht einer rauhen Baumrinde sowohl an den Armen als den Beinen, geht oft in Geschwüre über. 5. *Impetigo rodens*. Greift sowohl die zellige Membran als die Haut an; besonders an der Brust oder in den Weichen. Der Verf. sah diese Krankheit nie anders als mit dem Tode sich endigen. Entsteht von lang angehaltener Ungesundheit oder erblicher Anlage, und ward von den Griechen *Ἐρπηξ σαρτιομενέα* genannt. Gegen *Impetigo sparsa* nuzten das Waschen mit warmen Wasser, oder Kleienabsude, innerlich Arzeneyen aus Schwefel, Seebad, Saft von *Sium aquaticum* mit Milch gemischt, Peruvische Rinde in Salzsäure. Gegen *Impetigo figurata* nuzten dem Verf. die Plummerschen Pillen, und der Absud von Ulmentinde und Sarlaparilla, Ung. zinci, *Ceratum Lithargyri acetati*, Gegen den Ostindischen Ringwurm, Schwefel, *Arum leguinum* *Cassia occidentalis* und *herpetica*. Quecksilber innerlich und äußerlich. *Impetigo erysipelatos* wird erleichtert durch leichte Abführungen, Peruvische Rinde und starkes Decoct von Sarlaparilla, wobey man heiße Wasserdämpfe an die leidenden Theile gehen läßt, Bedeckung mit Wachstaffent, Ung. zinci oder *Hydrargyri nitrati*, Plummers Pillen, Ulmenrinde; oder *Dulcamara*-Absud. Innerlich das schweflichte Wasser zu Harrowgate. Plate I versinnlicht, in des Verfassers bekannten farbigen Manier, Fig. I. *Porrigo larvalis* an einem Kindsgeßichtchen. Fig. 2. *Porrigo favosa* affecting the face. Plate II. *Porrigo scutulata*, an der Kopf:

schwarte eines Kindes von der Seite und von hinten. Plate III. Porrigo favosa affecting the head von hinten. Plate IV. fig. 1. First appearance of Impetigo sparsa. Fig. 2. Impetigo figurata an den Vorderarmen. Plate V. fig. 1. Impetigo sparsa am Vorderarme. Fig. 2. Impetigo scabida, auch am Vorderarme. Es ist zu wünschen, daß die Copien der Kupfer zur Deutschen Uebersetzung dieses letzten Heftes, weniger hinter den Originalien, als in den vorhergehenden Heften zurückbleiben möchten.

#### G i e ß e n.

Das Rindvieh, seine verschiedenen Rassen, Zuchten und Spielarten, Geschichte seiner Verbreitung, seine Erziehung, Benützung, Krankheiten, Fehler und Feinde; von Dr Friedrich Ludwig Walther, Prof. zu Gießen. 1817. Bey G. Fr. Heyer. Auf 284 S. in 8. Aus dem Bestreben des V. seinen Gegenstand nicht bloß wissenschaftlich sondern auch praktisch zu behandeln; die Sachen mehr nur anzudeuten als umständlich auszuführen; das Ganze so weit, als es nur irgend hat möglich seyn wollen, zu umfassen; jeden Satz mit Literatur reichlich auszustatten; jede Gelegenheit zu benutzen, um über Dinge, die eben nicht immer zunächst zum Zwecke gehören, durch Digressionen zu belehren; muß man schließen, daß dieses kleine Buch ein Theil des academischen Vortrags des gelehrten V. über sein Lehrbuch der Landwirthschaft ist; dessen ungeachtet werden es aber nicht bloß seine Zuhörer sondern auch Andere mit Nutzen und mit Vergnügen lesen: indem darin eine solche Menge von interessanten Bemerkungen, und mit Critik ausgewählten und geordneten Notizen zusammengestellt ist, daß selbst die Sachkundigsten darunter noch immer welche antreffen werden, die für sie neu und wichtig sind. Das Rindvieh, wovon die Individuen als wilde, verwilderte, Wildfänge, und Hausthiere vorkommen,

theilt der V. — aber freylich nicht ganz kunstgerecht — in 3 Arten, die er Untergattungen nennt, 1. Riesen-Ochsen; 2. Kindvieh von gewöhnlicher Größe, und 3. Büffel. Unser Europäisches zahmes Kindvieh leitet er auch mit aus dem Grunde von dem Auerochsen ab, weil sich darunter bisweilen Stücke finden, die am Vordertheile ganz krauses Haar haben, und damit auf diese Abstammung hindeuten. Ueber unsere Spielarten gibt er aber eben so wenig, als es bis jetzt noch irgend ein anderer Schriftsteller gethan hat, eine gründliche oder auch nur lehrreiche Auskunft. Den Fetthöcker des Buckel-Ochsen hält er nicht für eine wesentliche Eigenheit, sondern für ein Product äußerer Umstände. Die Abstammung des Kindviehes von einem einzigen Stamme lehrt er zwar nicht ausdrücklich; da er aber behauptet, daß alle Arten zu einer physischen Gattung gehören; so folgt es hieraus von selbst. Dieser Arten nimmt er nur zwey an, den Büffel und den grunzenden Ochsen; und davon glaubt er — was uns doch gewagt zu seyn scheint — daß, da sie nun einmahl völlig entwickelt und ausgebildet seyen, Nichts, auch selbst das Clima nicht — sie wieder abändern können. Nach America, meint er, sey das Kindvieh allein aus Europa gekommen; aber nicht bey der letzten Entdeckung dieses Welttheils allein, sondern auch schon bey der von den Normännern und Isländern gemachten frühern. Ueber die Erziehung, Benutzung und Krankheiten faßt er sich zwar kurz; aber doch nothdürftig hinlängl. Ueber die Fehler, welche die gänzliche Auflösung eines Kaufhandels oder wenigstens die Verringerung des Kaufpreises nach sich ziehen, sagt er, da er einmahl davon handeln wollte, doch zu wenig, und die dabey so sehr in Betrachtung kommende Franzosenkrankheit übergeht er gänzlich. Unter den Raubthieren, die Feinde des Kindviehes seyen, nennt er nur den Wolf und Hår; sind es aber nicht auch alle übrige Raubthiere, die das Kindvieh bezwingen können? Die Digressionen über die Entdeckung von America, über die Erfindung der Buchdruckerkunst, über



die Literairgeschichte der Landwirthschaft ic. sind zwar hier für fremde Leser nicht an ihrer Stelle; für den Hörsaal des Verfassers können sie aber doch ihren Nutzen haben.

### Magdeburg.

Bei Wilh. Heinrichshofen: C. Julii Caesaris Commentarii de bello gallico et civili. Textui ad optimarum editionum fidem denuo recognito accesserunt annotationes vel ex aliis selectae vel recens additae, item indices necessarii. Praemissa est notitia litteraria. Usui scholarum accommodare studuit M. Jo. Christo. Stöphalius Prof. reg. boruss. in senatu sacro atque scholastico a consil. societ. litter. varsav. et cracov. sodalia. Editio repetita auctior et emendatior. 1819. S. XXIV und 472. In Octav.

Schon aus dem Titel erhellet, daß die erste Ausgabe nicht so vollständig gewesen sey als diese: und aus der Vorrede sieht man, daß jene im J. 1815 zu Warschau, wo der Herausg. damahls als Lehrer stand, besorgt worden, und damahls wie jetzt allein Julii Caesaris commentarios de bello gallico et civili enthalten habe, mit einer Auswahl von Bemerkungen der vorigen Herausgeber, Jungermann, Cellarius, Dawes, Clarke, Dudenorp, Morus und Oberlin. Hier hat der Herausgeber sowohl als H. Friedrich Wiggert, Lehrer an der Domschule zu Magdeburg, der H. Stöphalius, als er nach Posen befördert wurde, in diesem Geschäfte ablösete, noch recht gute theils critische theils exegetische Bemerkungen beygefügt. Nur hätten den Commentariis noch die andern 3 in den Ausgaben gewöhnlich beygefügtten Aufsätze angehängt werden sollen, da es gut ist, daß auch diese von den Schülern gelesen werden, nicht nur wegen der Latinität, sondern auch wegen der Sachen. Die Indices, ein index historicus und ein index geographicus S. 465 ff. sind brauchbar; nur warum wurden nicht beyde in einen Index, was viel bequemer gewesen wäre, gebracht? Rpf.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1819.

P a r i s.

B. P. Huillier: De la justice criminelle en France, d'après les lois permanentes, les lois d'exception et les doctrines des tribunaux. Par Mr. Berenger. 1818. VI u. 616 S. in Octav.

Die Aufgabe dieses Werks, welches einen früher oftgenannten und gefeyerten Namen an seiner Stirne trägt, ist, zu zeigen, daß die jetzt bestehenden Criminalgesetze in Frankreich, so wie die Anstalten für peinliche Rechtspflege mit den Grundsätzen einer repräsentativen Monarchie, so wie dieselbe durch die Charte ausgesprochen seyen, durchaus im Widerspruch stehen, daß jene Gesetze und Anstalten, weit entfernt davon, die persönliche Freyheit des Schuldlosen zu schützen, vielmehr alle dahin gerichtet seyen, um die Regierung (worunter der Verf. nach der Vorrede, die Minister verstanden haben will) zum absoluten Tyrannen über das Leben und die Freyheit eines jeden Bewohners im Staate zu machen, und, daß daher statt einer unpartheyischen peinlichen Rechts-

B (6)

pflege nichts anders als die despotische Willkühr der Regierung herrsche. Um solches zu beweisen, geht der Verf. nicht allein die allgemeine Criminalgesetzgebung Frankreichs, so wie sie noch gegenwärtig neben der Charte besteht, sondern auch die einzelnen Institute, welche bey der Criminalrechtspflege in Thätigkeit gebracht werden, durch; und zeigt freymüthig die Mängel eines jeden, wobey er denn auch einzelne Anekdoten von Gewaltstreichen einzelner Behörden, kühn und derb erzählt. Rec. will suchen, den Ideengang des Verf. einigermaassen darzustellen, muß aber in Rücksicht des Details, welches gewiß das Interessanteste ist, die Leser an das Buch selbst verweisen. Nachdem sich der Verf. wegen seiner Freymüthigkeit entschuldigt, und auf eine ängstliche Weise darzutun gesucht hat, daß er nicht die Absicht habe, den Partheygeist wieder aufzurühren, zeichnet er mit kräftigen Strichen in dem Discours préliminaire die Mangelhaftigkeit der Französischen Criminalgesetze im allgemeinen. Eine Verfassungs-urkunde thue es nicht allein, wenn nicht die übrigen Gesetze damit in Einklang gebracht würden. Dieses sey aber nicht geschehen. "Nous nous sommes contentés de placer un magnifique frontispice devant les décombres du despotisme; monument trompeur dont l'aspect séduit, mais qui glace d'effroi quand on y pénétre. La législation criminelle qui devait être le complément du droit public d'un état, est chez nous le résumé de ce que mille ans d'ignorance et de préjugés ont produit de plus oppressif pour les peuples. Sous des apparences libérales, avec les mots pompeux de jurés, de débats publics, d'indépendance judiciaire, de liberté individuelle, nous sommes doucement conduits à l'abus de toutes ces choses, et au mépris de tous les droits; une

verge de fer nous tient lieu de baton de justice." Wenn nämlich durch die Revolution manche Verbesserungen der Criminalrechtspflege hervorgebracht seyen, so seyen dennoch durch die Napoleonischen Criminalgesetzbücher eben so viel Rückschritte geschehen; indem durch dieselben die frühere Sorge, die individuelle Freiheit des Angeeschuldigten zu beschützen, wiederum vereitelt, und alles angewandt worden sey, um die Verurtheilung oder Loosprechung desselben lediglich zur Disposition der Regierung zu verstellen. Noch schlimmer sey es aber gewesen, daß dieselben mit dem Vorbehalte gegeben sey: qu'il n'étoit dérogé aux lois antérieures, qu'autant qu'elles seraient contraires." Hierdurch hätten die Agenten der Regierung die Macht erhalten, das Vortheilhafte, was darin für den Angeeschuldigten enthalten gewesen, zu umgehen, und drückende und absurde Strafverfügungen aus der Palterkammer der Vergangenheit hervorzuziehen, um sie zu neuen Bedrückungen anzuwenden. Da nun diese Gesetzbücher durch die Charte bestätigt seyen, so ergebe es sich von selbst, daß der Inhalt derselben mit dem in der Charte versprochenen Schutze der individuellen Freiheit im schneidendsten Widerspruche ständen. Sodann geht der Verf. auf das Einzelne über. Tit. I. de l'ordre judiciaire. Geschworne seyen ein wesentlich nothwendiges Institut in jeder constitutionellen Monarchie; alle Criminalgerichte, welche ohne Zuziehung derselben erkannten, seyen Werkzeuge in der Hand des Despotismus. Daher seyen schon die sogenannten tribunaux d'exception unzulässig, aber noch weit gefährlicher, wenn man auf ihre Bildung sehe. So z. B. die Cours spéciales ordinaires, mit militairischen Beysitzern, und die permanenten Kriegsgerichte, wo sogar die Auswahl der Richter der Regierung zustehet. „Je jette les yeux sur

quelques-uns des conseils de guerre, qui ont condamné à mort plusieurs généraux accusés de félonie; et je vois dans la plupart des officiers supérieurs qui les composaient des noms absolument étrangers à notre armée: il est surtout un de ces conseils, ou sur neuf juges, je compte huit émigrés ou Vendéens." So in weit größerer Maaße bey den tribunaux d'exception temporaires, den Militaircommissionen, und den cours spéciales extraordinaires, wenn durch eine heillose despotische Maaßregel die Kraft der Verfassungsurkunde in ganzen Departementern suspendirt werde. Sehr weise habe daher die Charte alle tribunaux d'exception aufgehoben; „mais au mépris de la charte, une portion de la France vit encore sous le régime des tribunaux d'exception; et c'est d'après une décision ministérielle." (Hiebey noch die Anekdote, daß sich die Minister bey einer Gelegenheit beygehen ließen, durch eine telegraphische Depesche dem Préfecten und Platzcommandanten eines Departements eine unbedingte Vollmacht zum Morden zu geben, so daß weder Verfahren noch Gesetz dabey zur Sprache kam; und dieses im Jahre 1815. So wurden denn auch zwey Unschuldige zum Tode verurtheilt, und als man das sogenannte Gericht hierauf aufmerksam machte, begnügte sich daselbe, diese beyden Menschen, neben und in Gemeinschaft mit einigen andern Schuldigen, um sich keine Blame zuzuziehen, der Gnade des Königs zu empfehlen. Durch eine anderweite telegraphische Depesche ward aber diese Empfehlung zur Gnade verworfen; und die beyden Unschuldigen, wurden mit den Schuldigen erschossen.) Aber auch die tribunaux ordinaires, und die Geschwornenanstalt, welche doch die einzige Basis einer gerechten und unpartheyischen Rechtspflege

125. St., den 7. August 1819. 1245

sey, taugten in Frankreich nichts. Napoleon habe durch seine Gesetzbücher diese Anstalt in der That vernichtet, und nur ein Scheinbild stehen lassen, welches ganz und gar als Werkzeug der Regierung, und lediglich, um deren Willkühr zu befördern, betrachtet werden müsse. Dieses sucht der Verf. aus der Art und Weise, wie die Geschwornen gewählt werden, darzuthun. Die Aufstellung der Liste derselben liege dem Präfect, einem Agenten der Regierung ob, die Reduction der auf die Liste gesetzten Geschwornen dem Präsidenten, und abermals dem Procureur du Roi, einem solchen Agenten, welcher sogar die verwerfen könne, welche der Angeklagte zu seinen Richtern gewünscht habe. „C'est ce qu'on a vu notamment dans une affaire dont la malheureuse célébrité a occupé une de nos provinces. Le Procureur du Roi offrit le scandale de recuser tous les jurés acceptés par les accusés, de manière à ne conserver, que les douze, qui convénaient à ses desseins.“ Hierauf giebt der Verf. die Grundzüge der Englischen und Americanischen Geschwornengerichte an, und zeigt deren unendliche Vorzüge. — Aber auch selbst das Personal der Gerichte gebe gegenwärtig durchaus keine Gewährleistung für Unpartheylichkeit, denn die Richter seyen gleichfalls Werkzeuge in der Hand der Regierung. Die Unabhängigkeit derselben, die in der Charte ausgesprochene Inamovibilität der Stellen werde jedesmal dadurch eludirt, daß unter dem Vorwande, es fänden sich in einem Gerichte Factionisten, nach Gutdünken des Ministers eine sogenannte Epuration vorgenommen werde, wodurch die Richter ohne Urtheil und Recht entlassen, und in die bitterste Armuth versetzt würden. Durch diese schleunigen und unerwarteten Epurationen würden aber die Richter dermaßen eingeschüchtert, daß sie in critischen Angele-

genheiten so lange unthätig blieben, bis sie erst erfahren hätten, ob auch ihre Thätigkeit von der Regierung genehmigt werde. So z. B. bey den Schreidensaufritten in Nismes, bey dem Worte des Marschall Brune. „La magistrature, tenue dans une soumission parfaite, demeure spectatrice, elle reçoit avec déférence les procédures qu'on veut bien lui communiquer; elle accueille tous les actes, tous les renseignements qui lui sont transmis par une source aussi peu sûre; elle admet pour vrais tous les aveux, que l'obéissance, la ruse et quelquefois la violence ont pu obtenir; et c'est lorsque la vérité se trouve noyée au milieu de tant de préventions, c'est lorsque la magistrature a reçu toutes les impulsions qu'on s'est efforcé de lui donner, qu'elle juge les accusés, paraissant être ainsi un instrument, qu'on dirige; au lieu de se déterminer par elle même, et de son propre mouvement.“ Mit grausenvollen Zügen werden hierauf von dem Verf. die Gewaltthätigkeiten der geheimen Polizey, und der Präfecten gezeichnet; die enormen Attribute der letztern, setzen sie in den Stand, jede gesetzliche Verfügung zu umgehen, und von der andern Seite hängen sie ganz von der Laune des Ministers ab, der sie zu jeder Zeit absetzen kann. Sich zu compromittiren ist daher ihre höchste Furcht, und um gefällig zu erscheinen, thun sie immer mehr als der Minister will. Ihr Einfluß auf die peinliche Rechtspflege ist daher um so furchtbarer, da ihnen alle mildern Gefühle unzugänglich sind, und die Regierung stets dafür sorgt, daß sie nie in dem Bezirk heimisch werden, der ihrer Verwaltung angewiesen ist. Selbst Napoleon sah dieses in der letzten Zeit ein; der Verf. theilt eine merkwürdige Unterhaltung desselben mit einem Chespräsidenten über diesen Gegen-

Stand mit. Hierauf wendet sich der Verf. zu einer detaillirten Prüfung des Code d'instruction criminelle; er geht die Verfügungen desselben einzeln durch, und zeigt bey jeder, daß sich in diesem Gesetzbuche alles dahin vereinigt, um jede Gewähr der individuellen Freiheit zu vernichten, und den Angeschuldigten der gränzenlosen Willkühr der Regierung zu überlassen. Endlich noch werden die sogenannten lois d'exception — die Gesetze gegen die Pressfreiheit, die Gesetze über Mchtserklärungen und Verbannungen — bitter getadelt, und zum Schlusse einzelne Gewaltstreiche der Machthaber unter dem höflichen Ausdrucke: *des quelques usages recemment introduits en France* angegeben, die unter folgende Rubriken gebracht werden, de l'usage de promettre des recompenses à ceux qui découvriront des grands coupables; de l'usage de mettre la tête en prix; de l'usage de tuer l'homme qui fuit; de l'usage de tuer l'homme, qui ne fuit pas, u. dergl. mehr.

#### Paris.

Appréciation du Projet de Loi relatif aux trois Concordats avec les articles de deux derniers Concordats, ceux du Projet de Loi, et une Revue des Ouvrages sur les Concordats. Par J. D. Lanjuinais, Pair de France. Cinquieme Edition. 1818. S. 67. in 8. Unstreitig die gehaltvollste Schrift über das neueste französische Concordat, die aber auch ohne Zweifel auf das Schicksal desselben den entscheidendsten Einfluß hatte. Es ist der Staatsmann, der Historiker und der gelehrte Kanonist der es hier in seine Prüfung genommen, aber, seiner selbst und seiner Sache gewiß, bloß die Resultate der von ihm angestellten Prüfung in dieser Schrift



vorgelegt hat. Daher die Kürze, aber daher auch die Kraft, die jedes Wort darin zum Schlag macht, der desto tiefer eindringt, je lebhafter man dabey noch immer das gehaltene der Kraft fühlt, von welcher er herrührt. Nachdem Hr. L. S. 11:13. zuerst gezeigt hat, daß schon durch das im J. 1516. geschlossene Concordat die Ehre der Religion, die Unabhängigkeit der Nation, das Wohl des Volks und die Sicherheit des Throns auf die bedenklichste Art verletzt und gefährdet worden sey, so beweiset er S. 13:17. daß man jetzt bey der Form, in welcher es durch das Concordat vom J. 1817. auf das neue bestätigt worden sey, alle seine unseligen Wirkungen in einem noch viel höheren Grade davon zu fürchten habe. Mit nicht ganz sanfter, aber doch noch etwas schonender Hand werden dabey die heillosen, unwürdigen, und noch mehr unwirksamen Künste aufgedeckt, durch welche die Urheber des neuesten Concordats und seine vielleicht nicht ganz freywillige, Vertheidiger unter den Ministern das bedenkliche und anstößige darin vor dem Auge der Nation zu verstecken, und zum Theil durch den in die Kammern darüber gebrachten Gesetzes-Entwurf unschädlich zu machen suchten. Ueber die elf Artikel von diesem Gesetzes-Entwurf wird zwar S. 33:46. mit möglichster Billigkeit geurtheilt, denn es wird eingeräumt, daß darin das Ministerium die besten Absichten — aber unwiderleglich dargethan, daß es die totalste „insuffisance dans les moyens proposés“ verrathen habe.“ Somit gibt die Schrift auch den besten Aufschluß über den Gang welchen die Verhandlungen über das Concordat in die Kammern zu Paris nahmen, aber freylich macht sie es zugleich unbegreiflicher, wie es zu Rom geschlossen werden konnte.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.

Den 7. August 1819.

B o n n.

Bey Eduard Weber: Ueber das Cataster, von (Fried.) Benzenberg. Erstes Buch. Geschichte des Catasters. 1818. XXIII und 568 S. Zweytes Buch. Verfertigung des Catasters. XVI und 425 S. 8. — Wir verbinden damit ein, über eben diesen Gegenstand gleichzeitig erschienenenes Buch, das herausgekommen ist zu Mainz bey Flor. Kupferberg: Systematisches Handbuch des Catasters. Von Carl Thum. Zweyte Aufl. 1818. XIII und 332 S. gr. 8.

Beide vorliegende Werke haben einerley Zweck, nur sind sie in der Herbeiführung desselben merklich verschieden. Beide nehmen die Französischen Vorschriften zum Maßstabe als Mittel zum Zwecke; aber in der Anwendung derselben, weichen sie bedeutend von einander ab. Beide sind in der Hauptsache auf die Verordnungen und Instructionen gegründet, die Frankreich vom ersten Augenblicke an, als das Cataster bey den Franzosen eingerichtet wurde, in der nicht allgemein bekannten Sammlung (Collection des Lois, Ar-

E (6)

rétés Circulaires, Instructions et Décisions etc. par J. B. Oyon etc V Voll. à Paris chez Rondonneau 1808 — 1810. gr. 8.) an die betreffenden Behörden erlassen hat; aber in der Ausführung und Nuganwendung für das Cataster, geht jeder Verfasser seinen eigenen Weg. Beyde haben endlich dasjenige Hauptwerk benutzt, welches, um das Chaos jener 5 Bände vollen Verordnungen ic. wovon mehrere bloß vorübergehend waren, desto besser übersehen zu können; vom vormahligen Französ. Finanzminister Herzog von Gaeta veranstaltet und unter dem Titel: *Recueil méthodique des lois, décrets, réglemens, instructions et décisions sur le Catastre de la France*; à Paris 1811. 400 S. gr. 4. auf Kosten der Regierung nur in so viel Exemplarien abgedruckt wurde, als zur Vertheilung derselben an die Hauptagenten des Catasters erforderlich waren; nur in der Art der Darstellung der daraus entlehnten Vorschriften, bleiben H. B. und Th. sich nicht gleich. Der Eine wird instructiv durch sachkundige Erklärungen und Beispiele, um die Vorschriften anschaulich zu machen, wobey mitunter fremdartige Dinge vorkommen; der Andre dagegen durch zu strenges Halten auf den Buchstaben des Gesetzes, ohne dabey die mindeste Nuganwendung zu machen.

Wir wollen dieses allgemeine Urtheil durch die möglichst kurze Darstellung des Inhalts jedes dieser Werke, und deren Bearbeitung rechtfertigen. Hrn. Dr. Benzenb. 1. Bd. zerfällt in sieben Abschnitte. Im ersten S. 1—52 wird die Geschichte des Bergischen Catasters vorgetragen. (Man findet dieselbe theils von Hrn. B., theils von andern bereits früher beschrieben in *Bode astronom. Jahrb. f. 1808. S. 262 fg.* und in einer ziemlich vollständigen Abhandl. Ueber die Fortschritte der Berg. allgem. Landesvermess. in

dem J. 1806. von J. Fr. Wenzenbera, in den allgem. geogr. Ephem. 24. Bd. S. 382 bis 423; auch im Hamb. Deutsch. Beob. f. 1817, v. 1. u. 4. Jul. Nr. 539 u. 540.) In dem vorliegenden Buche erscheint jene Vermessung in einer etwas veränderten Gestalt; als Vorarbeit des neuen Catasters, mit Zusätzen über des W. neuern Schriften für Geometer, und die Hindernisse, welche der Franz. Regier. Commiss. Graf Deugnot, im Gegensatz von Algar, der Bergischen Cataster-Fertigung in den Weg gelegt habe. Hiezu werden im 2ten Bde S. 257 bis 272 zwar Beyträge zur Geschichte des Bergischen Catasters unter dem Grafen Deugnot geliefert, die aber nicht unmittelbar sich an jene Geschichte schließen, sondern der Catastrirung des Münsterlandes, folglich der Franzöf. Berg. Regierung angehören, auf die wir, mehrerer Berichtigungen wegen, weiter unten zurück kommen werden. Zweyter Abschn. S. 53—73. Geschichte des Catasters im Herzogthum Westphalen. Diese ist ebenfalls keines Auszugs fähig, indem sie sich auf eine Dreyeckmessung gründet, die zur Zeit der Großherzogl. Darmstädtischen Regierung über das Herzogthum Westphalen veranstaltet wurde. Man muß daher das Verfahren und die daraus entstandenen Resultate, bey Hrn. W. selbst lesen, welcher versichert: diese, wie die darauf gegründeten Verordnungen für besagtes provisorische Cataster, wären mit sehr vieler Sachkenntniß entworfen, und besser wie die der Bergischen ausgeführt worden. An dieses Urtheil schließen sich die, im 2ten Bde dieses Werks S. 272—285 weiter practisch ausgeführten Beyträge zur Geschichte des provisorischen Catasters des Herzogthums Westphalens, welche auf die Dreyeckmessung sich gründet, deren Geschichte hier S. 285 bis 303 nachträglich erzählt und mit der Bergi-

sehen Vermessung verglichen wird. Dritter Abschn. S. 74 — 99. Geschichte des Französischen Catasters. Nachdem der Hr. Verf. einen kurz-historischen Abriss über die ältere Geschichte Frankreichs wegen der früher bestandenen Verfassung des Grundeigenthums bis auf Colbert vorgebracht hat, zeigt er, welchen Plan dieser Minister, zu einem allgemeinen Cataster von Frankreich 1679 entworfen habe, und welche Schwierigkeiten, denselben auszuführen sich entgegen gestellt hätten, deren Besiegung durch seinen Tod (1683) vereitelt wurde. Von Chamillard, einer seiner Nachfolger, und mehrere Finanzminister nahmen oft und bis zum J. 1763 jenen Plan wieder auf; allein die Begebenheiten der Zeit und die schwachen Regierungen Ludwig XV. und XVI., unter welchen die Widersetzlichkeit des Adels und der höhern Geistlichkeit keine Grenzen kannte, vernichtete die Ausführung eines Plans, der durch die Französische Revolution erst verwirklicht wurde. In dieser merkwürdigen Epoche wurde zwar zur Zeit der *Assemblée constituante* eine allgemeine Vermessung Frankreichs, auf den Grund der Departemental-Einrichtung beschlossen, und zum Theil ausgeführt, worüber in der Folge ein eigener Atlas national erschien; allein es verstrichen doch mehrere Jahre unter den grausamen Stürmen dieser politischen Begebenheit, ohne daß mit Erfolg an ein Cataster gedacht werden konnte. Erst mit der Consular-Regierung in Frankreich hebt die Einleitung zu dieser Arbeit an, die von 1802 bis 1817 in fünf Perioden hier durchgeführt wird. Vierter Abschn. S. 100 bis 298. Vollständige Darstellung der gegenwärtigen Einrichtung des Catasters von Frankreich. Hr. V. hat dabey überall das von uns so eben angeführte *Recueil méthodique* — im Auge, welches er im Auszuge, mitunter auch in einer Uebersetzung liefert, aber wo es ihm zweckmäßig scheint, hin

und wieder mit eigenen Ansichten begleitet. Dahin gehört vorzüglich der fünfte Abschnitt, S. 299 -- 454, in welchem der Verf. das Französische Cataster beurtheilt. Indem er zwar die große Vollkommenheit in der Entwerfung der Verordnungen und Instructionen von 1811 (*Recueil méthodique* etc.) anerkennt, verbirgt er auch nicht die Mängel und Irrthümer, die durch die Anwendung jener Vorschriften, von manchen Angeordneten ic. aus Mangel an Kenntnissen u. dgl. herbeigeführt worden. Diese werden durch viele practische Beispiele mehrerer Cantone der ehemaligen Rheindepartements und der des alten Frankreichs begründet und durch Vergleichen anschaulich gemacht, welche sich auch auf die Kosten des Catasters erstrecken, die in einigen Departements zu dieser Arbeit verwandt worden. Aus dieser Betrachtung folgert Hr. V. eine andere, eben so wesentliche, die er im sechsten Abschn. S. 455 -- 547 über die Fehler des Französischen Catasters gründlich ausführt. Diese werden auf 4 Hauptpuncte reducirt, die alle dem Finanzministerio zur Last fallen, folglich in der dadurch erzeugten Wechselwirkung dem Cataster nachtheilig gewesen. Erster Fehler. Der Minister verliert vom Anfange an (1802), bis auf den Sturz der Kaiserherrschaft (1814), während eines 12jährigen Zeitraums der steten Regierung, unter der keine Ministerialveränderung eintrat, zu viel Zeit mit zwecklosem Probieren des Catasters, ohne es zu vollenden. Zweyter Fehler. Dieser verordnet eine unbequeme Einrichtung der Mutterrollen, wodurch das Schreibwerk in manchen Gegenden um das achtfache vervielfältigt wird. Der Verf. schlägt dafür eine bessere Einrichtung vor. Dritter Fehler. Das Ministerium hat nicht dafür gesorgt, daß die Theilungen, so sich im Laufe der Jahre im Acker ic. Boden er-

eigen, auf den Karten nachgetragen werden. Durch dieses Versäumen wurde der Untergang aller Cataster unvermeidlich. Hr. B. zeigt die Mittel an, um dieses zu verhüten. Viertes Fehler. Der Minister verordnet erst im J. 1817, daß der Ingenieur eben so den Canton trianguliren sollte, wie der Geometer die Gemeinden. Daß aber dieß alles in Paris centralisirt werden sollte, ohne dem Generalinspector des Catasters ein reisendes Bureau beyzuordnen, sey ein Fehler, der jener Arbeit bedeutende Nachtheile zugewandt habe, die Hr. B. durch eine bessere Einrichtung des Geschäfts zu heben bemüht ist. Der siebente Abschnitt, welcher S. 548 — 568 diesen Band beschließt, liefert eine Statistik von Frankreich nach dem Cataster. An diese reiht sich diejenige, welche Hr. B. im 2ten Bde S. 372 — 410 für die Statistik des Französischen Steuer-Catasters am 1. Sept. 1817, nachträglich geliefert hat. Daraus geht hervor, daß Frankreich 85 Departements, 368 Kreise, 2659 Cantone und 38990 Gemeinden zählt. Von den letztern sind 10,155 gemessen, 8337 abgeschätzt, und 6521 völlig fertig catastrirt worden, welche 460 Cantons bilden. Daraus geht hervor, daß nur Ztel des Catasters von ganz Frankreich fertig ist. Es würde zu weit führen, mehreres davon auszuheben; wir eilen daher zur Anzeige des 2ten Bandes, der noch einige wichtige Gegenstände enthält, welche Aufmerksamkeit verdienen. Dieser Band zerfällt in sechs Abschnitte, die alle der Verfertigung des Catasters, wie es seyn soll und muß, nach den Ansichten und den Erfahrungen unsers Verf., welcher dazu die rheinisch-westphälischen Provinzen zum Gegenstand seiner Absicht wählt, gewidmet sind. Er handelt daher zunächst im ersten Abschnitte S. 7 — 63 über die Natur der Grundsteuer, die er bald als eine Gewerbesteuer von dem Gewerbe

des Ackerbaues, bald als eine Capitaliensteuer von den, in ein unbewegliches Eigenthum angelegten Capitalien betrachtet. Dieß führt ihn zu mancherley Ansichten über das System der Physiocraten und ihrer Gegner, wobey Vergleichen über die Steuern Englands und der östlichen und westlichen Provinzen der Preussischen Monarchie angestellt werden, die allerdings sehr schätzbar sind, wenn die in der Folge S. 57 fg. aus dieser Untersuchung gezogenen Resultate, nach dem Wunsche des Verf. beherzigt würden, um verwirklicht zu werden. Zweyter Abschn. S. 64 bis 136. Statistik des zu catastrirenden Landes. Diese ist keines Auszugs fähig, indem die hier vorkommenden Gegenstände zu vielseitig sind, um auch nur den dürftigsten Auszug davon zu liefern, indem wir auf den Raum unserer Blätter Rücksicht nehmen müssen. S. 134 Note \*) wird angeführt: Im Französ. Cataster würde das Minimum des reinen Ertrag für Haiden, zu  $\frac{1}{2}$  Franc vom metrischen Morgen bestimmt. Wir finden aber in dem, noch zur Zeit nicht aufgehobenen Gesetze vom 3. Febr. VII. J. Art. 65, daß der geringste Anschlag des reinen Ertrags von Haiden, nur 1 Decime (also der 5te Theil von jener Angabe), aber auch nicht darunter betragen darf. Dritter Abschn. S. 137—163. Verfertigung des Catasters. Der Verf. macht Vorschläge, wie das hiezu erforderliche Personal zu organisiren, die Geschäfte eines jeden zu leiten, und die Einrichtung des Catasters am zweckmäßigsten zu befördern sey. Man muß dieß Alles im Buche selbst lesen. Vierter Abschn. S. 164—183. Bezahlung der Arbeiten. Hr. V. hält dafür: Der Französische Maßstab sey der beste, indem die Preuß. Landmesserordnung von 1813 hiebey nicht anwendbar sey. Die angeführten Gründe rechtfertigen die Ansichten des Verf. Fünfter Abschn.



S. 184—229. Erhaltung des Catasters. Die fehlerhafte Einrichtung des Franzöf. Catasters, die Hr. B. im 1. Bde mit Recht gerügt hat, soll bey der neuen Einrichtung der dazu erforderlichen Bücher, und besonders durch das nothwendig werdende Ab- und Zuschreiben der Grundstücke bey Besitzveränderungen, vermieden werden. Sechster Abschn. S. 230—257. Ueber die Schwierigkeiten, welche sich der Vollendung des Catasters entgegenstellen. Dieser Abschnitt enthält viele Wahrheiten aus der Erfahrung hervorgerufen. Rec. ist mit dem Verf. einverstanden, daß die Aufstellung eines genauen Catasters die größte statistische Unternehmung eines großen Staats, und vielleicht die schwierigste Aufgabe der ganzen Verwaltung sey, weil in der Regel der Finanzminister, aus Mangel an Kenntniß vom Cataster, dieselbe nicht aufzulösen verstände. Der Herzog von Gaeta habe dazu in Frankreich den Beleg gegeben; vielleicht würde dieser Fall auch in andern Staaten, jedoch mit dem Unterschied eintreten, daß die Staats-Chefs nicht wie dazumahl in Frankreich, von dem Grundsatz ausgehen: die Gewalt sey das höchste Ziel des Herrschers. Was indessen mitunter im 125. S. S. 131—136 vorkömmt, ist wirklich fremdartig, z. B. das Gleichniß von Lichtenbergs Vorles. über die Physik, mit dem Actenlesen des Finanzministers, paßt nicht hieher; man muß aber diese und dergleichen Abschweifungen vom ernsthaften Hauptgegenstande, ihm zu gute halten, indem man es an ihm gewohnt ist, daß er höhere Mathematik, Astronomie, Mondstheorie, Gradmessungen, u. dgl. bisweilen in die Prosa seines Vortrags über gewöhnliche Dinge im bürgerlichen Leben einmischt, ohne dabey an Zeit und Ort, an das Gemeinnützliche und Schickliche zu denken. Alles Uebrige, womit dieser Abschnitt und

zugleich das eigentliche Werk geschlossen wird, ist lehrreich und practisch; ob aber das Cataster für die westphälisch-rheinischen Provinzen in 8 Jahren zu vollenden sey, wie S. 256 behauptet wird, dürfte Rec. aus Gründen, die nicht hieher gehören, bezweifeln. In den Rheinprovinzen, wo man jetzt im Frühjahr 1819, sowohl im ganzen Ober-Präsidialbezirk von Cöln, als auch in dem Regierungsbezirk von Cleve, mit der Catastrirung dieser Länder wieder völlig beschäftigt ist, glaubt man, bey der ununterbrochenen Fortdauer dieser gemeinnützigen Beschäftigung, erst nach 10 Jahren mit dieser Arbeit zu Stande zu kommen.

Das Folgende von S. 257 bis zu Ende, nennt Hr. B. Beylagen. Es sind aber Nachträge, deren wir zum Theil schon gedacht haben, und nur noch auf einige, wegen nothwendiger Berichtigungen, wieder zurück kommen müssen.

Es ist irria, wenn S. 258 u. a. D. behauptet wird: Im Regierungsbezirk Münster wäre das landübliche Flächenmaß, der Holländische Morgen zu 600 rheinl. Quadratruthen. Das ist es nicht. Zur Zeit der Bischöfl. Regierung Münsterlandes war die Landmaß in den Territorialämtern fast eben so verschieden, als das Kern-Scheffelmaß derselben. Die Ausfaat eines derartigen Scheffel Roggens oder Gerste, bildete die Grundfläche des Bodens, dessen Einheit der Scheffel, nicht der Morgen war. Indem nun 13 Orts-Scheffel vorhanden waren, so veränderte sich auch darnach das Flächenmaß. So hielt z. B. der Flächenraum eines Stadt-Münster-Roggen-Scheffels = 72; der dasige Gersten-Scheffel = 78 rheinl. M.; in Warrendorf dagegen der Roggen-Scheffel = 78; der Gersten-Scheffel = 84 rheinl. M. u. s. w. Seit dem J. 1804 ist aber der Magdeb. Morgen = 180 M. angenommen, wozu bey man allgemein das Stadt-Münster Roggen

Scheffel = 72 rheinl. M. zum Grundflächenmaß festgesetzt hat, und wornach 2 Magdeb. Morgen = 5 Münster Scheffel Flächenmaß sind, welche im ganzen Münstersch. Regier. Bezirk, die Franzöf. Periode abgerechnet, bis jetzt statt findet. Die neue Maß- u. Gew.-Ordn. für die Preuß. Staaten v. 16. May 1816 (Ges. Samml. v. J. 1816. Nr. 10. Abth. Nr. 356. S. 142-152), welche nach dem Amtsblatte im April 1819, in der Prov. Westphalen Gesezkraft erhalten, hat hierin keine Aenderung bewirkt, wenigstens noch zur Zeit nicht gesetzlich aufgehoben. So umständlich Hr. B. auch, auf den Grund eines amtlichen Berichts über die Verschweigung der rohen Cataster-Fertigung im ehemahligen Ems. Departement (Hauptort Münster) zur Franz. Bergischen Zeit, sich verbreitet; so scheint er noch lange nicht hinreichend genug unterrichtet zu seyn, um das wahre Resultat dieser Verschweigungen, und der mitunter sehr leidenschaftlichen Abschätzungen darstellen zu können. Es würde für die Grenze dieser Blätter zu weit führen, diesen Gegenstand zu ergänzen, der in den neuesten Zeiten zwar ziemlich verbessert worden, aber durch die Catastral-Vermessung dereinst zur völligen Richtigkeit erst gebracht werden wird. 4. Nachtrag. Ueber die Genauigkeit der Mittel bey der Bestimmung der Marktpreise. S. 303 — 315. Diese kleine Abhandlung auf die Angaben der Rathhaus-Register von Roermond v. J. 1685 — 1784 gegründet, beabsichtigt den reinen Ertrag der Grundstücke Abschätzung für das Cataster daraus herzuleiten. Hr. B. sucht jedesmahl den Mittelpreis von Roggen und Hafer nach einem 25jährigen Durchschnitt, und dehnächst S. 309, den Mittelpreis für das ganze Jahrhundert, nach dem Durchschnitt dessen beyder Hälften zu bestimmen. Rec. ist mit der Herbeiführung dieser Resultate aus folgenden

Gründen nicht einverstanden. Durchschnittspreise von Getreidearten können, wie die Erfahrung, und die Grundsätze der politischen Arithmetik mit Sicherheit lehren, nie anders als nach einem 25-jährigen Mittel mit Weglassung 2 der theuersten und 2 der wohlfeilsten Jahre, oder noch schärfer auf 30 Jahre, wovon die 3 theuersten und 3 wohlfeilsten wegzustreichen sind, am zuverlässigsten gefunden werden. Ein ganzes Jahrhundert, in 4 Epochen getheilt, ohne alle Einschränkung und ohne den steigen- und fallenden Werth der edlen Metalle dabey zu beachten, ist gar nicht dazu geeignet, ein richtiges Resultat zu liefern, worauf Natural-Veranschlagungen bey Abschätzungen des reinen Ertrags gegründet werden sollen. Dieß haben schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Menge in- und ausländischer Schriftsteller aus einleuchtenden Gründen erwiesen. Besonders ist dieser Gegenstand in C. J. Kraus verm. Schriften, 11 Th. S. 269—288. Königsb. 1808. 8., woselbst verschiedene Kornpreise 1c. aus dem Mittelalter bis zum Anfange dieses Jahrhunderts vorkommen, gründlich abgehandelt. — Auch dürfte die Behauptung unseres Verf. S. 314: die größere Menge Frucht (Getraide), die jetzt auf dem Markt erscheine, würde den Preis derselben dergestalt herabsetzen, daß solcher sich beständig im Mittelpreise von 1685 bis 1784 halte, schwerlich sich realisiren, da bekanntlich seit 1764 in ganz Europa, zumahl in den niederrheinisch-westphälischen Provinzen, die Preise durch die Erhöhung des Münzfußes, und das Verhältniß des Goldes zum Silber, fast einer allgemeinen Umstellung unterworfen worden. 5. Vergleichung unseres Ackerbaues mit dem Englischen, S. 316 bis 324, und 6. Vergleichung des Ertrags der Zehnten auf dem linken Rheinufer mit dem Englischen Zehnten. S. 324—328, beyde übergehen

wir, da sie nicht hieher gehören. Dagegen haben die 7. Beyträge zur Statistik der neuen Regierungsbezirke, S. 329—335 und 8. die Abhandlung: Ueber die Vertheilung der verschiedenen Steuern in den verschiedenen Provinzen der Preussischen Monarchie. S. 336—371 ein vollgültiges Interesse, woben wir uns auf einige Augenblicke verweilen wollen.

Abgerechnet was S. 162 von der Zukunft für die Preuß. Rheinlande gefürchtet wird, wollen wir nur die statistischen Angaben prüfen, welche der Verf. S. 337 für "die genauesten" erklärt, "die bis jetzt bekannt gemacht werden." Der Kürze wegen wollen wir dieselben summarisch zusammen fassen, und solche mit den gleichzeitigen officiellen Stats-Angaben vergleichen, die darüber uns vorliegen. S. 341 und 344 ist der Ertrag aller Grund-, Personal- und Mobiliar-, Thüren und Fenster-, auch Patent- oder Gewerbesteuer, mit Inbegriff der Zusatz-Centimen, der Stempel- und Einreisfricungs-Abgaben:

a) Für die beyden Rheinprovinzen	Thlr.
überhaupt	4,002,000
Dazu an Zollgefällen	190,000

Also an Abgaben im Ganzen, ohne die von dem Kön. Salzmonopol, dessen gar nicht erwähnt wird

b) Für die Provinz Westphalen	
überhaupt	1,714,000 Thlr.
und deren Zollgefälle	91,000

oder im Ganzen, ohne das Salzmonopol, dessen auch hier nicht und nirgend gedacht ist:

	1,805,000
Diese Abgaben werden von den sämtlichen Einwohnern dieser Provinzen aufgebracht, welche Hr. V. S. 338 und 339 bestimmt:	

a) In den beyden Rheinprovinzen	1,865,540
---------------------------------	-----------

b) In der von der Provinz Westphalen zu 1,001,170  
Das Summarium aller Bewohner sämtlicher  
Preuß. Staaten, wird a. a. O. ange-  
geben zu

Wir wollen diese Angaben, die aus einer frü-  
hern Periode entlehnt zu seyn scheinen, mit dem  
Etatsmäßigen Colleinkommen vergleichen, das am  
Ende des Jahres 1817 für das Etatsjahr 1818,  
behuf jener Provinzen zum Maßstabe diente.

Der Ertrag aller Grund- Personal- und Mobi-  
liar-, Thüren- und Fenster-, auch Gewerbs-  
steuer, incl. Zusatz-Centimen, auch Stempel-  
und Einregistriungsgebühren, ist im J. 1818  
gewesen: Thlr. Gr. Pf.

a) Für die beyden Rheinprovinzen 4,041,834 2 4  
Hiezu an indirecten Abgaben: Thlr. Gr. Pf.  
a) Vom Salzmonopol . 409,818 = =  
b) Von der Zoll- und Ver-  
brauchssteuer: . . . 700,000 = =  
1,109,818 = =

Summa aller Abgaben in beyden  
Rheinprovinzen . . . 5,151,652 2 4

b) Für die Provinz Westphalen, an  
directen Steuern überhaupt, die  
Summe von . . . 1,990,099 7 6  
Hiezu an indirecten Steuern Thlr. Gr. Pf.

a) Vom Salz-Monopol 257,746 15 7  
b) Von der Zoll- und  
Verbr.- Steuer . . . 500,000 = =  
757,746 15 7

Summa aller Abgaben in der Pro-  
vinz Westphalen: . . . 2,747,845 23 1

Die Bevölkerung aller  
Preuß. Staaten betrug am Einwohner  
Ende des J. 1817 überhaupt 10,536,571  
wovon auf die Rheinprovin-  
zen kamen . . . 1,907,773  
und auf die Provinz Westphalen 1,074,079

Darnach kam im Jahr 1818 die Gesamtsteuer für jeden Einwohner in den beyden Rheinprovinzen <sup>2,7 Thlr. Pr. Gr.</sup> und für den in der Prov. Westphal. 2,55842 Thlr. id. Alle diese Resultate, welche sich auf officiële Angaben gründen, sind merklich von denen verschieden, welche Hr. B. mit vieler Sorgfalt in Tabellen zusammen gesetzt hat.

Des 9. Nachtrags, der die Statistik des Französisch. Steuer-Catasters am 1. Sept. 1817. S. 372 fg. enthält, haben wir bereits oben erwähnt. 10 und 11 Nachtrag: Kosten des Catasters von Frankreich und des von Paris S. 410 — 423. Zuletzt 12. Vergleichung der Französischen Uckermaße mit den Deutschen. S. 423 — 425. Ganz unvollständig, indem sich diese Vergleichung bloß auf Preuß. und Eöln. Maße einschränkt, die mit der Französisch-metrischen, mit Weglassung aller Decimalstellen verglichen werden. Auffallend ist die statistische Nachricht im 2ten Bd. S. 70, daß bey der im Octob. 1816 im Regier.-Bezirk Düsseldorf vorgenommenen Volkszählung auf einer Quadratmeile 8051 Menschen gewohnt haben sollen.

Aus dieser gedrängten Darstellung wird man entnehmen, wie Hr. B. seinen Gegenstand abgehandelt hat. Bey den zahllosen lehrreichen Ansichten und Entwicklungen, welche dieses Werk enthält und die Vorbereitung, Verfertigung, den Haushalt und die Erhaltung des Catasters betreffen, die fast allenthalben den practischen Sachkennner auszeichnen, stößt man doch mitunter auch auf mehrere Eigenheiten und fremdartige Dinge, die nicht zum Wesen dieser Materie gehören. Wir wollen davon einige Beispiele anführen: 1r Bd. S. 62 paßt die technologische Anmerkung vom Papiermacher nicht einmahl auf alle Papierformen, geschweige an diesem Orte. Eben so wenig wird man S. 72 fg. das Aggregat der Französischen Gradmessung hier erwarten. S. 306

hält der Verf. die mechanische Einrichtung des Franzöf. Catasters für so vollkommen, daß er mit Pestalozzi ausruft: Der Erfolg ist ein Gottesurtheil!! — Seine Anführung über Agar und Weugnot wollen wir übergehen. Aber wozu dient S. 389 fg. die lange Note über das Verbrennen der Kriegesrechnungen zu Zürich? so wie im 2ten Bde S. 13 die Note, wo das Strümpfestricken zu einer Definition des Geldes wird. Unter den öftern Wiederholungen zeichnet sich auch die lange Note S. 53 über die Umdrehung der Erde aus, die aus des Verf. früheren Schrift: über die Gesetze des Falls, längst bekannt ist. Die beynabe 8 Seiten lange Note S. 371 bis 378 über das Preuß. stehende Heer, gehört doch wohl nicht zum Cataster. Wahrscheinlich werden die Worterklärungen S. 83: Honnschaft und Kotte wenige Leser befriedigen. Honnschaft, wodurch in einigen Gegenden des Unterbergischen, wie z. B. in der ehemahligen Herrschaft Hardenberg im Amte Wetzmann u. s. w. eine *W a u e r s c h a f t* verstanden wird, ist kein Deutsch, und bey Kotte (*A b t h e i l u n g*) hätten *A d e l u n g* und *C a m p e* zu Rathe gezogen werden sollen; anderer Eigenheit nicht zu gedenken. — Ungern vermiffen wir bey diesem übrigens wirklich gemeinnützigen Werke, ein alphabetisch geordnetes Register, um den Gebrauch des Ganzen und der mannichfaltig vorkommenden einzelnen Gegenstände desselben, dadurch zu erleichtern. Hat doch Hr. B. eine derartige Bequemlichkeit an dem vortreflichen *Recueil methodique* etc. dessen wir oben erwähnten, schon 1r Bd. S. 298 ganz vorzüglich gerühmt; warum setzte er sein eigenes Werk diesem wirklichen Mangel aus? Das was ebendas. S. 300 von der Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks in jenem Franzöfischen Werke der völligen Wahrheit gemäß, erwähnt wird, fand Rec. in aller Hinsicht gegründet, indem solcher dieses Werk im



Winter 1812 und 1813 auf mehrere Wochen zur Ansicht benutzte.

Endlich heben wir noch einige Druckfehler aus, die in dem, noch vor wenigen Tagen erfolgten Cartonbogen zum 2ten Bde, nicht vermerkt stehen: z. B. 2r Bd. S. 257. L. 6 v. u. l. Coesfeld st. Kresfeld. S. 268 Lin. 8 v. oben Coesfeld st. Cosfeld; S. 297 L. 5 von oben und L. 1 v. unten Kade — st. Kode, auch S. 317 L. 10 v. oben Colquhoun, st. Calquhoun.

Hey dem systematischen Handbuche des Hrn. Thum können wir uns kurz fassen. Dasselbe ist im Grunde ein bloßer Auszug, der Französischen Vorschriften über das Cataster, welche noch gefezlich bestehen, und die in dem mehrerwehnten Rec. method. — das aber nirgend genannt wird — enthalten sind. Daher wird dieser Auszug wie das Original nach Bücher, Kapitel und Sphen eingetheilt, wobey am Ende der letztern auf den Sph der Urschrift verwiesen wird, ohne derselben in den beyden Vorreden zu gedenken. Die Einrichtung dieses Handbuchs ist im Ganzen zweckmäßig, und der Vortrag bestimmt, deutlich und klar. Auch hat der Verf. S. 305 bis 332 ein vollständiges alphabetisches Sachen-Register angehängt, das den Gebrauch dieses Buchs ungemein erleichtert. Schade, daß weder Hr. B., noch Hr. Th. ihren Werken einige der vorzüglichern und zur Erläuterung der Vorschriften gereichenden Modelle beygefügt hat, die dem Recueil méthodique — in einem besondern Folioband von 184 S. angehängt sind. Dadurch würde mancher tabellarische Gegenstand, in Absicht seiner Einrichtung, merklich gewinnen und dem, der sich in den trockenen Buchstaben der Vorschriften nicht genau zu finden weiß, dadurch practisch anschaulich werden. B.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 9. August 1819.

G e n f.

Bei Pachoud: Deux traités de Physique mécanique publiés par Pierre Prevost. 552 Octavseiten. 1 Kupfertafel. 1818.

Wenn gleich das dynamische System in der Naturlehre vor dem atomistischen darin einen Vorzug verdienen mag, daß es die Grundkräfte, in die es das Wesen der Materie und der daraus bestehenden Körper setzt, selbst nicht weiter zu erklären unternimmt, so artet es doch, so bald es weiter gehen, und die sinnlichen Qualitäten der Körper dadurch erklären will, daß es jene Kräfte bald in diesem bald in jenem Gradualverhältnisse annimmt, leicht eben so gut in einen physischen Roman aus, als die mechanische Naturphilosophie oder das Atomensystem, wenn dieses aus gewissen fingirten Gestalten der Atome und der daraus entstehenden größern Molecules, und andern willkürlichen Voraussetzungen, begreiflich machen will, warum ein Körper sich auf diese oder jene Art unsern Sinnen darstellen muß. Indessen haben doch solche Spiele des Wises und

D (6)

der Phantasie von jeher manchen guten Kopf beschäftigt, und dürften auch wohl so lange sich nicht aus der Naturlehre verlieren, als der menschliche Geist den Trieb in sich verspürt, aus gewissen möglichst einfachen, wenn gleich öfters in der äußern Anschauung selbst nicht nachzuweisenden Voraussetzungen, die sinnlichen Verhältnisse der Materie sich begreiflich zu machen. Ja er hält sich sogar für befriedigt, wenn solche Gebilde der Phantasie von der Beschaffenheit sind, daß ihm daraus auch noch andere Dinge begreiflich werden, auf welche seine Untersuchung nicht geradezu gerichtet war, und so mögen sie denn als Beweise einer glücklichen Combinationsgabe, auch noch immer ihren Platz in der Naturlehre behaupten, wenn sie nur nicht mit Stolz und Anmaßung, oder gar mit verächtlichen Seitenblicken auf die Experimentaluntersuchung, als eitle profane Beschäftigung, dargestellt werden; dergleichen Beispiele sich selbst in den neuern Zeiten noch nachweisen ließen. Von jeher war insbesondere die Attraction sowohl im allgemeinen, als auch in den einzelnen Fällen z. B. des Magnetismus, der chemischen Verwandtschaft u. ein Gegenstand, der besonders die mechanische Naturphilosophie beschäftigte. Eine actio in distans, ohne Dazwischenkunft einer besondern Materie, schien unbegreiflich, und man ließ daher die Körper bald mit feinen ätherischen Stoffen umgeben seyn, die sich in Wirbeln bewegten, bald ließ man Ströme von allen Seiten aus dem unendlichen Raume herkommen, wodurch sich die Körper gegen einander bewegen sollten, und verband hiemit auch wohl noch andere Fiktionen z. B. in Rücksicht der Gestalt der Partikelchen, woraus solche ätherische Ströme bestehen sollten, und der innern Structur der Körper selbst, worauf solche Ströme wirkten, um in einzeln be-

sondern Fällen der Anziehung z. B. des Magnetismus, ihre Wirkungsweise in einem recht sinnlichen Bilde darzustellen. Manche dieser Vorstellungsarten waren so sinnreich ausgedacht, daß selbst Academien durch Ertheilung von Preisen den Werth derselben anerkannten. Nachdem in den neuern Zeiten die Naturlehre mehr die Richtung der Experimentaluntersuchung genommen hat, läßt man den Werth oder Unwerth solcher Speculationen lieber auf sich beruhen, und studirt sie nur in so fern sie zur Geschichte der Wissenschaft gehören, oder sich durch Scharfsinn auszeichnen. Unter allen insbesondere die Attraction betreffenden Darstellungen hat sich die von Le Sage in seinem *Lucrèce Newtonien* und in der von der Academie zu Rouen gekrönten Schrift *Essai de Chimie mécanique*, wovon nur wenige Exemplare in das Publicum gekommen sind, besonders ausgezeichnet, und ein Deluc, P' Huillier, Lichtenberg u. a. haben mit Achtung von ihr gesprochen. Indessen hatte Le Sage immer noch zu einem größern Werke, über diesen Gegenstand Hoffnung gegeben. Aber durch die großen neuern Entdeckungen welche seit dem Erscheinen jener Schriften auf dem fruchtbarern Wege der Experimentaluntersuchung gemacht worden sind, scheint der Eifer des Verf. für solche bloß speculative Untersuchungen, die auch in der That von dem Publicum mit minderm Interesse würden aufgenommen worden seyn, sich allmählich vermindert zu haben. Es ist von jenem größern Werke nichts weiter bekannt geworden. Die Materialien, die er dazu gesammelt hatte, fanden sich in seinem Nachlasse, und werden nun hier durch seinen Landsmann-Hrn. Prevost; dem Publicum mitgetheilt. Sie enthalten größtentheils das, was man schon in dem *Lucrèce Newtonien*, und der *Chimie mécanique* vorfindet; und ma:

chen das erste *Traité* der vor uns liegenden Schrift aus, mit Erläuterungen, Zusätzen, Beantwortungen von Einwürfen, welche der mechanischen Naturphilosophie des Verf. entgegengesetzt werden könnten. Man weiß, daß das *Le Sage'sche* System darin besteht, die Attraction durch den Impuls einer feinen aus dem unendlichen Weltraum nach allen Richtungen herkommenden Materie, deren Theilchen von dem Verf. *corpuscules gravifiques* oder auch *ultramondains* genannt werden, zu erklären. Die Ursache, die sie in Bewegung setze, kenne man nicht, aber durch ihr Herzufließen von allen Seiten, werde jeder Punkt des Raums selbst gleichsam zu einem Mittelpuncte von solchen *rayons gravifiques*, und die Geschwindigkeit dieser *corpuscules* sey so groß, und sie folgten in so großen Intervallen auf einander, daß sie sich in einem Punkte weder aufhielten noch in ihrem Gange störten, wie unzählige Lichtstrahlen, die durch eine kleine Oeffnung führen. Ein Körper, der ihrem Impulse ausgefetzt ist, könne sich nach keiner Seite bewegen, weil jedem Atom des Körpers, welches von einem solchen *corpuseule* gestossen wird, gegen über ein anderes entspreche, das nach der entgegengesetzten Seite gestossen werde. Kommt aber ein zweyter Körper hinzu, so können die Impulse, die auf den einen wirken, nicht auf den andern gelangen, innerhalb des Raumes in gerader Linie zwischen beyden, oder vielmehr an den Seiten, welche beyde Körper einander zuehren, ist weniger Impuls, als an den entgegengesetzten Seiten, und so müssen sich nun beyde Körper einander nähern, d. h. gegenseitig angezogen zu werden scheinen, und zwar wie *Dr. L. S.* weiter zeigt, im umgekehrten Verhältniß des Quadrats ihrer Entfernung von einander, und im Verhältniß ihrer Massen, wenn man sich

die Körper und ihre Elemente nur sehr porös und permeabel gedenkt. Dieß alles wird nun in den vier Büchern und deren einzeln Kapiteln, woraus dieses erste Traité besteht umständlich ausgeführt. Das erste Buch führt die Ueberschrift Exposition du système des corpuscules ultramondains und handelt von der Art und Weise wie durch diese corpuscules die Phänomene der Schwere, der allgemeinen gegenseitigen Attraction der Himmelskörper u. s. w. bewirkt werden, Betrachtungen über die hiezu gehörige Feinheit und Geschwindigkeit dieser corpuscules, über die Permeabilität der Körper und ihrer Elemente, von den Gestalten der Elemente, woben denn freylich manche sehr gewagte Voraussetzungen vorkommen, z. B. wenn der Verf. sagt: "je penche à présent beaucoup à croire, que les élémens sont des espèces de cages ou des polyèdres réduits à leurs cotés ou arrêtes, et que ces cotés sont de fils, dont l'épaisseur est prodigieusement moindre que la longueur p. e. 1 : 10. A' quoi j'ajoute, que cette épaisseur est la même pour tous les corps, puisque les poids, de diverses matières, prise en egale quantité, se sont trouvés sensiblement egaux." Das zweyte Buch handelt von der Discussion des objections, qui peuvent l'élever contre le système des corpuscules ultramondains. Das dritte Buch Des fluides élastiques ou expansifs, von den Atmosphären der Körper u. s. ; das vierte Applications des théories précédentes à certaines affinités, wo man denn über die hiezu gehörige Constitution der Elemente oder molecules manches zu lesen bekommt, was jetzt vielleicht besser durch eine gewisse Polarität der molecules erklärt wird, wenn man ja alles erklären will. — Das zweyte Traité dieser Schrift ist von Hrn. Pre-

vost selbst, und enthält nach den von Le Sage aufgestellten Principien, noch weitere Anwendungen z. B. auf die mechanischen Eigenschaften der elastischen Flüssigkeiten und auf die Lehre vom Lichte, welches aus particules puppiformes bestehen soll, und woraus denn der Verf. die Eigenschaften der Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, die sogenannte Polarität desselben, und andere hieher gehörige Dinge abzuleiten sucht, auf welche Weise und mit welchem Glücke, das müssen wir freylich jedem Leser, der an solchen Speculationen Vergnügen findet, selbst zu studieren und zu beurtheilen überlassen.

## München.

Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder. I-III. Heft. S. 350. IV-VI. S. 377. VII-IX. S. 380. X-XII. S. 382. mit Kupfern. 8.

Diese Zeitschrift sollte eigentlich als der Sammelplatz für einzelne neue Abhandlungen über Baierrische Geschichte, Landeskunde, Litteratur und Kunst, Schriftauszüge, Berichtigungen, Recensionen, Anekdoten, Correspondenz und Intelligenzartikel dienen, in so fern solche förmlich in Bezug auf Baiern oder dessen angrenzende Länder stünden. Eine solche Ausdehnung auf die angrenzenden Länder mag wohl nur darum mit in den Plan aufgenommen worden seyn, um den Vorrath mehrerer Salzburgerischen Geschichtsartikel brauchbar zu erhalten. Sonst will uns bedünken, als hätte es für die genannten Fächer zum voraus schon ziemlich an zubereitetem Stoff gefehlt, und daß man in Ermangelung interessanter und abwechselnder kleinerer Artikel weit

mehr nach ausfüllenden, in die Länge gezogenen Abhandlungen gegriffen, die auf eine sehr unbequeme Weise von Heft zu Heft fortgeführt werden. Die diplomatische Geschichte des XIII. Art. der Deutschen Bundesacte (Heft 4) Gustaf Adolf, aus Schockes Bairischer Geschichte 5ter Band als Vorläufer hier schon abgedruckt, lagen wohl außer dem Plan, und 47 neuere gewiß nicht alle und in ihrem vollen Wortschwall interessante Urkunden im XI. Heft auf 192 Seiten abgedruckt, scheinen uns das Verhältniß einer Zeitschrift ganz zu überschreiten. Es ist uns aufgefallen, daß dasjenige, was aus den Archiven mitgetheilt ist, nicht sowohl die Ereignisse und Gestaltungen im Innern, sondern meist nur die auswärtigen Staatsverhältnisse der Bairischen Lande aus der spätern Zeit betrifft, was doch am Ende in der Geschichte aller kleineren Staaten die Leser minder anspricht, und im Allgemeinen wenig bedeutet, weil man selten dadurch erfährt, was am Ende wirklich geschehen, sondern nur das, was im Lauf eines kleinern Spielwerks leider nicht geschehen, veräußert oder verloren worden ist. Die Mehrzahl der archivalischen Mittheilungen ist vom Hrn. Legationsrath im Staatsarchive Stumpff, die vorzüglichste wohl Baierns politische Geschichte, (Heft 5) nur finden wir den Vortrag meist zu gedehnt. Vom Hrn. Legationsrath Ritter Koch von Sternfeld zeichnet sich die Geschichte der letzten 30 Jahre des Erzstiftes Salzburg aus. Dahin gestellt sey es, ob jetzt noch diesem abgerissenen Land in einem Bairischen Geschichts-Journal der Raum für eine so große Abhandlung zu gestatten war. Das ausgezeichnete in Hrn. von Kochs Salzburgischen und Berchtolsgadischen Geschichten ist dessen schöne Sprache, seine große



Ortskenntniß und die warme Theilnahme für das väterliche Gebirgland; ob und was er nun außerhalb dieser Berge in der Bairischen Geschichte ähnliches leisten werde, wollen wir mit Vergnügen erwarten. Seine statistischen gelieferten kleinen Aufsätze sind schätzenswerth. Der Aufsatz: die letzten Jahre des Fürstenthums Eichstädt von J. Verstner, verdient wohl eine sehr freundliche Aufnahme, und hätte noch anziehender werden können, wenn sich der Verf. der Annalen-Form noch mehr angenähert, und noch mehr aus der innern Verwaltung gegeben hätte. Eine merkwürdige Erscheinung ist der Aufsatz: Literatur und Kunst der Deutschen Vorzeit (Heft 8) vom Herrn Fürsten Ludwig von Dettingen Wallerstein; um nach Sicklers und Schlegels Ideen aus den noch unbenutzten Notizen von Arrighius Roma Subterranea die Entstehung der Deutschen Kunst in der christlichen, und diese schon mit der Entstehung des Christenthums selbst gleich alt aufzusuchen und nachzuweisen. Im gleichen Sinn sind die Ansichten und Critiken über altdeutsche Kunst von K. Köhler, Fürstl. Wallerst. Consulente (Heft 9) vorzüglich gegen Göthe gerichtet, welcher die christliche Kunst erst aus Byzanz zu uns übergehen lassen will. Nur scheinen beyde Abhandlungen außer dem Plan der Zeitschrift zu liegen. Vom zweyten Jahrgang 1817 liegen erst 5 Hefte vor. Hr. Director Kaiser in Eichstädt (jetzt in Augsburg), wäre der Mann, der uns über die Schwäbische mittlere Geschichte, wie er hier angefangen, noch recht viel Schönes liefern könnte. Die Kupferabdrücke, ausgenommen etwa Heft 8 und 9, die ihrem Zweck genügen, wollen gar nichts sagen.

Hwg.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1819.

Frankfurt am Main.

In der Hermannschen Buchhandlung: Geschichte des Preussischen Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweyten Pariser Abkunft. Erster Band. 1763 — 1797. XVI u. 393. 1819. 8.

Das Thema dieses anziehenden Buches ist: Fall der Preussischen Monarchie während des letzten Menschenalters, und Wiederaufstehen derselben. Einleitend gehen die Ereignisse voraus, die im Preussischen Staate seit dem Hubertsburger Frieden bis auf Friedrichs II. Tod vorkamen. "Dann (sagt der Verf.) will ich sowohl die Begebenheiten, die Preussens Schwächung vorbereiteten und herbeiführten als auch die jüngsten, aus denen neues Leben aufkeimte, sorgfältig entwickeln, jene ohne Vorwissen, den leicht die Verkehrtheit reizen und ohne Verheimlichung, zu der das Unglück bewegen könnte, diese mit all der Theilnahme, die wackerer Gesinnung und belohnter Anstrengung gebührt" — und der Verf. hat Wort gehalten. Sein Werk läßt Eindrücke in dem Leser zurück, die den Werth seines Verf. und seiner historischen Composition verbürgen.

E (6)

Was in ihr zu suchen ist — es reicht dieser Band bis zum Tod Friedrich Wilhelms II. — braucht nicht erst umständlich aufgezählt zu werden; denn es ist vor unsern Augen geschehen: nur wie es aufgefaßt und dargestellt ist, kann in einer Anzeige derselben Platz haben. Der Verf. gehört nicht zu der Classe unsrer modernen Historiographen, die das Gras wachsen hören, indem sie das Geschehene von seinem ersten Keimen an genetisch entwickeln wollen; er geht nicht auf Ueberraschung in der Stellung der Begebenheiten aus, damit auch die Geschichtserzählung ihrer Theatercoups nicht entbehre; er hascht nicht nach Kraftausprüchen, als wären sie das Salz der Geschichte. In einer ruhigen Gemüthsstimmung erforscht er seinen historischen Stoff, und hebt von den besondern Umständen einer Begebenheit so viel aus, als zu ihrer klaren Ansicht erforderlich ist; das Geschehene würdigt er ohne Vorurtheil und Leidenschaft, und stellt es in einem einfachen, reinen und gedrängten Style dar. Je weiter man sich in den letzten Zeiten von dem echt historischen Ton entfernt, und unter lautem Beyfall der rhetorischen Manier gehuldiget hat, desto erfreulicher ist es, auf einen Schriftsteller zu stoßen, der wieder auf den einfachen Weg der Geschichte einlenkt; durch fortgesetzte ähnliche Versuche werden wir nicht nur überhaupt von jener Verirrung zurück, sondern auch immer allgemeiner in die alte historische Manier hinein kommen, der nun auch die Bildung unsrer Sprache nicht mehr widersteht, um musterhaft zu werden. Mag bey diesen Eigenschaften es seyn, daß sich der Verf. von den öffentlichen Sprechern weniger den Namen eines genialen Geschichtschreibers gewärtigen darf, so ist ihm dafür der eines gediegenen desto gewisser; mag man darüber klagen, daß er des Verborgenen so wenig enthüllt, so ist er dafür durch die Darstellung des Wesentlichen desto nützlicher ge-

worden; hat er nicht überall nach geheimen Triebfedern gefragt, so hat er sich auch dafür mit den vermeintlichen geheimen Ursachen des Geschehenen desto weniger getäuscht; und hat er wenige von langer Hand angelegte Pläne nachgewiesen, so hat er dafür Veranlassungen, die nicht vor den Ereignissen selbst liegen, desto weniger übersehen. Es ist nirgends auf den Prunk der Betrachtungen angelegt, um den gemeinsten Bemerkungen über das Geschehene den Anstrich großer Geheimnisse aus den Tiefen der Politik zu geben, oder auf umständliche Characterschilderungen, um das Geschehene aus der Psychologie begreiflich zu machen. Das politische Urtheil des Verf. fällt gewöhnlich ein paar unschuldig und bescheiden eingestossene Worte; die Charactere stellen sich in den beschriebenen Handlungen selbst und darum nur desto leuchtender dar.

Um Thatsachen ist es ihm allein zu thun, und um ihre klare Darstellung. Seine Quellen sind die allgemein zugänglichen, gedruckte Bücher; aus ihnen, besonders aus diplomatischen Actenstücken belegt er sorgfältig seine Erzählung; Cabinetsgeheimnisse kann er daher nicht ans Tageslicht ziehen, und ihn verlangt auch nicht darnach; vielmehr verheimlicht er nie, wo einer Thatsache noch diplomatische Gewährleistung fehle, wenn sie ihr zu wünschen wäre; dagegen zeigt er auch von manchem, was bisher unbekannt geblieben, daß wenn es auch bekannt wäre, die Geschichte dadurch wenig gewönne, und sie nichts verlöhre, wenn es auf immer unbekannt bleibe (z. B. 319. 342. 350), ganz einverstanden mit unserm Leibniz, der schon zu seiner Zeit (was nach ihm oft vergessen worden) den Geschichtschreibern sagte: "es ist nicht nöthig, daß die Nachwelt von allen Listen und Känken, die oft der Mühe nicht lohnen, unterrichtet werde; es ist genug, daß sie das Lehrreichste erfahre." Mit den gedruckten Quellen der neuesten Zeitgeschichte ganz vertraut, und daher mächtig des zu verarbeitenden Stoffes, ist es dem Verf. möglich gewesen, ein verständiges Maß in der

Umständlichkeit der Darstellung der einzelnen Ereignisse zu treffen, und dadurch eine richtige Gleichheit der einzelnen Theile zu dem Ganzen hervorzubringen.

Noch haben wir einer schönen Seite dieses Buchs nicht erwähnt, der Gerechtigkeit, mit der die Geschichte in ihm ihr Strafrichteramt übt. Das Edle und Rühmliche, wo es sich findet, erhält den verdienten Tribut der Billigung und des Beyfalls; aber eben so wenig wird (nach einem — so gewöhnlich er ist — doch völlig falschen Patriotismus) Beschönigung für das gesucht, was nie beschönigt werden sollte, für das nämlich, was im politischen Treiben den Grundsätzen des Edeln und dem Sittengesetz widerspricht. Aber gemäßigt in Grundsätzen, Forderungen und Wünschen, überschreitet kein Urtheil die Schranken der Mäßigung, der Bescheidenheit und Billigkeit. Wer müßte nicht ein so verwaltetes Richteramt der Geschichte für völlig unanständig und ihres Ernstes und ihrer hohen Bestimmung ganz würdig erklären, wenn es auch dem Getrübten wehe thut? wie könnte sonst die Geschichte eine *magistra vitae* bleiben? Jeder Geschichtschreiber, so wenig es sich viele bewußt seyn mögen, weil sie sich sonst nicht so bloß geben würden, mahlt in seinen Darstellungen sein Inneres, sobald er selbstständig ist, und er nicht bloß Vorgänger abschreibt: aus dem Licht, in welches er die Thatfachen stellt, aus dem Verweilen bey gewissen Arten von Merkwürdigkeiten, aus dem Ton, in den er bey ihrer Darstellung fällt, verräth er vielfach, weß Geistes Kind er ist. Der Verf. dieses Buchs braucht das Urtheil nicht zu fürchten, das bey der Beleuchtung seines Buchs von dieser Seite, über ihn hervorgehen würde: ein edler Sinn hat immer den Griffel der Geschichte geführt.

Die Schreibart ist einfach und rein und der historischen Würde völlig gemäß. Wäre hie und da ein Beywort weggeblieben, so würde der Ausdruck, den das Beywort verstärken sollte, kräftiger geworden seyn. Nur der Gebrauch einzelner Worte und Wortfügungen ist zuweilen dem Rec. aufgefallen, wobey er aber

gern einräumen will, daß hieran mehr individueller Geschmack als allgemeiner Kunstgeschmack Antheil haben mag.

Berlin.

In der B o f f i s c h e n Buchhandlung: *Mithridates*, oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe u. s. w. Von J o h a n n C h r i s t o p h A d e l u n g. Mit wichtigen Beyträgen zweyer großer Sprachforscher fortgesetzt von D. J o h a n n C e v e r i n W a t e r. Viertes Theil. 1817. XII und 550 S. 8. (Vergl. Jahrg. 1816. S. 1577.)

Zufälle, über die wir nicht gebieten konnten, haben die Anzeige dieses letzten Bandes des wichtigen *Mithridates* so verspätet, daß es fast überflüssig scheinen könnte, sie jetzt noch unsern Blättern einzuverleiben. Wenn wir aber auch unsre Leser durch sie nur an etwas ihnen schon Bekanntes erinnern, so darf ein Institut, wie das unsrige, sich von einer unverschuldeten Zögerung nicht abhalten lassen, der ernststen Verlehrsamkeit zu der glücklichen Vollendung eines Werkes Glück zu wünschen, das nur Deutscher Fleiß und Deutsche Beharrlichkeit zu Stande bringen konnte, und dem ehrwürdigen Verf. für sein unverdroffenes Ausdauern bey einer Arbeit, unter deren Last man leicht ermüdet, und der Buchhandlung für ihre Uneigennützigkeit, die sie durch den Verlag eines Werkes, das seiner Natur nach nur langsam die darauf gewandten Kosten veraußen kann, an den Tag gelegt hat, unsre Hochachtung und Dankbarkeit auszudrücken. Reisende wissen nun, worauf sie ihre Aufmerksamkeit zu richten haben, wenn sie Sprachen- und Völkerkunde weiter bringen wollen; die Nachwelt hat nun eine sehr brauchbare Grundlage, auf der sie ihre Forschungen über die erste aller Erfindungen des menschlichen Geistes, ohne welche alle übrigen nicht möglich gewesen wären, ihre Forschungen über die Menschensprache, fortsetzen kann.

Bei einem Werke dieser Art wird man erst nach und nach, bey der Zusammenfassung seiner Materialien, die

Lücken gewahr, deren Verhütung man begegnen muß; ja manche lassen sich erst dann entdecken, wenn ein Theil des Baues, mit dem man sich beschäftigt, vollendet da steht. Dem geduldigsten Fleiß im Sammeln der Materialien entgeht vieles, wenn sich ihm nur Ein Gelehrter unterzieht, da in der Welt keine Büchersammlung vorhanden ist, in welcher die häufig vorkommenden und seltenen Werke, aus denen sie genommen werden sollten, allesammt beisammen sind: und doch muß ein und derselbe Gelehrter sammeln und zusammensetzen, wenn es zu Stande kommen soll, da jeden, der es versuchen will, die Erfahrung lehren wird, daß aus dem, was man durch eine ganze Gesellschaft von Gelehrten ausführen will, zuletzt nichts wird. Etwas Vollkommenes der Art kann daher Ein Gelehrter, und wenn er Riesenkräfte hätte, nicht liefern: nach und nach muß es durch häufige und reiche Nachträge mehrerer Gelehrten der Vollkommenheit, so weit Menschliches sie erreichen kann, näher gebracht werden. Dieses Verdienst sich nun um die Sprachenkunde zu erwerben, haben drey würdige und ausgezeichnete Gelehrte in dem vierten Bande des Mithridates angefangen: mögen sie viele Nachfolger haben! Es enthält derselbe fünf zum Theil sehr wichtige Beyträge. I. Nachträge zu dem ersten Theile des Mithridates theils von Friedrich Adeling, Aufz. Kayf. Etatsrath, theils von J. G. Vater (S. 1—277); II. Berichtigungen und Zusätze zum ersten Abschnitte des zweyten Bandes über die Cantabrische oder Baskische Sprache, von Wilhelm von Humboldt, Königl. Preuß. Staatsminister (S. 272—361), die vorläufige Frucht einer eigenen Reise durch Spanien, bloß die Berichtigung der Irrthümer enthaltend, die dem verewigten Adeling aus Ermangelung vollständiger Hülfsmittel über die Baskische Sprache unvermeidlich waren; einst werden wir von dem scharfsinnigen Forscher ein umsständliches Werk über die Basken, oder über den Zustand und die Bewohner des alten Spaniens, ihre Sprache, Sitten u. s. w. und über die Spuren erhal-

ten, welche man außer der Spanischen Halbinsel von den Wassen zu finden glaubt. III. Nachträge zum zweyten Bande, von dem Staatsrath von Adeling und D. Vater (S. 361—418.) IV. Nachträge zum dritten Bande von D. Vater (S. 419—460). Endlich V. noch einige Zusätze zum ersten Bande von D. Vater (S. 461—514). Alle diese Nachträge und Zusätze sind in dem allgemeinen Register (S. 515 ff.) zusammengefaßt, und dadurch so gut wie an Ort und Stelle einregistrirt.

Da S. 80 davon die Rede ist, wer zuerst auf den Gedanken gekommen sey, die Zigeuner aus Indien abzuleiten, so kann Rec. versichern, daß er zwischen den Jahren 1770—1774 diese Ableitung schon in Göttingen gehört hat, wo sie dem damahls in Göttingen lebenden Prof. Büttner beygelegt wurde. Grellmann hat sie daher wohl nicht aus Pallas nordischen Beyträgen genommen, sondern von Büttnern geborgt, und unter dessen Beystand weiter ausgeführt.

Die Verdienste, welche sich der Herr Staatsrath Adeling um den vierten Band des Mithridates erworben hat, erinnert uns an ein andres verwandtes Werk:

#### St. Petersburg.

Catherinens der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde, von Friedrich Adeling. 1815. 210 S. 4.

Das Buch leistet mehr, als der Titel sagt: es gibt Bericht von den Verdiensten, welche sich im achtzehnten Jahrhundert und in dem Anfang des neunzehnten Russische und in Rußland lebende Gelehrte um die Sprachenkunde erworben haben. Billig aber schmückt der Name der großen Frau den Titel, da ihre Verdienste die der übrigen über alle Vergleichung weit überstrahlt haben. Schon als Großfürstin hatte sie die große Idee eines Universal-Glossariums gefaßt, und als Kayserinn zwey Ausgaben eines vergleichenden



Wörterbuchs nach einem von ihr selbst entworfenen Plan, die erste durch Pallas (1787), die zweyte durch Theodor Jankiewitsch de Miriwo (1791) aus den Materialien, die auch das Werk ihrer Anordnungen und Befehle waren, (was hier alles urkundlich belegt ist), ausarbeiten lassen — ein Werk bis jetzt das erste und einzige in seiner Art, bey seinem Umfange, bey seiner Zweckmäßigkeit der gewählten Sprachproben, und seinem Reichthum der Materialien; das aber nicht wohl anders als noch Spuren des ersten Versuchs an sich tragen konnte. Doch wie mächtig hat es dessenungeachtet gewirkt; wie außerordentlich ist seitdem die allgemeine Sprachkunde an Reichthum der Materialien gewachsen; wie weit richtiger und zweckmäßiger haben seitdem die Sprachforscher sammeln und das Gesammelte ausdrücken gelernt! Selbst die Mängel des Kaiserlichen Werks sind dem letzten Menschenalter äußerst belehrend geworden. Was ließe sich nun von einem ähnlichen Werke erwarten, wenn zu einer dritten Bearbeitung der schon gedruckten und seitdem in Petersburg zusammengebrachten vielen und wichtigen Materialien (von denen der Verf. eine kurze Uebersicht gibt) und denen, welche in den so zahl- und lehrreichen Reisebeschreibungen des Auslandes zerstreut liegen, eine ähnliche Kaiserliche Ermunterung und Unterstützung aufforderte, und einem in diesem Fache schon so eingeübten und erfahrenen Gelehrten, wie der Verf. ist, die Zubereitung zum Druck übergeben würde. Der Geist der großen Catharina schwebt noch über dem Russischen Thron! Aus den Regionen der Unsterblichen wird sie ihren großen, erhabener Plane so empfänglichen Enkel, der ihren Thron gegenwärtig schmückt, für ihre geistige Lieblingsidee begeistern, um sie noch einmahl aufzunehmen, und zu ihrer Vollkommenheit zu bringen.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1819.

P a r i s.

Bey Plancher: Histoire de la république d'Haïti; ou saint Domingue, l'esclavage et les colons, par Civique de Garkine, Auteur de la liberté des peuples. 1819. C. VIII. 264. In Octav.

Man würde sich sehr getäuscht finden, wenn man durch den Titel verführt, hier eine auch nur irgend vollständige Geschichte der Republik Haiti erwartete; kaum einige Materialien zu einer künftigen Geschichte dieses Staats erhalten wir hier, was um so mehr zu bedauern ist, da der Verf. bey manchen Anlässen eine genaue Kenntniß mit den Verhältnissen des Landes verräth, und also wohl im Stande gewesen wäre, etwas Vollständigeres und Besseres als dieses Nachwerk zu liefern. Hauptzweck seiner Arbeit ist offenbar nur auf die, auf St. Domingo gebildeten Regierstaaten, hauptsächlich auf den republikanischen im Westen der Insel, eine Lobrede zu halten, sie gegen alle Vorwürfe der vormahligen Pflanze und ihres Anhangs zu rechtfertigen, und zugleich

§ (6)

zu erweisen, daß Frankreich weder berechtigt, noch daß es seinem Interesse angemessen sey, die Insel wiederum unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Allein auch diese Ansicht ist sehr mangelhaft durchgeführt; größtentheils sind es nur, schon unzähligmale gegen die Sklaverey und gegen das Verfahren der Colonisten wiederholte Declamationen, so wie die keckste Vertheidigung jener Coryphäen der Revolution, die durch ihre rücksichtslose Leidenschaftlichkeit hauptsächlich die Catastrophe von St. Domingo herbeiführten, die uns hier aufgetischt werden, alles reichlich gewürzt mit den lächerlichsten Schmähungen und Vorwürfen gegen die Engländer, die dem Verfasser die vornehmsten, ja selbst gewöhnlich die einzigen Urheber aller der Greuel sind, deren Schauplatz das unglückliche Land gewesen. — In neun Kapitel ist die Schrift abgetheilt, von denen das erste eine kurze Topographie von St. Domingo, das zweyte eine eben so kurze und unvollständige Geschichte der Insel, seit der ersten Niederlassung der Franzosen auf derselben, enthält; beyde reichlich mit nichts sagenden Tiraden ausgeziert, welches jedoch noch in einem höhern Grade mit dem dritten Kapitel, das von den freigelassenen Negern, den Negerclaven und deren Tugenden handelt, der Fall ist. In dem vierten Kapitel von der Regierung der Colonie vor der Revolution und dem abscheulichen Despotismus, unter dem die Colonisten aller Classen geseufzt, scheint der Verf. mit sich selbst in Widerspruch gerathen zu seyn, indem er, der, so oft er nur kann, sich auf das leidenschaftlichste und heftigste gegen die Pflanze erklärt, hier um seiner Galle gegen die alte Königl. Regierung, die er noch bitterer haßt, freyen Lauf zu lassen, den Schutredner der Colonisten macht und auf jede Weise ihre allerdings zum Theil wohl bez.

gründete Unzufriedenheit mit dem Mutterlande zu rechtfertigen sucht. Der Despotismus der höhern Beamten auf der Insel erreichte allerdings nicht selten eine unerträgliche Höhe; ließ doch selbst der Gouverneur de la Luzerne Pflanzer ohne Urtheil und Recht in die Bergwerke von Mexico deportiren! Dazu alsdann die drückendsten Handelsbeschränkungen, wie zum Beispiel, das Verbot Getreide zu bauen, damit die Colonie in desto unbedingterer Abhängigkeit vom Mutterlande bliebe. — Dasselbe Thema wird noch weitläufiger in dem fünften Kapitel, über den Geist der Unabhängigkeit der sogenannten Pflanzer, und was denselben vornehmlich veranlaßt, ausgeführt. Hier kann jedoch der Verf. nicht umhin, den Colonisten aufs neue die heftigsten und zum Theil abgeschmacktesten Vorwürfe zu machen, vorzüglich daß die bekannte Colonialversammlung von St. Marc, die, indem sie sich selbst nach Frankreich begab, um sich zu rechtfertigen, am deutlichsten die Lauterkeit ihrer Absichten bewies, nichts Geringeres bezweckt habe, als nicht nur die Colonie von dem Mutterlande zu trennen, sondern ihr auch noch obendrein eine despotische Feudalverfassung zu geben. Daß sie die Grundsätze von Brüderschaft und Gleichheit in dem Sinne, als dieselben bereits damals in Frankreich aufgestellt wurden, gemisbilligt, mag ihr nur unser Verf. zum Verbrechen anrechnen; wiewohl zugleich nicht geleugnet werden kann, daß sie gegen die farbigen Leute eine höchst unzeitige Halsstarrigkeit und Härte gezeigt und dadurch allerdings zur Beschleunigung des Ausbruchs der Empörung beygetragen. Das sechste Kapitel: Skizze der Revolution der farbigen Leute und der Negerelaven in der gesammten Colonie und der Ausschweifungen, denen sich alle Parteyen überlassen, wiederholt nur was aus andern

Schriften über die Revolution auf St. Domingo, vornehmlich aus der *Histoire des desastres de St. Domingue* schon hinlänglich bekannt ist; daß den Weißen hier alle Schuld allein beygemessen wird, die Schwarzen dagegen auf jede Weise gerechtfertigt werden, läßt sich nicht anders erwarten; von beyden Seiten wurde unstreitig gleich empörende Grausamkeit geübt. Auch mit seiner Vertheidigung von Polverel und Canthonax, jenen wilden Jacobinern, die das Feuer, das sie hätten löschen sollen, auf jede Weise nur noch mehr anzuschüren suchten, möchte schwerlich der Verf. bey ruhigen, unparteyischen Lesern viel Glück machen. Wo die Thatsachen so laut reden, da vermögen Declamationen nicht die Ueberzeugung zu ändern. Weislich verschweigt daher auch unser Verf., daß jene Menschen, es waren, die durch die Herbeyrufung aufrührerischer Negerbanden die Zerstörung von Cap François im Jahre 1792 veranlaßten! Interessanter ist, was der Verf. über die zweyte Sendung von Canthonax nach der Insel im Jahre 1796 anführt, bey welcher Gelegenheit er verschiedene bisher noch weniger bekannte Thatsachen anführt. Dagegen hat Rec. in dem geschichtlichen Abrisse der Expedition des Generals Leclerc, der in dem siebenten Kapitel gegeben wird, durchaus gar nichts neues gefunden, wohl aber ist es lustig zu sehen, wie der Verf. sich drehet und wendet, um die Bonapartesche Regierung, für die er seine Vorliebe nur mit genauer Noth verdecken kann, zu entschuldigen und alle Schuld einzig und allein den Kämpfern der in Frankreich noch immer zahlreichen Colonialfaction beymessen. Am wichtigsten und anziehendsten ist jedoch unstreitig das achte Kapitel, das eine Darstellung der Haitischen Republik, ihrer Verfassung und des Geistes der Unabhängigkeit ihrer Bewohner zu geben verspricht;

allein freylich gleichfalls nur einzelne Goldkörner unter vielen Schläcken gibt. Was die Entstehung der Verfassung der Republik von Hayti, an deren Spitze bekanntlich bis zu seinem vor nicht gar langer Zeit erfolgten Tode, der Mulate Petition gestanden, vorausgegangen, erfahren wir nicht, wohl aber dagegen manches, wovon wir kaum begreifen können, wie es unter dieser Ueberschrift einen Platz finden konnte. So theilt der Verf. gleich zu Anfang, um einen Begriff von dem Eifer zu geben, mit dem Künste und Wissenschaften zu Port au Prince betrieben wurden, einen Auszug aus einer Ankündigung des dortigen Haytischen Lyceums mit. Dann folgt ein Auszug aus dem Berichte des Ausschusses der constituirenden Versammlung von Port au Prince vom 27sten December 1806 über den neuen Verfassungsentwurf, darauf die bey dieser Gelegenheit gehaltenen Reden Petions und der Präsidenten der Versammlung, zuletzt ein Auszug aus der Verfassung selbst, die bekanntlich ganz nach dem Muster der Nordamericanischen entworfen ist, nur mit dem Unterschiede, daß der Präsident, der nebst einem Senate und einer Kammer der Stellvertreter die höchste Gewalt übt, nicht auf eine bestimmte Zeit, sondern auf zeitlebens gewählt wird. Wie sehr würden wir dem Verf., der sich entschuldigt, er habe die Verfassung nicht vollständig mittheilen können, um nicht sein Werk über die Gebühr auszudehnen, danken, há ce er statt jener vielen schalen Rásonnements uns die Verfassung, sammt allen darauf Bezug habenden Actenstücken, vollständig geliefert. Dann folgt mit Ueberspringung eines Zeitraums von beynah zehn Jahren, die Geschichte der Sendung von Daurion Lavaisse und Dravenant, und der des Vicomtes Fontanges, des Staatsraths Esman-gart und des Schiffscapitáns du Petit Thouars im Jahre 1816, letztere mit vollständiger Mit-

theilung aller Actenstücke. Auch dießmahl scheiterten die Unterhandlungen, trotz der lockenden Anerbietungen, an der Festigkeit Petions, der hier in Rücksicht auf Geist und Character von einer sehr achtungswerthen Seite erscheint. Zwölf Punkte waren es, zu deren Bewilligung sich die Bevollmächtigten im Namen des Königs bereit erklärten: 1. gänzliche Abschaffung der Sclaverey auf St. Domingo auf ewige Zeiten; 2. Ertheilung gleicher politischer und bürgerlicher Rechte an seine Einwohner mit den Franzosen selbst; 3. Beybehaltung der einheimischen Armee in ihrem dermahligen Zustande, vornehmlich aber sämtlicher Officiere, indem 4. nie Französische Truppen nach der Colonie geschickt, sondern die Vertheidigung und die Erhaltung der Ruhe im Innern derselben ausschließlich der inländischen Armee; die nie außerhalb der Insel gebraucht werden würde, überlassen bleiben sollten. 5. Der Präsident und die Senatoren, sollten, gleich wie überhaupt alle richterlichen und Verwaltungsbehörden, vorläufig ihre bisherigen Rechte und Geschäfte behalten, mit Vorbehalt der von ihnen selbst in Einverständniß mit den Königlichen Bevollmächtigten vorzuschlagenden und zu beschließenden Veränderungen, die jedoch in Zukunft nur auf die bey nochmaliger Durchsicht der Verfassung festzusetzende Art vorgenommen werden sollten. 6. Die vormahligen Colonisten sollten nur, indem sie sich allen bestehenden Gesetzen und Anordnungen, namentlich auch denen, über den bürgerlichen Zustand und die bürgerlichen Rechte, der Einzelnen unterwürfen, nach der Insel zurückkehren können; auch sollte 7. um jede Ungezwiffenheit zu beendigen und allen Unruhen vorzubeugen, eine neue Ordnung über das Eigenthum von den dermahligen obrigkeitlichen Behörden, mit Zuziehung der Königlichen Bevollmächtigten, entworfen werden. Dagegen sollte 8. der zeitige

Präsident zum Generalgouverneur, der zeitige Generalcommandant der Truppen zum Generallieutenant der Regierung ernannt werden, beyde mit Beybehaltung ihres bisherigen Geschäftskreises, mit einiger Ausnahme der mit ihrer Zustimmung vorgenommenen und durch die Umstände nothwendig gemachten Veränderungen; in der Folge sollten beyde Beamte jedesmahl aus drey von dem Senate vorzuschlagenden Candidaten von dem Könige ernannt werden. 9. Die Häfen sollten unter den, gegenwärtig in Bezug auf die Fremden bestehenden Bestimmungen, die jedoch gleichfalls von dem Senate sollten verändert werden können, allen Nationen geöffnet seyn, auch wollte 10. der König sich bey dem Papste dafür verwenden, daß die Colonie einen Bischof und die erforderliche geistliche Hülfe erhalten. 11. Sämmtliche Königliche Bewilligungen sollten sich zugleich auf alle drey Provinzen, die nördliche, südliche und westliche erstrecken, und 12. endlich die bisherige Verfassungsurkunde binnen Jahresfrist nochmahls von dem Staate durchgesehen werden, um mit Zuziehung der Königlichen Bevollmächtigten, alle Bestimmungen derselben mit der einzuführenden Ordnung in Einklang zu bringen, worauf der König ersucht werden sollte, sie anzunehmen und für sich und seine Nachfolger zu gewährleisten. — In dem neunten Kapitel bemüht sich unser Verf. zum Schluß noch zu erweisen, wie unrecht Frankreich und die übrigen Mächte thäten, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Republik von Hayti nicht anzuerkennen, und wie zugleich alle Ansprüche des erstern auf St. Domingo durchaus erloschen seyen; nur England, das ja auch durch seine Ränke allein die Trennung der Neger in zwey Staaten veranlaßt, nur dieß würde von jedem Versuche dieselben wiederum zu unterjochen, Gewinn ziehen. Daß aber auch hier statt der Gründe, leere Declamationen und statt Thatfachen, nur größtentheils vollkommen aus der Luft gegriffene Behauptungen gegeben werden, ist von dem Verf. nicht anders zu erwarten.



Erfurt und Gotha. Kiel. St. Gallen.

Die Erfüllung eines Wunsches, den wir im Jahrgang 1818 S. 322 gethan haben, daß durch eine vollständige Uebersicht der Schriften, welche zur begeisterten Feyer des Jubelfestes der Reformation so mächtig gewirkt haben, den ehrwürdigen Männern, welchen man diese heilige Stimmuna der Gemüther verdankte, ein Denkmal gestiftet würde, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn gleich der Plan unsrer Blätter keine umständliche Anzeigae gestattet. Es ist nemlich zu Erfurt und Gotha in der Hennings'schen Buchhandlung erschienen: **Allgemeine Chronik der dritten Jubelfeyer der Deutschen evangelischen Kirche. Im Jahr 1817. Nebst einigen Nachrichten von dieser Feyer in auswärtigen Ländern.** Herausgegeben von Christian Schreiber, Valentin Carl Weillörter und Wilhelm Hennings. Der erste Band (1819) auf 660 S. in 4. mit 5 Kupfern enthält die allgemeine Beschreibung der kirchlichen Feyerlichkeiten; der zweyte wird die ausgezeichnetern Jubelpredigten und Jubelgedichte enthalten; der dritte die Jubelfeyerlichkeiten auf den evangelischen Universitäten und gelehrten Schulen, nebst den merkwürdigen dazu erschienenen Schriften. Ein Verzeichniß der sämtlichen Schriften, welche in näherer und entfernterer Beziehung auf das dritte Jubelfest der evangelischen Kirche erschienen sind, ist zugleich mit dieser Chronik unter dem Titel ausgegeben worden: **Litteratur der dritten Reformation = Jubelfeyer von Friedrich Michahelles.** Damit ist zu verbinden: **Chronik der Reformation = Jubelfeyer in den Dänischen Staaten, am 31. Octob. 1. u. 2. Nov. 1817.** Herausgea. von G. P. Petersen, Pastor zu Lensahn in Holstein. Kiel, gedruckt bey C. F. Mohr. X u. 592 S. in 8.

Mit welcher Andacht und Rührung auch die Evangelischen des Helvetischen Bekenntnisses zwey Jahre später in ihr viertes Jahrhundert getreten sind, zeigt die bedeutende Zahl von kleinen Schriften, die bey dieser Gelegenheit erschienen sind, und denen wir eine ähnliche Sammlung, wie die angezeigte, wünschen. Bis diese erscheint, freuen wir uns des **Denkmal's Schweizerischer Reformatoren**, das als Beytrag zur Feyer des Jubiläums von der höhern Lehranstalt der Stadt St. Gallen, in Vorlesungen von J. M. Fels, (dasigem Prof. der Theologie, St. Gallen 1819. auf 196 S. in 8.) erschienen ist, und **Schilderungen von Desola mpad, Zwingli und Wadian** enthält, die mit Geist geschrieben sind.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 14. August 1819.

Göttingen.

In der Versammlung der Gesellschaft der Wiss. am 3ten Jul. hat deren Mitglied, Sartorius, den dritten und letzten Abschnitt seiner Abhandlung: de occupatione et divisione agrorum Romanorum per barbaros Germanicae stirpis, inde a saec. V. p. Chr. n. facta, vorgetragen, von welcher herkömmlicher Weise in diesen Blättern eine Anzeige zu machen ist. Da in den frühern, in d. J. 1812 und 1814 mitgetheilten, Abschnitten von den Schicksalen des Römischen Landeigenthums in Italien und Gallien, während jenem Zeitraume, die Rede war, so blieben für diesen letzten Abschnitt noch Spanien, Africa und Britannien übrig.

Ueber den ersten Einfall der Vandalen, Alanen und Sueven in Spanien, im J. 409, haben wir zwey gleichzeitige Schriftsteller, Spanier von Geburt, den Bischof Orosius (schrieb um das J. 417), und den Bischof Idatius († im J. 468), welcher Augenzeuge der Begebenheit und ihrer nächsten Folgen war. Dagegen

Isidor († 636), ein anderer Spanischer Bischof, was diese frühere Zeit betrifft, eigentlich nur seinen Landsmann Idatius ausschreibt, und von geringer Bedeutung ist. Jene Deutschen Stämme erzwangen sich durch List und Gewalt den Uebergang über die Pyrenäen, ohne vom Kaiser Honorius dazu beauftragt zu seyn; sie suchten eine Niederlassung, die sie in Gallien nicht gefunden hatten, sie waren den gebildeten Deutschen Stämmen nicht bezzuzählen, ein Theil mit der Römischen Weise unbekannt, und der Mehrzahl nach entweder Arianer oder Heiden. Demnach darf man sich, über die von ihnen verübten Gräuelt, bey dem ersten Einfalle, nicht wundern, obwohl Orosius sie mit der schlechten Regierung der letzten Kaiser entschuldigt, von welcher die Einwohner noch mehr, wenigstens länger, gelitten hätten; er ist den sogenannten Barbaren nicht abgeneigt, freut sich vielmehr, daß durch die Völkerwanderung die christliche Religion, schneller als sonst möglich gewesen wäre; verbreitet werden könne, wie er denn sein Buch gegen diejenigen geschrieben hat, welche den Untergang des Reichs dem Christenthume beyzumessen. Idatius, der Gesinnung nach mehr Römer, stellt die Gräuelt mit schwärzern Farben dar; beyde aber stimmen darin ganz überein; daß nach den ersten Ausbrüchen roher Gewalt, im Verlauf der nächsten Jahre, das eigene Bedürfniß die Eingedrungenen zur Herstellung einiger Ordnung geführt habe. Mit dem Kaiser gingen die Vandalen nach Prokop, und nach Orosius, auch die übrigen Stämme einen Vertrag ein, wodurch ihnen die Niederlassung im Lande zugestanden ward, obwohl, wie gewöhnlich, durch die Noth gezwungen, und nicht ohne geheimen Vorbehalt. Geneigt der Ordnung, fährt O. fort: *habita sorte et distributa usque ad nunc possessione con-*

listunt. Hieraus, und aus den bey ihm folgenden Worten: *ad aratra conversi sunt barbari; — residuos Romanos tanquam socios et amicos fovent, ut inveniantur Romani, qui pauperem libertatem inter barbaros malint, quam inter Romanos tributariam sollicitudinem sustinere*, ist bey einigen die Vermuthung entstanden, es habe nun in Spanien eine Theilung des Grundeigenthums, wie in Gallien und Italien durch Gothen und Burgunder, statt gefunden. Man sieht aber aus *Zdatius*, der viel genauer als *Orosius*, und frey von rhetorischem Bombast ist, dem *D.* nur zu sehr sich hingibt, welche Theilung hier gemeint war. Es vertheilten nämlich die drey Stämme durch das Loos die Herrschaft über die vier von ihnen besetzten Provinzen unter sich, und dann fügt *J.*, der im Lande schrieb, und Augenzeuge war, hinzu: *Hispanos autem residuos per castella et urbes servituti dominantium se subiecisse*. Kein Wort kommt bey ihm, der die spätern Abenteuer auch beschreibt, vor, woraus eine Theilung jener Art sich auch nur vermuthen ließ. Der Zusatz aber soll gewiß nur so viel sagen, daß die Barbaren als Oberherren anerkannt worden, und so mögen sie von der Zeit an die Früchte der öffentlichen Ländereyen und derer, die im ersten Sturme aus ihrem Besiz verstoßen worden, von den alten Colonen gebaut, sich zugeeignet, und die, so im Besiz ihres Grundeigenthums verblieben waren, mit Abgaben belegt haben, obwohl diese nicht so drückend seyn mochten, als die, welche die Kaiser vordem forderten, wie *Orosius* anzudeuten scheint, auch die einfachere Deutsche Herrschaft solche nicht bedurfte. Die Kirchen finden wir nachher in ihrem Besizthum, die städtische Einrichtung ist nicht zerstört; die Barbaren aber sind die Oberherren. Dieß Verfahren mochte der

Bildungsstufe dieser Völker am angemessensten seyn; ad a. atra converſi, iſt gewiß nicht buchſtäblich zu nehmen; ſchwerlich würden ſonſt Vandalen und Alanen, wenn ſie Privat-Grundeigenthum geliebt und beſeſſen hätten, ſo leichtfertig, ohne eben von großer Gefahr bedrängt zu werden, zehn Jahre nachher ſelbſt nach Africa zu neuen Abenteuern gezogen ſeyn. Die Sueven, welche nun allein blieben, auch zuvor nicht dem Ackerbau ſehr ergeben waren, durch die fortdauernden Kämpfe mit den Galliciern, die ſich theilweiſe durch die Waffen vor aller Unterwerfung bewahrt hatten, durch die Kriege mit den Römischen Feldherren und ihren Verbündeten den Weſtgothen, nicht nur am Ackerbau verhindert, ſondern auch zum Theil an der Behauptung feſter Wohnſitze, kämpfen bald hier bald da gegen ihre Feinde in der Halbinſel umher. Der Weſtgothen Abſicht ging zunächſt mehr auf Gallien als auf Spanien, erſt ſeit der Mitte des fünften Jahrhunderts, als die Römische Herrſchaft immer mehr veriel, war das Letztere der Fall; gedrängt in Gallien durch die Franken, breiteten ſie, nachdem ſie ſich von den Zerrüttungen, die ihren Stamm getroffen, erholt hatten, ihre Herrſchaft, ſeit der Mitte des ſten Jahrhunderts, in der Halbinſel immer mehr aus; die Sueven, deren Ueberbleibſel ſich in einem Theile Galliziens behauptet hatten, und von denen man im Verlaufe von hundert Jahren nichts gehört, wurden leicht unterworfen; durch des Weſtgothen Königs Reccared Uebertritt aber zur catholiſchen Kirche, ward endlich der Verein zwischen den Fremdlingen und Eingebornen bewirkt. Von der Theilung des Grundeigenthums zwischen dieſen Gothen und den Provinzialen findet man bey den Geſchichtſchreibern nichts; allein aus ihren Geſetzen geht hervor, daß ſie zwey Drittel des Pri-

vat: Grundbesitzes den Eingebornen abgenommen, wie bey der Untersuchung der Sache in Gallien bemerkt worden und bekannt ist. In den Gesetzen, welche dieß vorschreiben, findet sich kein Unterschied in Bezug auf die Spanischen oder Gallischen Besitzungen, vielmehr werden diese Gesetze als antiquae, als alte Gewohnheit, zum Theil namentlich angegeben. Und durch dieß Opfer mochte denn, nach zweyhundertjährigen Kriegen und Unruhen im Lande, der Friede den Eingeborenen nicht zu theuer erkauft scheinen.

Von den Schicksalen des Landeigenthums in der Africanischen Provinz, welche die Vandalen seit dem J. 429 nach und nach ganz erobert, haben wir die Aussage zweyer unverweifelichen Zeugen, des Africanischen Bischofs Victor von Vita, unter dessen Augen die Vandalen ihre Herrschaft übten, und Prokops, des bekannten Geheimschreibers von Belisar, der ihn auf seinem Zuge nach Africa gegen die Vandalen begleitete. Victor sagt, der König Genferich habe die Provinz Zeugitana dem Heere der Vandalen, *funiculo haereditario*, zugetheilt, die übrigen aber für sich behalten: Prokop dagegen berichtet, G. habe die größten und reichsten Gutsbesitzer mit ihrem Land und all ihrem Vermögen seinen beyden damahls noch lebenden Söhnen, *ἐν ἀνδραπόδων μοίρα*, die übrigen bessern Ländereyen aber den Vandalen zugetheilt, welche letztere noch, zu Prokops Zeit, *κλήροι βαυδάλων* genannt wurden, ihren vormahligen Besitzern aber die Freyheit zugestanden, sich hinweg zu begeben wohin sie wollten; beyde Theile indeß, die er seinen Söhnen und den Vandalen übergeben, habe der König von Abgaben befreyt; dagegen er die geringern und schlechtern Besitzungen ihren alten Eigenthümern gelassen, diese aber mit schweren Abgaben belegt

habe: worauf es denn geschehen, daß viele derselben ausgewandert, andere ermordet worden, aus verschiedenen Ursachen, besonders weil man sie beschuldigt, daß sie heimlich Schätze verborgen hielten. Diese von einander etwas abweichenden Nachrichten kann man etwa so vereinigen, daß man annimmt, der König habe dem Heere vorzugsweise die Ländereyen in Zeugitana angewiesen; die Lage dieser kleinsten und fruchtbarsten Provinz, weßhalb bey Prokop von den bessern Ländereyen die Rede ist, in welcher die Hauptstadt und der vorzüglichste Hafen sich befand, forderte eine besondere Sorgfalt, eben deßhalb wurden die alten Eigenthümer aus dem Besiz vertrieben; hier waren die meisten Angriffe zu besorgen, von hier über das Meer die Züge nach der jenseitigen Küste leicht, und das Heer in kurzer Zeit zu vereinigen. Die Eigenthümer der übrigen größern und bessern Besizungen, die G. seinen Söhnen zutheilte, vielleicht auch einigen andern seiner Leute, so wie er ähnliche für sich gewiß behalten haben mag, wurden den neuen Obereigenthümern dienstbar, welches jener Ausdruck wohl nur im allgemeinen sagen soll, während er das Eigenthum den minder Bedeutenden ließ, sie aber schweren, an ihn zu entrichtenden Abgaben unterwarf. Das sehr viel härtere Verfahren gegen die Einwohner mag theils aus der Eigenthümlichkeit der Vandalen, mehr aus dem durch die Verfolgung der Arianer von Seiten der Kaiser im Oriente und durch die Anhänglichkeit der Provinzialen in Africa an diese ihre orthodoxen vormahligen Herren, bis zur Wuth gesteigerten Haß erklärt werden. Viele der Wohlhabenden sind ausgestoßen worden, und betteln ihr Brot in der Fremde, andere sind als Sklaven verkauft worden, andere werden zu den gemeinsten Diensten im Lande verurtheilt oder ge-

braucht; von diesem allen gibt es nur zu viele Beispiele, und aus dem Restitutions-Edict des Kaisers Justinian cod. 1. tit. 27 und aus den Novellen 36. 37 sieht man wohl, wenn auch alle andere Nachrichten fehlten, was die Kirche und was der Adel des Landes eingebüßt und gelitten hatte. Allein angenommen kann nicht werden, daß nun alle größere und reichere Gutsbesitzer in Eclaverey gerathen und ausgestoßen worden: noch weit weniger ist dieß bey dem großen Haufen der gemein Freyen, den Colonen und Servis der Fall gewesen. Jene Dienstbarkeit, in welche ein Theil des Adels hingegeben worden, war nicht immer die gemeine, denn in dem Pallaste des Königs und der Königlichen Familie kommen angesehene Römer vor, qui ibi ministrabant sagt Victor, nur mußten sie Deutsche Kleidung tragen, und sie sollten Arianer werden. Bey demselben Schriftsteller, erfüllt von dem bittersten Haß gegen die Wandalen, kommen gleichwohl einzelne Römer vor, die sich in Wohlstand und im Besiß erhalten hatten, und wiewohl die Römische Verwaltungsform zerstört war, wie Prokop denn von den Steuerbüchern oder dem Cataster dieß bestimmt sagt: (ἄτε τὴ ζεφυρὸν ἀναχαίτισαντος τοῦ καὶ διὰ φησὶ παντός πατρὸς ἅπαντας); so kommt doch unerwartet bey dem Victor selbst ein proconsul Carthaginis vor. Dieß ist wohl also zu erklären. Obwohl die Wandalen die Römische Verwaltungsform, in so fern sie die Leitung der Oberherrschafft betraf, zerstörten, und ihre Weise einführten, und die willkürlichen Befehle des Königs durch seine Boten kund gethan wurden; so konnten sie doch, schon aus Mangel an Sprachkenntniß der Hülfe der Eingeborenen nicht ganz entbehren, daher diejenigen, welche im Pallaste ministrirten. Nachdem die catholischen Kirchen



von den Arianern hinweggenommen, die catholischen Bischöfe, theils in die Wüste, theils auf die jenseitigen Küsten verbannt waren, so ist doch die catholisch-kirchliche Verbindung heimlich so viel thunlich erhalten worden, sie zeigt sich alsbald und mit Trost, sobald die Verfolgung nur etwas nachläßt. So mag es sich auch mit dem städtischen Gemeinwesen verhalten haben, und ein Proconsul von Carthago ist weiter nicht auffallend, nur erstreckt sich seine Macht nicht über die Vandalen, und auch in jeder andern Hinsicht war er gewiß der Willkür des Königs unterworfen. Willkür herrscht in Genserichs Verfahren überall vor, auch bey der Ländertheilung. Ob in Zeugitana durchs Loos die Ländereyen unter die Vandalen zum erblichen Besitze vertheilt, und daher die *κλήροι* oder Cortes entstanden, ist ungewiß, aber wahrscheinlich; auf keinen Fall wird aber dieß Wort, wie zur Zeit der Burgunder und Gothen in Italien, Gallien und Spanien genommen; Victor und Prokop bedienen sich desselben zur Bezeichnung des den Vandalen vom Könige zugetheilten Besizes, und ganz allgemein in dem Sinne als Vandalisches Eigenthum. Nur in Bezug auf die nach einem Kriegszuge durch das Loos vertheilte Beute, die Sclaven z. B., folgt G. ganz der alten Germanischen Sitte. Ein Kaiserlicher Gesandte bat um deren Entlassung, und G. antwortet, die ihm Zugefallenen wolle er frey geben, über die Andern aber durchs Loos Zugetheilten könne er nicht gebieten, der Abgeordnete müßte mit den Einzelnen handeln. Prokop sagt, der König sey besonders *nobilitati et religioni infensus* gewesen, und eben dieß wird durch alle übrigen Nachrichten bestätigt. Clerus und Adel hingen an dem Kaiser, an dem Papst oder der orthodoxen Kirche; Genserich fand bey ihnen ein stetes Widerstreben, geheime Verbin-

dungen. Die gemein Freyen, die Hbrigen und  
 Sklaven mögen sich aber hier wie auch in an-  
 dern Provinzen, aus denselben Gründen, bald  
 besser als zuvor befunden haben. Auch hörte die  
 Religionsverfolgung allmählich auf; der vorlezte  
 Vandal, König war den Katholiken nicht abge-  
 neigt, und wenn dessen Nachfolger nicht andere  
 Gesinnungen gehegt, und der Krieg mit Justi-  
 nian nicht ausgebrochen wäre; so würden Clerus  
 und Adel sich bald leidlicher befunden, die Herr-  
 schaft der Vandalen sich länger behauptet haben.  
 Sonderbar ist es, daß die Provinzialen, wäh-  
 rend der Vandalischen Verfolgung, meist freudig  
 dem Märtyrer Tode entgegen gingen, und nicht  
 von der Anhänglichkeit an ihre Kirche und an  
 ihren Kaiser lassen wollten, während sie doch so  
 willenlos zu Anfang, der gewiß zwanzig bis drey-  
 sigmahl geringern Zahl der nach Africa getom-  
 meoen Barbaren, sich unterwarfen; dieß zeigt  
 von ihrer durch die Römische Herrschaft hier wie  
 aller Orten bewirkten Verweichlichung oder Ent-  
 artung, gewiß aber auch davon, daß die große  
 Menge, durch die Last unerschwinglicher Abgaben  
 darnieder gedrückt, keine Theilnahme zeigen moch-  
 te. Freylich kamen die Unglücklichen wieder un-  
 ter Kaiserliche Gewalt, aber so ist es oft mit  
 den sehnsuchtsvollsten Wünschen! der Menschen,  
 sie haben sich schwerlich lange der Freude unge-  
 stört hingegeben; Prokop hat in seiner geheimen  
 Geschichte die Ursachen fattsam ausgeführt

In Britannien war das Schicksal der Grund-  
 eigenthümer im Ganzen nicht viel besser, viel-  
 mehr noch schlechter, denn es fanden die einwan-  
 dernden Sachsen, Angeln, Jüten und Friesen  
 einen ganz andern Feind hier vor, als andere  
 Deutsche in andern vormahls Römischen Provin-  
 zen fanden. Nirgends nahm das Volk Theil an  
 der Vertheidigung gegen die Barbaren, mit ge-

ringer Ausnahme etwa einiger nördlichen Völker in Spanien; dieß Geschäft überließen sie meist andern Barbaren, die etwa schon sich daseibst niedergelassen hatten, oder den Kaiserlichen Heeren, ebenfalls größtentheils aus Barbaren zusammengesetzt. In Britannien aber stand das Volk auf, und somit entstand ein Krieg, der bis zum Untergange der Sächsischen Herrschaft gedauert hat, obwohl die Eingebornen in immer engerer Grenzen, in die westlichen Gebirgsgegenden, eingeengt wurden. Es wäre unbegreiflich, wie die geringe Zahl der zuerst ankommenden Sachsen den bald zum Krieg entschlossenen und tapfern Einwohnern, die so unendlich viel zahlreicher waren, hätten widerstehen können, wenn man nicht wüßte, daß die Dritten vielen Häuptlingen unterworfen gewesen, die unter sich uneins waren und eines festern gemeinschaftlichen Bandes entbehrten, daß sie ferner die Seemacht versäumten; dem man noch hinzufügen kann, daß die Sachsen mit vielem Verstande ihre ersten Ansiedlungen auswählten, daß sie oft eben die Theile anfielen, wo Römische Sitte und Verweichlichung und Gleichgültigkeit durch den Druck vorherrschend war, endlich aber es sehr schwer seyn mußte, sogleich eine kräftige Volksvertheidigung zu bilden, als die Römischen Legionen abgezogen waren. Tüchtiger zum Kampfe war sofort der westliche Theil, auf welchen sich die Römische Herrschaft und Umbildung weniger erstreckt hatte, da sich die Römer mit der Hülfleistung gegen Picten und Scoten, und mit Abgaben aus diesen Gegenden genügen ließen. Von ihren Municipien, Colonien, Castellen und Stationen aus, hatte sich zwischen der Humber und Themse Römische Weise und Sprache auch auf die Nachbarschaft mehr verbreitet; im Ganzen aber scheint, außer dem Christenthum und einigen Kenntnissen und Künsten,

selbst die Römische Sprache nicht durchaus herrschend gewesen zu seyn. In dem Kampfe gegen die Germanen, von denen die Eingeborenen Hülfe, nicht ein neues Joch erwartet hatten, trat das Altwaterländische, nur zum Theil unterdrückte, mit mehr Gewalt wieder hervor. Gildas und nach ihm Beda erzählen, wie die Sachsen gegen die Eingeborenen gewüthet haben, und daß selbst die, auf die Gebirge geflüchteten, und halbverhungerten, Einwohner, die es angelobten in *aevum servituri*, nur zu oft dennoch ermordet worden. Dieß ist zuerst auch unbezweifelt wohl der Fall gewesen, kein Theil konnte dem andern trauen, hier entstand ein wahres *bellum internecinum*. Allein gewiß ist nicht auf gleiche Weise verfahren worden, als die Sächsische Herrschaft mehr befestigt war, und noch weniger sind die gemein Freyen und Hörigen oder Knechte auch in der frühern Zeit alle ermordet worden; dieß ist an sich unmöglich, denn die Sachsen mußten doch leben, und bey ihrer zuerst geringen Zahl waren sie genöthigt sich den Waffen allein zu ergeben. Auch sprechen die bestimmtesten Zeugnisse gegen eine solche allgemeine Vertilgung der Einwohner. Es wurden nach den ersten Kämpfen einige Theile vertragsweise den Sachsen abgetreten, und hier fand gewiß keine so harte Behandlung statt. Aber viele der edlern freyen Britten und andere fielen im Kampfe, andere flüchteten westlich zu den durch ihre Lage und ihren Muth mehr geschützten Brüdern, andere wanderten aus, besonders nach *Armorica*. Die Verödung, die hier und da statt fand, ward allmählich durch neue Sächsische und andere Deutsche Ankömmlinge ersetzt, auch waren diese Stämme wohl mehr dem Ackerbau geneigt, als die Sueven; *servi* Deutschen Ursprungs, die vielleicht dazu gebraucht wurden, wo Britische Colonen fehlten, kommen oft

vor: auch hat die Einführung der christlichen Religion bey den Sachsen größere Milde gegen die Eingeborenen allmählich bewirkt, obwohl über das domesticum odium der Letztern gegen die Germanen Beda bitter klagt. Genug wir finden bey eben demselben Schriftsteller, daß er vom Könige Adelfried von Northumberland (r. Ende 6ten und Anf. 7ten Jahrh.) saet: plures Britonum terras, exterminatis aut subjugatis indigenis, aut tributarias, genti Anglorum aut habitabiles fecit; und an einem andern Orte sagt Beda: qui occidentalibus Saxonibus subditi erant Britones, so wie daß unter K. Ecfrid von Northumberland (v. 670 — 685) mehrere ihm unterworfenen Britten durch einen glücklichen Aufstand wieder ihre Unabhängigkeit sich verschafft hätten. In K. Ina's Gesetzen kommen freye Grundstücke (hydae) vor, welche von Wallisen besessen werden, die gleichen gesetzlichen Schutz mit den Sachsen genießen, obwohl, wie leicht zu erachten, gegen ein geringeres Wehrgeid; und nach einer Stelle in Eduards Gesetzen war der König Ina bemüht, die Wechselheirathen zwischen beyden Völkern zu fördern und sie mit einander zu verschmelzen. Dieß und anderes hat man wohl zum Theil weniger beachtet, da die rein erhaltene Angelsächsische Sprache, der Vertilgung der alten Einwohner das Wort zu reden schien. Allein auch bey den Britten war die Römische Sprache meist verschwunden, die alte Britische oder Wallische wieder vorherrschend geworden, obwohl Römische Abkömmlinge noch im Lande lange nach der Deutschen Ankunft lebten. Underthalb bis zweyhundert Jahre mußten sich die Sachsen mit ihrer Sprache im Lande behelfen, bevor durch die christliche Lehre das Latein wenigstens doch bey den Geistlichen aufkam; sie kennten sich damit behelfen, denn sie bedurften

nicht die gebildete Sprache zu einer kunstvollen Verwaltung; auch bey den Eingeborenen war die alte Weise der Herrschaft durch Hauptlinge, es waren die alten einheimischen Richte wieder aufgelebt, es sind wenige Spuren vom Römischen daselbst geblieben, und bald lebte die Römische Sprache nur bey der Wallisfchen Geistlichkeit, so wie bey der Angelsächsischen und bekannt ist wie auch bey dieser letztern die Kenntniß dieser Sprache, schon zu Alfreds Zeit, höchst unvollkommen war. Uebrigens hatte die Verfassung und Verwaltung, wenn man sich so ausdrücken darf, bey Britten und Sachsen viel Aehnliches, und beyder Sprachen mochten auch ungefähr auf gleicher Stufe der Ausbildung stehen, so daß keine über die andere leicht dadurch das Uebergewicht erhalten konnte; bedenkt man endlich, daß größtentheils nur die gemein Freyen, die kleineren Besitzer und die Colonen und Hübriaen unter den Sachsen geblieben waren, daß die Zahl der Deutschen im Lande immer zunahm; so läßt es sich leicht begreifen, warum so geringe Spuren des Alt-Brittischen im Angel-Sächsischen sich zeigen. In den andern, vormahls Römischen Provinzen, hat allein die gebildete Sprache, die der Kirche und der großen Mehrheit des alten Landesadels und der übrigen Einwohner den überwiegenden Einfluß auf die des siegenden Volks erhalten. Zwar will Whitaker in seiner history of Manchester, einem in mancher Hinsicht schätzbaren Buche, an dreytausend alt Britische Worte im Englischen nachweisen, aber von vielen, die er anführt, ist das Gegentheil leicht darzuthun, von andern nicht erwiesen, ob sie damahls oder später aufgenommen worden, denn der Uebergang mancher Worte aus der einen Sprache in die andere, im Verlauf mehrerer Jahrhunderte, trotz der feindseligen Verhältnisse zwischen beyden Völ-

kern, ist nicht zu bezweifeln, W. gefällt sich oft darin, das Gegentheil von dem zu behaupten, was seine Vorgänger vorgetragen, oft mit, oft ohne Grund. So soll auch wahrscheinlicher Weise nach ihm und Carte eine Theilung des Grundeigenthums hier in Britannien wie in Gallien, Italien und Spanien durch Gothen und Burgunder statt gefunden haben: aber davon ist nicht die entfernteste Spur, auch die Sache an sich schierr unmöglich. Es ist fehlerhaft sofort zu schließen, weil die einen Deutschen Stämme also in dem einen Theil des R. Reichs verfahren, die andern in andern Theilen eben so zu Werke gegangen seyn müßten. Wie manches ihnen auch gemein war, dennoch standen sie auf verschiedenen Stufen der Bildung, auch die äußern Bedingungen, unter welchen sie in die R. Provinzen eindrangen, verschieden. Dieß im Einzelnen ist einer der vornehmsten Zweige gewesen.

Wenn der Verf. d. h. den Erzählung nicht hierher ward, diese Untersuchung so wird sie dadurch, was sonst in möglich, nicht verloren haben. Seit dem J. 1812 als der erste Abschnitt vorgelesen ward, sind so viele und so vortreffliche Untersuchungen über die ältere Deutsche Geschichte und die alt Deutschen Rechte gemacht worden, daß er vielmehr bedauern möchte nicht bis jetzt mit den ersten Abschnitten geewartet zu haben. Berichtigungen der frühern Theile wird er nicht verfehlen beizufügen: daß durch das unschätzbare Werk von v. Savigny, über die Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, so wie durch die neuesten Untersuchungen seines verehrtesten Collegen C. F. Eichhorn, Stoff dazu sich finden werde, braucht

kaum bemerkt zu werden, da viele in ähnlichen Untersuchungen begriffen, gleiche Ueberzeugung theilen werden. G. S.

### C e l l e.

Bey Schweizer und Vid: Vaterländisches Archiv. Erster Band. Erstes Heft. Jul. 1819. 80 Seiten in 8. (Mit einem saubern Messingschnitt, die für die gefallenen Krieger in der Lelischen Stadtkirche aufgestellte Gedächtnistafel, abbildend).

Seit dem Schlusse der Jacobischen Annalen, also seit 1795, hat es an einer Zeitschrift gefehlt, welche dieselben ersetzte. Das Bedürfnis einer solchen war um so dringender, als es ganz und gar an einem Werke fehlte, in welchem Beyträge zur Kenntniß unsers Vaterlandes aufbewahrt werden, und welches zum Vereinigungspuncte für alle diejenigen, welche dahin gehörige Notizen besaßen, oder zu geben beabsichtigten, dienen konnte, und der Mangel einer solchen, war um so auffallender, als beynabe alle benachbarten Staaten ein solches Institut besaßen; nur unser Vaterland nicht! Der ungenannte Herausgeber verdient daher den größten Dank aller Hannoveraner, diesem Bedürfnisse abgeholfen zu haben, und selbst für Nichthannoveraner muß das Erscheinen dieser Zeitschrift äußerst willkommen seyn, da sie früher ihre Kenntniß über Hannover nur aus wenigen, und gegenwärtig, nur sehr unsichern Quellen, schöpfen konnten. Die Zeitschrift selbst soll Beyträge zur Kenntniß und Geschichte des Königreichs Hannover in allen seinen Beziehungen, und nichts, was einigermaßen hieher gehört, ausgeschlossen, enthalten, also umfassender seyn, wie irgend eine ähnliche; sie soll monatlich erscheinen, so daß zwölf Hefte einen Band ausmachen, und ein höchst. billiger Pränumerationspreis, von 12 Ggr. Convent. M. für drey Hefte, jedes zu 4 oder 5 Bo-



gen gerechnet, wird gewiß sehr viel zu ihrer Verbreitung beitragen. Das erste, so eben erschienene Heft, enthält folgende Aufsätze: I. Ausführliche Erklärung über den Zweck und Plan des vaterländischen Archivs, von dem Herausgeber; II. Schreiben an den Herausgeber, über die Frage: Was soll eine Zeitschrift zur Beförderung der Kunde Hannovers leisten? Wirklich manche geistreiche Ansichten haltend. III. Inschrift auf dem metallnen Sarcophage des Bischofs Iso zu Verden. Früher unbekannt; vom Jahre 1231. IV. Aufforderung wegen Clammer, Kippius, Langenbeck, und Strube. V. Herzog Ernst der Bekenner, von dem Hrn. Domprediger Kotermond in Bremen. Eine recht wackere Abhandlung. VI. Die Steinkirche bey Scharzfels. VII. Jobst Sackmann, Pastor zu Limmer. VIII. Die Ablasssäule bey Nordheim. IX. Dem Andenken des Vicekanzlers Strube gewidmet; und X. dem Andenken des weil. Staatsministers von der Wense gewidmet. Von v. W. Eine vortreffliche und geistvolle Darstellung des Lebens und der Thätigkeit dieser beyden für unser Vaterland so hochverdienten Männer, von einem Verf. der mit denselben in den innigsten Verhältnissen gestanden haben muß. Irrt Kec. nicht, so muß er aus dessen Aeußerungen vermuthen, daß niemand anders, als der ehrwürdige und so hochverdiente Vicepräsident des Oberappellationsgerichts, Hr. Dr. v. Werlhof, der Verf. dieser trefflichen Darstellungen seyn kann. X. Die Statuten der Stadt Verden vom 1. May 1330, mitgetheilt von dem Hrn. Senator Pfannkuche in Verden. Das merkwürdige Lateinische Original war bis jetzt ungedruckt. — Möge diese Zeitschrift einen erfreulichen Fortgang haben!

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 16. August 1819.

Paris.

Dez. Lesèvre 1818: Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue françoise, par J. Ch. Laveaux. XII und 810 eng und mit der kleinsten Type in doppelter Columne bedruckte Großoctavseiten.

Wer einer Sprache bloß im gesellschaftlichen Umgange sich bemächtigt hat, schon aber zu alt sich fühlt, um seinem Gedächtniß alle die Kunstwörter und Sprachgesetze noch zuzumuthen, ohne welche er selbst weder seiner Sache gewiß seyn noch dem Tadler Rede stehen kann, wird freylich nach andern Hülfsmitteln als den gewöhnlichen Grammatiken und Wörterbüchern sich umsehen müssen, schwerlich aber dergleichen irgend wo finden: am wenigsten in vorliegendem Difficultäten-Lexico; das am Ende doch auch nichts weiter ist, als eine in viele hundert Artikel zerschnittene und alphabetisch wieder aufgestellte Sprachlehre, worin man gegen alle die alten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, durch unaufhörlich wiederholte Rück-

§ (6)

und Hinweiser jeden Augenblick gestöhrt wird, und doch wohl nicht findet was man gesucht; oder, was eben so schlimm, den Sinn der Vorschrift nur unvollständig faßt, mithin *incertior quam dudum* den schweren, einen stattlichen mit gewöhnlichen Lettern gedruckten Quartanten gewiß aufwiegenden Octavband aus der Hand legt.

Was den Verfasser, dem man übrigens eine genaue Kenntniß seiner Muttersprache und ihrer beynabe zahllosen Eigenheiten keinesweges absprechen will, zu diesem Verfahren hauptsächlich bewogen zu haben scheint, ist der immer fühlbarer werdende Mangel eines den jetzigen Stand der Sprache treu darstellenden Wörterbuchs. Wie manches seit dem Jahr 1762, wo die von der sogenannten Academie françoise sanctionirte letzte Ausgabe desselben erschien, sich umgestaltet haben müßte, kann man sich vorstellen; denn die 1798 zum Vorschein gekommene ist nicht viel besser als eine wiederholte, oben ein durch Fehler aller Art entstellte Auflage der 36 Jahr früher abgedruckten. Zwar arbeitet die Academie an einer neuen, die allen Mängeln der ältern abhelfen soll, rückt aber mit solcher Schneckenbewegung darin vor, daß laut öffentlichen Blättern seit 15 Jahren nur erst der Buchstabe G. sich hat erreichen lassen, und das neueste Wörterbuch, ehe man ans Ende des Alphabets gelangt, schon wieder veraltet seyn dürfte! Auch Hrn. L. ist es nicht entgangen, daß ein so zu sagen normales Wörterbuch zu veranstalten, ohne solches mit einer erschöpfenden Grammatik zu begleiten, oder diese jenem vorangehen zu lassen, so viel heißt, als auf halbem Wege stehen bleiben; beydes hat er daher zu vereinigen gesucht; nicht aber, wie schon oben erwähnt, durch Zerstückelung der Gegenstände, ohne neue Schwierigkeiten. Weiterhin flagt er auch darüber, daß in seinem Vaterlande

— tout comme dans le nôtre — jeder neue Sprachlehrer bald neue Kunstwörter, die gar wohl sich entbehren ließen, einführe, bald altes und neues unter einander mische; was er hingegen sorgfältig vermieden, und nicht allein durchweg die gewöhnliche Nomenclatur gebraucht, sondern auch solche Sprachregeln nur aufgestellt habe, deren sichere Anwendung sich aus den besten Schriftstellern belegen ließe. Der Grammatik des wackern Restaud gibt er den Beynamen einer Gothischen; mit Domergue und andern ist er nicht selten ebenfalls unzufrieden; obgleich der Vorbericht verspricht, in gar keine Polemik sich einlassen zu wollen! Französischem Sprachgebrauche ganz gemäß versteht er unter einem *Dictionnaire Littéraire* die den verschiedenen Zweigen der Redekunst zusagenden Wendungen und Ausdrücke, belegt mit trefflichen Stellen classisch gewordener Schriftsteller; was jedoch noch bey weitem nicht hinreicht dem Benutzer seines Wörterbuchs, sobald dieser nach einzelnen Fällen sich umsieht, zur Gewißheit zu helfen; als die er aus ganz andern Lehrbüchern sich wird verschaffen müssen,

Was uns Ausländern sehr angenehm seyn muß, ist die Sorgfalt, womit bey einer ungeheuern Menge von Wörtern angegeben wird, ob solche vor oder hinter ihren Nachbar zu stellen sind; denn hierüber hatten die *Dictionnaires* der Academie nur äußerst selten sich erklärt. An volle Befriedigung indeß ist auch hier nicht zu denken. Bey *Insolemment* z. B. steht: *il ne se met qu'après le verbe: Il a parlé insolemment;* gleich hinter drein aber und ohne weitere Erörterung: *Il a insolemment répondu;* was mit vielen andern Wörtern auch der Fall seyn kann, und der Befrager so ungewiß wie vorher bleibt! — Noch immer wird darüber gestritten, ob der

Volksname unsrer Nachbarn François oder Français zu schreiben sey. Wie bekannt, hatte Voltaire besonders letzteres in Ganz bringen helfen, und obgleich aus ihm, so wie aus Marmon- tel, la Harpe, und vor allen aus Condillac Hr. L. seine Sprachbelege gern entlehnt, ist er in diesem Falle doch der alten Schreibart treu geblieben, und rechtfertigt sich darüber sehr umständlich; das Publicum jedoch scheint diesen Ausdruck wenig zu achten; denn unter zwanzig jetzt aus der Presse gehobenen Druckstücken behält in neunzehn derselben das neumodische Français die Oberhand. — Vieles, ziemlich Genüge leistendes unter den von Accentuation handelnden Artikeln. Woher kommt es aber, daß in Abdrücken, die für sehr correct gelten, eine Menge Anfangssylben jetzt sich scharf betont finden, die vor wenig Jahren noch dieses Zeichen entbehren mußten? Sollte hierüber noch gar keine Uebereinkunft sich haben treffen lassen? — Wer Lust hat über das was wir Interpunction, die Franzosen Ponctuation nennen, und von der unsere dem Bau ihrer Sprache gemäß nicht selten abweicht, aufs subtilste, und daher schwer fest zu haltende, sich unterrichten zu lassen, wird unter dieser Rubrik seine Rechnung finden. Da der Verf. — mehr über sein Buch bezubringen verbietet der Raum — aus den Anfangsbuchstaben seiner Aufnahmen zu schließen, kein anderer zu seyn scheint als eben der Hr. L., dem seine Landsleute seit mehr als 40 Jahren eine Anzahl Uebersetzungen aus dem Deutschen zu danken haben, wir aber seine Mitwirkung zu einem nicht unbeliebt gewesenen Französisch-Deutschen Lexico, so drängte sich die Hoffnung auf, auch wohl über die uns Eischenaner am stärksten drückenden Difficultés hier und da einige Winke zu finden; dergleichen sich aber ganz und gar nicht antreffen ließen; weil Hr. L. ver-

131. St., den 16. August 1819. 1309

muthlich vollauf zu thun gefunden, seinen Mitbürgern selbst nur auf den rechten Weg zu helfen.

### B o s t o n.

Gedruckt bey C. G. House auf Kosten des Verf. A narrative of voyage and travels in the northern and southern hemispheres, comprising three voyages round the world, together with a voyage of survey and discovery in the Pacific Ocean and Oriental Islands, by Amasa Delano. 1817. S. 598 in groß Octav.

Gleich interessant für den Seemann, Erdbeschreiber und Naturforscher. Der Verf., Sohn eines Schiffbauemeisters, geboren im J. 1763 zu Duxbury in Massachusetts, hatte sich von seiner frühen Jugend an, dem Seedienst gewidmet, und auch unter Anleitung seines Vaters den Schiffbau erlernt, um sich in jeder Hinsicht zu einem tüchtigen Seemann zu qualificiren. Nachdem er verschiedene kleinere Seereisen nach Europa und in die Westindischen Gewässer gemacht hatte, ging er im J. 1790 als zweyter Officier auf dem Schiff Massachusetts, von Boston nach Canton in China. Hier wurde das Schiff verkauft und der Verf. ging als Volontär an Bord des von Commodore Maclure geführten, damals nebst dem Endeavour auf einer Entdeckungsreise begriffenen Englischen Schiffs Panther. In diesem Schiff besuchte er, während eines Zeitraums von zwey Jahren, die Pelewinseln, die Küsten von Neuguinea und Neuholland, die Gewürzinseln, die Philippinen und Java, umschiffte Sumatra, Borneo, Celebes und kehrte nach einigem Aufenthalt auf der Insel Sooloo und einem wiederholten Besuch der Pelewinseln nach Canton zurück. Hier verließ er das Englische Geschwader und ging an Bord des Americanischen nach Ostende bestimmten und von Capit. Stewart geführten Schiffs Eliza, welches im Jul. 1793 in See de

France einlief, und daselbst in Folge der damaligen politischen Ereignisse angehalten wurde. Da das Schiff sehr leet war, wurde es nebst der Ladung verkauft, und der Verf. kaufte mit dem Capit. Stewart ein großes Prisenſchiff, um in Bombay eine Ladung Baumwolle einzunehmen, und damit nach Canton zu ſegeln. Allein da ſie hier keine Fracht fanden, ſegelten ſie die Küſten Malabar und Coremandel entlang nach Calcutta, wo ſie, da auch hier keine Fracht zu erhalten war, ſich gendthigt ſahen, das Schiff zu verkaufen, um einen Bodmerygläubiger zu befriedigen. Von Calcutta ging der Verf. über das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Boston zurück.

Im J. 1799 ſegelte der Verf. mit dem Schiff Perſeverance unter ſeinem Befehl, von Boston um Cap Horn nach dem ſtillen Ocean, auf den Seehundsfang für den Markt von China. Auf dieſem Seezuge beſuchte er die Küſten von Chili, die Gallapagos- und Sandwichiſeln, ging hierauf nach Canton und von da nach Boston zurück, wo er im November 1802 anlangte.

Wald nach ſeiner Rückkunft rüſtete ſich der Verf. zu einem abermahligem Seezuge, behuf des Seehundsfangs, in den ſtillen Ocean, mit dem Schiff Perſeverance und dem Schooner Pilgrim, welchen er auch im September 1803 antrat, und über das Cap der guten Hoffnung und das Südcap von Neuholland, von Diemens Land und Neuſüdwaales berührt hatte. Dießmahl ging er nach Lima, wo er einige Zeit verweilte, hierauf nach Canton ſegelte, und von dort nach einer vierjährigen Abweſenheit, über das Cap der guten Hoffnung nach Boston zurückkehrte.

Außer einer Mannichfaltigkeit nautiſcher und naturhiſtoriſcher Beobachtungen enthält das Buch

interessante Nachrichten über das Cap der guten Hoffnung, Isle de France, Bombay, Bengalen, Calcutta, Canton, Macao, Batavia, Japan, Chili, Peru, Lima, die Philippinen, Amboina, Timor, die Pelew- und Gallapagosinseln. Der Verf. beobachtet dabey die Methode, daß er häufig die Nachrichten anderer Reisenden und Erdbeschreiber mit den seinigen zusammensetzt. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht alles interessante mitzutheilen; Rec. begnügt sich daher einiges auszuheben, woraus sich auf die Reichhaltigkeit des Buchs schließen läßt. S. 82 Beschreibung des Cassowarys von Neuguinea, eines großen Vogels, der vom Schnabel bis zu den Füßen, deren er, gleich dem Südamericanischen Straus, drey an jedem Fuß hat, zuweilen sieben Fuß mißt, und einzeln 60 bis 70 Pfund wiegt. Der vordere Theil der Brust unbefiedert; Schnabel und Beine mit Schuppen versehen; die Flügel sehr klein; die Federn, sehr dünne über den Körper verbreitet, endigen in Borsten, welches dem Vogel ein unvollendetes Ansehn gibt. Er ist sehr stark, läuft mit großer Schnelligkeit und verschlingt alles, wie es scheint, ohne Vorliebe für diese oder jene Speise. Wird er von einem Hunde verfolgt, so wirft er die im Wege liegenden Steine demselben mit solcher Hestigkeit entgegen, daß er von der Verfolgung ablassen muß. Kann er sich nicht weiter helfen, so wirft er sich auf den Rücken, und vertheidigt sich mit seinen starken Beinen und harten Füßen so kräftig, daß er häufig seinem Gegner durch einen Schlag ein Glied zerbricht. S. 262 Naturgeschichte der Umbetrossen, der größten Gattung von Vögeln unter denen, welche ihre Nahrung in der See suchen. Dreyerley Arten derselben; die größten messen von einer Flügelspitze bis zur andern 14 Fuß, haben einen großen Kopf und großen Schna-



bel, mit welchem sie sehr scharf beißen; der Fuß groß genug, um den Boden eines Wassereimers zu bedecken. Sie legen ihre Eyer wie die Landvögel. Merkwürdige Regelmäßigkeit ihrer Eynisse auf ebener Erde behuf Ausbrütung ihrer Jungen. S. 375 Beschreibung der nehmlichen Gattung von Landschildkröten, von dem Verf. terrapix genannt, deren Capit. Porter gedenkt. Um Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir bloß die hier beygebrachten näheren Bestimmungen erwähnen. Der Verf. hat deren gesehen, deren Hals zwey bis drey Fuß lang war. Bey dem Anblick irgend etwas Ungewöhnlichen richteten sie ihn scheitelrecht in die Höhe und näherten sich mit weit geöffnetem Munde. Als der Verf. das erstemahl eine solche Schildkröte sah, empfand er die nehmliche Art von Furcht, deren man sich bey dem Anblick einer Schlange nicht erwehren kann. Ihr Körper ruhte auf Beinen, ungefehr einen Fuß über dem Boden; ihr Kopf auf einem drittheil Fuß langen Hals gegen ihn gerichtet, wie der Kopf einer Schlange im Begriff zu beißen. Als er aber ihren Hals mit seiner Flinte berührte, zog sie ihn, wie alle ihre Glieder, unter ihre Schale zusammen. Sie sind durchaus unschädlich, und haben keine Zähne. Ihre Nahrung, welche bloß in Gras, Blumen, Beeren und Gesträuch besteht, gewinnen sie durch die scharfen Ecken der oberen und unteren Kinnlade, welche in einander passen. Der Verf. hat sie mit jenen Nahrungsmitteln an Bord seines Schiffs genährt, wo sie, wie andre Thiere gefressen haben. Er gibt zu, daß sie mehrere Monate ohne Nahrung leben können, läugnet aber, daß sie alsdann nicht abnähmen. Dreyhundert Stück nahm er von James Island, einer der Gallapagosinseln mit nach Massa Fuero; die Hälfte davon setzte er nach einer sechzigtagigen Fahrt ans Land. Von diesen starb aber die Hälfte nach genossener Nahrung, zu deren Verdauung der Magen den Ton verloren hatte.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 19. August 1819.

Weimar.

Magazin für den Deutschen Flachse- und Hanfbau und Verbesserung dieser Producte in allen ihren Zweigen, sowohl der Cultur als der Fabrication. Bearbeitet und gesammelt von J. Kochstein, und herausgegeben von Dr. F. G. Bertuch, Großh. Weimar. Legationsrathe u. Erster Hoft. Mit Kupfern. Im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs. Auf IV und 76 S. in 4.

Der Hr. Legationsrath Bertuch, dessen Speculationsgeist den rechten Zeitpunkt immer so gut zu treffen, und die Erscheinungen des Tages so richtig zu combiniren weiß, hat davon aufs Neue einen schönen Beweis gegeben: indem er gerade jetzt, da die Vereitung des Flachses ohne Nothung eine so allgemeine Sensation erregt hat, und die Gemüther in dem Kampfe mit dem Auslande für die Rettung unserer Nationalindustrie auf das Aeußerste gereizt sind; indem er gerade jetzt dieses Magazin angelegt hat, dessen Zweck es ist, der Nation die ganze Fülle von Belehrung zu verschaffen — über die höchste Verbesserung des

J (6)

Deutschen Flachs- und Hanfbaues und der Fabrication aus diesen Producten, um sie zu einer solchen Vollkommenheit zu bringen, daß wir uns damit der — Deutschland so nachtheiligen Englischen Baumwollenfabrication entgegenstellen können.“ Was nur über diesen, für uns so wichtigen Gegenstand Neues, Nützliches — es sey im In- oder auch im Auslande — erfahren, beobachtet, erforscht, gesagt und geurtheilt wird; soll hier niedergelegt, und der Nation zur weitern Benutzung mitgetheilt werden. Damit ist nun unserm gewerbekundigen Publico die Gelegenheit gegeben, dem Vaterlande seinen Patriotismus durch die That zu beweisen. Möge doch auch der gewünschte Gebrauch davon wirklich gemacht werden!

Das gegenwärtige Heft enthält nur zwey Aufsätze — den einen von dem H. Fabricanten Rothstein zu Erfurth über die Bereitung des Flachs und Hanfs ohne vorherige Rottung und über die wohlthätigen Folgen, die daraus für Deutschland entstehen können; den andern vom H. Pfarrer Sicker zu Kleinen Fahnern über eine von ihm erfundene Vorrichtung zum Rükfeln (Reepen) des Flachs auf dem Felde, und über das Spinnrad mit zwey Rollen. H. Rothstein beschreibt die Maschinerie und das Verfahren nach des H. Christian bekannter Instruction pour les gens de Campagne sur la manière de préparer le lin et le chanvre sans rouillage; nimmt als nicht zu bezweifelnd an, daß bey dieser Bereitungsart wenigstens 20 auf 100 an Flachs, und noch dazu bessere Waare gewonnen, an den Bearbeitungskosten aber ein Großes erspart werde; und zeigt dann auf diesen Grund gestützt, wie wir die Bedürfnisse, die wir bisher mit den wohlfeilen baumwollenen Waaren aus dem Auslande befriedigt haben, künftig noch viel wohlfeiler mit leinenen, die doch schöner und bes-

fer seyen, zu befriedigen im Stande seyn werden. Die Hauptfrage ist also die: "können wir bey dem neuen Verfahren, oder der bloß mechanischen Bereitungsweise wirklich so viel mehr Flachs gewinnen, als bey der alten oder der Rottung, die wir die chemische Bereitungsweise nennen wollen; ist der dadurch bereitete Flachsaden wirklich besser, und läßt sich dabey auch noch an den Kosten ersparen." Nach den Erfahrungen, die man anführt, scheint diese Frage freylich bezahlet werden zu müssen. Aber, wir wollen es nicht verhehlen, so wie diese Erfahrungen uns bis jetzt vorgetragen sind, scheinen sie nicht mit der Genauigkeit und Umsicht gemacht zu seyn, daß wir auf das Resultat derselben mit völliger Zuversicht bauen und es schon für entscheidend annehmen könnten. Der Maschinenflachs, den Referent zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat, war nicht schlecht; aber dem Uelzener von noch etwas geringerm Preise kam er doch an Reinheit, Feine und Weichheit bey weitem nicht gleich. Um ihn zu dieser Güte zu bringen, hätten die 20 auf 100 wohl noch verloren gehen können, die man als Gewinn angerechnet hat. Und wie will man jetzt schon über die Kosten richtig urtheilen können, da die neue Bereitungsweise erst im Werden ist? Resultate aus Vergleichen zu ziehen, ist immer schwer und mislich; hier ist es das aber noch vielmehr als anderwärts; weil von den Umständen und Bedingungen gar zu viel abhängt. Bis fast noch wollen wir also den Gewinn am Flachs und die Ersparung an den Kosten lieber nur für möglich halten; uns aber bestreben, darüber durch weitere Versuche recht bald zur Gewißheit zu kommen! Die bloß mechanische Verähtung des Flachs ist, als die einfachste, gewiß auch die älteste, und sie kann durch die chemische vermittelst der Rottung, als die künstlich-

chere, nur erst später verdrängt worden seyn. Daraus folgt aber freylich nicht, daß diese, womit man die frühere verbessert hat, auch die beste sey. Die ältere Maschinerie mag die Vollkommenheit nicht gehabt haben, die man derselben jetzt hat geben können; und, so ist es gar wohl möglich, daß die mechanische Bereitung mit der neuen Hülfe in ihre alten Rechte hat zurücktreten können. Bey der Bereitung des Flachses kömmt es indessen darauf an, 1. sowohl das Oberhäutchen als das Holz des Stengels wegzuschaffen, und 2. die Faden des Bastes (denn so wollen wir sie lieber nennen, als mit H. Rothstein Fasern) so weit als man es zweckmäßig findet, von einander zu trennen. Um dieses zu bewirken, muß man den gummiharzigen Pflanzenleim bis zu einem gewissen Maße zerstreuen; das Holz aber von dem Baste lösbar machen, und da die Bastfaden davon ihrer Länge noch nicht abgezogen werden können; es durch Zerbrechung in kleine Spähne (Schäbe, Angen) in einen solchen Zustand setzen, daß es von selbst leicht abfallen kann. Nun löset die Rottung, als faulige Gährung, den Pflanzenleim auf, und laugt zugleich das Holz so sehr aus, daß es höchst zerbrechlich wird. Läßt man also die bekannten Arbeiten darauf folgen, so kann der Zweck wohl nicht verfehlt werden. Will man nun aber die Rottung nicht zu Hülfe nehmen, sondern die Bereitung bloß mit Maschinen bewirken, so muß das Oberhäutchen der Stengel und der überflüssige Pflanzenleim durch Zerreiben und Verstäuben weggebracht, das Holz aber, so zähe es auch durch die Eintrocknung mit allem seinen Saftte geworden seyn mag, durch größere Gewalt gebrochen und von dem Baste losgemacht werden. In der That ist es schwer, sich zu überzeugen, daß dieß durch die Maschine eben so gut als durch die

Kottung geschehen könne. Die Kottung triffe freylich der Vorwurf, daß wenn sie nicht zur rechten Zeit unterbrochen wird, ein Theil der Bastfäden mit aufgelöst, beym Auswaschen verloren geht, oder doch nachher in die Heide (das Berg) fällt. Dieser nachtheiligen Wirkung kann aber durch Vorsicht leicht vorgebeugt werden: zumahl wenn man die Wasserrottung etwas früher unterbricht, und mittelst Ausstellung des zu früh aus der Wasserrotte genommenen Flachses im Freyen durch die Thaurrottung vollendet. Gesezt aber auch, daß beym Kotten etwas Flachs verloren ginge, so kann ein solcher Verlust doch auch bey der bloßen Maschinenarbeit nicht ganz vermieden werden: indem sich das mit allem seinen Saft eingetrocknete Holz des Flachsstengels, ohne den Bast zu beschädigen, schwerlich wird zerbrechen und ablösen lassen. Jedoch hat sich Ref. diese kleine Abschweifung erlaubt, nicht — um die Kottung in den Schutz zu nehmen, sondern nur — um auf die Bedenklichkeiten, die auch bey der Maschinenarbeit eintreten, aufmerksam zu machen. Nunmehr wendet er sich wieder zu dem Aufsatze des Hrn. R. Abschn. 1. "Ueber die Beschaffenheit der Flachs- und Hanfpflanze, das Röstens derselben und die damit verbundenen Schwierigkeiten und Gefahren." 2. Abschn. 2. "Wie man des Röstens überhoben seyn kann durch den Gebrauch der Drehmaschine. Art und Weise, sich der Maschine zu bedienen, und Vorzüge derselben, Flachs und Hanf ohne Röstung zu bereiten." Die Maschine besteht aus einer großen Trommel, welche mit mehrern kleinen Walzen umgeben ist. Sowohl die Trommel als die kleinen Walzen sind alle auf eine und dieselbe Weise ausgekehlt oder gekerbt. Die Kerben der kleinen Walzen greifen in die Kerben der Trommel; sobald also die Trommel in Bewegung gesetzt

wird, drehen sich die kleinen Walzen alle mit ihr um. Die Bewegung geht von einer der kleinen Walzen, die mit einer Kurbel und einem Schwungrade versehen ist, aus. Nachdem der aufgezogene Flachs gerüffelt (gereept) und trocken geworden ist, wird er Handvollweise auf der Trommel ausgebreitet. Die erste kleine Walze faßt ihn auf, und von ihr führt die Trommel von einer zur andern unter allen, so viel Mahle als man will, durch; und damit ist die Bearbeitung bis zum Hecheln beendigt. Wenn H. N. angenommen hat, daß von Maschinenflachse nur  $\frac{2}{3}$  mehr als von gerottetem bleiben; so hat er das Mindeste nur als das Sicherste angenommen. H. Christian hat oft mehr und bis zu  $\frac{7}{8}$  herausgebracht. Bey dieser Bereitungsweise ist man übrigens an keine Zeit gebunden. Die Arbeit kann von Männern, Weibern oder auch Kindern geschehen. Zum Umtreiben der Maschine kann man sich auch anderer als menschlicher Kräfte bedienen. Man ist seines Products gewiß, und läuft nicht Gefahr, es wie beym Rotten zu verlieren. Der Flachs bleibt haltbarer als der gerottete. Davon gesponnene Faden haben 3 Gewicht getragen, wenn die von gerottetem nur 1 haben halten können. Der Flachs wird in seiner Farbe nicht, wie beym Rotten verdorben, und kann also nicht nur viel leichter gebleicht werden, sondern nimmt auch die Farben besser an. Der Staub ist nicht so ungesund als von gerottetem. Abschn. 3. "Ueber Maschinen von Gußeisen, und wie man dergleichen auch von Holz bauen kann." Abschn. 4. "Erklärung der Theile der Maschinen." Abschn. 5. "Sehr einfache Maschinen von Holz, und wie man sie bauet." Abschn. 6. "Mittel, wie man die Walzen auskerbt." Abschn. 7. "Beschreibung der Maschine von Holz." Abschn. 8. "Verfahren, den Flachs und Hanf sehr fein, weich und schön weiß herzustellen." Dieses Verfahren soll noch wieder eine Art von Rottung ohne und mit Weizen seyn. Abschn. 9. "Vorzüge des auf Maschinen bereiteten Flachses und Hanfs." Die in den vorigen

Abschnitten angegebenen Vorzüge werden hier nur wiederholt. Abschn. 10. "Wichtige Vortheile, welche aus dem neuen Verfahren für die Landwirthschaft hervorgehen." Gleichfalls nur Folgerungen aus dem bereits Gesagten. Abschn. 11. "Von den Vortheilen davon für Fabriken und Gewerbe." H. Rothstein führt an, daß in Thüringen  $133\frac{1}{2}$  bis  $175$  Ellen flächfenes Garn mit der Hand für einen Thlr. gesponnen werden. (Hier in Niedersachsen erhalten wir  $140\frac{1}{2}$  bis zu  $281\frac{1}{2}$  Ellen nach der Verschiedenheit der Feinheit für diesen geringen Preis.) Nun zeigt H. R., daß in England baumwollenes Garn WaterTwist Nr. 24 bis 34  $157\frac{1}{2}$  Ellen für 1 Thlr. auf der Maschine gesponnen werden; daß man bey dem Verweben z. B. zu  $\frac{1}{4}$  breiter Waare gegen 48 Gänge baumwollenes Garn nur 36 Gänge flächfenes brauche; und daß wir also mit unserer Leinwand das Baumwollengewebe selbst bey unserer Handspinnerey füglich würden verdrängen können: wenn sich die Vortheile der Christianschen Maschinenbereitung des Flachses wirklich bestätigen sollten. Abschn. 12. "Vortheile für den Haushalt der Deutschen, nebst ein paar Worten an unsere Deutschen Hausfrauen." Eine sehr gut motivirte Ermahnung, auch das Spinnen in guten Familien wieder einzuführen. Ein 15jähriges Frauenzimmer von Stande habe noch jetzt 50 St.  $\frac{1}{2}$  Weife (Haspel) Sächsisch (die hier  $213\frac{1}{3}\frac{2}{3}\frac{2}{3}$  Löpfe ausmachen würden) in 16 Winterwochen gesponnen. Abschn. 13. "Vortheile, welche dem Staate aus dieser neuen Erfindung hervorgehen." Abschn. 14. "Mittel, das neue Verfahren, Flachs und Hanf zu bereiten, auf das Geschwindeste in Deutschland zu verbreiten und allgemein zu machen." Man könne annehmen, daß im Preussischen jetzt 50,000,000 Pfd. reiner Flachs gewonnen werden, die bey dem Gebrauche der Brechmaschine wenigstens auf 60 Millionen Pfund steigen würden. Eine Maschine reiche zu 10,000 Pfd. jährlich hin, und es seyen also überhaupt 6000 Maschinen erforderlich, die zu 150 Thlr. — 900,000 Thlr.



Kosten werden. Beschränke man sich vorerst nur auf 1000 Maschinen, und setze dazu der Staat eine Prämie von nur 50 Thlr. auf jede aus, so würde man mit einem Aufwande von 50,000 Thlr. die neue Bereitungsweise leicht in den Gang bringen können. Die Verbesserung des Gewinnes an reinem Flachse obengedachter Maschinen zu 10 Millionen Pfd., und das Pfd. zu 3 Ggr. an Werthe gerechnet, werden am Ende damit 1,250,000 Thlr. für das Reich gemonnen, und wenn man mit der wohlfeilern Leinwand die Einfuhr der baumwollenen Waaren verdrängen könne, so werde noch dazu ein Capital von 2,083,333 1/3 Thlr., daß sonst für diese Waare anwärts gehe, erspart. Diese Berechnung greift freylich sehr in das Wolle; aber wenn sich nur die Voraussetzung bestätigt, daß die Maschine 1/5 mehr reinen Flachse gibt als die Kottung, so mag man immer viel davon abziehen, und der Uberschuß bleibt doch noch groß genug.

Wir kommen nun zu dem zweyten Aufsatze, dem des H. Pfarrers Siedler über die Vorrichtung zum Ruffeln auf dem freyen Felde, und über das Spinnrad mit 2 Rollen. Da H. Christian vorgeschlagen hatte, daß der Flachse gleich nach dem Kaufen geruffelt, und dann zum Trockenwerden auf dem Felde niedergelegt werden solle, so mußte eine Vorrichtung zum Ruffeln auf dem Felde allerdings wünschenswerth scheinen. H. S. verdient also Dank, daß er eine solche, die uns völlig zweckmäßig scheint, hier angegeben hat. In Niedersachsen, wo man viel im Freyen ruffelt, bedient man sich eines kleinen Rades mit 4 Ruffelbüschen an den Felgen. Dieses legt man mit Steinen hinlänglich beschwert auf ein offenes Faß, und erreicht damit denselben Zweck. Das Spinnrad mit zwey Rollen beschreibt der H. Pfarrer nach der Erfindung des H. Secretairs Schröder in Gotha; und empfiehlt es, als ob wirklich bis an noch einmahl so viel darauf gesponnen werden könne; als auf dem mit nur einer Rolle. In Niedersachsen wurde dieses Rad schon vor 40 Jahren bekannt, und von vielen Spinnerinnen angeschafft. Es bewährte sich aber nicht, und man sieht es jetzt nirgends mehr. Wenn H. S. die Erfindung dem H. S. Schröder zuschreibt, so kann das nur von einer Modification derselben zu verstehen seyn. Referent besitzt schon aus dem Jahrzehend VI 50/60 einen Nürnberger Kupfersich von einem solchen Rade.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1819.

Paris und Genf.

Mémoire sur l'Hydrencéphale ou céphalite interne hydrencéphalique, par J. F. Coindet. D. M. Médecin en Chef des Hospices civil et militaire de Genève, etc. 1817. 283 S. in Octav. Préface. Dieses Mémoire sey das Resultat einer ausgebreiteten Praxis. Die Hirnhöhlen scheinen dem Verf. der Sitz mehrerer dunkelen, wenig gekannten Krankheiten, die man unter der gar zu vagen Benennung hydrocéphale aiguë begriffe. Die Wassersucht des Gehirns oder kürzer der Wasserkopf, sey um so trauriger, weil er gewöhnlich gerade die hoffnungsvollsten Kinder beträfe. Er halte sich an Thatsachen, ohne sich glänzenden Theorien zu überlassen. Die K. Societät der Medicin zu Bordeaux, welche sein Mémoire krönte, habe ihn auch eingeladen, es öffentlich bekannt zu machen.

Division de l'Hydrencéphale en maladies aiguës et en maladies chroniques, der hitzige Wasserkopf sey mit einem

R (6)

Fieber aber keiner Volum:Vermehrung des Kopfs verbunden, der chronische dagegen ohne Fieber, aber mit Volum:Vermehrung: der Verf. besitzt den Schedel eines chronisch gewesenen Wasserkopfs von 27 Zoll im Umfange. Die inneren Ursachen, welche einen chronischen Wasserkopf im Foetus veranlassen, sehen im Allgemeinen noch wenig bekannt. Indessen gäbe es doch Beobachtungen, welche deutlich genug bewiesen, daß gewisse Behandlungen (manoeuvres) bey der Entbindung durch Zusammendrückung oder Beschädigung des Kopfes diese Krankheit verursachten. *Description de la maladie.* Der Verf. behält Whytt's Abtheilung der Krankheit in drey Perioden bey, weil solche zur Basis der Behandlung dienen könne. "Schilderung der Ersten oder der chronischen Varietät dieser Krankheit nach ihren drey Perioden. Wenn der Verf. starke Gaben eines Brechmittels nöthig hatte, um eine Wirkung zu erhalten, so diente es ihm als sicheres diagnostisches Zeichen des Wasserkopfs. Das Athmen werde unterbrochen, *par un cri ou soupir plaintif que j'appellerai hydrencéphalique*, dieses Geschrey höre man bey keiner andern Krankheit. In der zweyten Periode der Krankheit ist der Puls sehr langsam, und die Augen leiden. In der dritten Periode wird der Puls wieder schneller. Die zweyte Varietät des *hydrencéphale* ist viel seltener und wesentlich idioopathisch; gleichend einem entzündlichen Zustande des Gehirns. Cheynes Beschreibung dieser Krankheit sey seiner Praxis ganz conform. *Variation des symptômes.* Der ekelhafte Gestank des Athems halte bisweilen noch nach dem Tode an, und theile sich bey der Leichenöffnung den Kleidern mit. Alle Zufälle, welche den idioopathischen oder symptomatischen Wasserkopf charakterisiren, hängen von dem

Frankhaften Zustände der Hirnhöhlen ab. Terminaisons. Der Wasserkopf endigt sich 1. durch Zertheilung in der ersten Periode; 2. durch anhaltende Nervenzufälle, Taubheit, Blindheit, Stummheit, Fallsucht, Wüthsinn und Raserey; 3. durch Metastasen aufs Herz, auf die Lungen, die Hals- oder Bauchdrüsen; 4. durch Marasmus; 5. durch Zunahme des Umfanges des Kopfes. 6. als chronischer Wasserkopf; 7. selten durch schnellen Tod, oder 8. durch natürliche Crisen, z. B. durch ein Oedema, durch den Harn, oder den Schweiß; endlich am gewöhnlichsten durch den Tod. Observations sur un caractère particulier des urines. Im citronfarbigen Harn zeigt sich entweder ein weißer freidenartiger oder mehligter Bodensatz, oder er ist mit glimmerartigen (micacées) Partikelchen angefüllt, welche auf seiner Oberfläche ein glänzendes Häutchen bilden, oder sich als ein leichtes Wölkchen niederschlagen. Die Gegenwart dieser Crystalle, welche denen der Borarsäure gleichen, und Hr. C. für Uree hält, schienen von einem auf die Absonderung des Harnes wirkenden Zustande des Gehirnes abzuhängen. Durée de la Maladie. Der idiopathische W. K. endiget sich, dem Verf. zufolge, in 8 bis 9 Tagen mit dem Tode; der symptomatische W. K. dagegen hat keine bestimmbare Dauer. Examen cadavérique. Sehr genau wird das Ansehen der Leiche im Ganzen und Einzelnen geschildert. Er fand selbst eine Gehirnhöhle weit mehr als die andere vom Wasser ausgedehnt, und bemerkt dabey: ces faits contredisent l'opinion du savant Dr. Gall, qui ne croit guère possible qu'il puisse exister une hydrencéphale considérable d'un seul côté. Auch läugnet Gall irrig die Communicationsmündung der Hirnhöhlen, welche der Verf. doch beständig fand. So

fand er auch, fast in allen Fällen, eine beträchtliche Ergießung von der nämlichen Beschaffenheit im Wirbelcanale, welche noch wenig von andern Schriftstellern beobachtet worden. Er möchte daher, die außer der gewöhnlichen Sympathie des Gehirns mit den Eingeweiden, sich zeigenden Unterleibsbeschwerden, nebst dem Erbrechen dieser Ergießung zuschreiben, deßhalb auf den Gebrauch von Blasenpflastern längst der Wirbelsäule antragen, und eigene neuere Untersuchungen über die Quelle dieser Ergießungen empfehlen. Nie fand er die Serosität in der Hirnhöhle gerinnbar. An mehreren Stellen, z. B. S. 41 und 36; 106, 145, spricht der Verf. von Entzündung der *membrana arachnoidea*; welche wohl einer näheren Bestimmung bedürfte. *Epoque de l'Épanchement, et les signes.* Man habe noch nicht hinlänglich positive Thatsachen, um diese medicinische Aufgabe zu lösen, vielleicht daß man durch die Thierarzneytunde dazu gelangen könnte. Denn Kälber und Hunde seyen dieser Krankheit auch unterworfen. Die Erweiterung der Pupille sey in vielen, aber wenigstens nicht in allen Fällen, ein Zeichen dieser Ergießung. *Quels sont les enfans le plus sujets à l'Hydrencéphale.* Zarte, schwache, lebhaft Kinder, mit einem relativ schwachen Nerven- oder Gehirnsysteme seyen dem Wasserkopf am meisten ausgesetzt. Auch sey die Krankheit in Städten häufiger als auf dem Lande, ferner erblich, besonders in scrofulösen Familien. *On trouve des hydrencéphales suite des maladies produites par des tubercules (?) du cerveau, des poumons etc.* Am häufigsten komme der Wasserkopf vor, im Februar, März, April und November, auch im ersten Lebensjahre häufiger als die Schriftsteller glaubten, seltner nach dem achten Jahre. Der Verf. gibt eine ta-

tabellarische Uebersicht der von 1806 bis 1815 zu GENEVE am WASSERKOPFE gestorbenen 209 Individuen; nach ihrem Alter, Geschlecht, und Sterbemonate. In Frankreich stürben 22 bis 24,000 alljährlich daran. *Division de Hydrencéphale et les causes.* Den Wassertopf müsse man in den idiopathischen und symptomatischen theilen, der idiopathische habe vom Anfange an seinen Sitz in den Hirnhöhlen, der symptomatische folge auf eine Krankheit, und könne seinen Sitz auch irgend anderswo, als in den Hirnhöhlen haben, und in einigen Fällen auf die Hirnhöhlen nur durch Sympathie wirken. Die Ursachen des idiopathischen W. K. seyen die einer activen Entzündung, als Kälte, ein Fall, ein Stoß, Mephitism, Sonnenstich, heftige Leidenschaften, Schrecken, Zorn, durch gewisse Kinderspiele veranlaßte Congestionen nach dem Kopfe, auch sogenannte *Contre-coups*. Die erste indirecte Ursache des Wassertopfs sind Fieberkrankheiten, Ausschläge, z. B. Scharlach; zweyte indirecte Ursache sind Geschwulste, organische Krankheiten des Gehirns. *Histoire d'une maladie organique du pont Varole, causée d'une hydrencéphale.* Ein interessanter Fall. Dritte indirecte Ursache. Zahnen, Würmer, Darmeinkriechung. Vierte indirecte Ursache; Mastlase, Milchversehung bey Kindbetterinnen, Lungenschwindsucht. *Obi. d'une Phthisie pulmonaire simulée se terminant par une hydrencéphale occasionnée par des tubercules du cervelet.* Dann folgt eine *Notice historique sur l'hydrencéphale*; enthaltend Auszüge aus Hier. Mercurialis, Sennert, Bonet, Piso, Roncal, Morgagni, Lieutaud, Blastmore, Sauvages, Petit, Saint-Clair, Paisley, Whett, Fothergill, Watson, Willan, Dobsen, Macbride, Pinel, Ludwig, Odier, Carmichael, Smith,

Cullen, Quin, Baumes und Ruff. - Der Verf. betrachtet diese Krankheit als eine Entzündung der Wände der Hirnhöhlen von einer eigenen Natur, verschieden von der phlegmonösen Entzündung, von welcher die wäßrige Ergießung die häufigste aber nicht alleinige Endigung ist, und möchte sie *Cephalitis interna hydrencephalica* benennen. *De l'epanchement dans les ventricules.* Diese Ergießung in die Hirnhöhlen sey die Wirkung und nicht die Ursache der febrilischen Reizung oder Entzündung. *Diagnostique.* Die Dunkelheit in der Erkenntniß des Wasserkopfs komme von der unermesslichen Varietät der ihn bewirkenden Ursachen, welche schon vorher angegeben worden. *Prognostic.* Die Vorhersagung sey nach den Ursachen und der Disposition des Leidenden mehr als nach dem Grade der Heftigkeit der Zufälle verschieden, wie der Verf. ganz gut diesen Abschnitt commentirt. Er glaubt durch ein Oedem, welches an der Stirne anfing, und sich allgemach über den ganzen Körper verbreitete, so wie in andern Fällen durch Diarrhoe oder Schweiß eine glückliche Crisis erfolgen gesehen zu haben. *Traitement.* Der Verf. geht die Mittel in einzelnen Abschnitten durch, nämlich: *Observations générales sur l'emploi de la saignée.* Die Praxis habe dem Verf. bewiesen, daß der W. K. den Blutausleerungen, außer in einigen besonderen Fällen, nicht weiche. *Saignée dans les cas particuliers.* Nach Verlauf der ersten Periode des Wasserkopfs sah er Aderlassen selten helfen, bisweilen lindern, meistens nur schaden. Ist Aderlassen z. B. nach einem Sturz auf den Kopf, nach dem Scharlachfieber u. s. f. nothwendig, so wählt er dazu Blutegel, an die Schläfe oder hinter die Ohren. Auch die Aetriotomie schaffte ihm in ein paar Fällen un-

mittelbare Erleichterung. Er heilte einen 27jährigen Mann durch wiederholtes Blutlassen aus der Vena jugularis von einem entzündlichen Zustande des Gehirns, weil solcher sich in einen Wasserkopf endigen zu wollen schien; in einem ähnlichen Falle half Aderlassen am Fuß. Die Blutegel scheinen ihm in einigen Fällen bey Kindern mehr eine materielle als venöse Blutung, durch Entwicklung kleiner Arterien, zu bewirken. *Vésicatoires, Séton, Cautére.* Blasenpflaster nutzten in allen Perioden der Krankheit. Haarseile halfen ihm gar nichts und Reizmittel wendete er noch niemahls an. *Vomitifs.* Selten schaffte ihm ein Brechmittel merkliche Erleichterung. Er brauchte oft weißen Vitriol, als weniger Durchfall machend. Als Vorbaumungsmittel schien ihm Brechweinstein nützlich. *Purgatifs* Abführungsmittel erfordern besondere Vorsicht bey der Anwendung. *Des divers excitans;* als *Fleurs de Zinc,* die krampfstillenden Mittel, *Roschus, Valerian,* wirkten mehr als *tonica* nicht sowohl als krampfstillend, durch Erhaltung der Kräfte des Kranken, *Zinkblumen* helfen nie gegen die Zuckungen. Unter allen Reizmitteln, zumahl bey weit gekommener Krankheit, habe der Wein den Vorzug, besonders *Madera* und *Xeres.* *Opium* nütze selten, außer wenn der Wasserkopf auf Typhus folgt. *Lavages d'eau froide.* Schienen ihm meistens eher schädlich als nützlich. *Phosphore.* Phosphor nützte dem Verf. sehr vorsichtig gebraucht, in einigen Fällen von Wasserkopf und Apoplexie. *Mercure* Quecksilber habe für sich allein, mehrere Kranke geheilt, als alle andere Mittel, und falls auch nicht alle wirkliche Wasserköpfe waren, so hatten sie doch damit die größte Aehnlichkeit. *Sternutatoires.* Niesmittel sollte man nicht vernachlässigen. *Digitale.* Der Verf. gebrauchte häufig den rothen Fingerhut ohne Nutzen, außer bey zurückgetretenem Scharlachauschlage. Es sey ein gau



zu ungewisses Mittel. Punction. Der Ansich ist von gefährlichen Folgen. Nur Rossi wolle einen hydrocephalus chronicus durch die Punction geheilt haben. — Beygefügt hat der Verf. noch Saint: Clair und Waisley's aus den Essays and Observations of the Medical Society at Edinburgh gezogene Krankengeschichten, und aus Ploucquets Repertorio medicinae practicae, den ganzen Artitel Hydrops capitis, um seine nützliche Abhandlung vollständiger zu machen, welche wohl etwas correcter, besonders was Namen betrifft, hätte gedruckt werden sollen.

### Göttingen.

Wandenhöck und Ruprecht: Allgemeine Kirchengeschichte von Großbritannien, in zwey Theilen, von D. Carl Friedrich Stäudlin. Zweyter Thl. 1819. 489 und XIV S. gr. 8.

Dieser Theil fängt mit dem Jahre 1603 oder der Herrschaft der Stuarts an und geht bis in das gegenwärtige Zeitalter fort. Er begreift also einen weit kleineren Zeitraum als der erste, übertrifft ihn aber noch an Ausdehnung. Die Begebenheiten und Nachrichten häuften sich hier so sehr und boten sich in so großer Mannichfaltigkeit dar, daß es selbst ungemein schwer wurde, sie in diesem Raume zu fassen und zu ordnen. Zudem sind noch Zeittafeln über die Kirchengeschichte von Großbritannien überhaupt und ein Register über beyde Theile hinzugefügt worden. In den Tafeln sind noch manche Begebenheiten angeführt oder angedeutet, welche im Zusammenhange der Erzählung absichtlich ausgelassen worden sind. Schwerlich gibt es irgend ein Land, welches in religiöser Rücksicht in dieser Periode so merkwürdig und interessant, und wo noch jetzt ein so reges, mannichfaltiges und weit ausgedehntes religiöses Leben und Wirken sichtbar wäre, wie Großbritannien. Dieß ist vorzüglich in diesem Theile herausgestellt.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 21. August 1819.

Mannheim und Heidelberg.

In der Schwan- und Böhschen Buchhandlung 1817: Gemeinfaßliche, durchaus auf Erfahrung gegründete, Anleitung zum Straßen- und Brückenbau, nebst einem Anhang über die Gauthey'sche Brückenbaukunde (Traité de la construction des ponts par Mr. Gauthey. Paris 1809) von Carl Christian Langsdorf, Dr. der Philos. Großherzogl. Badenschem Geh. Rathe, und Prof. der Mathematik zu Heidelberg ic. 8. 606 S. mit 22 Kupfertafeln.

Der Hr. Verfasser rechnet zum Straßenbau auch den Brückenbau, und beydes, als Theile der Ingenieurwissenschaft, wiederum zur Cameralwissenschaft; welches letztere ohne Zweifel in Rücksicht der Administration zu verstehen, und keinesweges so zu deuten ist, daß Mitglieder der obern Staatsbehörden auch die Kenntnisse der Bäumeister und Ingenieure sich erwerben und ausüben sollen. Ihnen genügt es, so viel Sach- und Menschenkenntniß sich erworben zu haben, als nöthig ist, die Stimme der Wahrheit in den ver-

2 (6)

schiedenen Gutachten ihrer Untergebenen zu unterscheiden. Die hierin weiter gehen, und die öffentlichen Bauten nach vermeinter Selbst-Sachkunde oder Dilettanterey leiten, stiften nicht selten Unordnung und unwiderbringliche Nachtheile im Bauwesen. Von den Schriften, die über Straßenbau handeln, zeichnet der Verf. die von Schomerl, Wiebeking und Wesermann, als die vorzüglichsten aus. Die Vortheile guter Straßen sagt der Verf., es sey durch erhobene Chausseegeelder, oder durch erleichterten Handel und Verkehr, gereichen allen Staatsbürgern zum Nutzen, folglich müssen auch alle dazu beytragen, oder die Straßenbaukosten aus der allgemeinen Staatscasse bestritten, und nicht vorzüglich den nächstgelegenen Orten an der Straße auferlegt werden. Wenn diesen letztern auch etwas mehr Nutzen im täglichen Verkehr dadurch zu Theil werde, so seyen sie auch dagegen im Kriege von militärischen Durchzügen desto mehr belästiget. Die Erfordernisse einer guten Straße setzt der Verf. in folgende 8 Puncte. I. Richtige Wahl des Straßenzuges zur Verbindung der vorzüglichsten Handels- und Gewerbeplätze (wobey doch auch die Festungen wohl mit in Anschlag zu bringen sind.) II. Sicherheit der Reisenden, nicht bloß in polizeylicher, sondern in Rücksicht des Weges selbst, wo jähe Abhänge zu vermeiden sind. Auf 12 Fuß lang 1 Fuß Fall hält der Verf. für den stärksten Abhang, der ohne Gefahr bey dem Gebrauch des Radschuhes im Frost zu passiren sey. Durch große Wälder müssen die Straßen wo möglich gerade durchgeführt, auch den Reisenden zur Nachtzeit bewaffnete Reiter zur Bedeckung mitgegeben werden. III. Die Straße muß etwas über das Land erhöht seyn, daß der Schnee abgeweht werde und das Wasser sie nicht überschwemme. IV. Hohlwege sind nicht zu dulden,

weil sie im Winter mit Schnee gefüllt, und wegen Auspülung vom Regen beständigen Reparaturen unterworfen sind. V. Die Straße muß fest und dauerhaft, aus harten Materialien gegründet seyn. Fast alle natürlichen Steinarten sind gut, mit Ausnahme der Sandsteine, die leicht zerreiblich sind. Den hölzernen Knüppeldämmen in Polen und Litthauen sind lieber gebrannte Steine, wovon in den Niederlanden Beispiele gefunden werden, vorzuziehen. VI. Die gehörige Breite der Straße setzt der Verf. für den Fahrweg auf 20 Fuß, und beyde Fußwege zu 5 Fuß, in allem auf 30 Fuß Rheinl. Maß. Wenn Kosten und Schwierigkeiten eine solche Breite nicht erlauben, müsse die Hälfte genügen, und dann Ausweichungsplätze angelegt werden. Sommerwege neben den Chausséen erfordern 18 bis 20 Fuß Breite mehr. VII. Die Straße muß im Steigen und Fallen nicht gar viel von der wagerechten Bahn sich entfernen. Nach Theorie und Erfahrung mittelt der Hr. Verf. die ordentlich erlaubte Steigung aus, zu 1 Fuß hoch auf 25 Fuß lang; auf ganz kurze Strecken, von 4 bis 5 Minuten, möge die Steigung auf 12 Fuß lang, 1 Fuß hoch als das äußerste passiren. Rec. hält diese Anhöhung für schwer beladene Frachtwagen ohne besonderen Vorspann für zu groß. Nach der Erfahrung (Gerstner über Frachtwagen und Straßen) balancirt ein Frachtwagen auf einem Abhange, der auf 36 Fuß 1 F. fällt, also daß ihn die geringste Kraft halten oder herabschieben kann. Ist das Gewicht dieses Wagens mit seiner Ladung =  $\Omega$ . so ist hiernach seine Friction  $\frac{1}{36} \Omega$ . und eben dieß ist die Zugkraft der Pferde auf ebener Straße. Gegen die Anhöhe, deren  $\sin = \frac{1}{36}$ , wird die Kraft wegen Höhe  $\frac{1}{36} \Omega$  und wegen Friction  $\frac{1}{36} \Omega$ , also  $(\frac{1}{36} + \frac{1}{36}) \Omega$ ; ist 4mahl größer, als  $\frac{1}{36} \Omega$  oder  $\frac{1}{9} \Omega$  (6)

als der Zug auf ebener Straße; wenn nun dieser gewöhnlich schon so groß ist, als die Pferde ordentlicher Weise vermögen, sollten sie dann wirklich fähig seyn, ihn noch vierfach zu vergrößern? Indes sah der Verf. 2 Pferde auf schlechtem Pflaster, dessen Steigung  $\frac{1}{5}$  betrug, 40 Centner in  $1\frac{1}{2}$  Minuten hinaufarbeiten. Auch Rec. sah dergleichen vielfältig, dabey die Thiere mit Peitschen martern, und einst ein Pferd dabey stürzen und den Hinterschenkel abbrechen. — Wenn die Straße auf 18 Fuß lang 1 F. oder mehr steigt, müsse sie Ruheplätze (Kastien) bekommen. Auch sey bey so starker Steigung, wie 1 zu 16 bis 18 Steinpflaster rathsamer als Chaussee, welche in solchem Falle vom Regen zu viel leidet. VIII. Die Straßen müssen zu ihrer Verschönerung und zur Bequemlichkeit der Reisenden mit fruchttragenden oder schattengebenden Bäumen bepflanzt, mit Brunnen, Meilenzeigern, auch mit Bänken zur Ruhe und Genuß schöner Ausichten, versehen werden. — Der Verf. kommt nun S. 20 ff. auf die Vorarbeiten der Ausführung. Wie der Straßenzug zu chartiren und zu profiliren. Ein Maßstab von 20 Ruthen (Rheinl.) auf 1 Zoll sey zum Grundriß bequem. In manchen Ländern sey die Größe der Maßstäbe für die verschiedenen Zeichnungen vorgeschrieben. Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß dieß überall so seyn möchte. Wo die obern Behörden sich der Verwaltung mit Sorgfalt annehmen, müssen sie die Unbequemlichkeiten, Mißverständnisse und Verlegenheiten nur zu sehr empfinden, welche daraus entstehen, daß jeder Ingenieur, jeder Baumeister und Feldmesser, seine Risse nach willkürlich, bald zu groß, bald zu klein, selten zweckmäßig, gewählten Maßstäben anfertigt und einreicht; sind aber die Maßstäbe für einerley Art Zeichnung bestän-

dig gleich, gewähren die Zeichnungen in der Uebersicht und Vergleichung beyläufig den Nutzen der Anschauung in Natura; und man erwirbt sich bald die Fertigkeit, aus der Zeichnung sogleich die Größe des Gegenstandes ohne Gebrauch des Maßstabes und Cirkels zu erkennen. — Die angefertigten Risse ergeben nun die Beschaffenheit des Straßenzuges; man sieht, was und wie viel hier zu erhöhen, dort abzutragen ist; welche Communen oder Privaten bey der neuen Straße verlieren oder gewinnen, und Entschädigungen bekommen oder geben müssen; wo Dämme zu machen, Wasser abzuleiten, und den Enden Gassen, Mulden zum Ueberlaufe, oder Röhren, Gräben und Brücken zum Durchlassen des Wassers erforderlich sind. Damit ist man im Stande, die Bau- und Kosten-Anschläge zu verfertigen, und hierauf die Ausführung der Chaussée zu beginnen. Der Verf. geht auch über die Bauarbeiten und erforderlichen Geräthschaften in einiges Detail, so gut als es von einem theoretischen Lehrer zu erwarten ist. Ueber die Wahl des Besten zwischen Umwegen und Anhöhen, welche der Calcul entscheidet, und ganz zur Competenz unsers Verf. gehört, hätten wir etwas vollständigeres erwartet. In Ansehung der Dimensionen und Construction hat der Verf. auf die Unterschiede von Heerstraßen, Poststraßen, nachbarlichen Gemeindewegen und Feldwegen nicht geachtet. Den Beschluß des Straßenbaues macht eine vollständige Abhandlung über das Nivelliren, wo wir doch auch die von Gilly beschriebene Röhrenwaage, welche bey dem Wegebau am bequemsten und allgemeinsten gebraucht wird, vermissen.

Der Brückenbau. 1. Kap. Von den Materialien. Hier werden Versuche über die Festigkeit verschiedener Steine aus H. von Wiebekings Werke, auch einiges über Cement und Mörtel

angeführt; auch Formeln über resp. Festigkeit des Holzes auf H. Eytelweins Untersuchungen in dessen bekannter Statik gegründet. Der Verfasser schließt dieß Kap. mit der interessanten Bemerkung: daß die Tragkraft gebogner Balken mit der convexen Seite aufwärts oft geringer sey als mit der convexen Seite unterwärts, oder wie es eigentlich heißt, als die des geraden, mit beyden Enden frey aufliegenden Balkens, welcher sich bekanntlich unter jeder Belastung unterwärts krümmt. Da der Satz gegen die gemeine Meinung läuft, und nicht für sich evident ist, so beweiset ihn der Verf. in der Folge aus einem Versuche des Hrn. v. Wiebeking. Dieser ließ einen fichtenen vierkantigen Balken, 50 Fuß lang, 1 F. in allen Seiten stark, so weit krümmen, daß die Bogenhöhe  $2\frac{1}{2}$  Fuß,  $\frac{1}{10}$  der Länge war; mit circa 16,600 Berl. Pfd. in der Mitte belastet, brach der Bogen augenblicklich; statt er als frey aufliegender Balken nach des Verf. Formel 27,320 Pfd. bis zum Brechen hätte tragen können. Mit Sicherheit konnte der Balken wenigstens seine eigne Last tragen. Setzt man die zu 1500 Pfd. so war das eine Belastung in der Mitte = 750 Pf. Diese ist nach Eytelweins Erfahrung  $\frac{1}{32}$  derjenigen, die ihn zerbricht; also die letztere = 24,000 Pf., das ist beynähe  $1\frac{1}{2}$  mahl größer, als die welche den Bogen zerbrach. Dennoch kann Rec. diese Erfahrung keinesweges für überzeugend halten. Weil erstlich, wenn das Holz gleichförmig stark, und regelmäßig gebogen gewesen, nothwendig zwey Brüche zugleich hätten erfolgen müssen, wäre dieß wirklich geschehen, so würde es ohne Zweifel angemerkt seyn; wenn es aber nicht geschah, so war ein Schenkel des Bogen schwächer oder stärker gekrümmt, als der andere, folglich Holz und Versuch fehlerhaft. Bey der zum Tragen in der Mitte vortheilhaftesten Krümmung wären, wie es scheint, drey Brüche, einer im nie-

dergedrückten Scheitel, und zwey in den Schenkeln verursacht, folglich bis dahin eine viel größere Last getragen worden. Zweitens ist der Ausdruck: Bogenhöhe, unbestimmt, und läßt vermuthen, daß H. v. Wieb. dieselbe, wie es bey Gewölben üblich ist, von der Sehne bis an den Scheitel der innern oder concaven Fläche gemessen. In diesem Fall muß die Balkendicke noch hinzukommen, um die Krümmung der am meisten gespannten Fasern zu bestimmen; das gibt die Sagitte  $3\frac{1}{2}$  Fuß, statt  $2\frac{1}{2}$  Fuß. Ist diese Vermuthung gegründet, so hat H. Wieb. den Balken so stark gekrümmt, bis der Bogen auf dem Punct war, in seiner Mitte zu brechen; und dies ist gerade der Zustand, wo das Vermögen zu tragen, oder dem Bruch zu widerstehen, im Scheitel ein maximum, in den Schenkeln ein minimum seyn mußte; weniger gebogen, oder auch wirklich in der Mitte gebrochen, müßten in beyden Fällen die Schenkel eine größere Last im Scheitel unterstützt haben. Die Sache ist für die Practik nicht gleichgültig und verdiente wohl eine genauere Untersuchung. Ein gerader Balken mit beyden Enden fest eingemauert, wird wahrscheinlich mehr tragen, als jeder Bogen, der aus ihm gemacht wird, weil er in der Mitte beschwert, nicht brechen kann, ohne drey Brüche zu gleicher Zeit zu bekommen. — 2. Kap. Vom Einrammen der Pfähle. Hier theilt der Verf. die Theorie vom Effect der Hamm-Maschine mit, die auch aus andern Deutschen Schriften (s. die practische Wasserbauk. von Gilly und Eytelwein 3tes Heft) welche der Verf. nicht nennt, schon bekannt ist, und begleitet selbige mit nützlichen Anmerkungen für die Practik. Mit Recht bemerkt der erfahrene Verf., daß die Theorie der Hamm-Maschine für den Brückenbau wichtig sey und daß bey hölzernen Brücken fast allemahl, bey



feinernen wenigstens zuweilen, der Grund ihres Ruins in Fehlern der Kammwerke liege. Wir müssen indeß den Lehrlingen zum Besten hierbey erinnern, daß die Theorie des Kamms doch eigentlich nur für zuverlässig zu achten ist, bey Fundamenten unter Pfeilern, Mauern und allen Gebäuden, die keiner schwankenden Bewegung unterworfen sind; die Schwingungen der Pfähle unterbrechen nämlich die Friction, worauf die Theorie von ihrem Feststehen beruht. Die Fehler bey den hölzernen Brücken, welche der Verf. vor Augen hatte, rühren gewiß von zu schwachen, einfachen Jochwänden her, welche bey der Passage schwerer Frachtwagen, oder selbst vom Winde, in schwingende Bewegung geriethen, wobey die Pfähle unter der Last schwerer Bogen nothwendig tiefer eindringen mußten, wenn sie auch ohne Fehl wären eingerammt worden. 3tes Kap. Allgemeine Betrachtungen über Brücken und Aufstauung der Wasser. Die Maximen des Brückenbaues werden auf VIII reducirt; I. die Brücke muß keine schädliche Anschwellung des Stromes veranlassen; II. sie muß auf feste Unterlagen (Pfeiler, Joche und Widerlagen) gegründet seyn; III. die Pfeiler müssen dem Strom und Eise zu reichend widerstehen; IV. die auf den Pfeilern ruhenden Brückentheile müssen gegen Verschiebung und Trennung gesichert seyn; V. die Brückenstraße muß von der wagrechten Linie nicht so weit abweichen, daß daraus Unbequemlichkeit, oder selbst Gefahr für Fuhrwerke entstehen könne; VI. sie muß eine angemessene Breite haben; VII. die Construction muß so beschaffen seyn, daß einzelne schadhaft gewordene Theile herausgenommen und durch gute ersetzt werden können; VIII. die Brücke muß keine Verschwendung von Material enthalten, das nur die Brücke beschwerte, ohne zur Festigkeit beyzutragen. Ueber diese allgemei-

nen Regeln gibt nun der Verf. die nähern Erläuterungen, ohne sich an die hier gewählte Ordnung zu binden. Die Größe des Eisstoßes wird sehr bequem aus der Formel für den Stoß des Hammers hergeleitet, wobey doch auch hätte erwähnt werden mögen, daß die Festigkeit großer Eisfelder allemahl viel geringer ist, als die Kraft ihres Stoßes; weßhalb bey dem Bau der Joche und Pfeiler mehr darauf muß gerechnet werden, das Eis zu zerbrechen, als der Gewalt seines Stoßes zu widerstehen. Der Abhang des Brückenweges wird auf 30 F. lang 1 F. Fall, höchstens 18 zu 1 gesetzt. In Handelstädten mit Canälen und Brücken macht jedoch die nothwendige Schiffspassage unter der Brücke die Befolgung dieser Regel meistens unmöglich. Am unständlichsten handelt der Verf. über den durch Brücken oder andere Bewegung des Stromes bewirkten Aufstau. Aber es scheint, daß von allen Formeln, welche er zur Leitung der Practik gibt, ihm diese am wenigsten gelungen sey. Es ist in derselben nach Gutdünken oder Willkühr so viel angenommen, daß sie kein Zutrauen verdienen kann. Im Beyspiel, wo ein Strom, der 8000 Cf. Wasser in 1 Sec. abführt, und von 200' auf 160' brenzt wird, findet der Verf. die dadurch verursachte Stauhöhe oberhalb der Brücke 2,27 Fuß, ohne andere data bey der Rechnung anzunehmen, als die, welche sich auf vergrößerte Geschwindigkeit beziehen. Hiernach findet Rec., daß dieß Resultat einen Strom voraussetzt, der vor der Bewegung eine Geschw. von beyläufig 13 Fuß bey der Tiefe von 3 Fuß hätte; ein Fall der ordentlicher Weise in Natura nicht statt finden kann, es sey denn in Felsenbetten, etwa wie in den Gerudeln der Donau. Es ist aber die zu vergrößerte Geschw. nicht die einzige Ursache der Stauhöhe; die Theilung und Verände-

rung der Figur des Stroms ist eine zweyte, und die Rauigkeiten und Unebenheiten der Wände an Jochen und Pfeilern sind eine dritte Ursache des nothwendigen Aufstaues. Wo also ein Strom vielfach getheilt wird, wie bey Schütten und Durchlaßwehren; oder wo die Jochwände so beschaffen sind, wie in den vom Verf. mitgetheilten Beyspielen der Brücken bey Augsburg und Landsberg, nämlich mit Fascinagen und Steinen beworfen; da mögen gar wohl auch in mäßigen Strömen, wenn sie im Verhältniß 4 zu 3 beengt werden, Stauhöhen von 2 bis 3 Fuß oder mehr entstehen. Es kann aber Niemanden einfallen, auf dergleichen unförmliche Opera rustica, wie die letztgedachten Aufwürfe von Busch und Steinen unsers Verf. Calcul anwenden zu wollen, wenn gleich es fast wahrscheinlich ist, daß er selbst auf den Effect dieser unregelmäßigen Bauten, die auf dem Papier etwas besser, als im Strome aussehen, vorzüglich möge reflectirt haben. 4. Kap. Ueber Verschiedenheit der Brücken ff. von Holz, Stein und Eisen, auch in Ansehung der Wölbungen, Halbkreise, Kreisabschnitte; Gothische Gewölbe; Gewölbe nach der Kettenlinie; und gedruckte Bogen nach der halben Ellipse oder von Kreisstücken aus mehreren Mittelpuncten, nebst einiger Theorie und Bemerkungen über diese Wöblungslinien. Dem Halbkreise fehle Schönheit und Kühnheit des Ausdrucks; er sey einförmig und verrathe keine Erfindungsgabe ff. Dieß Urtheil von einem so erfahrenen Mathematiker, wie der Verf., war Rec. unerwartet. Die gerade Linie ist die einförmigste von allen, sollten wir sie deswegen bey dem Bauern verwerfen, die Wände unsrer Gebäude in Curven verwandeln, und den Architecten, welcher die Rechtecke der Portale und Croiseen in Eyrunde und Fledermausfenster verändert, einen erfinderischen Kopf

nennen? Sollen wir deswegen flache Brückenbogen machen, um es bewundern zu lassen, daß die Brücke, welche gestern einzustürzen drohte, heute noch steht? oder sollen wir den schiefen Thurm zu Pisa als ein Meisterstück der Architectur ansehen und ähnliche Dinge machen, die im Fallen begriffen zu seyn scheinen, damit unsre Kühnheit berühmt werde? Rec. ist der Meinung, daß demjenigen Baumeister, der Zweckmäßigkeit mit Standhaftigkeit am besten vereinigt, die Palme gebührt; daß eingebildete Schönheit bey Wasserbauten am allerwenigsten in Betracht komme; daß auch selbst in diesem Puncte der Kreis keiner andern Curve nachstehe; und halbe Kreisbogen überall, insonderheit zu Brückenbogen *cet. parib.* den Vorzug verdienen, weil sie ihre Pfeiler und Widerlagen weniger verschieben, als jeder gedruckte Bogen, und weil sie unter allen Curven von gleicher Länge die größte Oeffnung zum Durchlassen des Stroms gewähren. Aber es gibt freylich viele Fälle, wo sie wegen Beschaffenheit des Locals nicht anwendbar, und andere Bogen zweckmäßiger sind. Die Segmentbogen des Kreises, fährt der Verf. fort, drücken zwar stark gegen Pfeiler und Widerlagen, wenn aber gegen diesen Seitendruck durch zureichende Dicke und Festigkeit gesorgt worden, tragen sie bey anscheinender Gefahr des Einsturzes dennoch die größten Lasten und verrathen die Kühnheit ihres Erbauers. Der Verf. nennt zwey Brücken zu Paris und eine zu München, deren Bogen Stücke des Halbkreises sind. Die von Theoretikern sehr empfohlene Kettenlinie sey auch durch die Kreissegmente, in welchen man immer eine Kettenlinie sich denken könne, entbehrlich und von keinem Baumeister angewendet worden. Diese letztere Behauptung ist wenigstens übereilt, und die erstere scheint nur umgekehrt gültig zu seyn; nämlich wenn ein Gewölbebogen

nach einer Kettenlinie ausgeführt ist, wird man ihm vielleicht ohne Nachtheil seiner Festigkeit das Ansehn eines Stücks vom Halbkreise geben, aber nie durch dieses jenen ersetzen können, weil die Fugen der Gewölbsteine auf zwey verschiedene Curven nicht zugleich senkrecht stehen, oder in der Richtung ihrer verschiedenen Krümmungshalbmesser liegen können; indeß mag die Abweichung zuweilen nicht erheblich seyn. Da auch der elliptische Bogen nach des Verf. Meinung durch den aus mehreren Kreisstücken von verschiedenen Halbmessern zusammengesetzten, genugsam ersetzt werde, so reducirt er die vorzüglichsten Brückenbogen auf zwey Arten, nämlich Segmente des Kreises mit einerley Halbmesser, oder mit mehreren Halbmessern aus verschiedenen Mittelpuncten, jene ersteren seyen für hölzerne, wie für steinerne Brücken, die andern aber, welche mit ihren Scheiteln auf Pfeiler und Widerlagen senkrecht stehen, allein für steinerne anwendbar. Der Verf. erwähnt nichts von der elastischen Linie, welche doch für hölzerne Bogen besonders geeignet zu seyn scheint. Die Ellipse sey keiner geometrischen Construction fähig; aber der Steinmeh arbeitet nach Schablonen, die ihm der Architect gibt, und dieser wird ja so gut eine Ellipse als einen Kreis zu beschreiben wissen. Unfers Erachtens behauptet die Ellipse vor dem Bogen aus mehreren Kreisstücken den nicht geringen Vorzug einer Krümmung nach dem Gesetze der Stetigkeit, worin der Architect der Natur folgen soll, statt die Linie aus mehreren Stücken verschiedener Kreise, die auch von einigen Korblinie genannt wird, sprungweise von einer Krümmung zur andern übergeht; ihre Evolute ist nämlich ein Polygon oder Haspel, dessen abgewickelter Faden sie mit dem Endpuncte beschreibt. Er mag übrigens wegen des Vorzugs der einen oder andern dieser Linien gar wohl heißen: autant

d'architectes autant d'avis différens; und wir lassen gern jedem die Wahl, haben auch eigentlich hier nur aufmerksam machen, nicht widerlegen oder tadeln wollen. 6. Kap. Nöhere Anleitung zur Erbauung feinerer Brücken. Der Verf. halt die Berechnung der verschiednen Dimensionen a priori für unsicher, und findet es besser, von gut gelungenen Meisterwerken Abmessungen zu nehmen, und hieraus allgemeine Regeln herzuleiten, wobey er Perronet's bekanntes Werk vom Brückenbau zum Grunde legt. Dieß Verfahren hat zwar des Rec. ganzen Beyfall; aber es scheint fast nicht weniger schwierig zu seyn, als die Theorie a priori. Man bedenke nur die Verschiedenheiten, a) des Baugrundes z. B. auf der Seine, Rhein und andern Flüssen, b) des Clima in Ansehung der Eisgange und Anschwellung der Flüsse; c) der Materialien, Granit, Kalkstein, Sandstein, gebrannte Steine; d) der Bauleute und der Baukasten. Der Verf. gibt nun nach dem Muster der Brücke von Neuilly allgemeine Bestimmungen I. von der Dicke der Gewölbsteine, II. Höhe (Länge) der Gewölbsteine, III. Dicke der Pfeiler, IV. Höhe der Pfeiler. Hier ist ein hyperonproteron. Die Höhe hätte vorher gehen, die Dicke folgen, und jene als ein Bestimmungsgrund zu dieser in Rechnung kommen müssen. Nach des Verf. Formeln würden cet. parib hohe und niedrige Pfeiler einerley Dicke bekommen, welches mit den allgemeinsten Regeln der Baukunst im Widerspruch ist. Auch kann die Brücke von Neuilly, deren dünne Pfeiler von Deutschen Architekten so oft erwähnt werden, hier keinesweges als Muster dienen, weil sie eigentlich gar keine Pfeiler hat, sondern die Gewölbe unmittelbar auf den Stufen des Fundaments ruhen. Man führt die Pfeiler, sagt der Verf., nur bis zum niedrigsten Wasserstande auf, worauf die Gewölbebogen ihren Anfang nehmen. Das mag in einigen Fällen als Ausnahme, aber, wie Rec. dafür hält, keinesweges als Regel passen. Wie zweckwidrig wäre es nicht, des anschwellenden Flusses Querprofil immer mehr und mehr zu beengen, je höher der Strom steigt? Und wenn die Anschwellung zugleich mit Eisgang verknüpft ist, wie solches im nördlichen Deutschland häufig der Fall ist, welche enormen Eismassen würden sich nicht vor den beengten Brückendöffnungen sammelndrängen, und aufeinander bis auf die Brücke schieben? Aber auch ohne Eis würde der heftige Wassersturz unfehlbar gefährliche Tiefen unterhalb der Brücke aushöhlen und die Fundamente der Pfeiler miniren, wenn der Grund nicht etwa felsenhart, Luffstein oder Thonschiefer wäre. Wir würden insonderheit bey flachen Bögen, welche der Verf. zum Augenmerk hat,

zur Regel nehmen: Die Pfeiler bis zum höchsten bisher bekannten Wasserstande des Flusses aufzuführen, und darauf die flachen Bogen anfangen zu lassen; halbe Kreisbögen können einige Fuß niedriger anfangen. V. Stärke der Widerlagen (nicht Widerlager, wie der Verf. schreibt); es sind die Endpfeiler (culées) der Brücke, die übrigen sind Zwischenpfeiler (piles). VI. Von den Fundamenten der Pfeiler und Widerlagen, und wie sie aufzuführen; worüber der Verf. mit Rücksicht auf Festigkeit des Flußbettes, mehrere oder mindere Tiefe des Flusses, gute Belehrung mittheilt; nur können wir in Ansehung der Gestalt der Pfeiler seiner Wahl nicht beypflichten. Die Zwischenpfeiler müssen bey genügsamer Stärke diejenige Figur erhalten, welche den wenigsten Aufstau oder Sturz des Stromes gibt; sie sind zweckmäßig. Dazu wird aber erfordert, daß diese Pfeiler wie Schiffe, ein Vordertheil und Hintertheil, oder wie Fische, einen Kopf und Schwanz bekommen. Nur bey Brücken, wo Fluth- und Ebberöme in fast gleicher Stärke durchgehen, möchte die von dem Verf. empfohlene, an beyden Enden gleichgerundete Figur genugsam zweckmäßig erachtet werden. VII. Ueber Bogengerüste und Wölbung, wie auch VIII. über Vollendung der Brücke in Ansehung der Nachmauerung des Pflasters, Geländers ff. handelt der Verf. ziemlich ausführlich. 6tes Kap. Ueber die Wegschaffung des Wassers beym Brückenbau. Hier ist der Verf. als einer unserer ersten Hydrauliker ganz in seiner Sphäre, und gibt über die taualichsten Schöpfmaschinen und deren Effect, die Schnecke, Schaufelkunst, Paternosterwerk, und Pumpen, deutliche Begriffe. Auch lernt man hier die Einrichtung der Veraschen Seilmaschine, aber nichts von der Größe ihrer Wirkung. 7tes Kap. Nähere Anleitung zum Bau facher hölzerner Brücken. Des Verf. erste Regel ist: Man wage nie, Jochbrücken mit einfachen Jochwänden in Flüssen zu bauen, wo die Pfähle nicht so tief eingetrieben werden können, daß ihre Tiefe im festen Boden wenigstens noch 6 Fuß mehr betrage, als die beobachtete größte Wassertiefe bey Eisgängen. Die Regel ist von dem Verf. selbst in seinen mitgetheilten Constructionen nicht befolgt. Man sehe die beyden Brücken über den Lech Tab. XV und XVI, wo die einfachen schwachen Jochwände so ins Auge springen, daß man sich billig wundert, wie der Verf. solche Werke dem Publicum und seinen Schülern zur Bildung vorlegen maa, wenn es nicht etwa ist, sie zu unterrichten, wie man nicht bauen soll; welchenfalls denn doch auch das bessere und musterhafte, was Nachahmung verdient, nicht fehlen sollte. Die Brücke Fig. 73 und 74 scheint gar nicht für einen

Strom, sondern für stehendes Wasser über einen Stadt- oder Festungsgraben zu geboren. Die Brücke ist sehr stark, aber die Joche (etwa 20 Fuß weit, stehen zu nahe im Eisgang. Eben dieser Umstand, daß in eisfahrenden Strömen die Jochweiten möglichst groß, und die Brücken mit Häng- und Spriegelwerken unterstüzt werden müssen, hatte auf die Vorschrift leiten können, die schon Belidor (Sciences des Ingénieurs) gibt, daß in ansehnlichen Flüssen einfach e Jochwände gar nicht anzuwenden, sondern die Joche aus zwey oder drey Reihen Pfählen zu machen sind. Die angeführten Zeichnungen sind übrigens schön und deutlich; nur fehlt der Maßstab. Noch ist zu bemerken, daß das Feststehen der Pfähle nicht allemahl von der Tiefe des Eintreibens, sondern von der Festigkeit des Grundes abhängt, Pfähle, welche 12 bis 18 bis 24 Fuß tief stehen, können nach Verschiedenheit des Erdreichs gar wohl gleiche Festigkeit, so groß als das Erdreich sie geben kann, haben. Aber gegen Erschütterungen und Schwingungen von Eisstößen und Frachtwagen kann nicht das Erdreich sondern allein die Mehrheit und der Verband der Jochpfähle unter einander, die erforderliche Festigkeit geben. Endlich sind auch die vom Verf. hier angegebenen Mittel gegen Eisstöße nicht zureichend; das Eis kann nicht durch Eisenblech gespalten, es muß durch besondere Eisbrecher oberhalb der Brücke in die Lage gebracht werden, daß es durch sein eignes Gewicht und Stoß zerbricht. Im 8ten, 9ten bis 12ten Kap. handelt der Verf. von hölzernen Bogenbrücken nach den Methoden von Voch, Junk und vorzüglich von Wiebeking, auch etwas von Großhängebrücken, und endlich über die eisernen Brücken und über den Streit dieser wegen zwischen den Rittern von Reichenbach, und von Wiebeking. Daß über diese Gegenstände sehr viel Gutes und Belehrendes gesagt wird, ist von einem so geschickten und erfahrenen Mann, wie der Verf. nicht anders zu erwarten. Weil er sich aber beyweitem am meisten mit den Wiebekingschen Bogenbrücken befaßt, die den Lesern dieser Blätter bereits bekannt sind (s. Anzeigen von 1817 das 92. u. 99. St.), so übergehen wir den Inhalt dieser Kapitel. Im Anhang wird eine vollständige lehrreiche Critik über das anfangs genannte Werk von Gauthey mitgetheilt, welche manchem den Ankauf dieses Werks ersparen mag. Allgemein kann gegenwärtiges Buch in vieler Hinsicht als eine Ergänzung und Berichtigung desjenigen Theils des großen Wiebekingschen Werkes, welcher vom Brücken- und Straßenbau handelt, angesehen, und denjenigen, die sich aus Wiebekings Werk unterrichten wollen, vorzüglich empfohlen werden. Der Vortrag des Verf. ist im gegenwärtigen Buche gemeinfaßlicher, als in den meisten seiner rühmlichen Schriften. Indes hat er auch



hier seine gewöhnliche Methode, selbst die kleinsten Formeln und Bezeichnungen aus sehr verschiedenen Alphabeten zusammen zu setzen, und dennoch mit einerley Buchstaben mancherley Sachen zu bezeichnen, beyzubehalten; eine Methode, die unzählige Druckfehler veranlaßt und in jeder Hinsicht das Studium des Buchs erschwert, weshalb zu bezweifeln ist, daß es von practischen Baumeistern so allgemein, wie es wohl verdienete, werde geschätzt, und gelesen werden. Indes mag solcher Lehrvortrag des Verf. mit seinem Wahlspruch: *Odi profanum vulgus et arceo* gut genug übereinstimmen. --- Den Beschluß des Buches macht eine Anmerkung des Verf. über die gegenwärtige bedrückte Lage der geringern Classe des Volks, welcher Aufhülfe und Erleichterung der Abgaben zu wünschen ist, insonderheit in den unentbehrlichsten Bedürfnissen, Salz und Brot. Eine ärmere Familie, die täglich etwa 8 Pfd. Brot gebrauche, sagt der Verf., zahle jährlich ungerechter Weise, schlechten Gewichtes wegen, mehr an den einzelnen Bäcker, als in die Staatscasse; dergleichen Policeyfehlern sey doch leicht abzuhelfen. Aber es müsse noch mehr geschehen, insonderheit in gleicher Vertheilung der Lasten nach Maßgabe des Vermögens wo auf die Reicheren mehr Rücksicht zu nehmen, und für den Unterhalt der Ärmern durch öffentliche, gemeinnützliche Bauten, wie Straßen und Brücken, zu sorgen sey. Rec. theilt die Gefühle des Verf. für die ärmere Classe unserer Vaterlandsverwandten, fürchtet aber, daß die Vermehrung der Bauarbeiten an Wegen, Brücken und schiffbaren Canälen, nicht sehr geeignet ist, der Armuth und zugleich den überall erschöpften Finanzen aufzuhelfen. Sollten nicht vielleicht Manufacturen und Fabriken, auch Urbarmachung verjümpfter und wüster Ländereyen, so geleitet, daß der Arbeitslohn unmittelbar aus den Händen der Reichern in die der Ärmern flösse, ohne zuvor die Staatscasse zu passiren, eher zum Zwecke führen? Auch liegen vielleicht hin und wieder noch manche Ressourcen; Salz, Mergel, Steinkohlen ff. habe genug im Reich der Industrie unter unsern Füßen verborgen. Das letzte gerechte Mittel eingeschlossener Völker sind ohne Zweifel entfernte Colonien, deren alle Europäische Nationen, zum Theil im unermesslichen Ueberfluß, besitzen; nur die Deutschen haben bis jetzt noch keinen Ort, wo sie hinwandern und durch die Aufnahme eines zweyten Vaterlandes sich trösten könnten; obgleich die meisten und mächtigsten Regenten in Europa aus Deutschen Geschlechtern abstammen, und von ihnen zu hoffen ist daß sie der nothwendigen Colonisation dieses arbeitssamen Volks nicht abgeneigt seyn mögen.

Druckfehler. S. 1318 Z. 7 l. führt ihn.  
1319 Z. 8 und 13 l. Pf. statt Thlt

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 23. August 1819.

Paris.

Bey Firmin Didot und Courcier: *L'Alphabet Européen appliqué aux langues Asiatiques*. Ouvrage élémentaire, utile à tout voyageur en Asie. Par C. F. Volney, Comte et Pair de France, membre de l'Académie française, honoraire de la société Asiatique, séante à Calcutta. 1819. XVIII 225 S. 8.

Genau genommen, hätte der Titel heißen müssen: *L'Alphabet Européen appliqué à la langue Arabe*: so hätte man in ihm bereits gelesen, daß man in dem Buch, dem er vorangestellt ist, nichts weiter als eine Anweisung zu erwarten habe, wie man die Lateinische Schrift den Arabischen Buchstaben anpassen könne. Selbst wegen des Namens *L'Alphabet Européen*, welcher der Lateinischen Schrift gegeben ist, könnte man mit dem Verfasser rechten, da bekanntlich einige in Europa wohnende Slavische Völker ihre eigene Nationalschrift bey dem Schreiben brauchen, und die Umtauschung derselben mit Lateinischer Schrift ungern sehen. Was nun unter diesem Titel ge-

M (6)

geben wird, ist eine Fortsetzung der Idee, welche der Verf. schon vor 24 Jahren in der *Simplification des langues orientales* umständlich dargestellt hatte: doch ohne daß seine damalige Ausführung in der gegenwärtigen vollständig wiederholt wäre. So hat jene vor dieser eine Arabische Grammatik voraus, in der er seine Umschreibung des Arabischen mit Lateinischen Buchstaben anschaulich machte; und diese wieder vor jener manche seitdem gemachte Bemerkungen, daß er z. B. jetzt 14 Vocale annimmt, statt daß er damals nur 12 unterschieden hatte. Außer dem sind dem Altabet Européen die beyden ersten Theile ganz eigen; der erste enthält Definitionen von Alphabet, Vocalen, Consonanten u. s. w. und einige Bemerkungen über das Material eines Alphabets; der zweyte untersucht die Aussprache — doch nicht, wie der Verf. sich ausdrückt, der Europäischen —, sondern einiger Europäischen Sprachen, und findet in ihnen 19 bis 20 Vocale und 32 Consonanten. Da nun das Lateinische Alphabet mit seinen 25 — 26 Zeichen zur Darstellung von 54 Lauten nicht hinreicht, so ist es in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit noch nicht zum Universalalphabet, das für jeden Laut nicht ein aus mehreren Buchstaben zusammengesetztes sondern ein eigenes für sich bestehendes Zeichen haben müßte, geschickt; aber es läßt sich ihm leicht nachhelfen, wenn man es mit einigen neuen Zeichen bereichert, und die bereits gewöhnlichen mit Puncten, Schrägeln, Strichen, Circumflexen u. s. w. versteht. Wie dabey zu verfahren sey, lehrt der Verf. in einem Bexpiel, der Arabischen Sprache, im dritten Theil, auf den es hauptsächlich abgesehen war. Wer sich mit der Analyse der Europäischen Sprachen abgegeben hat, wird dem zweyten Theil, so viel Schönes er auch enthält, das Verdienst der Voll-

ständigkeit nicht zugeben können, womit wir aber keinen Raum in unsern ohnehin zu engen Blättern verschwenden wollen, um so mehr, da sich jeder durch Vergleichung des Adlung'schen Mizthridates davon überzeugen kann. Wir bleiben daher bloß bey dem dritten Theil, oder der Anwendung der vorgetragenen Theorie auf die Arabische Sprache stehen. Hätte sich der Verf. nur auf sein Hauptthema beschränkt, so würde er nicht viel haben beybringen können, das von dem verschieden gewesen wäre, was in der Simplification des langues orientales von ihm bereits vorgetragen worden; er nimmt aber von einigen Aeußerungen des v. rn. Silb. de Sacy in seiner *Grammaire Ara:be* Gelegenheit, über die ursprüngliche Beschaffenheit der Semitischen Alphabete und die allmählichen Abänderungen des Arabischen seine Meynung zu entwickeln und gegen Einwendungen zu vertheidigen. Es ist uns nicht bange, daß der sprachgelehrte Verfasser der *Grammaire* auf alles, wornach gefragt, und was ihm eingewendet worden, nicht möchte auf der Stelle Antwort und Bescheid zu geben wissen. Manchem, was hier als unbezweifelbar dargestellt wird, ist die gut begründete Geschichte völlig entgegen. Um von mehrerem nur eines anzuführen: wie läßt sich erweisen, daß zu des Propheten Zeiten schon das Arabische Alphabet 28 Zeichen gehabt habe? und daß man zu einer solchen Vermehrung des Syrisch = Phöniciſchen Alphabets, womit die Semiten geschrieben hätten, schon zur Zeit der Seleuciden und Ptolemäer am Euphrat und Nil geschritten sey? Wir haben doch Denkmähler in verschiedenen Semitischen Dialecten, die zwischen den Jahrhunderten von den Ptolemäern und Seleuciden bis auf den Propheten abgefaßt worden: wo wäre auf diesen nur eine Spur von einer solchen Vermehrung der Schrift:

zeich:n, um die Nüancen der Aussprache mit ihren eigenen Zeichen zu versehen? Und doch müßten sie in einem der Syrischen Alphabete zu finden seyn, da die Araber in Hedschas nach der Zusammenstimmung aller Umstände von den Syrern etwa ein Menschenalter vor dem Propheten schreiben gelernt haben. Wie hätte auch die berichtigende Ausgabe des Koran unter dem Chalifen Osman schon so nothwendig werden können, wie die Mohammedaner einstimmig erzählen, wenn er gleich Anfangs mit einem so vollkommenen Alphabet wäre niedergeschrieben worden, wie das von 28 Consonanten ist? Doch von 28 Consonanten will der Verf. zuletzt dennoch nicht gesprochen wissen, sondern nur von 24, oder, wenn man Hamza dazu rechnet, von 25, weil er Eliph, Wau, Ze und ohendzin auch Ain nicht für Consonanten, sondern bloß für Vocalzeichen gelten läßt. Hiermit mögen die Vorstellungen des Verf. vor der frühen Vermehrung des Alphabets und der allmählichen Hinzufügung der übrigen Leszeichen der Aufmerksamkeit der Sprachgelehrten empfohlen seyn: denn wer könnte in einem Zeitungsblatt in den so oft verhandelten Streitpunct auf neue eingehen?

Bey der Bezeichnung der Arabischen Consonanten mit Europäischer Schrift, (die wir ohn Kupfer nicht wohl beybringen können, da mehrere eigenthümliche Umbiegungen der Lateinischen Schriftzüge vorkommen, die bisher in unsern Druckereyen nicht gewöhnlich waren, und ein bloße Beschreibung durch Worte manches dunkel lassen würde), kommen allerley Beobachtungen über die Aussprache einzelner Consonanten in Asien, Aegypten und der Barbarey vor, die Beachtung verdienen. Die in den Europäischer Schulen gewöhnliche Aussprache der Vocalen ist wie wir immer vermuthet haben, die Türkische

was man einem Ohrenzeugen glauben muß. J'ajoute, sagt er S. 159, que cette prononciation d'a ou de e en i est entierement turque; qu'aucun pur Arabe ne dit ibn, il meliki; ni b'ism illah irrahmani, ihdina etc. Mais bien clairement à la française, b'es m, ellah errahmân; ehdi-na etc. Es werden mehrere Proben gegeben, wie nach den von dem Verf. festgestellten Regeln die Umschreibung des Arabischen mit Lateinischen Buchstaben geschehen müßte. Was für und gegen die Vorschläge des Verf. gesagt werden kann, ist von dem Recensenten ehemals bey der Anzeige der *Simplification des langues orientales* (in der Allgemeinen Bibliothek für biblische Litteratur 1795. B. 7. S. 880) und auch von einem andern Gelehrten in diesen Anzeigen (Jahrg. 1797. S. 590) anticipirt worden. Noch immer ist der Verf. von den großen Vortheilen, die durch seine Vorschläge der Litteratur zuwachsen müßten, so erfüllt, daß er sein Buch mit einem *exegi monumentum aere perennius, non omnis moriar!* beschließt.

Noch eine Beilage. In der Hauptkarte von Aegypten zu dem Prachtwerk der *description de l'Egypte* sollten die geographischen Namen doppelt, mit Arabischen und Lateinischen Buchstaben angegeben werden, und dem Verf. war aufgetragen, ihre Darstellung mit Lateinischen Buchstaben nach seinen Vorschlägen in der *Simplification des langues Or.* zu besorgen. Da aber seine Vorschläge bey den Orientalisten der Hauptstadt vielen Widerspruch erfahren hatten, so bat er sich vor der Vollziehung des Auftrags eine Jury unter dem Vorsitz des Hrn. Sib. de Sacy aus, nach deren Ausspruch er sich in der Darstellung der Arabischen Namen mit Lateinischen

Buchstaben richten wollte. Angehängt ist daher diesem Alphabet Européen noch: Procès verbal de la Commission réunie au dépôt général de la guerre, pour fixer le mode de transcription de l'arabe en caractères français, und das Resultat der Berathschlaagungen in eine Tabelle gebracht. Daß aber zur Darstellung der Arabischen Worte in der description de l'Egypte nachher doch die Rechtschreibung des Hrn. Langles gewählt worden, lehrt der Augenschein. Wer könnte Herrn Volney seine darüber geäußerte Empfindlichkeit verdenken?

### Im Haag.

In der Belgischen Druckerey: *Esprit, origine et progrès des institutions judiciaires des principaux pays de l'Europe. Par J. D. Meyer, chevalier de l'ordre royal du lion belge, [membre] de l'institut royal des Pays-bas, des académies royales des sciences de Bruxelles et de Goettingue, et de celle du Gard à Nîmes. Tome I. (Partie ancienne), 1818. LXVIII und 510 Seiten in Octav.*

Der Plan dieses Werks, welches Deutschen Fleiß mit vielem Echarfsinn und einer heitern Französischen Darstellungsgabe verbindet, geht dahin, die Geschichte der Gerichtsverfassung der Staaten, welche eine germanische Basis haben, nämlich Enalands, Frankreichs, der Niederlande, und des jetzigen Deutschlands (auf diese Staaten werden die auf dem Titel genannten principaux pays de l'Europe, in der Vorrede beschränkt) historisch zu entwickeln, den gegenwärtigen Zustand derselben darzustellen, und die hieraus genommenen Resultate zu prüfen, das Gute

und Nachtheilige derselben zu zeigen, und in Hinsicht des letztern Verbesserungsvorschläge zu thun. Dem gemäß ist es auf drey Theile angelegt; der erste vorliegende enthält die Geschichte der Germanischen Verfassung und Gerichtsverfassung bis auf das Mittelalter, als Basis der ganzen Darstellung; der zweyte soll nach den einzelnen Ländern, den neuern Zustand derselben enthalten; der dritte endlich sich mit den Resultaten in legislativer Hinsicht beschäftigen. Wenn es sich auf der einen Seite nicht läugnen läßt, daß eine solche vergleichende Darstellung einzelner Theile des Rechtsgebiets, ein leider noch so wenig bearbeitetes Fach, für Rechtsphilosophie und Gesetzgebung von unendlichem Nutzen ist, und die vielen abstracten Theorien eines angeblichen Naturrechts an Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit bey weitem überwiegt, so muß Ref. auch auf der andern Seite dem Verf. das Lob ertheilen, daß das vorliegende Werk einen nicht unbedeutenden Beytrag zur vergleichenden Rechtswissenschaft geliefert hat. Mit Benutzung der Quellen und der besten, selbst Deutscher Hülfsmittel, der Schriften eines Möser, v. Savigny, und Eichhorn, hat der Verf. sein Buch, gründlich und genau ausgearbeitet, viele scharfsinnige Bemerkungen in dasselbe eingewebt, und überhaupt eine Arbeit geliefert, welche die Fortsetzung mit Begierde erwarten läßt, und die gewiß jeder vom Fach nicht ohne mannichfaltige Belehrung aus der Hand legen wird. — Nur über eine Stelle des Buchs erlaubt sich Ref. einen kleinen Commentar, da sie wahrscheinlich ihre Entstehung der Verdrehung schmähsüchtiger Zeitblätter verdankt. C. XLV heißt es: *Le jour viendra où l'on refusera de croire, qu'au 19<sup>me</sup> Siècle les abus, que nous*



n'avons signalés que trèsfaiblement, ont été consacrés par des dispositions législatives; et la postérité fera étonnée d'apprendre, que dans telle partie de l'Allemagne la question préparatoire a été réintroduite dans la procédure criminelle pendant les années 1813 et 1814; qu'elle l'a été entr' autres par un Souverain, qui gouverne en même tems un autre pays où la torture n'a jamais été reçue et où les juges, il y a près de deux siècles, ont refusé de l'appliquer comme contraire à leur honneur et à celui de leur législation. Was für ein Land der Verf. im Auge habe, ist leicht zu errathen; indessen möge es dem Ref., der selbst Mitglied eines Gerichtshofs ist, dem das Erkenntniß in peinlichen Sachen zusteht, erlaubt seyn, folgendes zu erklären: Das Wahre ist, daß in dem Königreiche Hannover die Tortur noch nicht auf gesetzlichem Wege aufgehoben ist; daß deßhalb die Richter genöthigt sind, auf Tortur zu erkennen; daß jedoch dieselbe nie vollstreckt wird, indem bey einem solchen Erkenntniß, der Regierung entweder vorgeschlagen, oder von derselben von selbst verfügt wird, daß mit Umgehung der Tortur gegen den Verbrecher Sicherheitsmaßregeln zur Hand zu nehmen seyen.

G.

## Bremen.

Von des Hrn. Domprediger Koter und Fortsetzung und Ergänzungen des Jöcherischen Gelehrten-Lexicons haben wir des Vten Bandes 3tes Heft erhalten, das von Paludanus bis v. Pfeifer geht. So eben erhalten wir auch B. IV. 1. Heft das bis Postesta geht. Nach dem was wir bey den frühern Lieferungen gesagt haben, begnügen wir nur auf den ununterbrochenen Fortgang dieser so nützlichen Arbeit aufmerksam zu machen.

Hn.

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. 137. Stück.

Den 26. August 1819.

Edinburgh.

A statistical, political et historical Account of the United States of North America from the period of their first Colonization to the present day. By D. B. Warden, late Consul for the United States at Paris etc. etc. Vol. I. Introduction LXV. 552 pp. Vol. II. pp. 571. Vol. III. pp. 588. With a map of the United States and a plan of the City of Washington. 1819. 8.

Es freut uns sehr, ein Buch über America mit einem Titel zu sehen, der seinen Verfasser zu That und Wahrheit verpflichtet. Alle neuere Nachrichten über dieses wichtige Land rühren von Reisenden her, die in Gelegenheiten zum Beobachten zu beschränkt, und oft auch selbst zu voll von Vorurtheilen waren, um unbedingten Glauben zu verdienen. Der Verfasser, ein Bürger der vereinigten Staaten, ob gleich kein Eingeborner des Landes, versichert in der Vorrede, er habe weder Kosten noch Mühe beym Sammeln der Materialien zu seinem Werke gespart, und beym

N (6)

Mangel anderer Quellen viele durch Privatcorrespondenz zusammengebracht. Nicht wenig würde es zur Vollkommenheit desselben beigetragen haben, wenn er während seiner Ausarbeitung sich in America befunden hätte; er hätte seine Gewährleister mehr auswählen und deren mehrere sich verschaffen können als ihm an dem Orte möglich war, wo er schrieb. Auch der Nachtheil ist aus dem Zusammentragen seines Werks in Europa entstanden, daß seine Nachrichten keineswegs so neu sind, als er sie bey seiner Abfassung in America hätte liefern können: und dieses ist gerade eine Hauptsache bey der Beschreibung eines Landes, das so schnelle Fortschritte macht. Aber dessen unerachtet bleibt seine Arbeit ein sehr schätzbares Werk, das auch bey seinen Fehlern einen treueren Bericht von der gegenwärtigen Beschaffenheit Americas enthält, als in irgend einem andern zu finden ist. Nur ist man nicht befugt, ihn im vollen Sinn einen statistischen zu nennen, weil er nicht überall den neuesten Zustand darstellt, und die Beschreibungen nicht selten unbestimmt, flüchtig und verwirrt sind. Doch eine Ausnahme davon macht die Einleitung, welche eine vortreffliche Uebersicht des Landes nach allen seinen Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen gibt, und wirklich im Kurzen das Wesentliche des ganzen Werks enthält.

In vier Theilen, die wieder in 51 Kapitel zerfallen, handelt der Verf. 1. von der physicalischen Beschaffenheit, dem Klima und den Producten des Landes, 2. von den verschiedenen Staaten und Territorien der Union, 3. von der Föderal-Regierung, und den öffentlichen Einkünften, und den damit zusammenhängenden Gegenständen, der Bevölkerung, dem Ackerbau, dem Handel und den Hülfquellen der vereinigten Staaten, 4. von den Indianern. Wir folgen nun den Kapiteln.

Kap. 1. Grenzen. Sie sind nach dem Friedensvertrag von 1783 bestimmt: demnach bey Louisiana noch ungewiß, da der Abtretungsvertrag seinen Umfang nicht entschieden hat; dem Streit darüber würde der letzte Vertrag zwischen den V. St. und Spanien über die Abtretung von Florida ein Ende machen, wenn die Spanische Ratification erfolgen sollte. Auch der Theil der nördlichen Gränze westlich vom Lake of the Woods wird als noch ungewiß erwähnt; er ist aber im October des v. J. in dem Vertrag zwischen den V. St. und Großbritannien durch eine Grenzlinie bestimmt, die von der nordwestlichen Spitze des Lake of the Woods zu den Stony Mountains hinläuft. Jetzt kann zwischen den V. St. und keiner benachbarten Macht mehr eine Frage entstehen, außer nach dem Westen jener Grenzgebirge hin: denn auch der Streit mit Großbritannien über St. Croix und die Inseln der Seen ist durch den Vertrag zu Gent entschieden worden. — Kap. 2. Allgemeine Gestaltung des Landes, sein Umfang und die Beschaffenheit seines Bodens. Einfachheit und Regelmäßigkeit sind charakteristische Züge der Oberfläche dieses Welttheils. Es scheint, als ob die Natur hier ungestörter und mit weniger Neigung zu Abweichungen von ihren Gesetzen als in andern Gegenden gearbeitet habe. Von der nördlichen zu der südlichen Grenze zieht sich eine regelmäßige Gebirgskette, welche sehr wenig von der mittlern Höhe von ungefähr 3000 Fuß abweicht, der Küstenlinie beynahe parallel läuft, und im geologischen Bau eben so einfach ist als in der allgemeinen Gestaltung, wie man auf Maclure's petrographischer Karte sehen kann. Die ganze Länge dieser Kette beträgt 900 (Engl.) Meilen, und im Durchschnitt 120; ihre höchste Höhe ungefähr 4000 Fuß. Der östliche Arm davon heißt R (6)

the blue Ridge. Eine Ausnahme von der gewöhnlichen Gleichförmigkeit des Landes macht Neuengland; es ist unregelmäßiger in Hügel und Berge gebrochen, wovon viele mehr isolirten Anhöhen, als Theilen der großen Bergkette gleich sehen. Am höchsten ist der Mount Washington einer der sogenannten weißen Berge (white Hills) in New-Hampshire, der 6600 Fuß Höhe über dem Meere hat. Fünferley Arten von Boden lassen sich unterscheiden. 1. In Neuengland ist er steinig und der Regel nach nicht tief; 2. an der Küste sandig und sehr unfruchtbar, ausgenommen an den Ufern der Flüsse; 3. in dem Raume zwischen der Gegend des Meersandes und dem Fuß der Gebirge, einem aufgeschwemmten Lande, sind einige Theile sehr fruchtbar. 4. Die Thäler zwischen dem Rücken der Alleghanies sind der Regel nach reich. 5. Das große Becken im Westen der Gebirge, mit einem Boden von Kalkstein und ungewöhnlich gut bewässert, zeichnet sich durch ungemeyne Fruchtbarkeit aus. Ohio und Kentucky werden als die fruchtbarsten Theile von Nordamerica gerühmt. Das vormahlige Gebiet der V. St. enthielt ungefähr 640,000,000 Morgen (acres); eben so viel mögen vielleicht auch die bewohnbaren Theile von Louisiana enthalten: aber wie viel davon culturfähiges Land ist, das ist noch nicht bekannt. — Kap. 3. Seen: und Flüsse. Eine merkwürdige physicalische Erscheinung ist die Kette von unermesslichen Seen, um nur die fünf größten zu nennen, der Superior im Umfange von 1525 Meilen, Huron von 1100, Michigan von 945, Erie von 610, Ontario von 430. Ihre Tiefe ist noch nicht bekannt, doch soll sie im Verhältniß zu ihrem Umfang klein seyn. Die Wichtigkeit derselben für den Binnenhandel und die Binnenschiffahrt läßt sich gar nicht berechnen; ja man darf sagen, daß sich ohne sie die

Cultur nicht so weit in das Innere des Lande hätte erstrecken können. Dasselbe gilt von den Flüssen, und da sie ihre Quellen in Gebirgen von mittelmäßiger Höhe haben, so ist ihr Fall so gering und allmählich in ihrem Laufe nach dem Meer, daß sie den größten Theil ihres Laufes über schiffbar bleiben. In den Mississippi ergießen sich die, welche auf der Westseite der Alleghanischebirge, und in das Atlantische Meer die, welche auf der Ostseite derselben entspringen. Viele von den zuletzt genannten sind zwar herrliche Flüsse, jedoch unbedeutend in Vergleichung mit den Strömen, welche die Länder um den Mississippi bewässern. Die Binnenschiffahrt zu den Staaten im Westen der Gebirge, die sich durch den Missouri und den Mississippi und die von ihnen aufgenommene Flüsse eröffnet, beträgt 40,000 Meilen und mehr. Der Missouri ist schiffbar von seiner Vereinigung mit dem Mississippi bis 43. 30 N. B., 3000 Meilen weit ohne Unterbrechung, ausgenommen der bey den sogenannten großen Wasserfällen. Von den Hauptflüssen, die er aufnimmt, ist Yellow schiffbar 1200 Meilen, Osage 600, Grand 600, Kansas 1200, Platte mit seinen Armen 2000, White 600, Chayenne 1000. Der Mississippi und seine Arme bewässern ein so reiches Land als nur irgend eines in der Welt zu finden ist. Vor seiner Vereinigung mit dem Missouri nimmt er keinen großen Fluß auf als den Illinois, welcher ihn mittelst einer kleinen Landfahrt mit dem See Michigan und so mit der ganzen Kette von Seen verbindet. Der Illinois und seine Arme sind schiffbar 3000 Meilen. Nach der Verbindung mit dem Missouri nimmt der Mississippi im Osten den Ohio auf, welcher mit seinen Armen 5000 Meilen schiffbar ist und 198,464 Quadratmeilen bewässert. Südlich dem Ohio laufen die Gebirge in der Nähe des Stroms, und daher nimmt er

von der Ostseite keine bedeutende Flüsse weiter auf. Von der Westseite ergießen sich in ihn der St. Francis, der Arkansas 2000 Meilen schiffbar, der rothe Fluß (red River), 800 Meilen schiffbar, obgleich sein ganzer Lauf 2800 Meilen beträgt, und eine Menge kleinerer Flüsse. Der Mississippi entspringt  $48^{\circ}$  N. B. und ergießt sich in den Meerbusen von Mexico  $29^{\circ}$ . Sein ganzer Lauf beträgt 2500 Meilen und er ist schiffbar in einer kleinen Entfernung von seiner Quelle bis zu seiner Mündung, außer bey dem St. Anthony's Fall. Es ist in der Welt kein so großer Strom, dessen Fall im Durchschnitt so gering wäre, wie der seinige. Durch die Einführung der Dampfboote ist diesem Lande neues Leben gegeben; ihre Zahl auf den eben genannten Flüssen beträgt schon über 60. — Kap. 4. Klima. In einem Lande von solchem Umfang muß das Klima sehr verschieden seyn. In den nördlichen Theilen ist der Winter lang und streng; in dem südlichen milde und kurz; in dem mittlern Theil zwischen Newyork und Maryland soll nach dem Verf. der Winter nur 16 oder 20 Tage dauern, und in der Regel am Ende Octobers anfangen. Dieß ist eine unrichtige Angabe, deren Ursprung schwer aufzufinden ist, da der Verf. selbst dort gelebt hat und aus eigener Erfahrung wissen muß, daß dieß weder die Zeit des Anfangs noch der Dauer des Winters ist, der daselbst im December an und im März zu Ende geht. Im Westen der Gebirge ist die Temperatur um einige Grade wärmer als in demselben parallel auf der atlantischen Küste. Der Unterschied zwischen den letzten vom  $41$  bis  $45^{\circ}$  N. B. und in denselben Parallelen in Europa soll 10 Grade betragen, indem America im Winter kälter und im Sommer heißer ist. Diese Anomalie erklärt die Anomalie in der Vegetation; denn die größere Wärme des Sommers in America läßt die Pflanzen, die jährlich gesäet werden und große Hitze erfordern, bauen, und die Kälte des Winters ist zu streng für die überjähri-

gen Pflanzen, wie den Weinstock und die Olive, wovon doch beydes in Europa das eine weit über den 45° hinaus, das andere bis einem Grad darunter vollkommen gedeihen. Die Mitteltemperatur der W. St., durch tiefe Brunnen und Höhlen bestimmt, ist 49° für Massachusetts, 53 für Philadelphia, 57 für Virginien, 63 für Charlestown in Südcarolina. Die Quantität des Regens ist größer als in Europa; aber, weil die Regen stärker sind, doch der nassen Tage weniger. Das Medium von 12 Orten in America ist nach dem Verf. 42 Zolle für das Jahr, und von einer gleichen Zahl Orten in Europa 27; doch ist die Zahl der nassen Tage in Europa 122 und in America 80. Characteristisch sind dem Americanischen Klima große und plötzliche Veränderungen, die theils aus dem Mangel hoher Berge, welche die Winde zähmen, theils aus den unermesslichen Wäldern, die einen so großen Einfluß auf die Temperatur der Winde haben, erklärbar sind — Kap. 5. Forstbäume aus Michaux arbres forestieres de l'Amérique ausgezogen und von dem Verf. des Werkes selbst durchgesehen. Kap. 6. Vierfüßige Thiere. Beschrieben sind 76 Thiere von der Classe der Mammalien, unter denen viele dem Lande eigenthümlich sind. Drey Verschiedenheiten des Bärs, der schwarze, braune und graue. Der letzte, so oft in Lewis und Clarke's Reisebeschreibung erwähnt, scheint das größte Thier vom Genus Ursus zu seyn. Einige neue Varietäten des Canis lupus im Missouri-Land; aber hier nicht besonders beschrieben. Sechs Varietäten des Fuchses und sechs des Ragen-Genus. Den sogenannten Prairie Dog hält der Verf. für eine neue Species von Marmot und schlägt dafür den Namen Marmot Missouriensis vor. Das in America Elk genannte Thier soll nach Clinton's Versicherung von Moose verschieden seyn: das erste sey entweder cervus elephas oder eine besondere Species von cervus, das letzte aber cervus alces. Der Spielarten des Cervus Genus sind in America sieben, wenn man den Maul-



hirsch (Male Deer), welcher von Lewis und Clark auf der Ostseite der steinigen Gebirge (Stony Mountains) gesehen worden, mit rechnet. Der Bos Bison (Der Americanische Büffel) soll 1600 bis 2000 Pf. wiegen, wornach er zweymahl so groß, als der in Italien seyn müßte. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß diese Büffel äußerst zahlreich sind, und zuweilen in Haufen von 40,000 gehen. Die Indianer jagen sie beständig zu ihrer Ernährung; der Verf. beschreibt ein Treffen zwischen 2000 dieser Thiere und 80 Osagen, wovon das Ende war, daß 27 Büffel getödtet und ein Osage verwundet wurde. — Kap. 7. Krankheiten. Gelbe und Wechselfieber sind die einzigen in America einheimischen Krankheiten. Das erste hat sich nördlich von Charlestown in Südecarolina seit 12 Jahren nicht gezeigt; das letztere herrscht hauptsächlich an den Ufern der Flüsse und Seen und in morastigen Gegenden in den südlichen und westlichen Theilen des Landes. In nassen und kalten Jahreszeiten gibt es kalte Fieber; in trockenen und heißen, Faulfieber, oder gallichte Wechselfieber; Kröpfe (Goitres), in einigen Thälern zwischen den Alleghanies. Im Norden ist Schwindsucht der gewöhnliche Zerstörer des menschlichen Lebens. Von 727 im J. 1814 zu Boston Gestorbenen sind 193, und von 1097 im ersten halben Jahr von 1815 zu Newyock Gestorbenen sind 529 an dieser Krankheit gestorben. Der Verf. leugnet, daß das Clima der V. St. ungesund sey, wie oft geglaubt wird, und bestätigt seine Meynung durch die Sterblichkeitslisten, welche folgendes Verhältniß der jährlichen Todten zur Bevölkerung angeben: zu Boston 1 von 43, zu Portsmouth in Newhampshire 1 von 62, zu Newyork 1 von 50, zu Philadelphia 1 von 42, zu Baltimore 1 von 43; aber diese Listen stimmen nicht mit der allgemeinen Rechnung überein, welche 1 Todten von 40 annimmt.

Der zweyte Theil enthält die Beschreibung der einzelnen Staaten und Territorien in 27 Kapiteln (von

Kap. 8 — 34). Alabama und Illinois, welche noch Territorien waren, als das Werk geschrieben wurde, sind jetzt Staaten, deren gegenwärtig 22 sind. Die Gebiete, welche noch eine Territorialregierung haben, sind Michigan, Nord-West-Territorium, und Missouri. Letzteres ist vor kurzem in zwey Theile getheilt, und der Theil südlich des Missouriflusses zu einem besondern Gebiete gemacht und ihm der Name Arkansas beygelegt worden. Das Land westlich den felsigen Gebirgen (Rocky mountains), der District von Columbia und die Stadt Washington sind in besondern Kapiteln beschrieben. Ein Anhang gibt eine kurze Schilderung der Florida. Leider ist das Ganze dieses Theils sehr fehlerhaft, nicht nur durch unzählige Druckfehler, sondern auch durch Irrthümer des Verf. ausgefallen. Auch ist die Stellung der Materialien nicht zu loben, indem die Beschreibung einzelner Staaten in die Mitte der allgemeinen Beschreibung des Landes eingeschoben ist: und doch sind sie als Staaten unabhängige Regierungen und nicht Provinzen der allgemeinen Regierung. In allen übrigen Theilen des Werks ist der Meridian von Greenwich angenommen; und es ist schwer zu begreifen, warum der von Washington in der Beschreibung der einzelnen Staaten. Vor allem aber ist es zu bedauern, daß der Verf. so häufig zu vergessen scheint, er schreibe über ein Land, das in allem Veränderlichen beständige Veränderungen leidet, und wie man hinzufügen darf, sich beständig verbessert. Vieles was vor 30 Jahren galt, und wovon gegenwärtig keine Spur mehr vorhanden ist, wird als noch bestehend beschrieben. Dahin gehört die Beschreibung der Landstraßen in Vermont aus Castigliani, der dort von 1785 — 1787 reisete; der Werth des Landes und die Art des Landbaues in demselben Staate aus Williams Geschichte desselben (1797), seit welcher Zeit Vermont aus einer Wüste beynähe ein Garten geworden ist. Wie lange es her ist, seitdem das Meer bey Massachusetts bis zu einer beträchtlichen Entfernung von der Küste zugefro-

ren, oder eine Steuer von 6 Procent von allem steuerbaren Eigenthum in jenem Staat bezahlt worden, oder daß Schiffe mit noch so großer Ladung auf dem Connecticutfluß bis Hartford kommen konnten, muß der Verf. erst sagen; denn sonst weiß kein Mensch ein Wort von allen diesen Dingen. Nach ihm hat New-Hampshire 13 statt 12 Senatoren, liegt Newhaven in Connecticut unweit der Mündung der Thames, wird der Abgeordnete zum Congreß von Nordcarolina jährlich gewählt u. s. w., lauter unerhörte Neuigkeiten! Doch sind die Nachrichten über die westlichen Staaten bey weitem richtiger. Die von Missouri und den Ländern westlich der felsigen Gebirge (Rocky mountains) sind hauptsächlich aus Lewis und Clarke und den Berichten genommen, welche Stoddard, Bradenridge, Brabury und Sibley über das zuerst genannte Gebiet gegeben haben. Vergeblich sieht man sich nach einer Beschreibung der Hauptörter in jedem Staate um, welches doch eine wichtige Auslassung scheint; dagegen ist eine kurze Beschreibung der Florida's der guten Vorbedeutung wegen hinzugekommen, nach welcher Westflorida 8000 und Ostflorida 50,000 Quadratmeilen enthalten soll: aber ein großer Theil des letztern ist auch ein ganz erbärmliches Land.

Der dritte Abschnitt handelt von der Bevölkerung, dem Landbau, den Manufacturen, dem Handel, den Canälen, Landstraßen u. s. w. Kap. 35. Bevölkerung. Ihre schnelle Zunahme soll von der Einwanderung sehr wenig abhängen, die jährlich nur 8000 betrage, sondern aus dem Verhältniß der Geburten zu den Todten entstehen. Die jährlichen Geburten sind  $5\frac{3}{4}$  von 100, und die Todten  $2\frac{1}{2}$  von 100, welches eine Zunahme von  $3\frac{1}{4}$  von 100 jährlich gibt; aber die wirkliche Zunahme ist nur 3 von 100, welches die Bevölkerung alle 23 Jahre verdoppelt. In jener Schätzung liegt daher eine Unrichtigkeit. Die Heirathen verhalten sich zu der Bevölkerung wie 1 zu 30. Massachusetts, der vor allen am stärksten bevölkerte Staat, enthält 75 auf einer Qua-

dratmeile, und das ganze Land im Durchschnitt nur 11. In den südlichen Staaten wachsen die Claven verhältnißmäßig gegen die Weißen sehr an. Im J. 1800 waren die Claven in Südcarolina und Georgien zu den Weißen ungefähr wie 10 zu 19, und 1810 wie 10 zu 12. Da aber der Clavenhandel bis 1808 nicht aufgehoben war, so kann man nicht bestimmen, wie viel von dieser sehr bedenklichen Zunahme der Einführung zugeschrieben werden muß. Man findet, daß die Proportion der Jungen zu den Alten in den neuen Staaten viel größer als in den ältern ist: eine Folge der schnellern Volkszunahme in jenen. In Rhode-Island und Connecticut, wo die Bevölkerung sehr langsam zunimmt, sind von 1000 Menschen 290 unter 10 Jahren, und 169 über 45; in Ohio aber sind von ersten 395 und von letztern nur 90. Das wirkliche Verhältniß von allen Menschen zu der ganzen Bevölkerung ist in America da, wo der schnelle Zuwachs nicht eintritt, ganz so wie in Europa. — Kap. 36. Öffentliche Länder und Landbau. 400,000,000 Morgen (acres) öffentlichen Landes ist noch unverkauft. Die Indianischen Ansprüche darauf sind bis auf ungefähr ein Achtel abgethan. 5 bis 600,000 Morgen wurden den Soldaten geschenkt für ihre Dienste während des letzten Kriegs mit Großbritannien. Der Morgen des öffentlichen Landes ist von der Regierung zu 2 Dollars angesetzt; er wird aber zu  $1\frac{2}{3}$  Dollar gelassen, wenn sogleich bezahlt wird.  $\frac{1}{3}$  wird beim Vermessen zurückbehalten, um ein Capital für die Unterhaltung der Schulen zu bilden. — Zucker, Baumwolle und Korn sind jetzt die Hauptproducte, die den Reichthum der V. St. ausmachen. Tabak wird weniger wie sonst gebaut, besonders in Virginien, wo der Bau des Weizens viel vortheilhafter befunden worden. 20,000,000 Pfd. Zucker wurden 1817 in Louisiana gewonnen; Baumwolle wurde zu dem Belauf von 24,000,000 Dollars im J. 1816 ausgeführt; Weizen und Reis 20,000,000, Tabak 9,000,000, und der ganze Ertrag des Landbaus zu

60,000,000. Der Weinbau ist erst kürzlich eingeführt worden, und wird jetzt mit Erfolg von den Harmonisten und der Schweizer Colonie in Indiana betrieben. Kap. 37. Manufacturen. Während des letzten Kriegs mit Großbritannien nahraen sie ungeheuer zu; aber die meisten hörten mit dem Frieden wieder auf; die wichtigsten, die noch übrig blieben, waren die von Eisen und Baumwolle. Der jährliche Werth vom ganzen Ertrag der Manufacturen wird auf 172,000,000 Dollars geschätzt; aber da die Angaben (returns) so unvollkommen sind, so ist der Berechnung wenig zu trauen. Im J. 1815 wurden 90,000 Ballen Baumwolle in den Fabriken gebraucht, woraus 81,000,000 Englische Ellen (yards), 24,000,000 Dollars werth, geliefert wurden. Beynahe das Ganze davon ist in dem Lande selbst consumirt worden; denn die Ausfuhr betrug nur 2,847,693 Dollars. Pennsylvanien ist der größte manufacturirende Staat. Der Werth, der dajelbst im J. 1810 fabricirten Sachen betrug 44,000,000 Dollars. Kap. 38. Handel. Die Folgen des allgemeinen Friedens würden für den Handel der V. St. sehr traurig gewesen seyn, wenn sie nicht ihr vermehrter Landbau mit neuen Materialien versehen hätte, und dadurch der Schaden, der aus dem Verlust des Frachthandels (Carrying trade) entstanden, einigermaßen ersetzt worden wäre. Im J. 1807, wo der auswärtige Handel der ausgebreitetste war, den America gekannt hat, betrug die Ausfuhr 108,000,000 Dollars, worunter für 48,000,000 Dollars einheimische Producte waren; im J. 1817 betrug er 88,000,000 Dollars, worunter 68,000,000 für einheimische Producte. Der Artikel der Baumwolle kann ein Beyspiel dieser Veränderung seyn. Im J. 1800 war sie kaum ein Artikel der Ausfuhr; und 1817 überstieg der Betrag der ausgeführten Baumwolle die Summe von 24,000,000 Dollars. Die Handelsbilanz wird in der Regel zum Nachtheil der V. St. bestimmt. Dieß kann aber nicht richtig seyn, da das Land durch den Handel reich wird. Der Irrthum

liegt darin, daß man das Ein- und Ausgeführte nach dem dortigen Werth rechnet, welches richtig seyn würde; wenn die Americaner ihre Waaren nicht selbst verführten. Da aber dieß der Fall ist, so sollte man das Ausgeführte zu dem, was man dafür bekommt, ansetzen; das Eingeführte aber zu dem, was man dafür auswärts geben muß: auf diese Weise würde die Fracht auf die Rechnung derer kommen, die sie verdienen. Das Meiste in diesem Kapitel ist aus Pitkin's *Statistical View of the Commerce of the U. St.* genommen. Die Nachrichten über den Binnenhandel sind aber noch nicht genau genug. — Kap. 39. Canäle und Heerstraßen. Noch hat man in den V. St. wenig gethan, um durch die Hülfen der Canäle die Binnenschiffahrt zu erweitern; und doch ist kein Land, in dem so viel, mit so geringen Kosten, dafür gethan werden könnte. Die Alleghany-Gebirge behalten ihre Höhe so gleichmäßig von dem Hudson bis zum Mississippi, daß es nie möglich seyn kann, eine gerade Verbindung zwischen der atlantischen und westlichen Seite der Gebirgskette zu eröffnen. Dieß kann aber wohl geschehen durch den Hudson, Mohawkfluß, und von da durch die Seen, welches jetzt wirklich ausgeführt wird. Und viele von den Flüssen, die in den Mississippi fließen, können mit den Seen und beynähe alle mit einander vereinigt werden. Der Middlesex-Canal, welcher der längste im Lande ist, vereinigt die Wasser des Hafens von Boston mit den Merrimackfluß, 28 Meilen weit. Die Landstraße von der atlantischen Küste südlich bis Washington ist gedämmt und gut; in den andern Theilen des Landes aber über die Maschinen schlecht. Eine militärische Postenkette von Westen zwischen St. Louis an dem Missouri und dem tide water des Columbiaflusses wird bald zu Stande gebracht seyn, und wahrscheinlich auch eine Straße gebahnt werden, um die Verbindung vollkommen zu machen. Die Entfernung beträgt 3388 Meilen. — Kap. 40. Föderalregierung. Hier ist ein Abriss der Constitution gegeben, der aber in einem Punct sehr unrichtig

ist. Es heißt: "man muß 15 Jahre ein Bürger der V. St. gewesen seyn, um ein Mitglied des Hauses der Repräsentanten werden zu können." Die von der Constitution festgesetzte Zeit sind nur 7 Jahre. Ein Mitglied des Congresses erhält nicht 8, sondern 6 Dollars täglich. Die den Beamten der Regierung ausgesetzte Gehalte sind in eine Tabelle gebracht. Allgemeine Stimmberechtigung (*general suffrage*) ist nicht so häufig, wie man gewöhnlich glaubt, sondern nur in den Staaten Maryland, Südcarolina, Kentucky, Tennessee und Mississippi. — Kap. 41. Die Territorialregierungen. Ein kurzer Bericht, wie die Länder regiert werden, die noch nicht in die Vereinigung als Staaten aufgenommen sind. — Kap. 42. Justizwesen. Die Organisation der Gerichte ist seit der Abfassung dieses Abschnitts verändert, und die *Circuit courts* sind wieder so hergestellt worden, wie sie waren, als sie 1801 nach Jefferson's Vorschlägen aufgehoben wurden. Der höchste Gerichtshof der V. St. (*the Supreme court*) besteht aus einem Oberhaupt und 6 Richtern, die von dem Präsidenten und Senat bestimmt werden und in ihrem Amte, so lang sie sich gut betragen, bleiben. Sie halten jährlich eine Sitzung zu Washington. Der *Circuit court* hat jetzt besondere Richter in jedem Gerichtsbezirk und der *Districtshof* einen einzelnen Richter in jedem District, welcher mit wenigen Ausnahmen aus einem Staat besteht. In den einzelnen Staaten gibt es keine völlige Uebereinstimmung in dem, was die Gerichte betrifft: in einigen werden die Richter durch die executive Gewalt und für ihr ganzes Leben, oder auf so lang, als sie sich gut verhalten, bestimmt, in andern aber durch die Legislatur und nur auf eine gewisse Zeit, welches auf Rhode Island und im Connecticut nur ein Jahr ist. — Kap. 43. Öffentliche Einkünfte und Nationalschuld. Bölle auf eingeführte Waaren und Verkauf der öffentlichen Ländereyen sind die beyden Hauptquellen der öffentlichen Einkünfte der V. St. Zu Kriegszeiten müssen Anlei-

hen und Landessteuern das Deficit decken. Die Gefahren dieses Systems fielen im letzten Krieg in die Augen; doch ist es noch immer beybehalten. Im J. 1816 trugen wohl die öffentlichen Einkünfte die höchste Summe, wenn sie wirklich 50,000,000 Dollars betrug. Aber seit jener Zeit sind die Zölle herabgesetzt und die directen und innern Steuern aufgehoben worden. Die permanenten Einkünfte werden nun auf 24,000,000 geschätzt, welches einen Ueberschuf von 2 Millionen gibt, da die Ausgaben ungefähr 22 Millionen betragen. Die Nationalschuld betrug 1818 nicht ganz 100 Millionen, zu deren Abtragung ein sinking fund von 10 Mill. jährlich bestimmt ist. --- Kap. 44. Kriegsmacht. Die Miliz bildet die einzige bedeutende Kriegsmacht. Die stehende Armee (regular army) besteht jetzt nur aus 10,000 Mann. --- Kap. 45. Seemacht. Noch ist sie zwar unbeträchtlich; sie nimmt aber schnell zu. Es sind jährlich zu ihrer Unterhaltung 3,611,376 Dollars ausgesetzt, wovon 1 Million zum Bau neuer Schiffe bestimmt ist. --- Kap. 46. Postwesen. Die Postwege erstrecken sich auf 48,976 Meilen; die Briefposten tragen ein 521,970 Dollars, nach Abzug der Kosten bleiben 155,179 Dollars Einkünfte für den Staat. --- Kap. 47. Münze, Geld der V. St., und Nationalbank. Der innere Werth der Goldstücke der V. St. ist einerley mit dem der Großbritannischen und Portugiesischen; der Werth der Silbermünze einerley mit dem der Spanischen Dollars. In Gold, Silber und Kupfer wird in einem Jahr ungefähr der Werth von 3,000,000 Dollars geprägt. Die Kosten der Münze sind 21,325 Dollars. Am Ende dieses Kapitels ist die Incorporationsacte der Bank der V. St. mitgetheilt. --- Kap. 47. Zustand der Erziehung, Gelehrsamkeit, Sitten und Künste. Ungeheuer viel Geld wird jährlich zur Beförderung der Erziehung aufgemendet; aber damit wenig ausgerichtet. Connecticut hat einen Schulfond von 1,200,000 Dollars; Newyork hat in einem Jahr 300,000 Dollars der Beförderung der Gelehrsamkeit geopfert; Virginien hat so eben einen Fond von einer Million Dollars zu ähnlichem Zwecke ausgesetzt: und doch fehlt es noch im ganzen Lande an einer Einrichtung, Gelehrte im eigentlichen Sinn des Wortes zu bilden. Aber das Gefühl dieses Mangels erwacht gegenwärtig offenbar in dem Lande; es ergreift Maßregeln, ihm abzuhelfen, und im Augenblick der Verbesserung das Fehlerhafte zu tadeln, wäre unnatürlich. Der Character in den Staaten ist nicht national, sondern colonial: noch hängen ihnen die Eigenthüm-



lichkeiten der Nationen an, von denen sie ihren Ursprung haben. Dies fällt sehr auf in der Strenge der Neuengländischen Sitten, einer Folge des Puritanismus; in dem geldsüchtigen und dem Handel ergebene Geist von Newyork, einem Erbsind von ihren Holländischen Vorfahren; in dem freygebigigen und freundlichen Geist, welcher die Einwohner und Institute von Philadelphia characterisirt, worin der gutmüthige Stifter der Colonie und sein System fortlebt. — Kap. 49. Zustand der Religion. Da die Religion ohne Einwirkung, ohne Begünstigung und Beystand der Regierung, sich selbst überlassen ist, so huldigt sie allen vorhandenen Secten: eine ganz neue Erscheinung in der Geschichte der Menschheit. In wie fern dieses Experiment gelingen, oder was es für einen Einfluß auf das Christenthum haben werde, kann nur die Zeit entscheiden. — Kap. 50. Abriss der politischen und militärischen Geschichte der V. St. seit 1800, wohl in der Absicht abgefaßt, um Jefferson's System der Administration zu vertheidigen. Zum Unglück dieser Rechtfertigung haben die Freunde und Nachfolger desselben die während seiner Regierung befolgte Hauptgrundsätze aufgegeben; nur der Kauf von Louisiana bleibt die einzige wichtige Maßregel, welche Zeit und Erfahrung als höchstweise bewährt haben: in allen übrigen hat er nicht weniger gut gefehlt, als im Irrthum gehandelt. Die Naval- und Militärgeschichte, des letzten Kriegs mit Großbritannien, mit der dieses Kapitel endiget, ist unparteyisch und wahr erzählt.

Der vierte und letzte Abschnitt enthält eine Nachricht von den Indianern, welche innerhalb der Grenzen der V. St. wohnen, betreffend die Namen und die Zahl ihrer Stämme, ihre physische Beschaffenheit, ihre Kleidung, ihre Wohnungen, ihren Character, ihre militärischen und politischen Einrichtungen, ihren Aberglauben, ihre Sagen, Gewohnheiten, Spiele, Sitten und Fortschritte in der Civilisation — eines der interessantesten Kapitel in diesem Buche.

Wir schließen mit unserm Dank an den Verf. für das, was er gethan hat, um eine richtige Kenntniß vom gegenwärtigen Zustand von America zu verbreiten. Sein Buch ist die erste allgemeine statistische Schilderung des merkwürdigen Landes, die versucht worden, und deren Ausführung mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden war, besonders bey dem Mangel an officiellen Documenten über viele Gegenstände. Eine zweite Ausgabe, die nicht ausbleiben wird, kann den Mängeln, die ihr gegenwärtig noch anhaften, abhelfen, wenn ein sachkundiger Mann in jedem Staat dem Verf. mit Verbesserungen entgegen kommt, und er eine Americanische Stadt zum Druckort wählt.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. Stück.

Den 28. August 1819.

Berlin.

Ferd. Dümmler: Genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme von D. Aug. Meander, ord. Professor an der Königl. Universität zu Berlin und Consistorialrath. 1818. 421 S. 8.

Welches ist der historische und philosophische Ursprung des Gnosticismus, wie ist es gekommen, daß einige Bekenner desselben sich noch an das Judenthum angeschlossen, andere aber es haßten und verwarfen, indem beyde das Christenthum nach ihrer Ansicht, liebten und ehrten, wie ist von den Quellen, aus welchen wir die Kenntniß ihrer Systeme schöpfen müssen, von ihrer Echtheit und Glaubwürdigkeit zu urtheilen, wie sind ihre Systeme selbst zu erklären, woher kommt ihr eigenthümlicher Sprachgebrauch, war er absichtlich dunkel und hieroglyphisch, um die Lehren vor den Uneingeweihten und Gegnern zu verhüllen, sind diese Systeme allegorisch zu erklären oder sind sie Producte roher Phantasie und kindischer Naturbetrachtung? — Dies sind

D (6)

Fragen, welche nach so vielen Untersuchungen immer noch nicht befriedigend beantwortet sind und wohl schwerlich werden beantwortet werden. Hr. Meander hat sich nicht auf alle diese Fragen eingelassen, aber er hat die vornehmsten gnostische Systemt aufs neue mit großem Fleiße aus allen alten Quellen und Hülfsmitteln erforscht, sie mit andern verwandten Systemen und Religionen verglichen, dadurch und auf andere Weise ihnen Licht zu geben und, wie er selbst sagt, sie, ohne viel selbst zu erklären, so darzustellen gesucht, daß die, wie es scheint, beseelenden Ideen von selbst durchschimmerten. Im ersten Abschnitte handelt er von den an das Judenthum sich anschließenden Gnostikern, dem Basilides und seiner Schule, dem Valentinus und dessen Schülern Herakleon, Ptolemäus, Marcus, Theodotus, Bardesaneus, im zweyten von den antijüdischen Gnostikern, den sogenannten Ophiten, Saturninus, Marcion und Apelles, im dritten von den kleineren eclecticischen gnostischen Secten, Simonas Magus und den Simonianern, dem Carpocrates und seinem Sohne Epiphanes. Bey Basilides findet sich eine Vergleichung seiner Lehre mit der Manichäischen, bey Valentinus Vergleichung seiner Lehre mit verwandten orientalischen Systemen, bey Marcion eine Abhandlung über das Verhältniß seines Texts vom Neuen Testamente zu seinem Systeme. Den Beschluß des Ganzen macht eine Beylage über die pseudoclementischen Homilien, als ein Beytrag zur Geschichte der Ebioniten.

In der Einleitung werden die Elemente der Gnosis in Philo aufgesucht. Die christliche Gnosis entsprang nämlich, nach der Meinung des Verfassers, aus den früheren Jüdischen Secten der Religionsphilosophie, im zweyten Jahrhun-

der. Alexandrien war der Hauptsitz, wo gnostische Schulen, wenn auch nicht zuerst entstanden, doch sich die aus anderen Gegenden gebrachten Elemente weiter ausbildeten. Daher muß man die Elemente der Gnosis in der Religionsphilosophie der Alexandrinischen Juden suchen, wozu die Schriften des Philo den meisten Stoff geben. Nur muß man dabey berücksichtigen, daß der Platonismus in dem Geiste dieses Mannes vorherrschend war, und er die Lehren der Jüdischen Theologie als Allegorien Platonischer Ideen zu behandeln pflegte; da hingegen bey den Gnostikern orientalische Theosophie das Vorherrschende war, und sie durch diese den Platonismus aufhellen, seine Mängel ergänzen, und ihm einen höheren Schwung geben wollten. Philo hielt den Mittelweg zwischen den ganz buchstäblichen und idealistischen Auslegern der Bibel, welche letzte die Thatsachen der Offenbarung bloß zu Hüllen menschlicher Ideen machten. Er betrachtete es als den höchsten Zweck der göttlichen Offenbarungen, dem Menschen die ewigen Wahrheiten mitzutheilen, die sich auf seinen Geist beziehen und diesen dadurch mit Gott und der Geisterwelt in Verbindung zu setzen. Diese Wahrheiten aber sind in eine zur sittlichen Belehrung und Besserung dienliche Geschichte, und in äußere Religionsanstalten eingekleidet worden, um dadurch den Sinn für das Göttliche in den Menschen zu wecken und zu nähren. Der historische Sinn ist auch wahr, aber jene höheren Wahrheiten sind die Hauptsache, das Kerne. Wo der historische Sinn aber mit den wahren Ideen von Gott streitet, da ist das Historische fabelhaft, und nur deswegen eingestreut worden, damit die Menschen nicht den höheren Sinn aus den Augen verlieren möchten. Philo bekämpfte aber auch diejenigen ~~Äußerer~~

welche alle Mosaische Geseze uneigentlich und als Symbole geistiger Dinge erklärten und sie nicht mit der That beobachteten. Sonst finden wir in seinen Schriften noch folgende hieher gehörige Lehren, die er mit den andern orientalischen und gnostischen Systemen gemein hat: Man muß zwischen dem verborgenen, in sich verschlossenen, über jede Bezeichnung und Abbildung erhabenen Gott und dem sich offenbarenden und aussprechenden Gott unterscheiden. Die erste Wirkung Gottes ist der Logos, durch welchen er alles geschaffen hat. Durch ihn sind überall göttliche Kräfte wirksam, welche auch die organischen Formen hervorbringen. Die ganze Geisterwelt ist eine individualisirte Entfaltung göttlicher Kräfte. Der Engel bedient sich Gott zur Vollbringung solcher Werke, die durch sich selbst zu vollbringen seiner Würde nicht gemäß ist. Der Logos schließt alle diese göttlichen Kräfte in sich, er ist das Abbild Gottes, der allgemeine Gottesoffenbarer. Auch der Geist des Menschen ist eine göttliche Kraft, ein himmlisches Wesen, ein Abbild des Logos, welches aber in die zeitliche, seiner Natur fremdartige Welt hinabgesunken ist. Der Logos ist das Urbild der Menschheit, der Urmensch, der himmlische Mensch. Die in allen Theophanien vorkommende Form ist von großer Bedeutung. Gott an und für sich kann von den Menschen nicht durch Nachdenken und Schlüsse erkannt werden, wohl aber durch eine geistige Anschauung. Dadurch gelangt der Mensch zu einer vollkommen klaren unmittelbaren und gewissen Erkenntniß Gottes an sich und seines Abbildes des Logos und der Welt. Diejenigen, welche eine solche Erkenntniß erreichen, sind die Söhne Gottes, sie finden allein in der Gemeinschaft mit Gott ihre Befeligung und dienen ihm aus reiner Liebe. Die ~~Ältern~~, Söhne des Logos genannt;

welche Gott nur nach seinen Werken, nicht nach seinem Wesen erkannt haben, sind für die höchsten Triebfedern der Religion noch nicht empfänglich. Sie müssen durch Belohnungen und Strafen angetrieben und erzogen werden. Unmittelbar strafen kann Gott nicht, er ist nur Quelle der Befeligung für alle, welche dafür empfänglich sind, er läßt die Strafen durch dienende Geister oder Engel vollziehen. Auf diese beziehen sich auch alle Wirkungen und Erscheinungen Gottes im N. T., die Gottes nicht würdig sind. (Als einen solchen Engel dachten sich die Gnostiker zuerst den Demiurgus.) Das Israelitische Volk allein wird unmittelbar von Gott regiert; die übrigen Völker aber haben Enael zu Vorstehern. Unter den Israeliten selbst offenbart sich Gott nur den geistigen, seiner Verehrung geweihten Seelen unmittelbar, den sinnlichen, dem Körper unterworfenen, aber durch Engel; nur jene sind das eigentliche Volk Gottes, das geistige Israel. Gott und die Engel offenbaren sich aber den Menschen anschaulich in scheinbar sinnlichen Formen, die kein volles Daseyn haben, durch eine *ἰσχυρία*.

Daß die Lehren des Philo und anderer Jüdischer Religionsphilosophen vor und zu seiner Zeit gewesen, ist hinreichend gezeigt, daß darin Keime des Gnosticismus liegen, ist unleugbar. Wie ist aber nun der antijüdische Gnosticismus entstanden? Die früheren christlichen Gnostiker ehrten das Judenthum und das N. T., sie fanden darin ewige göttliche Wahrheiten und Anstalten, der Juden- und Christen-Gott war ihnen einer und derselbige, die antijüdischen aber haßten das Judenthum und seine heiligen Schriften und betrachteten beyde als Werke eines bösen Gottes. Die ganze Sinnenwelt ließen sie durch eben diesen Geist erschaffen werden, indem

die übrigen Gnostiker sie von dem Einigen guten Gotte durch den Logos entstehen ließen. Woher nun auf einmahl diese entschiedene Feindschaft gegen das Judenthum? Man findet sie sonst bey andern christlichen Secten gar nicht, sondern höchstens eine tiefere Herabsetzung des Judenthums gegen das Christenthum und die Ueberzeugung, daß Christen nicht mehr an das Mosaische Gesetz gebunden sind. Woher also gerade hier eine solche Verabscheuung des Judenthums, daß man es von einem entgegengesetzten, bösen Gotte ableitet? Der Verf. sagt S. 229 f. "Den natürlichen Uebergang von den an das Judenthum sich anschließenden Gnostikern zu den antijüdischen machen diejenigen, welche von denselben theoretischen Principien ausgehend nur in der Anwendung derselben sich von ihnen entfernten. Ein Feind des Judenthums und der Juden konnte leicht aus denselben Grundideen eine andere Ansicht von dem Gott der Juden herleiten; er dachte sich in ihm nicht bloß ein mit der höchsten Weltordnung unbekanntes, aber bewusstlos durch dieselbe geleitetes und bey ihrer Offenbarung sich ihr demüthig unterwerfendes, sondern ein in seiner Beschränktheit anmaßendes, herrschsüchtiges, gegen das Höhere feindseliges Wesen. Was man unter den Heiden von der Anmaßung barbarischer Selbstsucht der Juden, die ihre Religion allein für die wahre hielten, und keine andere neben derselben dulden wollten, von ihrem odium generis humani zu sagen pflegte, trug ein solcher auf den Character des ihnen vorstehenden Demiurgos über, der Zusammenhang zwischen dem Juden- und Christenthum, der höheren und niederen Welt, den die früheren Systeme immer nachzuweisen suchten, wurde nun immer mehr auseinander gerissen." Diese Erklärung scheint uns nicht hinreichend zu seyn. Die allgemeinen

Principien der Gnosis konnten nicht auf ein böses Grundwesen leiten und die Feindschaft gegen die Juden konnte wohl diese Vorstellung annehmlich machen, aber sie schwerlich erzeugen. Es muß aber hier noch etwas Anderes Einfluß gehabt haben. Schon frühere Gnostiker unterschieden eben den Beherrscher des großen Haufens der rohen sinnlichen Juden von dem höchsten Gotte, der nur von den Geweihten und Erleuchteten erkannt wurde, aber sie dachten sich jenen nicht als böse, sondern als das unbewußte Organ der höheren göttlichen Weltordnung, und das Judenthum gleichfalls als Offenbarung, als wahres Vorbild der vollkommeneren Religion. Der Demiurgus ist nach ihrer Vorstellung kein Feind des Christenthums und der Kirche, sondern er gelangt durch die Offenbarung des Christenthums erst zum Bewußtseyn des ihm früher verborgenen Höheren und erkennt mit Freuden die Segnungen des Erlösers, die sich auch auf ihn und sein Reich verbreiten. Woher nun die ganz entgegenge setzte Vorstellung?

Der Verf. hat unstreitig an diese Schrift große Mühe gewandt. Viele einzelne Stellen haben durch ihn neues Licht erhalten. Aber er hätte seine Materialien mehr verarbeiten und das Allgemeinere mehr herausheben und von dem literarischen und kritischen Apparate mehr trennen müssen. Den Cerinthus hat er ganz übergangen; wir haben ihn zwar auch niemals unter die eigentlichen Gnostiker rechnen können, da ihm aber doch von den Alten gewisse gnostische Lehren zugeschrieben werden, so hätte er allerdings hier auch eine Untersuchung verdient. Um Beispiele von den zum Theil eigenen Ansichten des Verf. zu geben, wollen wir noch etwas von dem anführen, was er von Marcion und Simon Magus sagt. Marcion unterschied sich



in seiner ganzen Geistesrichtung von allen, welche zur allgemeinen Classe von Gnostikern gerechnet werden, es war bey ihm nicht das speculative, sondern das religiöse und practische Interesse das vorherrschende, das Herz hatte an der Bildung seines Systems weit mehr Antheil, als die Einbildungskraft und die Speculation. Er wollte nicht das Christenthum durch die aus andern Religionen und Theosophieen entlehnten Ideen und Theosophieen aufhellen und vervollständigen, sondern er war voll von dem Bewußtseyn, daß sich in keiner Philosophie und Religion etwas dem Christenthum ähnliches finde, die herrschende Idee seines Lebens und Systems war der Gedanke, daß der heilige Gott, der Gott voll Barmherzigkeit und Liebe, der in Christo, als dem Erlöser des in Elend versunkenen Menschen, erschienen, weder in einer früheren Religion sich gegoffenbart, noch durch die Natur oder Vernunft dem Menschen sich zu erkennen geben und nahe bringen konnte. Er hatte also die feste Ueberzeugung, daß das Christenthum die einzige Offenbarung Gottes sey, er wollte nur die christliche Lehre, welche er durch fremdartige Vermischungen verfälscht glaubte, in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherstellen. Als Quelle der reinen Religionserkenntniß sah er nicht eine Geheimlehre, keine Art mündlicher Ueberlieferung, deren Ansehen er vielmehr bekämpfte, sondern die authentischen Urkunden von dem Leben und der Lehre Christi und dem Unterrichte seiner wahren Jünger an. Um diese Urkunden von fremdartigen Zusätzen zu sondern, wandte er Critik an, womit sich die in der Contemplation lebenden Gnostiker sonst wenig zu beschäftigen pflegten, freylich eine unvorsichtige und übermüthige Critik und dieß nicht aus Mangel an Ehrfurcht vor den heiligen Urkunden, sondern

weil sie mehr durch dogmatische Vorurtheile als historische Nachforschungen geleitet war und überhaupt keinen festen Regeln folgte, wie denn damals keine solche vorhanden waren. Jene Urkunden wollte er nach ihrem buchstäblichen Sinne aus sich selbst erklären, sein hermeneutisches Princip war dem der übrigen Gnostiker durchaus entgegengesetzt. Er behauptete, daß nur diejenigen Reden Christi allegorisch gedeutet werden dürften, welche deutlich eine Parabel enthielten. Besonders besorgt um die Reinheit und Strenge der christlichen Sittenlehre erklärte er, daß alle Vorschriften Christi nach dem in den Worten liegenden Sinne verstanden und beobachtet werden müßten. — Zwischen dem Geiste des A. und dem des N. T. schien ihm keine Vereinigung möglich zu seyn. Deswegen aber leugnete er die historische Wahrheit des A. T. nicht, die wunderbaren Wirkungen eines höheren Wesens in der Geschichte der Hebräer hielt er für unverkennbar. Der im A. T. sich offenbarende Gott erschien ihm zu mächtig und sittlich, als daß er ihn für einen bösen Geist hätte halten können, er hielt ihn für ein dem höchsten Gotte untergeordnetes Wesen, mächtig aber nicht allmächtig; streng und gerecht, Böses mit Bösem vergeltend, das Gute belohnend, aber nicht heilig, nicht barmherzig und voll Liebe, wie der himmlische Vater, der sich in Christo offenbarte. — Er bediente sich nur Eines Evangeliums, das er nicht für das ursprüngliche Evangelium des Lucas ausgab, und das keines besondern Verfassers Namen trug. Er meinte, daß es eine ursprüngliche Sammlung von Nachrichten über die Geschichte und Lehre Jesu gebe, welche von den ersten Verkündigern der christlichen Lehre und besonders von Paulus benutzt worden sey, daß

in dem Lucas die Bestandtheile jener Sammlung aufzusuchen seyen, daß die Apostel nichts geschrieben, sondern nur mündlich gelehrt, daß die 4 Evangelien aus der Grundlage jenes ursprünglichen durch vielfache Zusätze und Veränderungen von Jüdaisten gebildet worden seyn. Jenes Ur-evangelium und die Paulinische Briefe in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen, war die vornehmste Absicht Marcions. — Obgleich Simon Magus nicht der Vater des Gnosticismus, noch auch persönlich merkwürdig ist, so dient er doch zur Charakteristik einer ganzen Classe von Menschen in diesem Zeitalter. Wenn der Sinn für die unsichtbare Welt, welcher der Mensch seinem Wesen nach angehört, eine Zeit lang durch die Herrschaft des Irdischen, Unglauben und Zweifelsucht unterdrückt worden ist, so macht er mit desto größerer Gewalt sein Rechte geltend. Der Mensch wird alsdann von Sehnsucht nach dem Himmlischen ergriffen und weil er das Rechte nicht hat und unterscheiden kann, so greift er begierig nach Allem, was sich ihm als Offenbarung einer unsichtbaren Welt darbietet. So war das Zeitalter, in welchem der Heiland erschien. Neue Kräfte waren rege gemacht, Menschen, halb Schwärmer, halb Betrüger streiften umher, zogen das Volk durch hochtönende Phrasen und das Prahlen mit Kräften einer höheren Welt an und fanden bey Menschen aller Stände Eingang. Zu dieser Classe von Goeten gehörte Simon; die Schilderung von seiner Zusammenkunft mit den Aposteln gehört zu jenen lebendigen, aus der Mitte des Lebens jener Zeit gegriffenen Darstellungen, die das Siegel ihrer Wahrheit in sich selbst tragen. Dieser Mensch hatte das Volk zu Samarien durch seine Zauberkünste angezogen. Philippus

kam dahin und bewies die durch das Christenthum wirkende göttliche Kraft, indem er die Menge von jenem Menschen abzog und einer Lehre Eingang verschaffte, die auf das Herz wirken sollte und Sinnesänderung verlangte, keineswegs aber dem eiteln Sinne der Menschen, wie die Geistercitationen des Simon, schmeichelte. Sie sahen die von den Aposteln verkündigte Lehre Wirkungen hervorbringen, welche jener Zauberer nicht hervorbringen konnte. Sie wurden durch die Heilungen von Kranken zuerst aufmerksam und dieser Eindruck bahnte den innern Gründen der evangelischen Lehre den Weg bey ihnen. Simon machte nun den Aposteln den bekannten Antrag, der mit Abscheu zurückgewiesen wurde. Es ist kein Grund vorhanden, das Daseyn einer von ihm gestifteten Secte von Simonianern, welche von mehreren Alten bezeugt wird, zu leugnen. Er wurde durch die Wirkungen, die er das Christenthum unter den Heiden hervorbringen sah, zu dem Gedanken veranlaßt, welcher der damaligen Zeit nicht fern lag, eine eklektische Religionssecte zu stiften, in welcher er die Religion der Christen, Juden, Samariter und Heiden mit einander verschmelzen wollte. Dazu benutzte er die damals weit verbreitete Lehre von einem verborgenen, über Alles erhabenen Gott, der sich von den Menschen nennen lasse, wie sie wollten, unter verschiedenen Namen und Formen angerufen und verehrt werde, da doch sein Wesen durch keinen Namen ausgesprochen werden könne. Dieß ist dieselbe Idee von einer allen verschiedenen Religionsformen zum Grunde liegenden Wahrheit, welche von Schwärmern und besessenen Weisen nur auf verschiedene Art angewandt wurde.

## Paris.

De la Mélancolie; par F. H. Anceaume, D. M. a Paris. 1818. 210 S. in gr. Quart. Réflexions préliminaires. H. Pinel habe die Benennung Mélancolie gegen den sonst gewöhnlichen Sprachgebrauch, zu weit ausgedehnt und darunter sogar alle délires partiels selbst die, qui sont marqués par une grande hilarité begriffen, worin ihm der Verf. nicht beypflichtet. Er hoffe genauer und vollständiger als irgend einer seiner vielen Vorgänger von dieser Krankheit zu handeln, weil sie gewissermaßen den Lieblingsgegenstand seiner Untersuchungen über Gemüthskrankheiten ausmache. Man sollte die mélancolie mit aliénation von der ohne aliénation unterscheiden. Esquisse historique de la mélancolie. I. Première époque de la connaissance de cette maladie. Der Verf. fängt mit Cain, dem Sohne Adams, als einem Erz Melancholicus an, und kommt denn gleich auf den Drestes. Doctrines des médecins anciens et modernes sur la mélancolie. Der Verf. trägt vor die Hauptsätze über Melancholie aus Hippocrates, Aretäus, Galenus, Célius Aurelianus, Celsus, Aëtius, Alexander Trallianus, Paulus Aegineta, Avicenna, Rhazes, Fernel, Monti, Mercatus, Heredia, Forestus, Verdulcis, Prosper Alpinus, Sennert, Zacutus Lusitanus, Riverius, Bonet, Sydenham, Ettmüller, Meid, Fr. Hoffmann, Boerhaave, Baglivi, Morgagni, Sauvages, Lorry, Pomme, Lecamus, Tissot, Cullen, Pinel, dessen Werk als das wichtigste angerühmt wird, Esquirol, welchen der Verf. am häufigsten in der Folge benützt, Moreau, Dubuiffon, Willermay, Fodère, gegen dessen maladies mentales er nebst großem Lob doch sehr vieles erinnert, endlich aus Maurice Roubaud-Luce kleinem aber höchst vortreflichem Werk über die Melancholie. Description de la Mélancolie.

Symptômes généraux, physiques, intellectuelles et moraux. Nichts besonders. Die merkwürdigsten Formen der Melancholie scheinen dem Verf. 1. *Mélancolie misanthropique*. Geschildert im Beyspiel von Simon, Tibère, Louis XI., Dionysius und Aristippus; J. J. Rousseau, den Manche einen Misanthropen schelten, sey vielmehr ein Philanthrop gewesen. 2. *Mélancolie nostalgique*. Die zwey letzten Invasionen nordischer Völker in Frankreich hätten von der Vaterlandsliebe einen eben so unglücklichen als merkwürdigen Beweis geliefert, *n'avons nous pas vu ces sauvages habitans des déserts et des forêts mourir d'ennui dans nos belles contrées?* Aber auch Tausende von jungen conscribirten Franzosen seyen zu Lande und zu Wasser Opfer dieser Krankheit geworden. 3. *Mél. erotique*. 4. *Mél. ascétique*. Meistens folge diese Krankheit auf Superstition. Im ersten Grade derselben fürchten die Kranken Bestrafung im andern Leben, im zweyten halten sie sich verdammt, im dritten gar vom Teufel leibhaft besessen. Von dieser Dämonomanie erzählt er mehrere ihm vorgekommene Fälle. 5. *Mél. qui consiste dans la peur de la police*. Kommt in Frankreich jetzt in dem Verhältnisse öfter vor, in welchem die ascetische Melancholie abgenommen hat. 6. *Mélancolie-suicide ou spleen*. Der Verf. erzählt mehrere Geschichten, weil zwar viele Schriftsteller von dieser Melancholie geschrieben, die *histoires particulières* aber vernachlässigt hätten. 7. *Mél. qui consiste dans une erreur de l'imagination sur la nature de notre espèce, de notre organisation, de nos fonctions*. 8. Endlich *Mélancolie panophobique*. Beyspiel einer durch Schwelgerey über Alles furchtsam doch geheilt gewordenen Dame. *Causes de la Mélancolie*. Als *Causes physiques internes*, betrachtet der Verf. Alter, Geschlecht, Temperament, und Krankheiten. Er erzählt umständlich eine lange Geschichte eines Melancholischen, der lebendige Schlangen im Bauche zu haben

glaubte. Eine Frau bildete sich ein, der Landpfleger Judaa's Pilatus triebe in ihrem Leibe den ihr Schmerzen machenden Unfug. Eine andere ängstigte sich, daß sie nie sterben, sondern allein auf der Welt bleiben müßte u. s. w. Endlich sey Erblichkeit nach Esquirols Erfahrung die häufigste Ursache. *Causles physiques externes.* Schlechte Luft, heißes Clima, neblichte Gegend, feuchte Wohnung, enge Kleider, Einreibung schädlicher Mittel, Genuß schweren Fleisches, Milch: Diät, verdorbene Nahrungsmittel, geistige Getränke, aphrodisiaca, Schwelgerey, Fasten und Casteyen, endlich sowohl zu langes Wachen als zu langes Schlafen. *Causles mentales, passions ou affections actives de l'âme* nämlich Liebe, Eifersucht, als Beyspiel die lange Geschichte eines eifersüchtigen Generals, Neid, Ehrgeiz, als Beyspiele werden Nebucadnezar, Alexander, J. J. Rousseau, Gilbert und Bonaparte *qui de la poussière de calernes, devint généralissime* aufgeführt. Von letzterm insbesondere sollen alle die ihn zunächst umgaben, darin übereinkommen, daß in der letzten Zeit *chaque fois que les armes essayaient un revers, son esprit éprouvait quelques atteintes d'aliénation.* Geiz. *Affections passives de l'âme.* Furcht, Schrecken, Zorn, Geistesanstrengung. (Der Verf. eifert gewaltig bey dieser Gelegenheit gegen den Aberglauben und die Gräucl des falschen Catholicismus, Mahomet, Martin, Krüdener, die Illuminaten und Propheten erscheinen hier in der Liste der Melancholischen.) Musik; der jetzt in Frankreich modige musikalische Enthusiasmus trage viel zur Entwicklung der affections dites vaporeuses und zur Melancholie bey. Die nervirenden Effecte der Musik waren vielleicht Ursache des Todes der drey Töchter des berühmten Gretrys, die in der Blüthe ihrer Jahre melancholisch dahin welkten. Mesmer employa dans les scènes scandaleuses pour second. r l'effet de ses jongleries, et produire sur l' imagination des jeunes adeptes de l'un et de

l'autre sexe — ces extases voluptueuses, cet abandon mélancolique si délicieux pour les amans, et que cet imposteur attribuait à la puissance de son prétendu fluide magnétique.) Von den Gouvernemens glaubt der Verf., daß die freyen aus einer demokratischen, aristocratischen und monarchischen Constitution gemischten, indem sie den Leidenschaften freyes Spiel ließen, auch die meisten aliénations mentales veranlaßten; unter einem despotischen Gouvernement sehe man die wenigsten Wahnsinnigen, ungeachtet es freylich nicht gänzlich vor dieser Krankheit schütze. Ungeachtet aller dieser angegebenen Ursachen sey es dennoch bisweilen sehr schwer, die wahre auszumitteln, wie er davon einen Fall umständlich erzählt.

**Complication.** Gemeinlich ist die Melancholie mit Hypochondrie oder Hysterie vergesellschaftet.

**Complications de la mélancolie avec les hallucinations.** Der Verf. erklärt die hallucinations für les rêves de la vieillesse, comme les songes sont les rêves du sommeil.

**Terminaisons.** Gewöhnlich endige sich die Melancholie

1. durch unmittelbare Wiederherstellung der Geistesverrichtungen;
2. durch critische Ausleerungen oder Krankheiten;
3. durch einen Paroxysmus oder Uebergang in die Wuth;
4. durch Aueartung in Nartheit oder Blödsinn;
5. durch langsame asthenische tödliche Krankheiten.

**Résultats généraux de l'Autopsie anatomique des cadavres d'aliénés et principalement de Mélancoliques.** Die Leichenöffnungen hätten uns bis jetzt über die Geisteskrankheiten noch gar kein Licht gegeben, denn die meisten Zergliederer sahen nur was sie eben sehen wollten. Der Scheitel des berühmten Bichats, welchen Dr. Roux aufhebt, sey auffallend unsymmetrisch. Nous ignorons absolument en quoi consiste la cause matérielle immédiate du délire et où est son



liege. (So dachte unter andern Dr. Marshall nicht s. Anz. S. 113). *Traitement de la Mélancolie.* Pinél erhält große Lobsprüche über die ihm in Paris endlich gelungene Abstellung der grausamen Behandlung der Geisteskranken, *routine cruelle et meurtrière, l'opprobre de notre art et de l'humanité. Règles de l'Hygiène appliquées au traitement de la Mélancolie.* Keine, milde Landluft, gesunde Wohnung, der Jahreszeit und Bitterung angemessene Kleidung, lauwarmes Bad, leicht verdauliche Speisen, Leibesbewegung, Reisen zu Land und zur See, weder zu kurzer noch zu langer Schlaf. *Traitement physique.* Das Ueberraschungsbad (*bain de surprise*) triebe Fodéré zu weit, kalte Bäder schaden meistens, wenn temperirte dagegen sehr nützen, kalte Begießungen, Tropfbad, Eis, oder Drycrat auf den Kopf während dem warmen Fußbade. Die *merveilles du magnétisme* hätten sich bey Unbefangenen nicht bewährt gezeigt. *Moyens internes.* Auf den Helleborus hält der Verf. nicht viel, da man ja bessere Abführungsmittel besitze. Nach den Umständen empfiehlt er reizende Clystiere, Brechmittel, Campheressig, Opium-Emulsionen, Darwin's Drehmaschine werde jetzt wenig gebraucht, ihrer Gefährlichkeit wegen, Blutwegnahme sey schädlich, höchstens Blutegel. *Traitement mentale.* Hr. Pinél's und Esquirol's Vorschriften seyen zu befolgen, die in ernstern aber milder Behandlung, nicht in der abscheulichen, zu welcher noch Fodéré rath bestehen. Ueberhaupt solle man die Ursache der Melancholie auszufinden und zu heben suchen, wenn sie leider nur nicht oft so gar schwer auszumitteln oder zu entfernen wäre.

---

Göttingische  
gelehrte Anzeigen  
unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 30. August 1819.

Paris.

Bey Guillaume und Compagnie: **Histoire de la double conspiration de 1800, contre le gouvernement consulaire, et de la déportation qui eut lieu dans la deuxième année du Consulat; contenant des détails authentiques et curieux sur la machine infernale et sur les deportés. Avec une carte géographique des îles Sechelles et deux plans; par M. Fescourt.** 1819. C. XII und 329. In Octav.

Mit lebhaftem Interesse hat Rec. vorliegendes Werk gelesen, sowohl wegen der Leidensgeschichte der Verbannten vom Jahre 1801, welche den größten Theil desselben ausmacht, als auch vorzüglich wegen der Aufklärungen, welche dasselbe über die beyden Verschwörungen im Jahre 1800, um Bonaparte in der Oper zu ermorden, dann ihn vermittelst der Höllenmaschine aus der Welt zu schaffen, enthält; beydes Thatsachen, deren Zusammenhang bisher noch in einen beynah undurchdringlichen Schleyer gehüllt war. Was aber der Verf. zur Erläuterung und Erklärung derselben beybringt, trägt so ganz das Gepräge der innern Wahrscheinlichkeit

P (6)

und er selbst empfiehlt sich außerdem so sehr, gegen die gewöhnliche Art seiner Landsleute, durch die pünctlichste Genauigkeit in den, selbst die anscheinend unbedeutendsten Nebenumstände betreffenden Angaben und die lobenswertheste Unparteylichkeit, daß wir sein Werk unbedenklich als eine vollen Glauben verdienende Quelle ansehen können. In der Vorrede gibt er Rechenschaft über die Entstehung seiner Schrift und deren Quellen. Vor einigen Jahren habe er sich längere Zeit in dem mittäglichen Frankreich, vorzüglich zu Lunel aufgehalten, und bey dieser Gelegenheit zwey der zurückgekehrten Deportirten, die damahls unter Policeaufficht an dem Orte gelebt, den Baumeister und Mechanicus Lefranc und einen gewissen Saunois kennen gelernt, von denen ihn vornehmlich der erstere, in der Hoffnung, durch das Bekanntwerden ihret vielen erduldeten Leiden, eine Milderung ihres Schicksals zu erhalten, die Geschichte ihrer Verbannung zu schreiben aufgefordert, ihm zu diesem Ende sein Tagebuch eingehändigt und auf sein Befragen alle erforderlichen Aufklärungen gegeben habe. Bald darauf habe er, bey einer Reise nach Bretagne, die Bekanntschaft der Schiffscapitäne Guieyeffe und Bonamy, welche die Verbannten nach ihrer Bestimmung geführt, gemacht und von ersterem ebenfalls dessen Tagebuch, von dem andern aber manche wichtige Notizen erhalten, auch sey er endlich noch durch einen angesehenen öffentlichen Beamten in den Besiz des Tagebuchs von Bauversin, ebenfalls eines der Verbannten, gekommen. Zugleich verwahrt er sich gegen eine andere, schon früher, unter dem Titel *Les infortunes de plusieurs victimes de la tyrannie de Napoléon Buonaparte*, erschienenen Schrift, an der zwar Lefranc Antheil gehabt, deren Angaben aber zum Theil absichtlich, zum Theil, weil sie größtentheils nur aus dem Gedächtniß geschöpft worden, voller Unrichtigkei-

ten seyen, wie er auch in einem Anhang unter der Ueberschrift: "Critische Bemerkungen," noch weiter zu beweisen sich die Mühe genommen. — Vorzüglich seit der Schlacht von Marengo, die Bonaparte's Macht und Ansehn noch mehr befestigt hatte, suchten die Jacobiner, oder wie sie damahls gewöhnlich genannt wurden, die Anarchisten, die schon seit längerer Zeit seine Herrschaft fürchteten, auf jede Weise die Consularregierung zu stürzen. Zu ihrem Anführer wählten sie den aus den Kriegen der Vendée, durch seine Grausamkeit und seine Tollkühnheit gleich sehr bekannten General Kossignol, der schon früher an mehreren ähnlichen Complotten Theil genommen, und daher auch jetzt zwar zur Ausführung des Planes sich erbot, jedoch jede directe Theilnahme an dessen Entwerfung verweigerte, um desto leichter die Wachsamkeit der Polizey, die ihn fortwährend genau beobachten ließ, zu täuschen. Unter den übrigen Verschworenen befanden sich Demerville, Topino Lebrun, Chevalier, Chapelle, Peperi de Grouhette und Andere, die beynah sämmtlich in der Schreckenszeit von 1793 eine Rolle gespielt. Der Plan ward entworfen, während der erste Consul im Theater seyn würde, einen Tumult zu erregen, und ihn beym Heraussteilen aus dem Hause zu ermorden, indeß ein anderer Theil der Verschworenen, die Vorstädte und sonstigen volkreichsten Quartiere der Stadt in Aufruhr bringen und mit Hülfe des Pöbels die Schreckensregierung wieder herstellen sollte. Allein die Ausführung mislang, da die Verschworenen, etwa dreyßig an der Zahl, unvorsichtiger Weise und gegen Kossignol's Rath, mehrere neue Genossen, und unter diesen auch einige geheime Polizeyspione angeworben, durch welche alsbald der Anschlag verrathen ward und die Polizey, nachdem sie sich hinreichend von allem un-

terrichtet, zwanzig der vornehmsten Verschworenen, unter diesen auch Rossignol, in Verhaft nehmen ließ. Dennoch gaben die übrigen, an deren Spitze jetzt Demerville stand, ihren Plan nicht auf, sondern beschloffen vielmehr einige Wochen später, auf jede Weise ihre verhafteten Genossen zu befreuen. Schon war der 10te October dazu bestimmt, den ersten Consul in der Oper zu ermorden, als die Polizey durch ihre Spione benachrichtigt, auch Demerville, Topino Lebrun, Ceracchi und Arena verhaften ließ. Allein auch jetzt verloren die übrigen den Muth nicht. Einer von ihnen, Chevalier, schlug vor, den ersten Consul durch eine, nach dem Muster der während der Belagerung von Antwerpen im Jahre 1585, durch den Italiänischen Ingenieur Friedrich Zambelle verfertigten Maschine aus der Welt zu schaffen. Er selbst nebst Beycer übernahm deren Verfertigung, die ihnen auch wirklich gelang, obgleich die Polizey ihnen bereits auf ihrer Spur war, und sie deßhalb häufig ihre Schlupfwinkel zu verändern genöthigt wurden. Die Maschine sollte auf einem Karren auf den Weg des ersten Consuls gestellt und wenn derselbe nach der Oper, oder zurück nach den Tuilerien fahren würde, angezündet werden. Schon war alles zur Ausführung bereit, als in der Nacht vom siebenten auf den achten November die Polizey Chevalier und Beycer verhaftete, und sich der Maschine bemächtigte. So ward diese Verschwörung glücklich vereitelt; die schwachen Ueberbleibsel der Verschworenen wagten von jetzt an keinen neuen Versuch. Um dieselbe Zeit faßten aber auch einige Royalisten, an ihrer Spitze ein vormahliger Seeofficier St. Regent, nochmahls, gleich wie Carbon, Anführer der Chouans und Limoëlan, weiland Major General der Vendéer, den Entschluß, den ersten Consul aus dem Wege zu räumen und der

Augenblick dünkte ihnen um so günstiger, da die ganze Aufmerksamkeit der Polizei auf die Jacobiner gerichtet schien. Anfangs war jedoch ihre Zahl so gering und die Vorsicht der Regierung so lebhaft, daß sie schon verschiedene Pläne als durchaus unausführbar bey Seite gelegt hatten, als sie endlich ebenfalls auf den Gedanken geriethen, Bonaparte durch eine nochmalis sogenannte Höllemaschine aus dem Wege zu räumen. Am 24sten December 1800 war bekanntlich der Versuch dazu gemacht und Fouché, allein mit den Anarchischen beschäftigt, um: so mehr, da diese schon einen ähnlichen Plan entworfen gehabt und eine royalistische Verschwörung nicht ahnend, beeilte sich, um Bonaparte's Zorn durch einige Schlachtopfer zu besänftigen, wiewohl es ihm zur Zeit noch durchaus an Beweisen gebrach, alle diejenigen, welche entweder, weil sie schon in einem ähnlichen Complotte verwickelt gewesen, oder sich unzufrieden mit der Consularregierung bezeigt, oder sich während der Schreckensherrschaft bemerklich gemacht, irgend verdächtig schienen, verhaften zu lassen. Wiewohl er sich aber bald davon überzeugete, daß die Verhafteten an diesem neuen Complotte durchaus unschuldig seyen, beharrte er dennoch in seiner Anklage gegen dieselben; nur einige wenige, die an allen jenen Umtrieben nicht den geringsten Antheil genommen, wurden wiederum in Freyheit gesetzt. Dr. Merville, Topino Lebrün, Ceracchi, Arena, Chevallier, Beycer und einige andere, wurden indessen zum Tode verurtheilt und hingerichtet; von den übrigen hundert und dreyßig Verhafteten erklärte Fouché (1. Jan. 1801): "Zwar seyen sie nicht alle mit dem Dolche in der Hand gefangen genommen worden, allein sämmtlich dafür bekannt, daß sie wohl im Stande seyen, ihn zu schleifen und zu führen." Wiewohl daher kaum dreyßig der-

selben in die Verschwörung gegen Bonaparte wirklich verwickelt gewesen waren, da man nicht hoffen durfte, daß ein Gericht sie verurtheilen werde, man sich jedoch zugleich aller dieser Menschen auf irgend eine Weise entledigen wollte, so faßte die Regierung, auf den Bericht der Staatsrätthe Röderer, Siméon und Portalis den Entschluß, sie über das Meer zu verbannen, und nicht nur der Staatsrath, sondern selbst der Senat, der doch für die Aufrechthaltung der Verfassung sorgen sollte, waren schon damals feig genug, diesen verfassungsmäßigen Gewaltstreich förmlich gut zu heißen. Die Fregatte *Chiffonne* und die *Corvette la Fleche* wurden befehligt, die Gefangenen an den Ort ihrer Verbannung, der jedoch sorgfältig geheim gehalten ward, zu führen; einundsiebzig derselben waren alsbald in zwei Abtheilungen nach Nantes gesandt. Schon waren sie weit von Paris entfernt, als die wahren Urheber der Hüllemaschine entdeckt und St. Regent und Carbon, deren sich die Polizey bemächtigt, hingerichtet wurden. Daher wurden die noch nicht zu ihrer Verbannung unter Weges befindlichen Gefangenen nicht abgefandt, sondern einige derselben freigelassen, die meisten aber auf längere oder kürzere Zeit in Staatsgefängnissen in Haft gehalten; und in Rücksicht auf die einmahl nach Nantes abgeführten, beharrte die Regierung auf ihrem Entschlusse, sie so schnell als möglich aus Frankreich zu entfernen. Acht und dreyßig derselben wurden alsbald nach ihrer Ankunft auf der *Corvette*, die übrigen auf der *Fregatte* eingeschifft. Damit beginnt alsdann die Geschichte ihrer Verbannung nach den *Sechellen*, die, wiewohl sie in mehr als einer Rücksicht eine höchst anziehende Unterhaltung gewährt, dennoch keines Auszuges fähig ist. Ein Theil der Verbannten ging auf den *Sechellen* selbst, wo die

Einwohner sie anfangs aufzunehmen verweigerten und nicht eher ruheten, als bis sie die Entfernung des größten Theils derselben nach den Comoren oder Anjouan-Inseln erlangt, die meisten aber sowohl auf letzteren Inseln, als auf der mit unsäglichen Mühseligkeiten verknüpften Rückkehr nach Europa zu Grunde; nur drei, Lefranc, Saunois und Bouverin kamen bereits unter Bonaparte's Herrschaft nach Frankreich zurück. Die auf den Sechellen zurückgebliebenen, die sich nachmahls, sowohl auf diesen Inseln als auf Isle de France und Bourbon niedergelassen, erhielten im Jahre 1817, achtzehn an der Zahl, von der Königlichen Regierung die Erlaubniß, zurückzukehren, von der sie auch wirklich größtentheils Gebrauch machten. — Durch eine treffliche Karte über die Sechellen und manche wichtige geographische Bemerkungen, vorzüglich über die Comoren, wird der Werth dieses Buchs noch erhöht.

#### W i e n.

Bey Grund: *Constitutio rei urbarialis regni Hungariae. Opera et studio Caroli Pauly, ad excels. cancellar. Rez. hung. aulicam concipiatae aulici. Tomus I. Pars I. 2. 3. 1817. 671 Seiten in Octav.*

Dieses Buch enthält eine höchst detaillirte und genaue Zusammenstellung, aller seit der Kaiserinn Maria Theresia bis auf die gegenwärtige Zeit erlassenen Verordnungen, Rescripte und Resolutionen über die gutsherrlichen und andern Verhältnisse des Bauernstandes in Ungarn, und den Königreichen Croatien und Slavonien, so wie auch des Banats, in systematischer Form, und durchgehends mit einem ausführlichen Commentare verschmelzen. Bekannt ist es, daß alle diese Verordnungen die letzten Spuren der Leibeigenschaft (*jobbagnionatus*) in den gedachten



Ländern vertilgten, und zu gleicher Zeit dem Bauernstande eine besondere und in sich abgeschlossene Verfassung durch das sogenannte Urbairialinstitut gaben; aber weniger interessant müssen die Details dieser Verordnungen dem Ausländer seyn, und so darf Ref. dieselben, dem Zwecke dieser Blätter gemäß, mit Stillschweigen übergehen. Die Lectüre des vorliegenden Werks ist mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft; es ist in verdorbenem Ungarlatein verfaßt, und der Text selbst mit Ungarischen Worten durchwebt.

### G ö t t i n g e n .

Hey H. Dieterich: Repertorium Commentationum a Societatibus litterariis editarum, secundum disciplinarum ordinem digestum, J. D. Reuls. Scientia et ars medica et chirurgica. 3. Therapia generalis et specialis. P. II. continens, D. E. F. G. H. 1818. 584 S. in 4.

Gewiß wird die Bekanntmachung der Fortsetzung des von uns (1818. St. 22. S. 217) angezeigten Werkes besonders den Aerzten sehr willkommen seyn, welche bereits die Erfahrung machten, wie viele, zuweilen sogar vergebliche Mühe es ihnen kostete, über einen einzigen in diesem Repertorio befindlichen Artikel, oder über eine einzige Krankheit dasjenige zusammen zu suchen, was sie hier nicht nur vereinigt, sondern auch so schön geordnet, und vollständig aufgestellt finden. Wer wird daher nicht dem Verfasser Gesundheit und ausdauernden Muth, und somit sich selbst das Vergnügen wiederholt wünschen, diese mit jedem Jahre eben so unentbehrlicher als beschwerlicher werdende Arbeit glücklich und bald beendigt zu sehen?

---